

38602

198

# GERMANIA.

VIERTELJAHRSSCHRIFT

FÜR

DEUTSCHE ALTERTHUMSKUNDE.

BEGRÜNDET VON FRANZ PFEIFFER.

FORTGESETZT VON KARL BARTSCH.

JETZT HERAUSGEGEBEN

VON

OTTO BEHAGHEL.

.p05p5.5

VIERUNDDREISSIGSTER JAHRGANG.

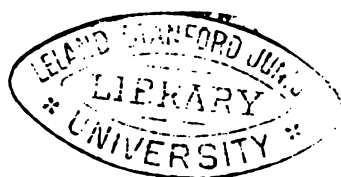
NEUE REIHE ZWEIUNDZWANZIGSTER JAHRGANG.

---

WIEN.

VERLAG VON CARL GEROLD'S SOHN.

1889.



A. 34209.



## INHALT.

	Seite
Über den Ursprung des höfischen Minnesanges und sein Verhältniß zur Volksdichtung. Von Ed. Theodor Walter . . . . .	1
Einleitung . . . . .	1
Capitel I. <i>Winileodi</i> , Liebesgrüße, <i>trouillet</i> , Kürenberglieder, <i>puellarum cantica</i> . . . . .	3
Capitel II. Der Versuch R. M. Meyers, vermittelt einer Sammlung von Parallelstellen aus höfischen Dichtern den Minnesang als Entwicklungsproduct einer „verloren gegangenen“ Volkslyrik hinzustellen . . . . .	9
Der Minnesänger Albrecht von Johansdorf. Von J. Hornoff. (Schluß) . . . . .	75
V. Gedankenwelt . . . . .	75
VI. Zeitliche Anordnung . . . . .	105
VII. Fremde Einflüsse . . . . .	109
Zur Lautform des Alemanischen. Von A. Heusler . . . . .	112
Zu den „drei Marsien“. Von H. v. Wlislocki . . . . .	130
Über den Ursprung des höfischen Minnesanges und sein Verhältniß zur Volksdichtung. (Schluß.) Von E. Th. Walter . . . . .	141
Capitel III. Werth des Aufsatzes von A. Berger über „die volksthümlichen Grundlagen des Minnesanges“ für die Frage nach dem Zusammenhange zwischen diesem und der Volksdichtung . . . . .	141
Capitel IV. Die <i>Carmina Burana</i> und ihr Zusammenhang mit dem höfischen Minnesange . . . . .	146
Capitel V. Schluß . . . . .	153
Zur Alexiuslegende. II. Von Max Fr. Blau . . . . .	156
Zur Tristansage. Von E. Kölbing . . . . .	187
Schwäbisch e als Vertreter von a. Von K. Bohnenberger . . . . .	194
Über den gegenwärtigen Stand der Suchenwirt-Handschriften. (Forts. und Schluß.) Von Franz Kratochwil . . . . .	203. 303. 431
Leute. Von O. Brenner . . . . .	245
Mhd. <i>es</i> und <i>é</i> . Von O. Behaghel . . . . .	247
Eine Handschrift des Pfaffen Amis. Von G. Ehrismann . . . . .	251
Bemerkungen zum deutschen Wörterbuche (Forts. und Schluß.) Von A. Gombert . . . . .	253. 371. 493
<i>Musee</i> . Von O. Behaghel . . . . .	264
Norddeutsche und süddeutsche Heldensage und die älteste Gestalt der Nibelungensage. Von W. Golther . . . . .	265
Zur Freckenhorster Heberolle. Von Franz Jostes . . . . .	297

Bibliographie der Umland-Litteratur. Von Ludwig Fränkel . . . . .	
Ein Brief. Von O. Brenner . . . . .	
Zu mhd. <i>iu</i> und <i>ü</i> . Von O. Behaghel . . . . .	
Zu S. 370. Von O. B. . . . .	
Zur Runenlehre. Von F. Losch . . . . .	
Die Vorfahren des Jordanes. Von Th. v. Grienberger . . . . .	
Ériliva. Von Demselben . . . . .	
Die Sprachbewegung in Norwegen. Von W. Golther . . . . .	
Zu Gerhard von Minden. Von R. Sprenger . . . . .	
Zu Wolfram. Von O. Behaghel . . . . .	
I. Die Zeit seines Thüringer Aufenthalts. . . . .	
II. Zum Titirel . . . . .	
III. Zu den Liedern . . . . .	
Fragmente aus der Weltchronik Rudolfs von Ems. Von K. Reißenger . . . . .	
<i>Jappentist</i> . Von G. Ehrismann. . . . .	

## LITTERATUR.

H. Sweet, A History of English Sounds. Von K. Schröer . . . . .	
Elias Steinmeyer, Über einige Epitheta der mhd. Poesie. Rede beim Antritt des Prorectorats. Von O. Behaghel . . . . .	
Mittheilungen. . . . .	140. 396.





# ÜBER DEN URSPRUNG DES HÖFISCHEN MINNESANGES UND SEIN VERHÄLTNISS ZUR VOLKSDICHTUNG.

## Einleitung.

Wilmanns stellt in seinem „Leben und Dichten Walthers von der Vogelweide“ das Vorhandensein einer deutschen Volksliedeslyrik vor der Mitte des zwölften Jahrhunderts, also vor dem Emporblühen des höfischen Minnesanges auf deutschem Boden schlechthin in Abrede <sup>1)</sup>).

Seine Ansicht fand entschiedene Gegner; zunächst in Konrad Burdach <sup>2)</sup>, dann in Richard M. Meyer <sup>3)</sup>, welche beide eine weit verbreitete Liebeslyrik vor der genannten Zeit nachzuweisen bemüht sind. Beide beantworten aber bei dieser Gelegenheit zugleich auch die Frage nach dem Zusammenhange der deutschen Volkslyrik mit dem höfischen Minnesange in der Weise, daß sie diesen als die oberste Stufe einer allmählichen steten Entwicklung, als die volle Blüthe einer seit Jahrhunderten gepflegten und ausgebildeten Volkslyrik hinstellen <sup>4)</sup>).

---

<sup>1)</sup> Wilmanns, *Leben und Dichten Walthers von der Vogelweide*. Bonn 1882. S. 16: „Daß es vor der Mitte des zwölften Jahrhunderts eine weit verbreitete Liebeslyrik gegeben habe, glaube ich nicht; durch Zeugnisse ist sie nicht zu belegen, die allgemeine Entwicklung des Volkes spricht nicht dafür.“

<sup>2)</sup> Burdach, *das volksthümliche deutsche Liebeslied*. Zeitschrift für deutsches Alterthum etc. XXVII. S. 343—367.

<sup>3)</sup> Meyer, *alte deutsche Volksliedchen*. Zs. XXIX. 121—236.

<sup>4)</sup> cf. vor Allem Meyer a. a. O. S. 225: „Wichtiger ... ist das Gesamtergebnis, welches aus dieser Betrachtung sich ergibt: ... weiter gibt uns die Verarbeitung der Verse und Lieder ein Bild von der Art, wie die Kunstdichtung sich aus der bäurischen Stegreifdichtung erhob: zuerst noch ganz die alte Art fortsetzend, nur feilend, glättend, viel mehr formell ändernd als inhaltlich, viel mehr vermuthlich noch in der Melodie als im Text sich von der einfachsten Kunstübung absondernd.“

Zu gleichem Resultate kommt auch Arnold Berger in seine Abhandlung über „die volkstümlichen Grundlagen des Minnesangs“<sup>1)</sup> wenigstens erklärt er sich ausdrücklich einverstanden mit den „scharfsinnigen Untersuchungen von Richard M. Meyer“, dessen Standpunkt er in allem Wesentlichen theile<sup>2)</sup>).

Ich meinerseits halte diese Untersuchungen und somit ihr Resultat für völlig verfehlt. Gern will ich zugeben, daß der Standpunkt, von dem aus sie unternommen sind, auf den ersten Blick viel Verlockendes hat; Berechtigung jedoch kann ich ihm in keiner Weise zusprechen.

Nicht daß ich Wilmanns beitreten wollte, wenn er geradezu behauptet: daß die Liebe vor der Mitte des zwölften Jahrhunderts als „Ausdruck persönlicher Empfindung“ in der Lyrik nirgends ausgesprochen habe; daß sie „wie alle andere Empfindung“ nur in der epischen Poesie laut geworden sei<sup>3)</sup>; solcher Ansicht stehe ich fern. Nur einen Zusammenhang zwischen dem höfischen Minnesang und der ihm vorausgehenden Volkspoesie, wie ihn Burdach, vor Allen aber Meyer und mit ihm Berger — ich weiß nicht, ob in Übereinstimmung mit der allgemein herrschenden Ansicht, jedenfalls aber bis heute ohne wesentlichen lauten Widerspruch — nachzuweisen versuchten, muß ich entschieden in Abrede stellen.

Soll der höfische Minnesang die Blüthe der Volksdichtung sein — nach Meyer wäre er überhaupt nur ein Abklatsch derselben — so genügt es keineswegs, eine solche vor den Jahren 1150—1180 nachzuweisen; auch nicht, wenn in derselben die Liebe offenbar in irgend welcher Weise einen Ausdruck gefunden hat; vielmehr muß gezeigt werden, daß es bereits vor den ersten Kundgebungen der höfischen Minnepoesie eine Volkslyrik und zwar Volksliebeslyrik gegeben habe, so geartet und ausgebildet, daß dieser auch wirklich als die nächste und nun allerdings höchste Stufe der Weiterentwicklung angesehen werden könne, ohne aber selbstverständlich auch auf diese Höhe als Kind der vorigen Periode sich verläugnen zu lassen<sup>4)</sup>.

<sup>1)</sup> A. Berger, die volkstümlichen Grundlagen des Minnesangs. Zeitschrift für deutsche Philol. XIX. S. 440—486.

<sup>2)</sup> Berger a. a. O. S. 441 unten.

<sup>3)</sup> Wilmanns a. a. O. S. 16.

<sup>4)</sup> Der Nothwendigkeit einer solchen Forderung ist sich übrigens Richard M. Meyer offenbar bewußt, wenn er von der ältesten höfischen Kunstdichtung — allerdings ohne einen Beweis folgen zu lassen — behauptet, sie habe sich aus der „bäurischen Stegreifdichtung“ erhoben, „zuerst noch ganz die alte Art fortsetzend.“

Sind nun Burdach, Meyer und Berger im Stande, eine solche volksthümliche Poesie als Vorläuferin und Vorbild des höfischen Minnesanges nachzuweisen und so „das oft bestaunte Räthsel des plötzlichen Aufbruchs der ganzen mittelhochdeutschen Lyrik“<sup>1)</sup> zu lösen?

### Capitel I.

#### *Winileodi*, Liebesgrüße, *troutliet*, Kürnberglieder, *puellarum cantica*.

Das erste Zeugniß, auf welches sich Meyer beruft, sind die Worte des Kapitulars aus dem Jahre 789, durch welche den Nonnen verboten wird:

winileodos scribere vel mittere.

Was in Wirklichkeit diese *winileodi* gewesen sein mögen, darüber will ich mich hier nicht weiter aussprechen, betonen möchte ich nur, daß es mir keinesfalls darum zu thun ist, den „verliebten Inhalt“ derselben in Abrede zu stellen; von Liebe, ja sogar meist und vorwiegend von Liebe ist gewiß in ihnen die Rede gewesen; was aber die Aufführung dieser Lieder für den Ursprung des Minnesanges in ritterlichen Kreisen und für dessen Zusammenhang mit einer ihm direct vorausgehenden Volksliebeslyrik bedeuten soll, ist mir nicht recht erfindlich.

Es handelt sich hier doch lediglich um den Nachweis einer unmittelbaren Vorstufe zu der höfischen Dichtung. Eine solche in jenen von den Nonnen gesandten Gedichten des achten Jahrhunderts, über deren Wesen und Inhalt wir uns nur Vermuthungen hingeben können, finden zu wollen, erscheint mir ganz und gar unstatthaft.

Einzuwenden: diese *winileodi* könnten sich ja in der Zeit vom achten bis zwölften Jahrhunderte derartig weiter entwickelt haben, daß sie unseren Anforderungen entsprächen, wäre ebenfalls sehr wenig angebracht. Wir wissen eben von einer solchen Entwicklung nichts, erfahren überhaupt eine lange Zeit hindurch über *winileodi* nicht das Geringste; und in späterer Zeit, da wir sie wieder genannt finden, treten sie uns in einer Bedeutung entgegen, die viel mehr auf Lieder, wie sie beim Tanze oder bei Spielen gebräuchlich sein mochten<sup>2)</sup>,

<sup>1)</sup> Meyer a. a. O. S. 225.

<sup>2)</sup> cf. Neidhard ed. Haupt 62, 32:

durch minen haz von stige vaste nâch den bluomen spranger,  
in einer hâhen wise sîniu wineliet diu sanger.

und 96, 14:

unde in hôher wise sîniu wineliedel sanger.

als auf Liebeslieder schließen läßt und damit für unseren Zweck jeden sonderlichen Werth verliert.

Ich lehne daher die *winileodi* als nicht hierher gehörig von vornherein ab.

Auch dem aus dem elften Jahrhunderte stammenden Liebesgruß im Ruodlieb<sup>1)</sup> kann ich keine Beweiskraft zugestehen. Er lautet:

Die sodes illi nunc de me corde fideli  
tantundem *liebes*, veniat quantummodo *loubes*,  
et volucrum *wunna* quot sint, tot die sibi *minna*  
graminis et florum quantum sit, die et honorum.

Daß die den Vers hier durchbrechenden deutschen Reimworte einem weit verbreiteten, allbekannten Liebesgruß zuzuschreiben seien, daß es solcher Liebesgrüße viele im elften, ja schon im zehnten Jahrhunderte gegeben habe<sup>2)</sup>, räume ich ohne Weiteres ein. Jedoch — mögen diese Grüsse sangbar gewesen oder gesungen worden sein; mag man sie nur als Formeln für die Einleitung mündlicher Botschaften; später, ausgebildet, für den Briefanfang allenthalben gäng und gäbe gehabt haben<sup>3)</sup>: für einen Zusammenhang zwischen diesen Strophen und dem höfischen Minnesange des zwölften Jahrhunderts spricht nicht das Geringste.

Solche Liebesgrüße sind ja gewiß ein Zeichen von einer gewissen Lust am Überschwänglichen, am poetischen Vergleichen und Übertreiben; zugleich aber auch ein Zeugniß für den noch herrschenden Mangel an Beweglichkeit und Übung, der immer und immer wieder das Zurückgreifen nach der alten Formel nöthig macht und sich mit ihr begnügt. Von der Fähigkeit zu einer über die engen Grenzen des Grußes hinausgehenden Entwicklung ist gleichfalls nichts zu finden; Anzeichen einer Dichtungsart, in welcher der Minnesang sein Vorbild oder auch nur seine Vorbereitung gefunden hätte, werden nirgends bemerkbar.

Auch die Berufung auf die *troutliet*<sup>4)</sup>, die in den Kreisen der österreichischen Ritter offenbar schon vor 1163 geübt wurden<sup>5)</sup>, gibt uns keinen Beweis für das Hervorwachsen des Minnesanges aus einer „verloren gegangenen“ Volkspoesie.

<sup>1)</sup> Ruodlieb ed. Seiler XVII. 11—14.

<sup>2)</sup> Dümmler, Mittheilungen der Züricher antiquarischen Gesellschaft 12, 228.

<sup>3)</sup> Meyer a. a. O. S. 129.

<sup>4)</sup> Burdach a. a. O. S. 354.

<sup>5)</sup> Heinrich von Melk ed. Heinzl, Erinnerung 610—613 und Priesterleben 670 bis 671.

Zwar halte ich diese *trouillet* nicht für „Erzählungen erotischen Inhaltes“, Liebesgeschichten oder Gesänge, „die dem epischen Gehalte den Ausdruck einer augenblicklichen und subjectiven Stimmung beigesellten“<sup>1)</sup>, sondern glaube in ihnen Dichtungen sehen zu dürfen, die weit mehr lyrischen als epischen Charakter trugen; doch sind ja alle diese Lieder, so weit wir unterrichtet sind, allein in ritterlichen Kreisen, obendrein nur Österreichs gedichtet und gesungen worden, haben also mit Volkslyrik von vornherein gar nichts zu thun.

Den stärksten Nachdruck jedoch glaubt Burdach auf die Kürnberglieder legen zu müssen<sup>2)</sup>.

Um dies zu können, ist er natürlich gezwungen, die Autorschaft eines einzigen Mannes für die Männer- und Frauenstrophen in Abrede zu stellen und dieselben verschiedenen Verfassern: Männern und Frauen<sup>3)</sup> zuzuschreiben.

Leider bringt er von neuen Gründen für seine Behauptung gar nichts.

Mit den widerlegenden Auseinandersetzungen Pauls<sup>4)</sup> befaßt er sich unbegreiflicher Weise überhaupt nicht, sondern begnügt sich damit, es für unmöglich zu erklären, daß derselbe Mann, der in den Männerstrophen so stolz und hart, roh und begehrlieh sich zeige, die zarten Frauenstrophen gedichtet haben könne. Aber wie steht es in Wirklichkeit mit diesen so stolzen, rohen und begehrliehen Männerstrophen, wie mit den so zarten Frauenliedern?

Ich kann nur mit Paul<sup>5)</sup> fragen: ist eine Frauenstrophe, die mit den Worten

er muoz mir diu lant rûmen  
ald ich geniete mich sin<sup>6)</sup>

schließt, wirklich so überaus zart und weich; und hinwiederum eine Männerstrophe, in der es heißt:

wîp vile schœne,  
nu var du sam mir.  
lieb und leide  
teile ich sament dir ...<sup>7)</sup>

<sup>1)</sup> Wackernagel a. a. O. S. 291.

<sup>2)</sup> Burdach a. a. O. S. 355 f. cf. Meyer a. a. O. S. 127.

<sup>3)</sup> cf. Scherer, Der Kürnberger, Ztschr. f. d. Alt. XVII, S. 561—581.

<sup>4)</sup> cf. Paul in P. u. Br. Beitr. II, 406—418.

<sup>5)</sup> a. a. O. S. 414.

<sup>6)</sup> MF. 8, 7—8.

<sup>7)</sup> MF. 9, 21—28.

so hart und roh, daß man sie nicht beide einem Verfasser zuschreiben könnte?

Oder ist es etwa als Thatsache anzuerkennen, wie Scherer<sup>1)</sup> behauptet, daß die Männer im XII. Jahrhunderte wirklich aller weichen Empfindungen unfähig gewesen wären, wenn unter Dietmar von Eist der Ritter klagt:

Seneder friundinne bote,  
nu sage dem schœnen wibe,  
daz mir tuot âne mâze wê,  
daz ich si so lange mide:  
lieber hete i'r minne  
dan al der vogeles singen<sup>2)</sup>.

Oder wenn der Dichter das Verhalten des Ritters folgendermaßen charakterisiert:

Jô stuont ich nehtint spâte  
vor dinem bette:  
do getorst ich dich frouwe  
niuwet wecken . . .<sup>3)</sup>

und das der Dame mit den Worten:

. . . . . 'des gehazze  
got den dinen lip;  
jô enwas ich niht ein bër  
wilde.' so sprach das wip.

Wer ist hier zaghaft, zart und voller Rücksicht?

Ferner! Haben wir in der Strophe<sup>4)</sup>

Nu brinc mir her vil balde  
mîn ros, mîn isengwant.  
wan ich muoz einer frouwen  
rûmen diu lant.  
diu wil mich des betwingen  
das ich ir holt sî.  
si muoz der mîner minne  
immer darbende sîn . . . .

wirklich, wie Burdach behauptet<sup>5)</sup>, das wilde Zurûckstoßen des Ritters gegenüber derselben Frau zu erblicken, deren Liebe und Hingebung er sich vorher gewünscht habe, oder nicht vielmehr (vielleicht mit humoristischer Färbung) das Fliehen vor einem Weibe, dessen

<sup>1)</sup> a. a. O. S. 577.

<sup>2)</sup> MF. 32, 13.

<sup>3)</sup> MF. 8, 9.

<sup>4)</sup> MF. 9, 29.

<sup>5)</sup> a. a. O. S. 356.

ungewünschte, aufdringliche Liebe ihm bereits unbehaglich zu werden anfängt?

Ebensowenig ist Burdachs Behauptung stichhaltig: „man wünscht nicht, was man nicht selbst kennt“, oder „Gefühle lassen sich nicht darstellen, wenn man sie nicht aus eigener Erfahrung kennt“. Er spricht damit kurzweg jedem Dichter die Fähigkeit ab, Frauen zu zeichnen. Seine diesbezüglichen Auslassungen eingehender zu widerlegen, halte ich für unnöthig.

Diesen allgemeinen Betrachtungen Burdachs ist in Wirklichkeit kein Werth beizumessen; nicht viel mehr seinen folgenden Auseinandersetzungen<sup>1)</sup>, für deren Gegenstand er übrigens „sorgfältige Berücksichtigung“ in Anspruch nimmt.

Er verbreitet sich in ihnen über die Thatsache, daß „wo ursprüngliche, volkstümliche Liebespoesie blüht“, „wir auch sonst die Frauen hervorragend als Dichterinnen thätig“ finden.

Aber ganz abgesehen davon, daß wir in unserem Falle ja erst die volkstümliche Natur der Kürnberglieder beweisen wollen, er also die Behauptung zum Beweise als Voraussetzung benutzt — abgesehen davon: kann er damit doch nur beweisen wollen, daß es überhaupt dichtende Frauen gegeben habe, keineswegs aber, daß diese Strophen, die uns unter Kürnbergers Namen überliefert sind, Frauen zu Verfassern gehabt haben müßten; zumal da ebenfalls aus älterer Zeit Frauenstrophen, von einem Manne gedichtet, unter Dietmar von Eist überliefert sind<sup>2)</sup>.

Wie Burdach sich übrigens mit der oben erwähnten Strophe MF. 8, 9 glaubt abfinden zu können, in der zuerst der Mann spricht:

Jô stuont ich nehtint späte  
vor dinem bette:  
do getorste ich dich, frouwe,  
niwet wecken ...

dann die Frau antwortet:

..... des gehazze  
got den dinen lip!  
jô enwas ich niht ein bér  
wilde ...

und zum Schlusse der Dichter anfügt:

..... so sprach daz wip.

kann ich mir bei seiner Ansicht durchaus nicht vorstellen. Er läßt

<sup>1)</sup> a. a. O. S. 356—367.

<sup>2)</sup> MF. 37, 4—17. 18—29.

von dieser Strophe überhaupt nichts verlauten: sie ist ihm offenbar im Wege.

Endlich möchte ich noch darauf hinweisen, daß einige der in Frage kommenden Strophen schon ohne Weiteres durch ihren Inhalt der ritterlichen Poesie zugewiesen werden. Dazu gehören auf jeden Fall die Strophen *Ich stuont mir nehtint späte | an einer zinnen*<sup>1)</sup>, *Ich zöch mir einen valken*<sup>2)</sup>, *Nu brinc mir her vil balde | mîn ros, mîn isengwant*<sup>3)</sup> und die letzte der ganzen Sammlung *Wîp unde vederspîl | die werdent kîhte zam*:<sup>4)</sup>; doch glaube ich, daß man wohl auch die beiden Strophen *Leit machet sorge*<sup>5)</sup> und *Swenne ich stân alleine*<sup>6)</sup> wird herbeiziehen dürfen.

Alles in Allem halte ich den abermaligen Versuch, aus den Kürnberggliedern Volksdichtungen machen zu wollen, für gründlich verfehlt und betone ausdrücklich, daß ich außer Stande bin, jene Lieder für Producte volksthümlicher Lyrik zu betrachten, sie vielmehr für alte Zeugnisse ritterlicher Poesie ansehen muß<sup>7)</sup>.

Über die *puellarum cantica* läßt sich bei den überaus geringen Nachrichten, die wir von denselben haben, gar nichts sagen.

Daß sie mit dem höfischen Minnesange in näherer Beziehung gestanden hätten, wird auch wohl kaum Jemand zu behaupten versuchen.

Damit hätten wir den Kreis dessen durchlaufen, was von thatsächlich Überliefertem oder sicher Bezeugtem für die Existenz einer so gearteten und so weit verbreiteten Volksliedeslyrik vorgebracht worden ist, daß der Minnesang als ihre nächste Entwicklungsstufe angesehen werden könnte.

Einen Beleg von beweisender Kraft haben wir aber nirgends finden können.

---

<sup>1)</sup> MF. 8, 1—8.

<sup>2)</sup> MF. 8, 33—9, 12.

<sup>3)</sup> MF. 9, 29—36.

<sup>4)</sup> MF. 10, 17—24.

<sup>5)</sup> MF. 7, 19—26.

<sup>6)</sup> MF. 8, 17—24.

<sup>7)</sup> Wegen des Weiteren in der Kürnbergfrage, sofern sie hierher gehört, verweise ich auf die oben citierte Abhandlung Pauls in den Beiträgen.



## Capitel II.

Der Versuch R. M. Meyers, vermittelt einer Sammlung von Parallelstellen aus höfischen Dichtern den Minnesang als Entwicklungsproduct einer „verloren gegangenen“ Volkslyrik hinzustellen.

Ganz abgesehen von den bisher besprochenen, entweder tatsächlich vorhandenen oder sicher bezeugten dichterischen Erzeugnissen glaubt R. M. Meyer noch andere Belege dafür zu haben, daß der höfische Minnesang das unmittelbare Entwicklungsproduct einer „verloren gegangenen“ Volksliebeslyrik sei<sup>1)</sup>.

Er stellt nämlich über 1000 ähnliche Verse aus den ältesten Stücken von des Minnesanges Frühling, den deutschen Strophen der Carmina Burana, aus Walther von der Vogelweide, Wolfram und Neithart zusammen<sup>2)</sup>, und zieht dann den Schluß: allen diesen Versen hätten bereits poetisch bearbeitete Muster vorgelegen<sup>3)</sup>, deren sich die betreffenden Dichter bedient hätten, die sie, gleichsam als Bausteine in ihre Gedichte einfügend, nur insoweit behauen hätten, als es der Bau ihrer Strophen erforderte<sup>4)</sup>.

Damit macht er also den höfischen Minnesang geradezu zu einem Abklatsch, und zwar zu dem Abklatsch einer Poesie, wie sie sich einstweilen nur in seiner Einbildung findet.

Und in dieser Einbildung ist Meyer so befangen, daß er „aus einzelnen Stücken und Stückchen“ zwar „kein einzelnes Lied“ wieder so aufbauen zu können glaubt, „daß wir es wirklich in seiner alten Gestalt zu besitzen überzeugt sein könnten; wohl aber „mit Deutlichkeit die Existenz“, ja sogar „klar den Charakter einer großen Zahl alter Liedchen“ nachweisen zu können sich getraut<sup>5)</sup>.

Er geht aber noch weiter; er unterscheidet sogar drei Abschnitte der Entwicklung:

eine Zeit der größeren Abhängigkeit von den Vorbildern,

eine Zeit „des Aufstrebens von den Anfängen zur Blüthe“ mit dem „bemerkbaren Bestreben, sich von den alten Vorbildern frei zu machen“<sup>6)</sup>.

und endlich die Zeit der Erweiterung und Verfeinerung<sup>7)</sup>,

<sup>1)</sup> Meyer gebraucht, wie schon sein Citat aus Wilmanns' Walthers Leben zeigt, immer „Lyrik“ in dem Sinne von Liebeslyrik.

<sup>2)</sup> a. a. O. S. 133—164.

<sup>3)</sup> a. a. O. S. 131 u. 132.

<sup>4)</sup> a. a. O. S. 167.

<sup>5)</sup> a. a. O. S. 169 f.

<sup>6)</sup> a. a. O. S. 167—168.

<sup>7)</sup> a. a. O. S. 171.

„welche Formeln der alten Art, formelhaft verwandte Verse also überhaupt kaum noch hervorbringt oder vielmehr ohne ältere Beispiele kaum noch zeigt und die alten wiederholt verdichtet und bricht.“

Er schließt dann seine Beweisführung mit den Worten: „Wir haben nun, wie ich glaube, die Existenz einer großen Anzahl von Versen, die in der verloren gegangenen Volksdichtung gerade wie noch in den ältesten erhaltenen Liedern zu neuen Liedern zusammengefügt wurden, für alle an der litterarischen Cultur Deutschlands theiligten Länder nachgewiesen; gegen Wilmanns also eine weit verbreitete Volkslyrik (Volksliebeslyrik) vor der Mitte des zwölften Jahrhunderts festgestellt.“<sup>1)</sup>

Von dieser selben nach seiner Ansicht nun erschlossenen Volkslyrik sagt er an einer anderen Stelle, wie schon erwähnt:<sup>2)</sup> aus ihr hätte sich die Kunstdichtung in der Weise erhoben, daß sie „zuerst ganz die alte Art fortgesetzt“, „viel mehr vermuthlich noch in der Melodie als im Text sich von der einfachsten Kunstübung“ absondert hätte.

Das heißt, vom entgegengesetzten Standpunkte aus betrachtet, nichts anderes, als:

Jene „verloren gegangene“ Volksdichtung bot im Großen und Ganzen so ziemlich denselben Anblick, den uns die älteren Zeugnisse der höfischen Kunstdichtung gewähren.

Wäre es also Meyer gelungen, dies thatsächlich zu erweisen, so wäre auch die Forderung erfüllt, die wir am Eingange unserer Abhandlung glaubten stellen zu müssen:<sup>3)</sup> somit der Zusammenhang zwischen höfischem Minnesang und der Volksdichtung als ein solcher dargethan, wie ihn Burdach, Meyer und Berger annehmen.

Sehen wir nun zu, ob die Sammlung Meyers in Wirklichkeit zu den Resultaten führt, die wir von ihm behauptet fanden.

## I.

Will man aus einer Zusammenstellung von Versen, die gleiche oder ähnliche Gedanken, gleiche oder ähnliche Ausdrücke enthalten, auch nur irgendwie auf den Umstand schließen, daß die betreffenden Dichter, denen jene Verse entnommen sind, vorhandene Vorbilder

<sup>1)</sup> a. a. O. S. 174.

<sup>2)</sup> Vgl. oben S. 1, Anm. 4 und S. 2, Anm. 4.

<sup>3)</sup> Vgl. oben S. 2.

gemeinsam benutzt haben: so ist es vor Allem durchaus unzulässig, solche ähnliche oder gleiche Gedanken oder Ausdrücke desselben Dichters zusammenzustellen.

Daß nicht nur jeder Dichter, sondern überhaupt jeder Mensch einen ganz bestimmten Schatz von Worten besitzt, aus dem allein er zu schöpfen pflegt, ist doch wohl Jedem bekannt.

Ein solcher Schatz wird, natürlich entsprechend dem Bildungsgrade eines jeden, bei dem einen größer, bei dem andern kleiner vorhanden, an jedem aber bei einigermaßen aufmerksamer Beobachtung bemerkbar sein; schon in der Alltagssprache der ungebundenen Rede. Wie viel mehr muß er sich zeigen bei dem Dichter, dessen Bewegung, wenn nicht gehemmt, so doch mit einer gewissen Regelmäßigkeit geleitet und beeinflußt wird durch die Rücksicht, die er dem Verse: dem Rhythmus und dem Reime schuldig ist.

Dazu kommt noch die allseits vorhandene Neigung zu ganz bestimmten Lieblingsgedanken -Wendungen und -Worten bei ein und derselben Persönlichkeit; oft nur zeitweilig, dann aber um so auffallender.

Beides können wir an allen unsern Dichtern, selbst unsern größten wahrnehmen.

Solche Parallelstellen, einer Persönlichkeit entnommen, beweisen selbstverständlich für die Annahme einer Entlehnung aus „verloren gegangenen“ Dichtungen nicht das Geringste. Ebensowenig hat es Bedeutung, wenn den Stellen eines Dichters Parallelen aus der späteren Volkslyrik beigelegt werden.

Soll denn einmal Entlehnung angenommen werden, so läge es wohl weit näher, bei derartigen Stellen daran zu denken, daß sie unter dem Einflusse des voraufgehenden Minnesanges gestanden hätten.

Tritt zu solchen, wie wir sahen ganz bedeutungslosen, Zusammenstellungen eine einzige irgend einem andern Dichter entnommene Parallele hinzu, so wird man dadurch wohl kaum die Beweiskraft der Gruppe für erhöht halten können, denn eine einzelne Entsprechung weist doch zu sehr auf den Zufall hin, als daß man ihr Werth beilegen könnte.

Dasselbe gilt natürlich auch für die Fälle, in denen eine Parallele, entnommen einem Dichter, zu einer einzelnen Stelle aus einem andern hinzutritt.

Ich scheide also aus der Sammlung Meyers von vornherein als untauglich zum Beweise aus:

1. Gruppen, deren Parallelstellen nur ein und demselben Dichter entnommen sind.

2. Gruppen, zu deren, einem Dichter entnommenen Parallelen nur Entsprechungen aus der späteren Volkslyrik hinzugefügt sind.

3. Gruppen, zu deren, einem Dichter entnommenen Parallelstellen nur eine einzige Stelle aus einem andern Dichter gefügt ist,

a) ohne Volksliedentsprechung,

b) mit Volksliedentsprechung.

4. Gruppen, in denen zu einer einzigen Stelle eines Dichters nur Parallelen aus späterer Volkslyrik gesetzt sind.

5. Gruppen, die überhaupt nur aus zwei Stellen bestehen, d. h. in denen zu einer einzigen Stelle irgend eines Dichters nur eine einzige aus einem anderen Dichter hinzugefügt ist.

Hierbei berücksichtige ich zunächst nur diejenigen Fälle, in denen meine Ausstellungen die ganzen Gruppen treffen, nicht nur Theile derselben.

1. Gruppen, deren Parallelstellen nur ein und demselben Dichter entnommen sind.

Kürenberg:	daz ist schedelich	MF. 7, 2
	daz ist lobelich	" 7, 4.
	daz ist schedelich	" 8, 30 <sup>1)</sup> .
Meinloh:	Ich bin holt einer frouwen	MF. 13, 1
	sô weiz ich eine frouwen	" 15, 3
	ichn sach nie eine frouwen	" 15, 13 <sup>2)</sup> .
Walther:	.. und weiz noch mé	W. 24, 2.
	.. sô wist ichs gerne mé	" 69, 2
	noch klagte ich gerne mé	" 102, 28 <sup>3)</sup> .
Walther:	ob er wolte	W. 61, 28
	ob er wolde	" 105, 28
	swie er wolte	" 94, 34
	swie si wolde	" 109, 15
	und wilt dâ daz	" 82, 14
	ob sis willen hât	" 121, 17 <sup>4)</sup> .
Reinmar:	und waerez al der welte leit	MF. 6, 12
	waere ez al der werlte leit	" 164, 12 <sup>5)</sup>
Walther:	was wil si mére?	" 59, 35
	was wil dus mé.	" 60, 22 <sup>6)</sup>

<sup>1)</sup> cf. Meyer a. a. O. S. 144 u.

<sup>2)</sup> ib. S. 148 u.

<sup>3)</sup> ib. S. 162—163.

<sup>4)</sup> ib. S. 163.

<sup>5)</sup> ib. S. 143.

<sup>6)</sup> ib. S. 163 o.



3. Gruppen, zu deren, einem Dichter entnommenen Parallelstellen nur eine einzige Stelle aus einem anderen Dichter zugefügt ist.

a) Ohne Volksliedentsprechung.

Veldegge:	als siz gebiut, ich bin ir tôte:	MF. 67, 1
	dan ich durch si gelige tôt,	n 66, 3
Dazu:	gebiutet si, ich lige tôt.	CB. 94 <sup>a</sup> (3) <sup>1)</sup> .
Meinloh:	er hât dur dinen willen	MF. 11, 24
	iemer durch ir willen	n 12, 38
Dazu:	gedienet nâch dem willen min	n 6, 6 <sup>2)</sup>
Meinloh:	Swer werden wiben dienen sol,	MF. 12, 1
	swer biderber dienet wiben,	n 12, 9
Dazu:	der wol wiben dienen chan	CB. 141 <sup>a3)</sup> .
Dietmar:	frouwe biderbe unde guot	MF. 33, 24
	Man sol die biderben und die frumen	n 33, 31
Dazu Meinloh:	Vil schoene unde biderbe,	n 15, 1 <sup>4)</sup> .
Meinloh:	dar zuo edel unde guot,	MF. 15, 2
	sist edel und ist schœne,	n 15, 11
Dazu Veldegge:	sie ist edel und fruot	n 60, 25
	der schoenen vrowen und der guoten	n 66, 29 <sup>5)</sup>

Hierher ziehe ich auch die Verse<sup>6)</sup>

Neithart:	den kinden singe ich niuwen sanc	N. 41, 39
	ich gesunge ir niuwen sanc	n 79, 31
	deich ir kinden singe niuwen sanc	n 87, 14.
Dz. Morungen:	daz ich singe ir niuwen sanc	MF. 124, 7.
Denn der noch angeführte Vers des		
Rietenb.:	[noch ist mîn guot rât] daz ich niuwe minen sanc	MF. 19, 13.
paßt weder im Sinne noch in der Form zu den übrigen.		
Kürenberc:	er muoz mir diu lant rûmen	MF. 8, 7
	rûmen diu lant	n 9, 32
Dz. An. Sperv.:	.. so der gast muoz   die herberge rûmen ..	n 27, 9 <sup>7)</sup> .

thümliche Formel sich außer bei Neithart, der zugestandenermaßen sich der Volks- poesie zuneigte, unter den Minnesingern nicht gebraucht findet. Dergleichen Beobachtungen sprechen recht gegen Meyer.

<sup>1)</sup> ib. S. 135.

<sup>2)</sup> ib. S. 147.

<sup>3)</sup> ib. S. 147; für volkstümlich  
möchte ich übrigens den Ausdruck *wiben*  
*dienen* nicht halten.]

<sup>4)</sup> ib. S. 151 o.

<sup>5)</sup> ib. S. 151.

<sup>6)</sup> ib. S. 153.

<sup>7)</sup> ib. S. 145.

Dietmar:	waz hilfet zorn? . . .	MF. 35, 80
	Ich solde zürnen, hulfe ez iet	n 40, 11
Dazu Rietenb.:	waz frumte, ob ich von zorne jaehe	n 18, 4 <sup>1)</sup> .
Neithart:	. . . deist diu wolgetâne	N. 42, 38
	daz ist diu wolgetâne	n 52, 33.
Dazu Veldegge:	ez ist diu wolgetâne	MF. 58, 19 <sup>2)</sup> .
Walther:	si sint mir ze hêr:	W. 56, 27
	so wirt er ze hêre	n 81, 25
Dazu Fenis:	ja ist si mir ein teil ze hêre	MF. 85, 12 <sup>3)</sup>
Reinmar:	tuot si mir ze lange wê	MF. 174, 1
	daz tuot mir vil lange wê	n 174, 29
	. . .: ez tuot ze wê	n 197, 18
Dazu Morungen:	si tuot mir ze lange wê	n 146, 10 <sup>4)</sup> .
Morungen:	dô tagete ez, ..	MF. 143, 29. 37; 144, 8, 16.
(viermal als Refrain in ein und demselben Gedichte!)		
Dazu Walther:	[do ich sô wünnecliche   was in troume rîche]	
	dô taget ez	W. 75, 24 <sup>5)</sup> .
Walther:	swaz sô mir geschiht	n 42, 30
	.. swaz mir dâ von geschiht	n 84, 4
	.. swaz liebes dir dâ von geschiht	n 101, 34
	.. sô mir daz geschiht	n 113, 38
Dazu Reinmar:	swaz dar umbe mir geschiht	MF. 202, 10 <sup>6)</sup> .
Walther:	. . . swie si dir tuot	W. 91, 34
	swaz si mir getuot	n 116, 20
	[swer für guot hât] swaz er tuot	n 107, 9
Dz. Hartmann:	swaz si mir tuot [ich hân mich ir ergeben]	MF. 206, 27 <sup>7)</sup> .
Neithart:	Uf dem berge und in dem tal	N. 4, 31
	in dem tal [hebt sich aber der vogele schal]	n 6, 19
Dazu Wolfram:	[nu wache abr ich und singe] ûf berge und in dem tal	Wolfr. 7, 22 <sup>8)</sup> .
Neithart:	ich hân vernomen	N. 14, 6
	.. als ir wol habt vernomen	n 15, 35
	.. als ich hân vernomen	n 31, 8
Dazu Meinloh:	Ich hân vernomen ein maere	MF. 14, 26 <sup>9)</sup> .

<sup>1)</sup> ib. S. 155.

<sup>2)</sup> ib. S. 158.

<sup>3)</sup> ib. S. 159.

<sup>4)</sup> ib. S. 161.

<sup>5)</sup> ib. S. 162.

<sup>6)</sup> ib. S. 162.

<sup>7)</sup> ib. S. 162.

<sup>8)</sup> ib. S. 163.

<sup>9)</sup> ib. S. 163.

An dieser Stelle führe ich auch noch zwei Gruppen auf, in denen mehrere Parallelen aus je zwei Dichtern zusammengestellt sind; es gilt von ihnen dasselbe, wie von den vorstehenden Gruppen.

Guotenburc:	[schöne   von ir mîn herze] swiez ergât	MF. 75, 9
Dazu Walther:	[ichn singes alleine] swiez mir ergât [. . muoz bi fröiden sîn   durch die lieben,] swiez dar under mir ergât	n 78, 34 W. 98, 8
	[got der waldes,] swies ergê: [schöner troum enwart ni mê.	n 94, 36 <sup>1)</sup> .
Walther:	[der ie streit umb iuwer êre   wider unstæte liute,] daz was ich.	W. 40, 30
Dazu Reinmar:	[der iu maere bringet,] daz bin ich [war zuo sol ein unstaeter man? daz was ich ê:] nu bin ichz nicht	n 56, 15 MF. 197, 27
	[Weste ich waz ir wille waere,   daz taetich] nu enweiz ichs nicht	n 202, 8 <sup>2)</sup> .

Diese Gruppe ist wirklich ein sprechendes Beispiel für die confuse Art Meyers. Man betrachte sich nur einmal die vier vorstehenden Stellen: die ersten beiden sind ein und demselben Dichter entnommen und enthalten den Gedanken *ich bin es, der . . .* in umgekehrter Folge; die dritte Stelle, Reinmar entnommen, hat schon absolut nichts Übereinstimmendes weiter als den Gebrauch der Form *bin*; und nun gar die vierte Reihe hat mit den beiden ersten gar nichts mehr, mit der dritten nur noch das Wörtchen *nu* gemeinsam. Und eine solche Zusammenstellung soll dazu dienen oder wenigstens mit dazu dienen, einen Zusammenhang zwischen Volkslyrik und Minnesang zu erweisen!

#### b) Mit Volksliedentsprechung.

Wolfram:	nu gib im urloup, süezez wip .. urloup gap ..	Wolfr. 4, 30 n 7, 10
Dazu Meinloh:	[mînes herzen leide] si ein urloup gegeben	MF. 14, 31
und Volkslyrik:	gib mir urlob, du roter mund!	Uhl. 29, 5 <sup>3)</sup> .
?	er viench si bi der wizen hant	CB. 145
Dazu ?	er nam mich bi der wizen hant	n 146, 3
und Volkslyrik:	Er nam sie bei der hende, bei ir schneeweiszen hand,	Uhl. 81, 4; 90, 10; 106, 2; 330, 2

<sup>1)</sup> ib. S. 159.

<sup>2)</sup> ib. S. 161—162.

<sup>3)</sup> ib. S. 150—151.



	Do nam ers bei der hende bei ir schneeweiszen hand Er nahm sie bei ihrer schneeweissen Hand	Uhl. 256, 3 Simrock 84 u.
	[.. er griff sie] Bei ihrer schnee- weißen Hand	n 121
	mit iren schneeweiszen henden	Uhl. 20, 2. 9 n 109, 1; cf. 110, 1 n 2, 1 n 115, 8 n 128, 18 n 147, 6 etc. <sup>1)</sup>
Walther:	an ir schneeweisze hende [Si rank] ir weisse hende si bot im ir schneeweisze hand stirbe ab ich, sô bin ich sanfte tôt [ir leben hât mins lebennes ère]	W. 86, 34
	sterbet sie mich, so ist si tôt	n 73, 16
Dazu Reinmar:	stirbet si, sô bin ich tôt	MF. 158, 28
und Volkslyrik:	Und stirb ich dann, so bin ich tot sterbe ich nun, so bin ich todt	Uhl. 150, 8 Wundh. I, 77 <sup>2)</sup> .
Neithart:	Die selben wolden gerne mich ver- dringen disen sumer habent si mich von ir verdrungen mich von minen vrôuden und von lieber stat verdringen ... der mich hât von lieber stat verdrungen	N. 43, 35 n 77, 17 n 89, 38 n 91, 21
Dz. Ps.-Walth.:	wirde ich hie verdrungen	W. 182, 60
und Volkslyrik:	von im bin ich verdrungen er bleibt wol unverdrungen ain andrer hat in verdrungen.	Uhl. 50, 1 n 60, 7 n 271, 7 <sup>3)</sup> .

4. Gruppen, in denen zu einer einzigen Stelle eines Dichters nur Parallelen aus späterer Volkslyrik gesetzt sind.

Kürenberc:	got sende si zesamene   die gerne geliebe wellen sin	MF. 9, 12 <sup>4)</sup>
Dazu Volkslyrik:	schein uns zwei lieb zusammen,   ei die gerne bei einander wollen sein!	Uhl. 31, A. 1 <sup>4)</sup> .

Die Beifügung der Verse

	got bhût die frumen knaben,   die allzeit vol wôln sein	Uhl. 233, 11
erscheint mir doch sehr wenig berechtigt <sup>5)</sup> .		

<sup>\*)</sup> Sehr beliebt ist dies Gedicht allerdings und dadurch volksthümlich geworden; das Folgende könnte unter seinem Einflusse stehen.

<sup>1)</sup> ib. S. 139. <sup>2)</sup> ib. S. 161. <sup>3)</sup> ib. S. 163—164. <sup>4)</sup> ib. S. 146.

<sup>5)</sup> Bemerken möchte ich bei dieser Gelegenheit, daß für einen Zweck, wie GERMANIA. Neue Reihe, XXII. (XXXIV.) Jahrg. 2

- Meinloh: [nu hœhe im sin gemtete] gegen  
dirre sumerzit MF. 14, 10
- Dazu Volkslyrik: [Dat geit hir jegen den samer] jegen  
de leve samertit, Uhl. 37, 1  
Wann es get (Es get wol) gegen  
dem sommer " 116, 4. 6<sup>1)</sup>
- Johansdorf: Swâ zwei herzeliep gefriudent sich |  
... die sol niemen scheiden, dunket  
mich MF. 91, 29. 31
- Dazu Volkslyrik: Wo zwei herzelieb beinander sind | die  
zwei sol niemant scheiden Uhl. 101, 4.
- Geradezu entgegengesetzt ist der Gedanke in den beiden folgen-  
den Stellen:
- Wo nun zwei lieb bei einander sein,  
die scheiden sich bald! Uhl. 80, 1
- und Wo nun zwei lieb bei einander sein,  
die scheiden sich bald von hier! " 98, 1.
- So gut wie gar keinen Werth hat endlich der Zusatz der letzten  
Parallele, wie sofort kenntlich wird, wenn man die Stelle wieder  
den Zusammenhang einfügt, aus dem sie gerissen ist:
- Wo zwei herzenliebe | an einem  
danse gan  
die laszen ir eigelin schiessen, .. Uhl. 86, 5<sup>2)</sup>
- Neithart: ich hoere ein vogelin singen N. 81, 19
- Dazu Volkslyrik: ich hoere ein vogelken singen Uhl. 164, 5. 35<sup>3)</sup>
- Ich komme endlich
5. zu den Gruppen, die überhaupt nur aus zwei Stellen be-  
stehen, d. h. in denen zu einer einzigen Stelle eines Dichters nur  
eine einzige Parallele aus einem anderen Dichter zugefügt wird.
- Namenl. L.: Tougen minne diu ist guot, MF. 3, 12
- Dazu: Swer tougenlichen minnet, | wie  
tugentlich daz stat, CB. 144<sup>4)</sup>
- Namenl. L.: der sol man sich vlizen MF. 3, 12
- Dazu Meinloh: durch daz wil ich mich flizen MF. 15, 15<sup>5)</sup>

der unserige ist, „parodistische“ Stellen vollkommen unbrauchbar sind, da ihnen  
ja jede selbständige Bedeutung mangelt.

<sup>1)</sup> ib. S. 150.      <sup>2)</sup> ib. S. 159–160.

<sup>3)</sup> ib. S. 163. Die Volksliedstelle ist an dem angegebenen Orte nicht zu finden,  
doch sind Parallelen häufig. cf. Uhl. 16, 2.

<sup>4)</sup> ib. S. 184.      <sup>5)</sup> ib. S. 184.

- [Her meie, iu ist der bris gezalt,  
der winder si gehönet CB. 101<sup>a</sup>
- Dazu Neithart: der winder si gunéret. [der brach  
uns ze leide | bluomen an  
der heide] N. 21, 37<sup>1)</sup>
- [Ih han gesehen] daz mir in dem  
herzen sanfte tut CB. 107<sup>a</sup>
- Dazu: [bi dir swer lit] sanfte dem daz tut " 140<sup>a 2)</sup>
- nach mine gesellen ist mir wê CB. 112<sup>a</sup>
- Dazu Reinmar: .. mir ist nach ir so wê MF. 182, 25<sup>3)</sup>
- [Vil reine wip, din schöner lip |], wil  
mich ze sêre schiezen CB. 116<sup>a</sup>
- Dazu: Venus wil mich schiezen " 124<sup>a 4)</sup>
- [nu woldih diner minne], vil suze  
minne, niezen CB. 116<sup>a</sup>
- Dazu: [Nu la mih, chuniginne] diner minne  
niezen " 124<sup>a 5)</sup>
- Dazu: rosen, lilien si [diu sumerzît] uns git CB. 133<sup>a</sup>
- gras, blumen, chle, loup uns si git " 143<sup>a 6)</sup>
- [ein stolzer man, |] der wol wiben  
dienen chan CB. 141<sup>a</sup>
- Dazu: wie wol er frowen dienen kan MF. 14, 37<sup>7)</sup>
- Diu mich singen tut, [getörste ich  
si nennen] CB. 163<sup>a</sup>
- Dazu Veldege: Diu schoene, diu mich singen tuot, MF. 60, 21<sup>8)</sup>
- [si hat mir min ungemach]  
mit ir gute gar benomen CB. 165<sup>a</sup>
- Dazu Dietmar: [waz hilfet zorn? swenn er mich siht]  
den hât er schiere mir benomen MF. 35, 31<sup>9)</sup>
- Namenl. L.: [got wizze wol die wârheit] daz ich  
ime diu holdeste bin MF. 4, 8
- Dazu Meinloh: [wan ob ich hân gedienet] daz ich  
diu liebste bin " 13, 32<sup>10)</sup>
- Namenl. L.: Sie enkunnen niewan triegen [vil  
menegen kindeschen man] MF. 4, 9
- Dazu: sô sol man si triegen " 12, 24<sup>11)</sup>

<sup>1)</sup> ib. S. 136.

<sup>2)</sup> ib. S. 136.

<sup>3)</sup> ib. S. 137.

<sup>4)</sup> ib. S. 136.

<sup>5)</sup> ib. S. 137.

<sup>6)</sup> ib. S. 139.

<sup>7)</sup> ib. S. 139; für volkstümlich möchte ich den Ausdruck von vornherein nicht halten.

<sup>8)</sup> ib. S. 139.

<sup>9)</sup> ib. S. 140.

<sup>10)</sup> ib. S. 141.

<sup>11)</sup> ib. S. 141.

Namenl. L.:	dâ moht anders niht geschehen [wan daz si minneclîche sprach]	MF. 6, 22
Dazu Morungen:	mir ist anders niht geschehen	" 128, 27 <sup>1)</sup>
Kürenberc:	Sit sach ich den valken   schöne fliegen	MF. 9, 5. 6
Ps. Dietmar:	so gesach si valken fliegen	" 37, 7 <sup>2)</sup>
	Ir rôter rôsenvarwer munt	CB. 94 <sup>a</sup> , 2
Dazu:	Suzer rosenvarwer munt	" 136 <sup>a 3)</sup>
Namenl. L.:	swenn ich in umbevungen hân	MF. 6, 11
Dz. Regensburg:	swenn ich in umbevungen hân	" 16, 4 <sup>4)</sup>
Kürenberc:	als tuo du, frouwe schoene	MF. 10, 3
Dazu Meinloh:	weist du, schoene frouwe,	" 14, 3 <sup>5)</sup>
Kürenberc:	[Wip unde vederspil] die werdent lihte zam	MF. 10, 18
Dazu Husen:	Einer frowen was ich zam	" 46, 29 <sup>6)</sup>
Meinloh:	[Dô ich dich loben hôte,] do hete ich dich gerne erkant.	MF. 11, 2
Dazu Dietmar:	gerne daz mîn herze erkande, [wan ez sô bedwungen stât]	" 32, 2 <sup>7)</sup>
Meinloh:	[er hât dur dinen willen] eine ganze fröide   gar umbe ein trû- ren gegeben	MF. 11, 25
Dazu:	[Ir schöner lip] hat mir vroude vil gegeben	CB. 127 <sup>a 8)</sup>
Meinloh:	ichn sach mit mînen ougen	MF. 12, 33
Dazu Walther:	ich sach mit mînen ougen	W. 9, 16 <sup>9)</sup>
Meinloh:	nu wizzen algelîche [daz ich sin friundinne bin]	MF. 13, 20
Dazu Rugge;	nu wünschent algelîche [heiles umbe den rîchen got]	" 97, 9 <sup>10)</sup>
Meinloh:	Mir welten mîniu ougen   [einen kin- deschen man]	MF. 13, 27
Dz. Ps.-Dietmar:	[ich erkôs mir selbe man:]   den welten mîniu ougen	" 37, 14 <sup>11)</sup>

<sup>1)</sup> ib. S. 144.

<sup>2)</sup> ib. S. 146. Auch diese Stellen halte ich entschieden nicht für volksthümlich!

<sup>3)</sup> ib. S. 135.      <sup>4)</sup> ib. S. 143.      <sup>5)</sup> ib. S. 146.      <sup>6)</sup> ib. S. 146.

<sup>7)</sup> ib. S. 147.      <sup>8)</sup> ib. S. 147. Wie sich Meyer aus zwei derartigen Parallelen

in denen die Übereinstimmung, wenn man eine solche überhaupt finden will, so äußerlich wie nur möglich ist, eine Urstelle construiren würde, wäre wirklich interessant zu erfahren.

<sup>9)</sup> ib. S. 148.      <sup>10)</sup> ib. S. 449.      <sup>11)</sup> ib. S. 149.

Meinloh:	das ich vil staeter minne pflege	MF. 14, 33
Dazu Neithart:	er pfiget niht staeter minne	N. 3, 10 <sup>1)</sup>
Regensburg:	und laegen si vor leide tôt   [ich wil im iemer wesen holt]	MF. 16, 12
Ps. Reinmar:	stürben si von leide, [sô enwart mir ê nie baz]	n 301, 6 <sup>2)</sup>
Rietenburg:	si fliessent alle ir arebeit:] er kan mir niemer werden leit	MF. 18, 8
Dazu Dietmar:	si kan mir niemer werden leit [des biute ich mine sicherheit]	n 36, 18 <sup>3)</sup>
Rietenburg:	sît ich hân von rehter schulde [alsô wol gedient ir hulde]	MF. 18, 11
Dazu Dietmar:	Ich muoz von rehten schulden hô   [tragen daz herze und al die sinne]	n 38, 5 <sup>4)</sup>
Dietmar:	[an ein ende ich des wol kœme] wan diu huote	MF. 32, 3
Dazu Morungen:	wê der huote [... diu mir hât be- nomen]	n 136, 27 <sup>5)</sup>
Ps.-Dietmar:	Swer mêret die gewizzen mîn, [dem wil ich dienen, obe ich kan:]	MF. 35, 32
Dazu Rugge:	si mêret vil der vröide mîn	n 103, 6 <sup>6)</sup>
Dietmar:	ich wil im iemer staete sîn	MF. 38, 11
Dazu Reinmar:	ich wil im iemer holder sîn [danne deheinem mâge mîn]	n 208, 14 <sup>7)</sup>

### Die Heranziehung des Verses

Namenl. L.:	unde bist mir dar zuo holt	MF. 5, 12
halte ich für ganz unberechtigt, ja für unverständlich; die Worte, welche die ersten beiden Stellen gemeinsam haben, finden sich in dieser Zeile gar nicht; das Vorkommen des Wortes <i>holt</i> [zu <i>holder</i> ] kann man unmöglich als Grund gelten lassen.		
Dietmar:	der dich hât erwelt   ûz al der werlte in sîn gemüete	MF. 38, 16. 17
Dazu Husen:	sô hât iedoch daz herze erwelt ein wîp   vor al der werlt	MF. 47, 12. 13 <sup>8)</sup>
Husen:	mîn herze ist ir ingesinde	MF. 50, 15
Dazu Neithart:	si ist mines herzen ingesinde	N. 56, 13 <sup>9)</sup>

<sup>1)</sup> ib. S. 151.

<sup>2)</sup> ib. S. 152.

<sup>3)</sup> ib. S. 156.

<sup>4)</sup> ib. S. 151.

<sup>5)</sup> ib. S. 154.

<sup>6)</sup> ib. S. 156.

<sup>7)</sup> ib. S. 152.

<sup>8)</sup> ib. S. 155.

<sup>9)</sup> ib. S. 158.

Morungen:	Mime kinde wil ich erben dise nôt	MF. 125, 10
Dz. Ps. Wolfr.:	ûf wen erbe ich danne diese nôt	Wolfr. XII, 20 <sup>1)</sup>
Morungen:	maht du doch etswan sprechen jâ [ja ja ja ja ja ja ja?]	MF. 137, 24
Dazu Reinmar:	mac si sprechen eht mit triuwen jâ, [als si ê sprach nein, sô wirt min wille sâ,]	n 189, 18 <sup>2)</sup>
Walther:	so ist ouch min frowe wandelbaere	W. 59, 22
Dazu Neithart:	Min vrouwe ist wandelbaere.	N. 82, 39 <sup>3)</sup>

Damit bin ich ans Ende derjenigen Gruppen gelangt, die ich schon von vornherein aus rein äußerlichen Gründen auszuschneiden genöthigt war; aus Gründen, die nicht nur für die vorliegende, sondern vielmehr für jede derartige Sammlung maßgebend sein müssen, wenn diese nicht — wie hier geschehen ist — ernstlich Gefahr laufen will, auf jeden Fall ihre Beweiskraft zu schwächen.

## II.

Doch betrachten wir die Sammlung Meyers in ihrem nunmehrigen, nicht unwesentlich verringerten Umfange noch einmal, und prüfen wir von Neuem ihre Beweiskraft.

Ich wiederhole: es handelt sich darum, das Vorhandensein einer Volksliedessyrik darzuthun, die so ziemlich den Anblick bot, den der älteste Kunstgesang uns zeigt; denn der älteste Kunstgesang hat ja nach Meyer „zuerst ganz die alte Art fortgesetzt“<sup>4)</sup>; er hat „eine große Anzahl von Versen“ „der verloren gegangenen Volksdichtung“ einfach „zu neuen Liedern zusammengefügt“; die von Meyer zusammengestellten Verse sind nicht Erzeugnisse der betreffenden Dichter: der höfische Minnesang ist vielmehr ein Abklatsch der „verloren gegangenen Volksdichtung“<sup>5)</sup>.

Das wäre also zu beweisen.

Soll man aus einer Zusammenstellung, wie die Meyer'sche es bezweckt, zunächst überhaupt nur auf poetisch verarbeitetes Material mit nur einiger Gewißheit zu schließen im Stande sein, so dürfen die angeführten Parallelstellen weder allein in Bezug auf die Form, noch auch allein in Bezug auf den Gedanken, den Sinn einander nahe stehen: vielmehr müssen sie in Form und Inhalt Übereinstimmung zeigen.

<sup>1)</sup> ib. S. 160.

<sup>2)</sup> ib. S. 160.

<sup>3)</sup> ib. S. 163.

<sup>4)</sup> cf. oben S. 1, Anm. 4; S. 2, Anm. 4; S. 10.

<sup>5)</sup> cf. oben S. 9 u. 10.

Denn alleinige Übereinstimmung in der Form kann nur zu leicht und wird meistens ihren Grund im Walten der Sprache selbst haben; alleinige Übereinstimmung des Inhalts in der wenigstens innerhalb eines Volkes [oder noch vielmehr einer socialen Gemeinschaft] sich gleich oder doch sehr ähnlich bleibenden Art des Geistes- und Gemüthslebens.

Doch selbst wenn Form und Inhalt der benutzten Parallelstellen übereinstimmen, so wird man ihnen einen wirklichen Werth doch wohl erst dann beimessen dürfen, wenn die Übereinstimmung ganze Wendungen, und zwar solche Wendungen betrifft, die nicht gerade zu den alltäglichen und jedem leicht in den Mund kommenden gehören.

Wir wollen aber zweitens nicht nur auf poetisch verarbeitetes Material überhaupt schließen können; dieses Material soll einer Volksliedesyrik angehört haben: die angeführten Parallelen müssen also auch noch ein volksthümliches Gepräge tragen oder doch wenigstens nichts an sich haben, was uns verwehrt, sie der Volkslyrik zuzurechnen; sie müssen endlich auch noch an Liebeslyrik erinnern, da sie ja sonst — wenn überhaupt — einer anderen Dichtungsart, deren Vorhandensein niemand in Frage stellt, entnommen sein können.

Alle diese Bedingungen, deren Folgerichtigkeit wohl für jeden in die Augen springend ist, erfüllen aber die Gruppen der uns vorliegenden Stellensammlung durchaus nicht.

Denn ihre Entsprechungen beruhen einerseits nur auf einem einzigen Worte, welches dann noch meistens entweder ganz alltäglich ist, oder an den verschiedenen Stellen in verschiedenem Zusammenhange oder Sinne gebraucht wird; oder endlich wohl im Sinne, nicht aber in der Form sich mit den beigegebenen Parallelen übereinstimmend zeigt; — andernteils dienen als Bindeglieder innerhalb einer Gruppe oft ganz alltägliche Wendungen, die entweder der Umgangssprache überhaupt entnommen sein mögen, oder doch bei einer den Liebesverkehr handelnden Dichtung kaum umgebar erscheinen.

Noch andere Stellen, deren Übereinstimmung vielleicht auffallender sein dürfte, lassen im besten Falle auf Spruchpoesie u. dergl., keineswegs aber auf Liebeslyrik schließen; oder sie tragen ein so offenbar ritterliches Gepräge, dass man sie auf volksthümliche Dichtung von vornherein nicht zurückführen darf, sondern ihren Ursprung in höfischen Kreisen allein zu suchen hat.

Ein gut Theil des imposanten Eindrucks, den die Sammlung zweifelsohne beim ersten kritiklosen Anblicke macht, geht übrigens bereits verloren, wenn wir — wie es nothwendig geboten ist — jetzt

innerhalb der einzelnen Gruppen theilweise dasselbe Verfahren anwenden, mit dem wir gleich Anfangs an die ganze Sammlung herantreten; ich meine: wenn wir die beigelegten Parallelen aus der späteren Volkslyrik für untauglich zum Beweise erklären und ausscheiden; und diejenigen, welche ein und demselben Dichter entnommen sind, im Werthe einer einzigen Stelle gleichsetzen.

Auf den vorstehenden Bemerkungen fußend, wende ich mich jetzt von Neuem zu der Sammlung, und hebe zunächst heraus

1. diejenigen Parallelstellen, deren Entsprechung nur auf einem einzigen Worte beruht.

Aus dem 3. lat.

Liebesbr.: wande du mir daz vercheret hast MF. 224, 25

Dazu Meinloh: du hâst im nâh verkêret | beidiu  
sin unde leben " 11, 22

Dz. 2mal Husen: [wan als ich ir mîn angest sage]  
daz kan si leider wol ver-  
kêren " 44, 34

aus kan si mir wol daz herze ver-  
kêren " 53, 9

Dazu Morungen: die verkêrent underwilent mir den sin " 138, 1<sup>1)</sup>

Die Übereinstimmung beruht nur auf der Anwendung des Wortes *verkêren*.

Aus dem 3. lat.

Liebesbr.: diu nemach dir gescaden nieth MF. 224, 27

Dazu Kûrenberc: [jô wurbe ichz gerne selbe] waer  
ez ir schade niet " 10, 14

Dazu Morungen: [ich fluoche in] unde schadet in niht " 131, 13

Dazu Hartmann: daz schât ir niht [und ist mir iemer  
guot] " 215, 18<sup>2)</sup>

Schon in den vorstehenden Stellen beruht die Übereinstimmung nur auf dem Gebrauche des Verbums *schaden* (einmal sogar nur das Substantivum) in den verschiedensten Formen und dem verschiedensten Zusammenhange. Welchen seiner drei Perioden Meyer diese Verse zuschreiben würde, weiß ich nicht; doch denke ich mir, nach seinen eigenen Auseinandersetzungen müßten doch wohl die Zeilen des lat. Liebesbriefes der ersten Periode ebenso wie die des Kûrenberg angehören; sie müßten also von dem zu erschließenden Urverse nur insofern sich unterscheiden, an ihm nur so viel geändert haben,

<sup>1)</sup> ib. S. 133.

<sup>2)</sup> ib. S. 134. Ich muß Anfangs etwas ausführlicher werden, um die Gesichtspunkte deutlich zu machen, von denen aus ich die einzelnen Gruppen betrachtet sehen möchte.





seltsam erscheint, beschränkt; einen zu Grunde liegenden Originalvers kann ich mir absolut nicht vorstellen. Was wird nun hier aus einer Periodisierung?

Auch in der folgenden Gruppe<sup>1)</sup> ist nur ein einziges Wort als Bindeglied zu betrachten; das in den beiden ersten Versen außer *phliget* sich findende *triuwen* gewährt nur auf den ersten Blick den Anschein engerer Übereinstimmung, denn in der Zeile

Namenl. L.: swer mit triuwen der niht phliget MF. 3, 15

ist mit *triuwen* nur adverbiale Bestimmung zu *phligen*; als Object zu diesem ist *der*, das ist *tougen minne* beigefügt, während in dem anderen Verse

Spervogel: ist danne daz er triuwen phliget MF. 20, 21

*triuwen* als Object anzusehen und in ganz allgemeinem Sinne, wie der Zusammenhang der ganzen Strophe lehrt, aufzufassen ist.

Daß bei der dritten Stelle

Swer des biderben swache phliget MF. 245, 25

eine innigere Übereinstimmung nicht vorliegt, ist offenbar; man müßte denn etwa das *swer* aus diesem und dem ersten Verse auffallend finden wollen.

Desgleichen mangelt es an engerer Zusammengehörigkeit in der Gruppe mit dem Reimworte *wizen*<sup>2)</sup>:

Namenl. L.: dem sol man daz verwizen MF. 3, 16

Dazu Meinloh: der wil ich nu niht wizen [sihe ichs unfroelichen stan] " 13, 38

Dz. Rietenbure: Nû endarf mir nieman wizen " 18, 1.

Auch haben die Verse speciell mit Liebeslyrik nichts zu thun.

Nur das Wort *güete* weisen als gemeinsam auf die Verse:

[vröde han ich manichvalt] von eines wibes güete CB. 102<sup>a</sup>

Dz. Rietenbure: [Mir gestuont mîn gemüete] nie sô höße von ir güete MF. 18, 10

Dazu Dietmar: [Ich bin ein bote hergesant, frowe] ûf mange dine güete " 38, 15

Dz. { Reinmar: [daz er die rede vermite] iemer dur sin selbes güete " 187, 3

{ Ders.: ... [daz sich sent | mîn gemüete] nach sîner güete, " 199, 29.

Von der folgenden Zusammenstellung<sup>3)</sup> mögen die beiden ersten Verse:

ich weiz wiez 'ir' gevalle CB. 103<sup>a</sup>

Dazu Kûrenberg: in weiz wiech ir gevalle MF. 10, 15

<sup>1)</sup> ib. S. 134.

<sup>2)</sup> ib. S. 134.

<sup>3)</sup> ib. S. 136.

auffallendere Übereinstimmung zeigen; sie stehen aber damit so vereinzelt da, daß wir ihnen weiteren Werth nicht beilegen können; die übrigen Verse haben außer dem Verbum *gevallen* nichts gemeinsam. cf.

Meinloh:	[und sol die merkaere reden lān], swaz in gevalle	MF. 14, 18
Ps.-Dietmar:	...[in dem walde   ein boum,] der dir gevalle	" 37, 11
Dazu:	[Seht mich an  , jungen man!] Lāt mich eu gevallen	CB. S. 97 o.
Dazu Neithart:	[sīn (winders) getwanc   wendet man- gen süezen sanc   uns allen] wem sol daz wol gevallen	N. 14, 21.

Auszuschließen ist die Stelle aus der Volkslyrik

Volkslyrik:	wenn ich dir nit gefalle   [gib mir urlob, du roter mund]	Uhl. 29, 5.
-------------	--	-------------

Es folgen Stellen mit dem Verbum *hān* als Reimwort<sup>1)</sup>:

	Nu suln wir alle froude hān	CB. 103 <sup>a</sup>
Namenl. L.:	Ich wil weinen von dir hān	MF. 6, 26
Dz. Rietenbure:	gedinge   den ich von einer frowen hān	" 18, 21.

In 14 Stellen finden wir ferner<sup>2)</sup> das im Mhd. überaus häufige *geniezen lān*; dazu gefügt sind 8 Verse mit *geniezen* allein. Beide Ausdrücke, die übrigens durchaus nicht auf Liebeslyrik ausschließlich hinweisen, tragen nichts Auffallendes an sich.

Ebenso steht es mit der nächsten Gruppe, deren Verse den Gebrauch des Verbums *verdriezen* im verschiedensten Zusammenhange gemeinsam haben<sup>3)</sup>.

Es folgen 4 resp. 3 Verse (zwei gehören demselben Dichter an) mit dem Verbum *singen*<sup>4)</sup>:

	Ich wolde gerne singen, [der werlde vrovde bringen]	CB. 126 <sup>a</sup>
Morungen:	Ich wil immer singen [dīne hōhen wirdekeit]	MF. 146, 11
Neithart: {	Kunde ich nū gesingen [daz die jun- gen gerne sunge]	N. 33, 22
	Ich wil aber singen [swie ez vūr ir ōren gē]	" 67, 7.

<sup>1)</sup> ib. S. 136.

<sup>2)</sup> ib. S. 137; obendrein schmilzt die Gruppe etwas zusammen, da von den angeführten Stellen mehrere einem Dichter angehören; nämlich: 5 Rugge, 3 Reinmar, 3 Walther und 1 der späteren Volkslyrik.

<sup>3)</sup> ib. S. 137.

<sup>4)</sup> ib. S. 138.

Das Vorkommen des Verbums *singen*, obendrein in so verschiedenem Zusammenhange, hat bei berufsmäßigen Dichtern doch sicherlich nichts Befremdendes.

Bedeutungslos ist auch die Gruppe mit *trûric* <sup>1)</sup>; man wird wohl kaum zwischen dem Verse:

[Vrowe, wesent vro! Wie tut ir nur  
so,] daz ir so trûrech sit? CB 133'

und

Dietmar: alsô trûric wart ich nie, [swenn ich  
die wolgetânen sach | min  
seneder ungemach zergie] MF. 36, 20

eine auf Entlehnung deutende Übereinstimmung finden können. Auch der beigefügte Vers Reinmars:

Reinmar: Alse rehte unfrô enwart ich nie.  
[daz solte eht sin : nust ez  
geschehen.] MF. 185, 20

darf nicht auffallend erscheinen; denn außer dem Wechsel des Ausdrucks — *unfrô* statt *trûric* — raubt auch der verschiedene Zusammenhang der Stelle den Werth.

Horheim: [... ûf minen eit .....] noch niene  
wart sô trûric man MF. 115, 15.

Ein ziemliches Durcheinander bietet die Zusammenstellung der Verse mit *benemen*, das in den verschiedensten Verbindungen aufgeführt wird <sup>2)</sup>.

Selbst bei den Stellen, die ungefähr ähnlichen Sinn haben, wie

Kürenbere: [eines hübschen ritters gewan ich  
kûnde] | daz mir den benomen hân  
[die merker und ir nit] MF. 7, 23

Regensburg: Sin mugen alle mir benemen | [den  
ich mir lange hân erwelt] = 16, 8

Husen: [In minem troume ich sach ein harte  
schoene wip .... do erwachet ich é zit] dū wart si  
mir benomen 7 48, 27

und Wolfram: du *wahtar* hâst in dicke mir be-  
nomen [von blanken armen,  
und ûz herzen nicht] Wolfr. 5, 4—5

oder:

Reinmar: [Der mir gaebe sinen rât! | konde  
ich ie deheinen,] der ist mir  
benomen MF. 194, 34—35

<sup>1)</sup> ib. 8. 128—139.

<sup>2)</sup> ib. 8. 140.

die Ausdrucksweise eine so verschiedene, die Verwendung des *men* so mannigfaltig, daß man an einen gemeinsamen Grundvers hat wohl denken darf.

Auch aus den ferner enger zusammengehörigen Versen:

Stenbure:	din guote, diu mir hât benomen   Minen sin	MF. 71, 28
gge:	[daz tuot diu minne] : diu nimt mir die sinne	" 101, 19
rungen:	swenne ir schœne mir nimt so gar minen sin	" 135, 23
menl. L.:	[Vil ist unstaeter wibe :  ] diu be- nement ime den sin	" 4, 6
d Spervogel:	[Sô wê dir armûete!] du benimest dem man   beidiu witze und ouch den sin, [der niht en- kan]	" 22, 9

auch aus diesen Versen können wir nur auf eine der Umgangs-  
sprache — vielleicht ziemlich fest — zu eigen gewordene formelhafte  
Ausdrucksweise, keinesfalls aber auf einen der „eigentlichen Lyrik“  
gehörigen poetisch bearbeiteten „Baustein“ schließen, das zeigt  
von die Verwendung des Verses bei Spervogel.

Geradezu auffallend ist hier übrigens, daß gerade die Verse,  
den Übereinstimmung etwas weiter geht, ein und demselben Dichter  
gehören, wie dies der Fall ist mit den Zeilen

althers:	die mir in dem winter fröide hânt benomen	W. 73, 23
d:	die mir dicke fröide hânt benomen	" 98, 15
d in ähnlicher Weise mit den Versen		
itharts:	manegem senedem herzen trûren ist benomen	N. 14, 7
d:	manegen herzen ist benomen   leit und ungemüete	" 23, 8. 9.

Das Hinfällige einer Gruppe, wie die folgende ist: <sup>1)</sup>

menl. L.:	[daz der sumer komen sol. ] seht wie wol das menegen herzen tuot.	MF. 4, 16
zu:	[bi dir swer lit] sanfte dem daz tut	CB. 140*
d Johansdorf:	seht wie maneger ez doch tuot	MF. 86, 8

auche ich nicht erst auseinanderzusetzen; es liegt auf der Hand.

Von den angeführten zwölf Stellen mit dem Reimwort *gemuot* <sup>2)</sup>  
hört die Hälfte Walther an, hat also den Werth einer einzigen  
Stelle; das gleiche gilt von den zwei citierten Versen des Johansdorf.

<sup>1)</sup> ib. S. 141.

<sup>2)</sup> ib. S. 142.

## In den übrigen Stellen:

Namenl. L.:	[daz ist alsô verendet] daz ich bin wol gemuot	MF. 4, 29
Rugge:	[daz ich durch ieman si vermeit] des wirde ich selten wol ge- muot	" 105, 21
Bligger:	[.. swême dâ gelinge,] der si wol gemuot	" 118, 18
Dazu:	swer gegen den hat hohen mut	CB, 132 <sup>a</sup>
und Kürenberc:	[als ich daran gedenke] sô stêt wol höhe min muot	MF. 10, 23

hängt die Übereinstimmung einzig an dem Worte *gemuot*; ja in den beiden letzten Stellen sogar nur noch an dem Reime *muot*; obendrein wechselt der Sinn.

## Bei Versen wie

Namenl. L.:	[Ich hân den lip gewendet] an einen ritter guot	MF. 4, 27
Dietmar:	[jâ hoere ich vil der tugende sagen] von eime ritter guot	" 39, 4
Dz. Kürenberc:	[als warb ein schoene ritter] umb ein frouwen guot	" 10, 22 <sup>1)</sup>

eine Entlehnung annehmen zu wollen, möchte einem doch wirklich schwer werden. Man könnte fast der Meinung werden, Meyer trete an die mittelhochdeutschen Ausdrücke und Wendungen mit ganz *neuhochdeutschem* Sprachgeföhle heran; denn nur so läßt es sich eigentlich erklären, daß er in Stellen wie in den obigen irgendwie *Besonderliches* finden kann.

## Die vierte Zeile

Dietmar:	ein schœne wip so rehte guot	MF. 36, 26
----------	------------------------------	------------

fällt für uns obendrein fort, da sie einem in der gleichen Gruppe schon citierten Dichter angehört.

Es folgt eine Gruppe von drei Stellen mit *entstân* als Reimwort:<sup>2)</sup>

Kürenberc:	sô lâz ich die liute   harte wol ent- stân	MF. 7, 15
Dz. Regensburg:	des mac sich min herze wol entstên	" 17, 6
und Guotenburc:	iehn mac mich schiere niht entstân	" 76, 14.

Man sieht, eine nähere Übereinstimmung ist nicht vorhanden.

Von den fünf Versen mit *getân*<sup>3)</sup> sind es eigentlich nur zwei, welche in Betracht kommen können:

Meinloh:	ich hân in anders niht getân[ wân ob ich han gedienet]	MF. 13, 30
und Reinmar:	In habe in anders niht getân [wân daz ich sêre sinne]	" 194, 4.

<sup>1)</sup> ib. S. 142.<sup>2)</sup> ib. S. 144—145.<sup>3)</sup> ib. S. 149.

Die übrigen haben außer der Verbalform *habe getân* nichts Gemeinsames; außerdem fallen noch zwei Stellen als unbrauchbar fort: die zweite Stelle Meinlohs (einem schon citierten Dichter zugehörig) und die der Volkslyrik entnommene, so daß eigentlich überhaupt außer den oben angeführten nur noch die eine bei

Dietmar: [Waz wizet mir der beste man?] ich  
habe im leides niht getân: MF. 40, 36  
zu beachten ist, und diese bezeichnet Meyer wohl sehr mit Recht nur als „entfernteren Anklang“.

Daß in den folgenden Versen <sup>1)</sup>

Meinloh: im trûret sin herze | [sit er nu jun-  
gest von dir schiet] MF. 14, 7

und Dietmar: [nu muoz ich von ir gescheiden sin]  
trûric ist mir al daz herze  
min n 32, 20

die beiden betreffenden Dichter nöthig gehabt haben sollten, den Gedanken: daß ihr Herz durch das Scheiden traurig geworden sei, (— die Form ist ja verschieden genug —) zu entlehnen, wird wohl kaum Glauben finden. Und noch viel weniger dürfte dies der Fall sein bei den Versen:

Veldegge: trûric ist daz herze min: [wan ez  
wil nu winter sin,] MF. 59, 15

und Kürenberc: [Swenne ich stân alleine |. . . und  
ich gedenke ane dich |  
so . . .]  
... gwinnet mir daz herze | vil  
manegen trûrigen muot n 8, 23.

Am Schlusse des Verses die beiden zu einem Begriffe verschmolzenen Wörter *alze lanc* weisen die folgenden Stellen auf: <sup>2)</sup>

Rietenburc: ez ist leider alze lanc [daz die bluomen  
rôt | begunden liden  
nôt] MF. 19, 13

Dietmar: [sit was mir min fröide kurz] und  
ouch der jâmer alze lanc n 34, 18

Reinmar: mirst beidiu winter und der sumer  
alze lanc n 155, 4

Hartman: die swaeren tage sint alze lanc n 207, 4  
und noch zweimal bei demselben.

Man sieht, außer den beiden zusammengehörigen Wörtern verbindet die angeführten Verse nichts; der Zusammenhang und die ganze Verseinfügung lassen an keine Entlehnung denken.

<sup>1)</sup> ib. S. 150.

<sup>2)</sup> ib. S. 153.

**Ähnlich verhält es sich mit <sup>1)</sup>**

Meinloh:	[im trüret sîn herze] sit er nu jung- gest von dir schiet	MF. 14, 8
Dietmar:	do ich aller nacheſt von dir schiet [sit hât ich grôze swaere]	n 40, 13.

Nur noch Gedankenähnlichkeit liegt vor in

Husen:	Deich von der guoten schiet [des lide ich ungemach]	MF. 48, 32.
--------	--	-------------

**Die Heranziehung des Verses**

Namenl. L.:	[Ein winken und ein umbe sehen; wart mir] do ich si nâhest sach	MF. 6, 21
-------------	---	-----------

nur wegen des vorkommenden *nâhest* ist wirklich recht unnütz.

Es folgen Stellen mit *tiuren* <sup>2)</sup> oder Ausdrücken ähnlicher Bedeutung; von den acht Parallelen gehören bereits vier, und zwar darunter gerade die drei auffallender übereinstimmenden einem Dichter, nämlich Walther <sup>3)</sup> an. Die Ähnlichkeit der übrigen ist so wenig ausgeprägt, daß an Entlehnung nicht gedacht werden kann:

Dietmar:	du hâst getiuret mir den muot	MF. 33, 26
Dazu Rugge:	si tiuret vil der sinne mîn.	n 103, 24
Dazu Morungen:	[dine rede gesellen   die sint swie wir wellen   guoter worte und guoter site.] dâ bist du ge- tiuret mite.	n 146, 26

und gar

Johansdorf:	daz ir destē werder sint [und dâ bi hochgemuot]	n 94, 14.
-------------	--	-----------

**Die folgende Gruppe <sup>4)</sup>**

Ps. Dietmar:	und wil doch mannen fremede sîn	MF. 35, 34
Dietmar:	sol ich im lange vrōmede sîn	n 36, 11
Ders.:	[so hōh ōwi] sol ich ir lange frōmede sîn	n 39, 17
Morungen:	[ich fluoche in unde schadet in niht,] dur die ich ir muoz frōmede sîn	n 131, 17

weist als gemeinschaftlich nur das Wort *fremede* in vier Stellen, von denen drei auf einen und denselben Dichter kommen, auf <sup>5)</sup>.

<sup>1)</sup> ib. S. 150.

<sup>2)</sup> ib. S. 155.

<sup>3)</sup> Wenigstens ist zu dem Verbum *tiuren* resp. einmal *wirden* jedesmal derselbe Zusatz *h̄p* gefügt.

<sup>4)</sup> ib. S. 155.

<sup>5)</sup> Wieder gehören gerade die beiden Verse, die größere Entsprechung haben: *sol ich im lange frōmede sîn* (D. 36, 11) und *sol ich ir lange frōmede sîn* (ib. 39, 17) demselben Dichter an.



Angefügt sind drei weitere Verse mit dem Zeitwort *fremeden*:

Dietmar:	[sunder äne mine schult  ] fremedet er mich manegen tac	MF. 34, 14
Husen:	aleine frömdet mich ir lip,   [si hät iedoch des herzen mich   beroubet gar für elliu wip]	n 42, 7
Rugge:	sin langez fremeden muoz ich klagen	n 107, 23.

Die Stellen haben außer dem noch dazu in verschiedenen Formen gebrauchten einzigen Worte durchaus keine weitere Übereinstimmung.

Auch haben Ausdrücke mit *fremede* sowohl als mit *fremeden* etwas Absonderliches nur für den mit neuhochdeutschem Sprachgefühl an sie Herantretenden.

Ebensowenig ist etwas anzufangen mit den Versen: <sup>1)</sup>

Dietmar:	[höhe stât mîn muot :] wan al diu werlt noch nie gewan [ein schœne wip so rehte guot]	MF. 36, 25
Husen:	got weiz wol, daz ich nie gewan   [in al der werlt sô liebe enkeine]	n 44, 19
Namenl. L.:	[du bist in minen sinnen] für alle die ich ie gewan	n 5, 1.

Auch in den Parallelen mit *gedagen* <sup>2)</sup> tritt zu dem einfachen Verbum nirgends etwas hinzu, was eine Entlehnung wahrscheinlich machen könnte:

Husen:	[deich lîde umbe ir hulde sêren  ] daz ich niemer mac ver- dagen	MF. 44, 39
Morungen:	[Sin hiez mir nie widersagen, ...] desn mac ich langer niht verdagen	n 130, 12
Hartmann:	nieman sol ir lobes gedagen	n 214, 8
Neithart:	Hie mit sul wir des gedagen	N. 36, 38
Rugge:	[unser leit daz ist ir spil:] wir mugen wol stille dagen	MF. 97, 34

die drei übrigen Stellen gehören Reinmar, haben also den Werth einer einzigen.

Ganz werthlos ist die Zusammenstellung der Verse mit *guot* <sup>3)</sup>. Von den zehn angeführten Stellen sind allein sieben Walther entnommen, zwei kommen auf Neithart, eine auf Horheim, so daß wir eigentlich nur drei Parallelen vor uns sehen, die nichts Anderes als das Wörtchen *guot* mit einander gemein haben. Es berührt höchst eigenthümlich, wenn man bedenkt, daß einem hier Verse oder Vers-

<sup>1)</sup> ib. S. 155—156.

<sup>2)</sup> ib. S. 158.

<sup>3)</sup> ib. S. 160.

stückchen wie: *sist guot; du enbist niht guot; sô sît ir niht guot; daz waere guot* etc. geboten werden in der Absicht, den Glauben an eine Entlehnung aus alten Liedern zu erwecken.

Nicht anders fühlt man sich berührt von der folgenden Gruppe<sup>1)</sup>:

Bliigger:	so ist aber menger sô gemuot [daz er der geste haz bejaget]	MF. 119, 23
Walther:	der lantgrâve ist sô gemuot	W. 20, 10
Neithart:	erst ein knappe sô gemuot	N. 3, 9
(Ders.):	minne ist sô gemuot	n 97, 6)
Reinmar:	min muot stuont mir eteswenne alsô [daz ich was mit den andern frô]	MF. 174, 7.

Wie sollte wohl hier etwa der Originalvers zu allen diesen Variationen gelautet haben?

Ein Gleiches gilt von den Versen mit *swachen*<sup>2)</sup>; zu den drei Stellen aus Walther:<sup>3)</sup> *die sich selben sô verswachent* (23, 21); ...*dis sô swachet* (47, 5); ...*wie dû dich swachest* (51, 37) treten

Morungen:	sâ zehant bin ich gewachet	MF. 135, 22
und Neithart:	daz dû mich sô swachest	N. 23, 39.

Es bedarf nicht erst der Mühe, die Verse in ihren übrigen überall ganz verschiedenen Zusammenhang einzufügen; man wird ihnen auch so schon keinen Werth beilegen können.

Ganz dasselbe, was ich oben über die Gruppe *guot*<sup>4)</sup> bemerkte, muß ich von den folgenden beiden Zusammenstellungen wiederholen, in denen die Verbalform *kan* und das Verbum *tuon* als Bindeglieder dienen<sup>5)</sup>. Ein Blick auf die beiden Gruppen genügt, um ihre Bedeutungslosigkeit zu erkennen.

Die im vorstehenden Abschnitte besprochenen Gruppen fanden oder suchten ihre Übereinstimmung nur in einzelnen Worten, im folgenden werde ich

2. diejenigen Parallelstellen zu behandeln haben, deren Entsprechung auf einem etwas umfangreicheren Ausdrucke oder einer Wendung beruht, wie sie die Umgangssprache des täglichen Lebens gewiß schon geformt hatte und leicht dem Dichter in den Mund gegeben haben mag.

<sup>1)</sup> ib. S. 160.      <sup>2)</sup> ib. S. 160.

<sup>3)</sup> Es sind nicht einmal ganze Verse, die in Betracht kommen.

<sup>4)</sup> ib. p. 59(1).

<sup>5)</sup> ib. S. 161. In der Gruppe *kan* fallen wieder von 9 Stellen 5 Reinmar und 2 Walther zu: desgleichen in der Gruppe *tuon* von 9 Stellen 5 auf Walther und 2 auf Reinmar, so daß schon ganz äußerlich die beiden Zusammenstellungen an Werth recht beträchtlich einbüßen.

Fast mit in die vorige Abtheilung hätte ich verweisen können die Zusammenstellung <sup>1)</sup>)

3. lat. Liebesbr.:	desne soltu dūn niemère	MF. 224, 26
Husen:	dēs wār tuon i'n niht mēre	" 51, 11
Walther:	lātz iu geschehen niht mēre	W. 18, 4.

Eine Menge Stellen liefert das Verbum *zergān*, das in verschiedenen Verbindungen aufgeführt wird <sup>2)</sup>)

	dāvon mag uns frowde nimmer mer zergan	CB. 98 <sup>a</sup>
Meinloh:	[wan er ist komen ze lande,] von dem mīn trūren sol zergān	MF. 14, 29
Morungen:	[swer da enzwischen danne stēt und irret mich,] dem mūez al sīn wūnne gar zergēn	" 126, 35
Walther:	[mich mūet], sol mīn trōst zergān	W. 14, 13
Ders.:	[sō enwirde ich anders niht erlōst] sol der ( <i>kumber</i> ) mit frōide an mir zergān],	" 72, 1 <sup>3)</sup>
Ders.:	[der ist eht manger frōiden rīch] sō jenes frōide gar zergāt	" 92, 38 <sup>3)</sup>
Reinmar:	sō ist mīn trūren gar zergān [und bin die wochen wol getān] <sup>4)</sup>	MF. 203, 21
Ders.:	[anders sō gestuont ez nie,] wan daz beidiu liep und leit zergie	" 172, 29 <sup>3)</sup>
Ps.-Neithart:	[der anger lit   bevangen.] mīn trū- ren deist zergangen	N. 130, 7 <sup>3)</sup> .

In allen diesen Versen liegt die Übereinstimmung eigentlich nur darin, daß das Verbum *zergān* zur Bildung von Redensarten verwandt ist. Was uns zwingen sollte, Versentlehnungen anzunehmen, sehe ich nicht. Warum soll denn außer den vielen anderen Ausdrücken, zu denen sich das Wort mit Substantiven auch sonst noch verbunden hat, nicht auch ein *frowde zergān*, *trūren zergān*, *wunne zergēn*, *trōst zergēn*, *leit zergēn* in der Umgangssprache sich gebildet haben?

<sup>1)</sup> ib. S. 133.      <sup>2)</sup> ib. S. 135.

<sup>3)</sup> Ich führe diese Verse, obschon sie bereits citierten Dichtern angehören, nur deshalb mit an, weil sie gerade die Verschiedenheit des Gebrauches von *zergān* zu zeigen geeignet sind.

<sup>4)</sup> So und nicht wie Meyer schreibt: *sol mīn frōide nu zergān* lautet der Vers an der angegebenen Stelle.

<sup>5)</sup> Der am Schlusse der Gruppe noch angefügte Vers:

Namenl. L.:	[Owē mir sīner jugende!] diu muoz mir al ze sorgen ergān	MF. 4, 12
-------------	---	-----------

wäre besser weggeblieben.

Daß in den folgenden Versen der Ausdruck des „Frohseins“<sup>1)</sup> auf Entlehnung deuten soll, zumal da er in den vier Zeilen dreimal in verschiedener Fassung erscheint:

	[stolze meide  ] wesent palt!	CB. 104 <sup>a</sup>
	[grune stat der schöne walt:] des	
	suln wir nu wesen balt	n 123 <sup>a</sup>
	Vrowe, wesent vro	n 133
Namenl. L.:	‘vriunt, du wis vil höhgemuot’	MF. 6, 24.

hat wenig Wahrscheinlichkeit für sich.

Das Gleiche gilt von den folgenden Zeilen<sup>2)</sup>; Wendungen mit *tragen* sind dem Mittelhochdeutschen geläufig, *höher muot* ist ebenfalls ein vielgebrauchter Ausdruck: warum sollte die Verbindung *höhen muot tragen* sich also nicht hier und da einstellen? In den angeführten Parallelen findet sie sich überhaupt nur zweimal:

Reinmar:	[War umbe vüezet diu mir leit  ]	
	von der ich höhe solte tra-	
	gen den muot	MF. 162, 17
und Regensburg:	[der sich mit manegen tugenden guot  ]	
	gemachet al der werlte liep]	
	der mac wol höhe tragen	
	den muot	n 16, 7.

An den übrigen Stellen ziemlich stark variiert, wenn man überhaupt von Variation sprechen will. So bei

Dietmar:	Ich muoz von rehten schulden hó	
	[tragen das herze und al die	
	sinne]	MF. 38, 5

und nochmals bei

Reinmar:	[guoten tröst wil ich mir selben	
	geben]   und min gemüete	
	tragen hó	n 185, 30.

In beiden Stellen ist nicht einmal das Reimwort dasselbe geblieben, worauf Meyer doch sonst mit Recht Werth legt. Der Vers

Walthers:	[edel unde rîche   sint si sumeliche,]	
	dar zuo tragent si höhen	
	muot:	W. 51, 3

will mir endlich seiner Bedeutung wegen nicht hierher gehörig erscheinen; das *höher muot* bedeutet hier gewiß nicht nur so viel wie „gehobene Stimmung = Fröhlichkeit“, was man bei den obigen Stellen MF. 38, 5 und 185, 30 wohl anzunehmen hat, sondern drückt aus „hohen stolzen Sinn“<sup>3)</sup>.

<sup>1)</sup> ib. S. 136.

<sup>2)</sup> ib. S. 138.

<sup>3)</sup> Für volksthümlich, d. h. volksthümlichen Ursprungs möchte ich — beiläufig erwähnt — den Ausdruck auch nicht halten.

Es folgen vierzehn Stellen mit der Wendung *sanfte tuot*<sup>1)</sup> (vier davon gehören Walther an). Die Übereinstimmung beruht nur auf diesem Ausdrücke, der, allgemein gebräuchlich, Schlüsse auf Entlehnung nicht erlaubt.

Nicht mehr besagt die umfangreiche Sammlung mit *frî*<sup>2)</sup>, das in den verschiedensten Verbindungen aufgeführt wird. Man findet zusammengestellt: *frî machen* oder *frî tuon*, *frî sîn*, *frî beliben*, *frî werden*, *frî lâzen*, auch absolut *frî* in wechselnder Verbindung mit *leides*, *sorgen*, *von leide*, *von seneder nôt*, *lobes*; dazugefügt sind sinnverwandte Wendungen, wie *von sorgen scheiden*, *von sorgen laere tuon*; kurz: was wiederkehrt, ist meistens nur der Gedanke; Zusammenhang und Form sind verschieden genug, jedenfalls nicht dazu angethan, einem die Annahme einer Versentlehnung aus vorhandener Poesie nahe zu legen<sup>3)</sup>.

Die Redensart *den lip verliesen* ist an sich eine ganz geläufige, deren Anwendung nicht befremden kann; die Stellen, an denen sie vorkommt, haben durchaus nichts Formelhaftes, obendrein findet sie sich nur bei drei verschiedenen Dichtern<sup>4)</sup>, nämlich außer in den

Namenl. L.: [kumest du mir niht schiere,] sô ver-  
liuse ich minen lip

MF. 5, 3

nur noch zweimal bei

Morungen: [ich mac mich langer niht erwern]  
den lip muoz ich verloren  
hân

n 137, 13

und in demselben Liede

[frouwe, mine swaere sich, || é ich  
verliese minen lip

n 137, 18

und zweimal bei Neithart:

jâ verliuse ich den lip | [ist si mir  
niht beschert]

N. 61, 34

[daz was ein henne guot | und gienc  
staete unbehuot] dâ von sie  
verlôs den lip

n 181, 18<sup>5)</sup>.

oder vielmehr Ps. N.

<sup>1)</sup> ib. S. 139.

<sup>2)</sup> ib. S. 141.

<sup>3)</sup> 6 Stellen fallen übrigens aus der Sammlung heraus, da von den angezogenen  
3 Reinmar, 2 Walther und 4 Neithart zukommen.

<sup>4)</sup> ib. S. 142.

<sup>5)</sup> Man könnte den Vers eher gegen Meyer zum Beweise dafür anwenden, daß  
die Redensart eine allgemein verbreitete war; sonst könnte sie nicht hier in so völlig  
verschiedenem Zusammenhange stehen.

In den folgenden Versen <sup>1)</sup> hängt die Übereinstimmung überhaupt nur an der ganz unzweifelhaft bereits von der Umgangssprache geformten Wendung *al der werlte*; im Übrigen sind die Stellen grundverschieden:

Namenl. L.:	den möhte in al der werlte   [got niemer mir vergelten]	MF. 5, 4 <sup>2)</sup>
Dietmar:	nu muoz ich al der werlte [haben dur sinen willen rât]	n 39, 8
Namenl. L.:	[und waerez al der werlte leit,]	n 6, 12.

Ebenso gewagt ist es, an das zweimalige Vorkommen <sup>3)</sup> von *nâch dem willen mîn* in den Versen:

Namenl. L.:	[Mir hât ein ritter . . . .] gedienet nâch dem willen min	MF. 6, 6
und Dietmar:	[er kan wol grôzer arebeit] gelônen nâch dem willen min	n 38, 18

weitere Folgerungen zu knüpfen, dazu ist Ausdruck und Zusammenhang doch gar nicht geeignet. Die Zufügung des nicht einmal gleichlautenden

Reinmar:	sage im durch den willen min	MF. 178, 5
----------	------------------------------	------------

erhöht den Werth der Gruppe nicht.

Eine der reichsten Zusammenstellungen gründet sich auf die Redensart *rât werden* <sup>4)</sup>; sie wird in 24 Versen aufgeführt. Diese schmelzen nun allerdings im Werthe zu 9 zusammen, denn von ihnen fallen allein 7 auf Walther, 4 auf Reinmar, 4 auf Rugge, 2 auf Neithart, 2 auf Dietmar, 2 auf Husen. Aber ganz abgesehen davon: Meyer kann doch unmöglich im Zweifel darüber sein, ob hier ein Ausdruck der Alltagsrede oder ein rein lyrischer, ja überhaupt lyrischer Vers zu Grunde liegt. Für die letztere Annahme bietet sich doch nirgends der geringste Anhaltspunkt. Die Gruppe ist bezeichnend für die Natur der ganzen Sammlung. Der eigentliche Zweck derselben ist gänzlich außer Acht gelassen; Ähnliches wird eben zusammengestellt, unbekümmert, ob es die Sache fördert oder nicht.

Die beiden Verse: <sup>5)</sup>

Namenl. L.:	swie du wilt, sô wil ich sîn [lache, liebez frowelin]	MF. 6, 30
und Walther:	swie si sint sô wil ich sîn	W. 48, 7

verlieren das auffallend Übereinstimmende, das ihnen der erste Blick zuerkennt, sobald man sie im Zusammenhange betrachtet.

<sup>1)</sup> ib. S. 142.

<sup>2)</sup> nicht 5, 11.

<sup>3)</sup> ib. S. 143.

<sup>4)</sup> ib. S. 143—144.

<sup>5)</sup> ib. S. 144.

In der Strophe der Namenlosen hat die Frau mit jenem Verse die Versicherung völliger Ergebenheit von Seite des Mannes erhalten; bei Walther will die Wendung besagen, daß er so viel *fuoge* besitze, die Leute nicht zu *verdriezen*, daß er darum sich nach ihnen richte, mit ihnen fröhlich und traurig sei. Der Ausdruck ist an beiden Stellen ganz vom Augenblicke eingegeben; seine Übereinstimmung gewiß eine zufällige. Die dritte angeführte Entsprechung

Rietenbure: als wil ich iemer mēre sīn MF. 18, 24

ähnelt zu wenig dem Wortlaute den beiden anderen, als daß man sie in Betracht ziehen könnte.

Nichts als einen ganz alltäglichen Ausdruck haben wir auch in dem *die wile* <sup>1)</sup> = derweile zu sehen, das uns in neun Versen <sup>1)</sup> (darunter viermal Reinmar und zweimal Neidhart, so daß vier Stellen ungiltig werden) entgegentritt. Das regelmäßig hinzutretende *ich lebe* oder *daz leben hān* oder *ich habe den lip* beweist nichts mehr, als daß der ganze Ausdruck im gewöhnlichen Leben eben gerade so gebräuchlich war, wie heutzutage unser „so lange ich lebe“ oder „mein Leben lang“. Von lyrischem Verse haftet an der Wendung nichts.

Was die Stellen mit *hōhe stān* <sup>2)</sup> in Verbindung mit *muot*, *gemüete*, *herze* angeht, so kann ich nur wiederholen, was ich schon bei *sanfte tuon* <sup>3)</sup> und anderen zu bemerken hatte: es liegt nichts als eine benutzte Redensart der Umgangssprache vor, deren Verwendung im Verse Variation genug zeigt, ja nicht einmal ein bestimmtes Reimwort zu Tage treten läßt, so daß man dem Gedanken an einen zu Grunde liegenden formelhaften Vers nicht Raum geben darf <sup>4)</sup>.

Dasselbe gilt in noch höherem Maße von der Zusammenstellung mit *inne werden* <sup>5)</sup> und *inne bringen*, nur daß das Reimwort dasselbe bleibt.

Vergleicht man ferner die Verse mit *umbe waz* <sup>6)</sup> näher im Zusammenhange, so verlieren sie von ihrer Ähnlichkeit wesentlich.

Meinloh: [Ich bin holt einer frouwen:] ih  
weiz vil wol umbe waz MF. 13, 2

Morungen: [... ê ich ir iemer diende] ine wisse  
umbe waz „ 142, 18.

Die übrigen Stellen, von denen zwei einander ähnlicher lauten, gehören einem und demselben Dichter, nämlich Neithart zu:

<sup>1)</sup> ib. S. 146. <sup>2)</sup> ib. S. 146. <sup>3)</sup> oben S. 37 o.

<sup>4)</sup> Die 15 Stellen reducieren sich auf 9; 5 gehören schon angesprochenen Dichtern zu.

<sup>5)</sup> ib. S. 147. <sup>6)</sup> ib. S. 149.





In der folgenden Gruppe: <sup>1)</sup>

Rietenburc:	[taet ich selbe nicht also] der be- twungen stât	MF. 19, 11
Dietmar:	[gerne daz mîn herze erkande] wan ez sô bedwungen stât	n 32, 2
Morungen:	[sit daz diu werlt mit sorgen] alsô gar betwungen stât	n 143, 8

ist vor allen Dingen die gleichmäßige Verbindung mit *stât* als irgendwie auffällige Übereinstimmung zurückzuweisen. Die Anwendung von *stân* ist nicht anders zu betrachten als die einer Kopula; das Verbum wird ebenso häufig gebraucht und ist in seiner Bedeutung ebenso abgeblaßt, wie eine solche.

Über den häufigen redensartigen Gebrauch von *betwungen* belehrt uns schon der Zusammenhang, in dem das Verbum in den obigen Stellen und in der folgenden erscheint:

Regensburc:	[ich wil im iemer wesen holt.] si sint betwungen âne nôt	MF. 16, 14
-------------	---	------------

d. h. „sie machen sich ohne Noth Kummer und Sorge“.

Die Bemerkungen Haupts zu der letzteren Stelle bekräftigen nur, daß dergleichen Wendungen schon frühe und allgemein gebräuchlich waren.

Die Ähnlichkeit des Verses:

der minne wil mich twingen	CB. 126
----------------------------	---------

ist formell zu gering, als daß man auf ihn Rücksicht zu nehmen hätte. Dietmar endlich (40, 15) ist bereits citiert.

Die folgende Gruppe mit *ze* oder *an ein ende bringen* oder *komen* <sup>2)</sup> hat ja an sich schon darum wenig Werth, weil einmal von den angeführten fünf Stellen drei ein und demselben Dichter entnommen sind, dann aber ihnen nicht einmal dasselbe Reimwort eigen ist. Aber davon ganz abgesehen, darf man die Wendung durchaus nicht als etwas vielleicht nur der Liebeslyrik oder der Lyrik überhaupt Eigenthümliches betrachten. Sie war mit verschiedenen kleinen Änderungen ganz gebräuchlich und gewiß nicht nur der poetischen, sondern auch der alltäglichen Umgangssprache <sup>3)</sup>.

Daß von *guot dunken* das Gleiche gilt <sup>4)</sup>, bedarf keiner weiteren Erörterung.

Bei der folgenden Zusammenstellung mit *nie geschach* <sup>5)</sup> ist der Zusammenhang in den drei zur Geltung kommenden Versen doch

<sup>1)</sup> ib. S. 153.      <sup>2)</sup> ib. S. 154.

<sup>3)</sup> Ich brauche nur auf das Mhd. Wb. zu verweisen.

<sup>4)</sup> ib. S. 154—155.      <sup>5)</sup> ib. S. 155.

nicht derart, daß wir an einen zu Grunde liegenden festgeformten Vers denken mußten:

- Dietmar: [si hât daz herze mir benomen;] daz  
mir geschach von wibe é nie MF. 35, 4
- Husen: [ze fröiden muos ich urlop nemen:]  
daz mir dâ vor é nie ge-  
schach " 43, 27
- Reinmar: [waene ich des daz mir diu unge-  
lônet lâze] sê geschæhe an  
mir daz nie geschach " 189, 36.

Es folgen die Stellen <sup>1)</sup>:

- Dietmar: [ich weiz wol daz tuot ime wê] daz  
ist diu meiste sorge min .. MF. 36, 13
- Neithart: doch ist daz diu meiste sorge mine  
[daz niht langer dienst lie-  
ben lôn erworben habe] N. 58, 29
- Rute: [dâ manic man der sünden sin ver-  
jach,] dô was daz min aller  
meistiu swaere [daz ...] MF. 116, 20;

Die übrigen Verse verdienen nicht angeführt zu werden; denn der eine gehört dem schon oben herangezogenen Neithart zu; der andere aber

- Husen: [des ist er min leitvertrip] und diu  
hœhste wunne min

begründet seine Zugehörigkeit nur dadurch, daß er von den obigen das Gegentheil bedeutet.

Ob nun diese zu dem Schlusse auf Entlehnung aus einer Liebeslyrik, ja auf Entlehnung überhaupt berechtigen, erscheint mir mehr als zweifelhaft. Hat hier nicht bloßer Zufall gewaltet, so könnte man höchstens an eine im gewöhnlichen Leben gebrauchte Wendung denken.

Recht aus der Umgangssprache herausgegriffen, aber nur durchaus nicht auf Lyrik zurückzuführen, ist die Redensart mit *ein heiden*, wie sie sich in den Versen

- Dietmar<sup>2)</sup>: jâ bin ich niht ein heiden [si sol  
genâde an mir begân] MF. 40, 24
- Walther: [swelch kristen kristentuomes gih  
an worten und an werken  
niht ] der ist wol halp ein  
heiden W. 7, 13<sup>3)</sup>.

findet.

<sup>1)</sup> ib. S. 155. <sup>2)</sup> ib. S. 157.

<sup>3)</sup> Auf eine Stufe mit den übrigen Versen läßt sich dieser doch nicht stellen, denn in ihm ist das Wort *heiden* bedeutungsvoller als in jenen.

Weitere Parallelen gibt Haupt zu 40, 24:

- Gliers: ja enbin ich ein heiden: [so bescheiden; ist ir minniclicher lip.] MSH. 1, 104<sup>b</sup> (Z. 5)
- Winterstetten: diu mich in senden leiden — nu lange lât als einen wilden heiden " 1, 152<sup>a</sup> (Z. 8 v. u.)
- Stretlingen: si tet als ich wære ein heiden MS. 1, 45<sup>b</sup> (Z. 3 v. u.).

Der Vergleich mit den *heiden* ist gewiß — wie ja auch in der damaligen Zeit der Kreuzzüge leicht erklärlich — in Jedermanns Munde gewesen.

In den beiden Versen <sup>1)</sup>:

- Reinmar: daz ist an minen fröiden mir ein angeslicher slac MF. 197, 21
- Walter: und waere an fröide ein angeslicher slac W. 115, 1

mag man wohl etwas Auffallendes an ihrer Übereinstimmung finden. Will man hier aber auf Entlehnung (was bei so geringer Zahl von Versen nicht sehr rathsam erscheinen will) schließen, so wäre man doch viel eher berechtigt, eine Benutzung des Reinmarschen Verses von Seite Walthers anzunehmen, als auf Nichtvorhandenes zu fahnden.

Wenn die Redensart *es ist ein slac* auch noch bei

- Dietmar: es waere an minen fröide ein slac MF. 40, 33
- sich findet, so ist dies nicht seltsam. Wendungen mit *slac* gehören zu den sehr gebräuchlichen. Das Wort findet sich in gleicher Bedeutung in den mannigfachsten Verbindungen <sup>2)</sup>, warum soll es nicht auch ein oder das andere Mal mit *fröide* verbunden vorkommen?

Die Gruppe mit *schîn tuon* hat gar keine Bedeutung <sup>3)</sup>. Der Ausdruck ist ganz verbreitet; die Reimübereinstimmung kann auch nicht befremden; denn — wie sich aus einigermaßen sorgfältiger Beobachtung ergibt — wird bei Anwendung zusammengesetzter Ausdrücke in derselben Verszeile gewöhnlich eines der beiden zusammengehörigen Glieder Reimwort; und zwar trifft dies, je nachdem wir es mit einem Haupt- oder Nebensatze zu thun haben, das Beiwort oder das Verbum.

Werthlos ist auch die Aufzählung der wenigen Stellen (5, davon 3 bei Neithart) mit *wol* im Ausruf <sup>4)</sup>, umsomehr, da es sich hier

<sup>1)</sup> ib. S. 167.

<sup>2)</sup> cf. d. Mhd. Wb. S. 351

<sup>3)</sup> ib. S. 158.

<sup>4)</sup> ib. S. 158.

nicht einmal um ganze Verse, sondern nur um einen herausgerissenen Ausdruck handelt. Daß derartige Verbindungen mit *wol*, unpersönliche Sätze, namentlich imperativischer Natur, vollkommen zu dem mhd. Sprachgebrauche gehören; daß ihr Vorkommen nicht viel anders zu betrachten ist, als das der gebräuchlichsten Interjectionen, sollte ich kaum zu erwähnen brauchen. Ich führe die betreffenden Stellen nur an, um zu zeigen, in welcher Weise zuweilen die Gruppen der uns vorliegenden Sammlung zu Stande kommen:

Guotenbure:	Nu wol hin [(ez muoz eht sin)]   und stic uf, daz herze min]	MF. 70, 19
Walther:	Nû wol dan [welt ir die wârheit schouwen!   gën wir. . .]	W. 46, 21
Neithart:	[Diu muoter sprach] "wol hin! ver- stû übel oder wol, sich daz ist din gewin"	N. 21, 27
Bei dems.:	[Dô sprachs ein alte in ir geile,   trûtgespil,] wol dan mit mir!	N. 3, 16
Bei dems.:	'Wol dan mit mir   [suo der linden, trûtgespil]	n 10, 32 <sup>1)</sup> .

Die Gruppe mit *war nemen*<sup>2)</sup> ist auf 20 Stellen gebracht, von denen sieben auf Reinmar, sechs auf Walther und vier auf Neithart kommen, so daß die ganze Sammlung nur den Werth von fünf Versen besitzt. Im Übrigen gilt dasselbe, was ich zuletzt von *schîn tuon*<sup>3)</sup> zu bemerken hatte.

Ebenso steht es mit der Stellensammlung mit *leit*<sup>4)</sup>; sie schmilzt auch ähnlich wie die vorige zusammen; es sind angeführt: Reinmar viermal, Walther viermal, Neidhart fünfmal.

Auch folgende Stellen, die alle das Sätzchen *ich weiz wol* aufweisen, haben keine Bedeutung:

Johansdorf:	[Wie sich minne hebt] daz weiz ich wol	MF. 91, 21
Wolfram:	[... diu sorge ist mir ze vruo] ich weiz vil wol, [daz ist ouch ime]	Wolfr. 8, 3
Ps.-Neithart:	ich weiz wol, [und het ich ...]	N. 170, 76
und dreimal bei		
Walther:	[swaz ir in tuot, daz rechent iuwer jungen] daz weiz ich wol [und weiz noch mé]	W. 24, 2

etc.

<sup>1)</sup> Wie ich schon mehrfach zu zeigen bemüht war, so tritt auch hier wieder zu Tage, daß gerade nähere Übereinstimmungen meist nur bei demselben Dichter sich finden.

<sup>2)</sup> ib. S. 158.

<sup>3)</sup> oben S. 43.

<sup>4)</sup> ib. S. 159.

Daß diese Verse auf Entlehnung deuteten, obendrein aus lyrischer Poesie, läßt sich gewiß nicht ernstlich behaupten; wir haben hier nur ein zufälliges Zusammentreffen auch sonst gewiß ganz gebräuchlicher Redewendungen, die sich natürlich jedem ungezwungen zur Benutzung darboten.

Die zwölf Verse, deren Übereinstimmung auf der Wendung *daz herze ist vol* beruht <sup>1)</sup>, haben für uns nur den Werth von drei Stellen: achtmal wird die Volkslyrik der späteren Zeit herangezogen, und zweimal Neithart angeführt. Daß die Ausdrucksweise selbst etwas Befremdliches, auf Entlehnung Deutendes haben sollte, kann ich schlechterdings nicht finden. Das *herze* als Sitz des Gefühls, und demgemäß mit *leit*, *fröiden*, *trauren*, *unmut*, *jämer* angefüllt zu denken, war gewiß eine sehr gewöhnliche Vorstellung.

Bei der Redensart *waz dar umbe?* <sup>2)</sup> was liegt daran? an Lyrik zu denken, erscheint mir mehr als gewagt; die Wendung entstammt natürlich nur der Umgangssprache.

Aus der folgenden Gruppe mit dem Reimworte *getân* <sup>3)</sup> kommen nur die drei ersten angeführten Verse in Betracht. Die übrigen vier erhalten durch die Zufügung von *wol* eine so verschiedene Bedeutung, daß sie höchstens gesondert berücksichtigt werden dürften. Dies jedoch wäre unnöthig; denn von den vier Stellen mit *wol getân* gehören allein drei Walther, die vierte — mit *quot* statt *wol* — Neithart an <sup>4)</sup>.

Die Verse mit *getân* allein sind:

Reinmar:	swer in éret   unde im méret   fröide,	
	daz ist mir getân	MF. 200, 13
Neithart:	[daz sî dâ mit ir gerûnent] deist mîn ungewin] unde ist mir getân	N. 77, 24
Walther:	[... daz ich die getiuret hân   und mit lobe gekroenet   diu mich wider hœnet] frouwe Minne, daz sî iu getân	W. 40, 26.

Auch in diesen Stellen kann ich nichts finden, was den Schluß auf einen zu Grunde liegenden Originalvers erlaubte. Warum soll die Wendung nicht schon im gewöhnlichen Leben sich geformt haben?

Eine für die ganze Sammlung recht bezeichnende Zusammenstellung ist die auf den beiden Ausdrücken *tuot wê* und *tuot wol* beruhende <sup>5)</sup>. Von den 15 im Ganzen aufgezählten Versen fallen allein acht auf Walther, vier auf Neidhart, zwei auf Hartmann, eine

<sup>1)</sup> ib. S. 159.

<sup>2)</sup> ib. S. 161.

<sup>3)</sup> ib. S. 162.

<sup>4)</sup> cf. oben S. 30 (3<sup>o</sup>)

<sup>5)</sup> ib. S. 162.

auf Morungen: wir haben also eigentlich nur vier brauchbare Stellen vor uns, und in diesen nichts als eine zweifelsohne ganz gewöhnliche Redewendung, die obendrein weder einen ganzen Vers einnimmt noch einen solchen mit einem regelmäßig wiederkehrenden Reimworte versieht, so daß wir nicht einmal von einem formelhaften Eindruck reden können.

Ganz dasselbe gilt von dem Gebrauche der Wendung *âne danc* <sup>1)</sup>, sie kann nur für neuhochdeutsches Gefühl etwas Befremdliches haben: der mittelhochdeutschen Sprache war sie offenbar ganz zu eigen. Geltung haben für uns übrigens von vornherein nicht die beiden Stellen aus der späteren Volkslyrik, so daß uns nur der Wert von drei Parallelen bleibt (Neidhart dreimal citiert).

Aus dem bisher Gesagten wird wohl deutlich und klar schon die Natur der ganzen Sammlung Meyers zu Tage getreten sein. Es fand sich nirgends auch nur eine Schwierigkeit bei dem Versuche, alles was uns als auffallende Übereinstimmungen vorgebracht war, auf alltäglichen Wortgebrauch und Ausdrucksschatz zurückzuführen.

3. Doch die Gruppen der Sammlung haben wir erst zur Hälfte durchlaufen. Ich übergang zunächst noch diejenigen Stellen, in denen die Übereinstimmungen einen etwas auffallenderen Eindruck zu machen schienen, insofern die den einzelnen Versen gemeinsamen Worte oder Wendungen nicht so ohne Weiteres es verriethen, dem Sprachsatze entnommen zu sein, sondern durch ihren Gebrauch in einer Liebeslyrik einen etwas bestimmteren, eigenartigeren Charakter angenommen hatten.

Groß und häufig ist dergleichen eigenartigeres Zusammentreffen aber nicht, jedenfalls überall ohne Bedeutung. Denn daß eine Liebespoesie sich an ihr eigenes Lexikon hält, ist doch nur natürlich; und daß Wendungen und Worte, sonst keineswegs auffallend, durch gleiche Verhältnisse ins Leben gerufen, in ähnlichen Zusammenhang eingefügt einander ähnlicher werden müssen, wird wohl Jedem einleuchten, ohne daß ihm darum gleich der Gedanke an die Nothwendigkeit einer Entlehnung aus einer verloren gegangenen Volkslyrik berechtigt zu sein scheinen dürfte.

Die folgenden Gruppen haben in Wirklichkeit nicht größeren Werth als die oben bereits besprochenen.

<sup>1)</sup> ib. S. 162.

Kann es bei einer Poesie, die den Frauendienst zum Gegenstande hat, befremden, wenn der Ausspruch einigemal sich findet, daß kein Weib dem Dichter besser gefallen habe, als eben das, welches er besingt; zumal wenn der Gedanke durchaus nicht in formelhafter Weise zum Ausdrucke gelangt?

So haben wir bei <sup>1)</sup>

Meinloh: [sit ich ir gunde dienen, |] si geviel  
mir ie baz und ie baz MF. 13, 4

und Reinmar: [got weiz wol daz ich ir nie vergaz |]  
und daz mir wip geviel nie  
baz " 174, 36.

Füge ich noch die Stelle hinzu, wo der Dichter die Frau sprechen läßt

Rugge: [son sach ich nie deheinen man |]  
der mir se rehte geveile ie  
baz MF. 106, 21

so sind wir eigentlich mit den Parallelen, deren jede noch immer genug Individuelles trägt, zu Ende. Was Meyer zufügt, enthält nichts Übereinstimmendes außer dem Worte *gefallen*. Der Vers

Walthers: [sô lāse ir mine rede . . .] ein wēnic  
baz gefallen W. 71, 9

hat dem Sinne nach gar nichts, der Form nach wenig (nicht einmal gleiches Reimwort) mit den oben angeführten Stellen gemein; ebenso steht es mit dem Verse:

[mīn vrowe ist ganzer tugende vol, |]  
ih weiz wiez 'ir' gevalle CB. 103<sup>a</sup>.

Die Worte der Tegnernseer Briefschreiberin sagen gerade das Gegen-  
theil zu jenen:

ich mohte dir desto wirs gevalle MF. 224, 24<sup>a</sup>)

Daß zum Lobe der Frau gesagt wird <sup>3)</sup> an einer Stelle:

[si ist ganzer tugende ein adamas]  
und schoner zūhte ist si so  
vol, <sup>4)</sup> CB. 94<sup>a</sup>, 1

und an einer zweiten:

min vrowe ist ganzer tugende vol " 103<sup>a</sup>

<sup>1)</sup> ib. S. 133.

<sup>2)</sup> Rechte Übereinstimmung des Gedankens herrscht eigentlich auch unter den ersten drei Stellen nicht; sie findet sich nur in den beiden Versen Meinlohs, dem obigen und dem folgenden:

ie lieber und ie lieber | so ist si z allen ziten mir, |  
ie schoner und ie schoner | : vil wol gevallet si mir. |

<sup>3)</sup> ib. S. 134.

<sup>4)</sup> Für volksthümlich halte ich den Vers auch durchaus nicht.

und endlich mit gewiß nicht der gleichen Bedeutung von

Walther: der herze ist ganzer tugende vol W. 115, 15

wird doch wohl kaum zur Annahme einer Entlehnung verführen können.

Wenn ich die folgenden Stellen mit *twingen*<sup>1)</sup> erst hier anführe und nicht schon in der ersten Abtheilung behandelt habe, so hat das seinen Grund darin, daß sie so ziemlich ähnlichen Sinn haben und dieser auf Liebeslyrik hinweist. Beweisen läßt sich mit diesen Versen nichts; denn Redensarten mit *twingen* sind so allgemein gebräuchlich in den mannigfachsten Verbindungen wie<sup>2)</sup>: *Kriemhilde twanc grôz jâmer* Nbl. 988, 1; *waz mich leides twinget* MS. 1. 53\*; *si twanc ein nôt* Trist. 11896; *Sifrit twanc des durstes nôt* Nbl. 911, 1 u. a. m., daß man sich nicht wundern darf, das Wort mit dem Subject *minne* anzutreffen, wie in den Versen<sup>3)</sup>:

	[der ih diene alle mine tage  ,] der	
	minne wil mich twingen	CB. 126*
und	diu minne twanch sere den man	" 146
oder Veldege:	[Diu Minne twanc é Salomône: . . . ]	
	si twunge ouch mich ge-	
	waltecliche	MF. 66, 20.

Formelhaftes haben die drei Verse gewiß nichts an sich; sie weisen nicht einmal das gleiche Reimwort auf.

Die anderen Stellen bringen nur das einzelne Wort ohne sonstige Übereinstimmungen wieder, so

Guotenburc: âne die diu sô betwungen mich hât MF. 79, 3

und Husen: wie sere si min herze twinget " 45, 20

mit wenigstens noch ähnlichem Sinne sind endlich

Dietmar:	[sît hât ich grôze swaere.  ] be-	
	twungen was daz herze mîn	
	[nu wil ez aber mit frôiden	
	sîn]	MF. 40, 15

Kürenberc:	diu wil mich des betwungen [daz ich	
	ir holt si]	" 9, 33,

wo der Zusammenhang im Grunde doch eine Parallelstellung mit den obigen Versen verbietet.

Wir kommen an die Verse mit *im herzen tragen*<sup>3)</sup>. „Einfach undenkbar“, sagt Meyer<sup>4)</sup>, „ist es, daß die Damen des zwölften Jahrhunderts, die doch keine Molière’schen *Précieuses* waren, oder gar die „eisernen Ritter“ in ihrer Unterhaltung gesagt hätten: *in mînem herzen*

<sup>1)</sup> ib. S. 138. 153. 157. 159.

<sup>2)</sup> ib. S. 138.

<sup>3)</sup> ib. S. 138.

<sup>4)</sup> ib. S. 167.



ich si trage oder sône werde ich niemer frô. Das ist nicht der Ton des Tagesgesprächs.“ Diese Bemerkung ist in mehr als einer Beziehung nicht stichhaltig. Der Ton des Tagesgesprächs? Natürlich ist er das nicht. Das wird auch Niemand behaupten wollen; gedichtet wird ja überhaupt nicht im „Ton des Tagesgesprächs“. Und mir, wenn ich leugne, daß der genannte Vers aus einer verlorenen Volksliedeslyrik als „Baustein“ entnommen sei, wird es durchaus nicht einfallen zu behaupten, der Vers sei, so wie er ist, aus der Umgangssprache geholt worden. Aber: die Umgangssprache hat offenbar vielerlei Wendungen mit *tragen* (in ganz anderer Weise freilich als wir im Nhd.) gehabt; sie hat auch das *herze* als Sitz der Gefühle betrachtet; die Ritter ihrerseits — die „eisernen Ritter“ haben doch Fähigkeit und weiche Stimmung zum Dichten gehabt, sie waren sogar zu Zeiten so wenig „eisern“, daß sie ihre Lieder zum Saitenklang vortrugen: sollten sie nicht vielleicht doch einen Ausdruck wie *ich trage im herzen* selbständig haben zu Stande bringen können; oder sollte man Derartiges wirklich nur einem Bauern zumuthen dürfen, der das dann freilich aus dem „Stegreife“ fertig brachte? Doch der Ausdruck mag immerhin existiert haben, er wird es sogar ganz gewiß; es ging ja der ritterlichen Liebespoesie genug Sang und Klang voraus; die Wendung ist keine solche, daß sie nur in der Liebespoesie sich hätte bilden können: es handelt sich hier nur darum, ob die ganzen Verse einen volkstümlichen Originalvers vorauszusetzen zwingen, und das wird man — glaube ich — aus ihnen nicht schließen können. Ich führe die Verse auf:

- |              |  |  |
|--------------|--|--|
|              | [der minne wil mich twingen:] in<br>mîne herzen ich si trage, CB. 126 <sup>a</sup>   |  |
| K. Heinrich: | Sit daz ich si [sô gar herzelichen<br>minne   und si âne wanc<br>zallen zîten] trage beide in<br>herzen und ouch in sinne, MF. 5, 30 |  |
| Fenis:       | daz si mich hiez in deme herzen<br>tragen   [diu mir wol mac<br>mîn leit ze vrôuden kêren] n 81, 38                                  |  |
| Reinmar:     | sît ichs [âne ir danc] in mînem her-<br>zen trage n 171, 27  |  |
- und bei demselben <sup>1)</sup>:

<sup>1)</sup> Ich führe die Stelle nur an, weil sie Zeugniß davon ablegt, daß der Gebrauch des Ausdrucks jedenfalls keiner gedankenlosen Entlehnung zuschreiben ist, vielmehr ein liebevolles Ausspinnen einer offenbar geläufigen Vorstellung von Seiten eines „eisernen“ Ritters zeigt.

[si gie mir also sanfte dur mîn ougen, |  
 daz si sich in der enge niene  
 stiez] in minem herzen si  
 sich nider liez : dâ trage ich  
 noch die werden inne tougen MF. 194, 24—25<sup>1)</sup>.

Wo ist in diesen Versen Formelhaftes? Wo ein Zeichen von dem Zugrundeliegen eines bestimmten Verses? Nur die Redensart *im herzen tragen* haben sie gemeinsam; und da wir es mit Liebespoesie zu thun haben, tritt natürlich in ein paar Stellen als Object auch einmal die *minne* oder die *frouwe* ein; andere Verbindungen mit *tragen* sind übrigens auch vorhanden<sup>2)</sup>.

Es folgt eine Gruppe mit Übereinstimmung in der Anwendung des Wortes *gedinge*<sup>3)</sup>:

	[möhte mir an ir gelingen,   . . . . ] noh lebe ich des gedingen	CB. 126 <sup>a</sup>
Rietenburc:	[Diu nahtegal ist gesweiget   . . . . ] doch tuot mir sanfte guot gedinge [den ich von einer frowen hân]	MF. 18, 20
Guotenburc:	[Swiech mich erhol,] der gedinge tuot mir wol, [Daz ich wol weiz . . . ]	" 76, 35
Walther:	doch tuot mir der gedinge wol [der wile, den ich hân, deichz noch erwerben sol]	W. 92, 7
Reinmar:	[guot gedinge ûz lones rehte nie gebrach.] des habe ich hin zir hulden ie gedinge	MF. 189, 39.

Über diese Zusammenstellung gilt genau dasselbe, was ich über die vorige bemerkte. Meyer jedoch legt offenbar besonderes Gewicht auf sie, denn er greift sie zum Beweise seiner Ansicht als Beispiel heraus. „Sicher sagte man auch in Prosa einmal 'diese Hoffnung thut mir wohl'“, bemerkt er<sup>4)</sup>, „aber wenn Guotenburc und Walther, die weder in der Art noch in der Form der Dichtung viel gemein haben, diese Phrase beide anwandten — wie kam da fast genau derselbe Vers heraus? Lag aber beiden derselbe Vers schon vor, so

<sup>1)</sup> seneliche swaere tragen . . . in dem herzen MF. 12, 6  
 bestätigt mir das oben über *tragen* Gesagte.

<sup>2)</sup> cf. oben S. 36.

<sup>3)</sup> ib. S. 138.

<sup>4)</sup> ib. S. 167. Natürlich sagte man mhd. nicht so, sondern *der gedinge tuot mir wol*; das meinte Meyer doch wohl auch; wie kommt er dann aber dazu, ein paar Zeilen weiter unten genau das Gegentheil zu behaupten, indem er die Ausdrucksform *der gedinge tuot ir wol* recht wenig wahrscheinlich für die Prosa nennt.

erklärt das Bedürfnis des Liedes allerdings leicht die geringe Modification.“

Ich möchte der Frage Meyers mit einer Frage meinerseits antworten: wenn Walther den Gedanken „diese Hoffnung thut mir wohl“, der doch an sich nichts Seltsames hat, zum Ausdruck bringen wollte; wenn ihm seine Sprache die Wendung *wol tuon* und das Wort *gedinge* dazu bot, wenn endlich der Bau seiner Strophe einen vierhebigen Vers verlangte: wie hätte er dann wohl mit aller Mühe es fertig bringen sollen, einen von Guotenburc mehr abweichenden Vers zu liefern, als er es gethan hat?

Er wundert sich dann darüber, daß man ihm zumuthen könnte, „jenen einfachen Gedanken ganz allgemein etwa in der Form *der gedinge tuot mir wol*, wie einen regelmäßigen Vers von vier Hebungen ansehen“ zu sollen. Dabei vergißt er aber ganz, daß man, sobald man nicht, wie er, aus einem verlorenen Liede die Verse in fester Gestalt übernommen glaubt, nie an eine Entlehnung ganzer Sätze aus der Umgangssprache denkt, sondern nur an die Benutzung der der gewöhnlichen Rede eigenen Worte und Phrasen; daß man die Gestaltung dieser aber ebenso gut dem dichtenden Ritter überläßt, wie es Meyer doch jedenfalls bei dem „Stegreif dichtenden“ Bauern thut; denn woher sollten denn diese ihre Verse sonst haben?

Ebenso steht es mit den folgenden Versen <sup>1)</sup>:

	Mir ist ein wip sere in min gemüte chomen	CB. 127 <sup>a</sup>
Dietmar:	der ist mir ane mase komen in minen staeten muot,	MF. 39, 5 <sup>2)</sup>
Morungen:	wie waere si mir danne alsô ze her- zen komen?	„ 124, 34 <sup>3)</sup>
Reinmar:	mirst komen an daz herze mîn   ein wip	„ 157, 15.

Dabei herrscht weder Übereinstimmung im Reimwort noch genau im Ausdruck; nur das Wort *komen* und der Sinn der Stellen treffen zusammen.

Im Folgenden greife ich zwei Gruppen zusammen, da Meyer in der ersten auf den Vers an der Spitze der zweiten hinweist <sup>4)</sup>.

<sup>1)</sup> ib. S. 138.

<sup>2)</sup> Die andere Stelle lautet:

der an mîn herze ist nâhe komen MF. 35, 29.

<sup>3)</sup> Die andere Stelle:

dem ein wip so nâhen an sîn herze ge „ 138, 6.

<sup>4)</sup> S. 138 und 141.

	[Solde ich nach dem willen min diu zit geleben] daz ih ir ge- lege bi!	CB. 127 <sup>a</sup> MF. 4, 20 <sup>1)</sup>
Namenl. L.:	sô sô gûetliche diu guote bî mir lit.	
Neithart:	sî getuo mich sorgen vri] der ich gerne laege bî	N. 52, 32
Meinloh:	[nu wizzen algeliche   daz ich sin friundinne [bin;] âne nâhe bî gelegen	MF. 13, 22 <sup>2)</sup>
Regensburc:	[swenn ich daran gedenke  ] daz ich sô gûetlichen lac   [verholne an sinem arme	" 17, 3
Namenl. L.:	daz diu kûnegîn von Engellant   laege an minen armen	" 3, 10—11
Reinmar:	[Diu wile schône mir zergat] swenn er an minem arme lit	" 208, 18
Wolfram:	[Den morgenblic .... erkôs   ein froue,] dâ si tougen an ir werden friundes arme lac	Wolfr. 3, 3
Neithart:	daz diu guote an minem arme niht enlit	N. 78, 19 <sup>3)</sup> .

Daß in einer Poesie, wie sie der höfische Minnesang ist, Stellen wie die beigebrachten in größerer Zahl sich aufzählen lassen; daß der darin enthaltene Gedanke wiederkehrt — liegt gerade in dem Wesen des höfischen Minnesanges begründet; doch davon ganz abgesehen bieten die Verse durchaus nichts Formelhafes; es ist immer wieder nur der Gedanke und mit ihm der nicht gut zu umgehende gleiche Ausdruck, nie aber der ganze Vers, was uns entgegentritt, nicht einmal das Reimwort ist gewahrt.

Nur auf das gemeinsame *bî* in Verbindung mit *wesen* gründet sich die Zusammenstellung der folgenden Stellen<sup>4)</sup>, und zwar kommt ein doppelter Gedanke zum Ausdruck, in den einen Versen: das treue Gedenken an die Geliebte; in den andern das örtliche Beisammensein. Im ersteren Sinne

Namenl. L.:	irn waer min staetex herze ie nâhe bî	MF. 4, 25
Rugge:	min herze ist ir mit triuwen bî	" 110, 23

<sup>1)</sup> Der mitcitierte Vers MF. 4, 25

irn waer min staetex herze ie nâhe bî  
paßt doch wohl kaum hierher.

<sup>2)</sup> Die bisher angeführten Stellen sind ib. S. 138 verzeichnet. Der andere Vers  
Meinlohs:

[frô enwirt er nimmer, | ]ê er an dinem  
arme | so rehte gûetliche gelit MF. 14, 13

<sup>3)</sup> ib. S. 141.

<sup>4)</sup> ib. S. 141—142.

Walther: [Er saelic man, si saelic wip] der  
herze einander sint mit triu-  
wen bi W. 95, 38.

Ich kann mich nicht zu der Überzeugung bringen, daß es etwas Auffallendes wäre, wenn in einer ausgesprochenen Liebespoesie drei mal der gleiche und zwar dieser gleiche Gedanke auch in ähnlicher Form zum Ausdruck gelangt.

Ebenso halte ich doch gewiß nicht mit Unrecht den Wunsch, bei der Geliebten zu sein, für so natürlich, daß es viel eher befremden dürfte, wenn man ihn vergeblich suchen müßte. Daß die Verse nähere Übereinstimmung nicht haben, zeigt ein einziger Blick auf die folgenden Reihen:

Dietmar:	dar zuo waere ich dir vil gerne bi	MF. 37, 1
Guotenburc:	ich solde ir ofte wesen bi [waer ez an mime heile]	n 74, 19
Morungen:	[hei wan solt ich ir noch sô ge- vangen sin    daz si mir mit triuwen waere bi [gan- zer tage dri]	
Bei dems.:	[waeren nur die hûetaere algemeine   toup und blint,] swenn ich ir waere bi,	n 181, 28
Neithart:	[getoerste ich] jâ waer ich ir zallen ziten gerne bi	N. 46, 13
Bei dems.:	[herzekünegin] ich was dir ie mit triuwen bi	n 66, 26.

Wenig hierzu passen die beiden folgenden Verse:

Eate:	[ich enmac   niht geruowen] ich en- kome ir nâhe bi [sô daz ich ir gesagen müeze waz mîn wille si]	MF. 117, 10
und Reinmar:	[och weste ich gerne . . .   ob er iht pflaege wunneclîcher staete] diu sol im rehte wesen bi.	n 153, 20.

Über die zwölf Parallelen mit gemeinschaftlichem *holt* brauche ich wohl nicht weitere Worte zu verlieren <sup>1)</sup>. Die Versicherung, daß Eins das Andere liebe, ihm gut sei, liegt doch für eine Liebeslyrik so nahe, daß ihr häufigeres Vorkommen für eine Entlehnung in keiner Weise sprechen kann. Wenn dazu noch Verse, wie

Walther: Ich bin dem Bogaere holt W. 80, 27  
angeführt werden, so kann das wirklich nur komisch berühren.

<sup>1)</sup> ib. S. 142.

Die Sammlung, an deren Spitze der Vers MF. 6, 13 *sô muoz sîn wille an mir ergân* steht <sup>1)</sup>, bietet ein recht buntes Durcheinander, aus dem einen zu Grunde liegenden Originalvers doch wohl kaum einer so leicht möchte herausklügeln können.

Die ersten acht Stellen (= sechs, Dietmar und Meinloh sind je zweimal vertreten) haben wenigstens ungefähr ähnlichen Grundgedanken, die Form ist überall gründlich verschieden, bald heißt es *wille ergân*, bald *wille getân*; die Reimwörter wechseln, man fühlt deutlich, daß es nur die gemeinsame Anschauung ist, die überall zu Grunde liegt — und diese Anschauung ist offenbar in der Weise, wie sie sich im Zusammenhange gibt, höfisch conventionell. Doch gleichviel, ob dem so sein mag oder nicht, auf geformte Verse lassen diese Stellen nicht schließen, dazu bieten sie äußerlich zu wenig Übereinstimmung.

Zu diesen dem Liebesverkehre eigenen Versen eine Stelle wie die folgende

Walthers; [daz man dâ ze himel] ir willen tuot W. 78, 36  
hinzuzufügen (es ist die Rede von der Jungfrau Maria) erscheint mindestens recht seltsam, vielleicht liegt ein Versehen vor.

Ebenso befremdlich ist die Heranziehung der Stelle:

Walther: [Herzoge uz Ôsterreichē,] ez ist iu  
wol ergangen W. 28, 11;

sowie der übrigen Stellen mit *ergangen* überhaupt, von denen ich nur noch erwähne:

Neithart: [nû sage mir, liebez tochterlin] ist  
anders iht ergangen? N. 17, 28.

Die übrigen fünf Stellen sind der späteren Volkslyrik entnommen, somit für uns ohne Bedeutung.

Daß das Epitheton *saelic* bei *man* und *wîp* viel gebräuchlich war, zeigen die mit diesen Verbindungen versehenen Verse gewiß, weiter aber auch nichts. Ich führe von den dreizehn Stellen (von denen übrigens sechs, schon genannten Dichtern zugehörige, in Wegfall kommen) einige auf <sup>2)</sup>:

Husen:	Wol ir, si ist ein saelic wîp   [diu von sender arebeit nie leit gewan]	MF. 54, 1
Veldegge:	[Swær zer minne ist so fruot   . . . ] wol im, derst ein saelic man	" 61, 36
Johansdorf:	Wol si saelic wîp [diu mit ir wibes güete daz gemachen kan]	" 95, 6

<sup>1)</sup> ib. S. 143.

<sup>2)</sup> ib. S. 144.

Rugge:	und wirde ich noch sô saelic man, [daz sich min leit verendet]	MF. 109, 38
Reinmar:	er saelic man, [dâ fröit er sich]	" 153, 16
Walther:	er saelic man, [der iuwer lere hât]	W. 46, 34
Hartman:	[swer selhen strit   .... verlâzen kunde   ....] der waere ein saelic man	MF. 207, 10
Neithart:	waer ich saelic man	N. 89, 21.

Ich habe die übereinstimmendsten Verse ausgewählt; doch zeigen sie alle nur Übereinstimmung in der einfachen Wendung *saelic wip saelic man*; auf Entlehnung von ganzen Versen wird der Schluß überhaupt nicht ermöglicht. Formelhaft ist die Verbindung jedoch ganz gewiß, auch glaube ich keinesfalls, die Formel werde sich so in der Umgangssprache gebildet haben: vielmehr schreibe ich sie — wenn überhaupt dies nöthig sein sollte — der höfischen Poesie in ihrer conventionellen Art zu.

Es folgen Stellen mit *sehen*<sup>1)</sup>:

Namenl. L.:	[Ein winken und ein umbe sehen wart mir] do ich si nächest sach.	MF. 6, 21
Kürenberc:	[... man in waz wir redeten,] dô ich in ze jungest sach.	" 7, 9
Dietmar:	dô du mich erst saeche, [dô dûhte ich dich zewäre ...]	" 37, 26
Husen:	[ouch sol si min vergessen niet,   wiech von ir schiet] und ich si jungest ane sach	" 43, 25
Morungen:	[sist noch hiute vor den ougen min als si was dô   dô si minnec- liche mir zuo sprach  ] und ich si an sach.	" 132, 33
Reinmar:	[Min ougen wurden liebes alsô vol,] dô ich die minneclichen erst gesach	" 194, 19.

Außer in den beiden Versen von Husen und Morungen beruht die Übereinstimmung einzig auf dem Verbum *sehen*; der Zusammenhang ist überall anders, so auch bei den beiden eben ausgeschlossenen Stellen, die statt *sehen* die Zusammensetzung *an sehen* aufweisen. Daß so oft von dem *sehen*, von dem *an sehen* die Rede ist, erklärt sich wohl leicht aus der Natur der Liebeslyrik.

Auch bei den Versen:<sup>2)</sup>

Meinloh:	frô enwirt er nimmer [ê er an dinem arme gelit]	MF. 14, 11
----------	--	------------

<sup>1)</sup> ib. S. 144.

<sup>2)</sup> ib. S. 145.

Johansdorf: [verlüre ich minen friunt] seht, sô  
wurde ich niemer mære frô MF. 91, 35

Reinmar: [Lâze] ich minen dienst  
sô, ..] sône wurde ich nie-  
mer frô

Walther: [ja enwirde ich niemer rehte frô: " 171, 34  
[mines herzen tiefu wunde.] W. 74, 13

erscheint mir der ganze Gedanke viel zu selbstverständlich, als daß ich an Entlehnung aus einer früheren Volkslyrik zu denken mich gezwungen sehen könnte. Daß die Verse natürlich nicht den „Ton des Tagesgesprächs“, wie Meyer meint, darbieten sollen, liegt auf der Hand. Ich wiederhole, was ich schon oben sagte: den gemeinsamen Gedanken mußten sie wohl haben, da gleicher Gegenstand sie beschäftigte; sehr viel verschiedene Ausdrücke bot die Sprache ihnen nicht: was Wunder also, wenn Anklänge oder größere Übereinstimmungen zu Tage traten?

Die paar folgenden Stellen mit *andern man* etc. <sup>1)</sup> verdienen weiter gar keine Beachtung; die Übereinstimmung beruht offenbar nur auf einem zufälligen Zusammentreffen; man sieht dies gleich, wenn man die Verse im Zusammenhange betrachtet.

Was hat das *an einen andern man* in den Zeilen:

Kürenberc: sô du sehest mich, | sô lâ du dinu  
ougen gën!) an einen  
andern man. {son weiz doch  
lützel ieman | wiez undr uns  
zwein ist getân] MF. 10, 6

mit dem entsprechenden Ausdrücke bei

Meinloh: [mir rätent mine sinne] an deheinen  
andern man " 13, 26.

zu thun?

Was mit den eben genannten die folgenden Verse verknüpft, ist wiederum nur der ähnliche Sinn:

Guotenburc: [deich niemer mé die sinne | noch  
minen lîp bekêre] an dehein  
ander wîp MF. 76, 83

Horheim: [Si darf des niht denken daz ich  
minen muot iemer bekêre]  
an dehein ander wîp " 113, 13.

Die Übereinstimmung erscheint leicht genug, da wir es eben mit einer Poesie zu thun haben, die immer und immer wieder um denselben Gegenstand sich dreht, und zwar in um so engerem Kreise,

<sup>1)</sup> ib. S. 145.



als es sich um einen Gegenstand handelt, den die Mode mit ihren Schranken umgeben hatte.

Die folgende Gruppe <sup>1)</sup> bietet uns als Grund für ihre Zusammenstellung nur das Vorkommen des Verbuns *gedenken* in den ihr angehörigen Versen: zu der einfachen Wortübereinstimmung tritt nichts sonst hinzu, was uns bewegen könnte an Entlehnung zu denken. Die Gruppe ist werthlos.

Nicht mehr Bedeutung dürfen wir dem Umstande beilegen, daß in einigen Versen übereinstimmend der Gedanke, daß der Dichter seine Geliebte lieber als alle andern Frauen habe, Ausdruck gefunden hat <sup>2)</sup>. Solche Gedanken, solche Versicherungen werden wohl jedem einmal in Sinn und Mund gekommen sein; nicht daß nur einer sie gehabt haben könnte oder gar keiner, und sie alle aus alten Versen hätten schöpfen müssen. Die Form ist in jedem Verse eine verschiedene.

Kürenberc:	[in weiz wiech ir gevalle mir wart nie wip alsô liep	MF. 10, 16
Husen:	[er hat gesprochen dicke wol, ich solte im sin] immer liep für alliu wip	n 54, 34
Reinmar:	Wart ie manne ein wip so liep [als si mir ist, sô müez ich ver- teiltet sîn]	n 173, 27 <sup>3)</sup>
Ps.-Veldegge:	[ir vil minneclicher lip] der liebet mir für elliu wip.	n 261, 8.

Die Gruppe, deren Verse den Ausdruck *als der lip* zur Bezeichnung des höchsten Grades von Liebe enthalten, führe ich erst hier auf [ich hätte sie schon bei Gelegenheit des vorigen Abschnittes bringen können], weil vielleicht der überschwänglichen Liebespoesie ein solcher Vergleich am nächsten liegt <sup>4)</sup>. Daß der Gebrauch der Wendung nicht auf eine verlorene Volksdichtung zurückzuführen, vielmehr sprichwörtlich geformt schon lange der Zunge eines jeden herzlich Betuernden geläufig gewesen sei: dessen wird man wohl gewiß sein dürfen.

Daß zu Versen wie *diu mir ist als der lip* (und ungefähr so lauten die übrigen alle) die Stelle

Reinmar: [ein ritter minen willen tuot] der  
hât geliebet mir den lip MF. 203, 13

herzlich wenig paßt, leuchtet wohl auf den ersten Blick ein; dennoch

<sup>1)</sup> ib. S. 145. <sup>2)</sup> ib. S. 146.

<sup>3)</sup> Die andere Stelle:

das si mir lieber si, den elliu wip MF. 197, 4.

<sup>4)</sup> ib. S. 147.

fügt sie Meyer bei; sollte ihn wirklich das Wort *lîp* allein dazu verführt haben?

Es schließen sich an die Verse:<sup>1)</sup>

Meinloh:	[sô muoz er under wilen] senelihe swaere tragen   verholne in dem herzen	MF. 12, 6—7
Dietmar:	[sit mich der allerbeste man] ver- holn in sime herzen minne	" 38, 8
Neithart:	[daz ist mines lieben herzen swaere] der ich tougenliche vil in minem herzen trage	N. 94, 16.

Vers für Vers finden wir anderen Sinn, anderen Ausdruck, anderes Reimwort; das einzige Gemeinschaftliche ist der Gedanke, daß etwas im Herzen verborgen ruht oder geschieht. Eine Entlehnung ist ganz undenkbar.

In den Stellen mit *gâhen*, *vergâhen* und *gâch*<sup>2)</sup> sind außer diesen Wörtern weder formelle noch inhaltliche Übereinstimmungen vorhanden. Die Gruppe hat für uns keine Bedeutung.

Von den folgenden Versen<sup>3)</sup> sind zunächst drei, welche der Volkslyrik angehören, auszuschließen; die übrigen sieben schrumpfen auf vier zusammen, da Neithart dreimal, Fenis zweimal citiert ist. Ich greife von diesen diejenigen Stellen heraus, die sich am meisten entsprechen:

Meinloh:	dâ ist gnuogen ane gelungen, [die das selbe hânt getân]	MF. 12, 25
Fenis:	[vil lihte gefrôwent si die liechten tage,] den dâ vor ist nâch ir willen gelungen.	" 83, 30
Morungen:	dêswâr mirn ist nâch werde niht gelungen	" 136, 22
Neithart:	[... nûne lât   jener Irenber  ] mir niht wol an ir gelingen	N. 100, 28.

Was bei allen diesen Versen übereinstimmend zu Grunde liegt, ist der Gedanke: Glück bei der Frau. Dieser Gedanke aber — ohnedies höchst natürlich in Anbetracht des Vorstellungskreises, in dem wir uns bewegen — findet seinen Ausdruck vom verschiedensten Standpunkte aus und im mannigfaltigsten Zusammenhange, so daß an einen Originalvers, der nachgeahmt sein könnte, von Vornherein gar nicht zu denken ist. Das Wort *gelingen* in dem hier angewandten Sinne ist unzweifelhaft schon in der Umgangssprache gebraucht gewesen.

<sup>1)</sup> ib. S. 147.

<sup>2)</sup> ib. S. 147—148.

<sup>3)</sup> ib. S. 148.

Nur der gemeinschaftliche, aus dem Wesen der uns vorliegenden Poesie ganz ungezwungen sich ergebende Gedanke: ich bin traurig — nur die Geliebte kann mich trösten, findet sich in seinem zweiten Theile als Übereinstimmung in den Versen: <sup>4)</sup>

Meinloh:	[ich trüre mit gedanken :   niemen kan erwenden daz,] ez tuo ein edeliu frouwe	MF. 12, 31
Regensburg:	[des ist mîn herze wunt   ez heile mir ein frowe mit ir minne	n 16, 21
Husen:	[Wer möhte mir den muot   ge- troesten,] wan ein schoene frouwe	n 49, 30.

Wie sollte man hier auf einen zu Grunde liegenden Vers, der nachgeahmt worden wäre, denken?

Über die Gruppe mit *sehen* oder besser mit *mîn ouge* oder *mine ougen*, *sicht* oder *sehen* oder ähnlich <sup>5)</sup> verweise ich auf das schon oben bei demselben Verbum Gesagte <sup>3)</sup>. Der Zusatz von *ouge* ändert nichts an der Bedeutungslosigkeit der Übereinstimmung; dergleichen weist doch nimmermehr auf Liebeslyrik hin.

Was ich oben von manchen Versgruppen schon bemerkte <sup>4)</sup>, gilt auch bei der folgenden: <sup>5)</sup>

Meinloh:	sturbe ich nach ir minne [und wurde ich danne lebende, sô wurde ich aber umb daz wip]	MF. 13, 11
Wolfram:	ich stirb, mir werde ir minne	Wolfr. 10, 8
Neithart:	nâch siner minne bin ich tôt	N. 3, 13.

Die formelle Verschiedenheit der Verse liegt auf der Hand; nur die Vorstellung ist dieselbe.

Über die Verse mit *nâhe ligen* etc. <sup>6)</sup> gilt, was ich über den entsprechenden Ausdruck schon früher zu sagen hatte <sup>7)</sup>. Die Reimwörter wechseln obendrein mehrfach, und von den elf Stellen werden sechs aus den schon mehrfach angegebenen Gründen untauglich.

Für den Gebrauch des Ausdrucks *herze wunt* <sup>8)</sup> wird man wohl kaum einen andern Ursprung als die Sprache nöthig haben; daß er sich so oft findet, liegt in der Natur der Sache.

In den Stellen mit *mîden* haben wir nur Wortentsprechung <sup>9)</sup>. Der Zusammenhang ist immer ein anderer, wie aus der folgenden Auswahl <sup>10)</sup> ersichtlich ist:

<sup>1)</sup> ib. S. 148.

<sup>4)</sup> oben S. 58 u. ö.

<sup>7)</sup> oben S. 52.

<sup>2)</sup> ib. S. 148.

<sup>5)</sup> ib. S. 149.

<sup>8)</sup> ib. S. 151.

<sup>3)</sup> oben S. 55.

<sup>6)</sup> ib. S. 149.

<sup>9)</sup> ib. S. 151—152.

<sup>10)</sup> Fortgelassen sind je zwei Stellen Dietmars und Reinmars.

Regensburc:	Nu heizent si mich miden   einen ritter.	MF. 16, 23
Dietmar:	Si wellent daz ich mide [den besten friunt, den ieman hât]	" 36, 8
Walther:	[...: swenn ich si solte sehen,] sô muoz ich si mîden	W. 98, 21
Reinmar:	[mir waere   lip und guot unmaere] het ich si vermiten	MF. 179, 20
Rugge:	[nu wil ich trûren iemermê] die wile ich si vermîden muoz	" 108, 2.

Die Wendung *gerne sehen* liefert eine bedeutende Gruppe <sup>1)</sup>. Daß sie zu den geläufigsten Redensarten gehört haben wird und somit gar kein Recht zur Annahme einer Versentlehnung giebt, zumal weitere Übereinstimmungen nicht hinzutreten, leuchtet ein. Ihr Vorkommen überhaupt ist für eine Liebeslyrik besonders wenig auffallend <sup>2)</sup>.

Vollkommen verfehlt ist die Sammlung der Stellen mit *frô* <sup>3)</sup>. Ganz abgesehen von der Hinfälligkeit der Übereinstimmung — sie hängt nur an dem einzigen Wörtchen *frô* — schrumpft die große Zahl von Versen, es sind einundzwanzig, auf sieben zusammen <sup>4)</sup>. Was soll nun das beweisen, wenn wir bei sieben verschiedenen Dichtern das Wörtchen *frô* so verwerthet finden, daß es das Reimwort abgibt?

Auch die Redensart *holdez herze tragen* <sup>5)</sup> ist gewiß schon in der Umgangssprache geformt vorhanden gewesen. Daß sie auch durchaus nicht etwa nur in den Minnesang gehört, zeigt schon die Art ihrer Verwendung bei

Spervogel:	[ob man dem hêrren widersage] daz er im holdez herze trage	MF. 22, 4
------------	---	-----------

und wohl auch bei

Husen	[den (got) wil ich iemer vor in allen haben,] und in dâ nâch ein holdez herze tragen	" 47, 8.
-------	--	----------

Die zwei Stellen, welche wirklich auffallendere Ähnlichkeit zeigen, gehören leider ein und demselben Dichter an, nämlich

Reinmar:	deich im holdez herze trage	MF. 178, 16
	deich ir sô holdez herze trage	" 104, 24.

Die Stellen mit *vergezzen* <sup>6)</sup> würde ich schon bei Gelegenheit der

<sup>1)</sup> ib. S. 152.      <sup>2)</sup> Vgl. oben S. 55 u. 59. Fast die Hälfte der Stellen gehört Reinmar.      <sup>3)</sup> ib. S. 152.

<sup>4)</sup> Es kommen allein 8 Stellen auf Walther, 3 auf Reinmar, 3 auf Morungen, 2 auf Dietmar, 2 auf Rietenburc.

<sup>5)</sup> ib. S. 154. Vgl. dazu das oben S. 36 über *tragen* Gesagte.

<sup>6)</sup> ib. S. 154.

bloßen Wortentsprechungen behandelt haben, wenn nicht insofern eine engere Übereinstimmung obwaltete, als in allen den aufgeführten Versen von dem gegenseitigen Vergessen oder Nichtvergessen im Sinne von „treu bleiben“ der Geliebten die Rede wäre. Das ist aber auch Alles; formelhaft sind die Verse nirgends. Die mehrmalige Wiederholung des Gedankens, der übrigens durch den jedesmaligen Zusammenhang entsprechend verändert wird, kann nicht befremden; dazu liegt er dem den Liebesverkehr behandelnden Dichter viel zu nahe. Obendrein sind es nur fünf Dichter, aus deren Liedern Parallelen beigebracht sind <sup>1)</sup>).

Die folgende Zusammenstellung mit *fröide stât* oder *lüt* <sup>2)</sup> mag auf den ersten Blick, zumal wenn derselbe [mit den mittelhochdeutschen Wendungen weniger vertraut ist, einer gewissen auffallenden Übereinstimmung nicht entbehren. Wenn man aber bedenkt: daß die Redensarten mit *stân* und *ligen* in den mannigfaltigsten Verbindungen gebräuchlich sind, daß durch das Conventiönelle, das dem Minnesang nun einmal anhaftete, der Dichter unwillkürlich immer wieder zum Ausdruck ähnlicher Gedanken gedrängt wurde, daß endlich eine wörtliche Übereinstimmung nirgends vorliegt, vielmehr die Stellen mit *lüt* recht bedeutende Abweichungen zeigen: so wird man trotz der Ähnlichkeit in Form und Gedanken der Vermuthung einer Entlehnung nicht viel Raum geben können.

Daß *gescheiden sîn* einigemal vorkommt <sup>3)</sup>, will doch gewiß wenig besagen; man vergleiche nur die Verse im Zusammenhang:

Dietmar:	nu muoz ich von ir gescheiden sîn	MF. 32, 19
Ders.:	[des werdent mir diu jâr sô lanc] sol ich von der gescheiden sîn	" 34, 26
Husen:	ich waene an mir wol werde schîn] daz ich von der gescheiden bin [die ich erkôs für elliu wîp]	" 43, 13
Walther:	[und engêts uns beiden,] wir zwei sîn gescheiden	W. 41, 11
Reinmar:	[daz er iemer solhes iht getuo] dâ von wir gescheiden sîn	MF. 178, 7.

Die Übereinstimmung beruht in Wirklichkeit nur auf dem einen Ausdrücke *gescheiden* und gestattet gar keine weiteren Schlüsse.

Betrachten wir die Gruppe mit *eigen* <sup>4)</sup> genauer, so werden wir

<sup>1)</sup> ib. S. 154.  
mar, 1mal Rugge.

<sup>2)</sup> 3mal Neithart, 2mal Walther, 2mal Dietmar, 2mal Rein-  
<sup>3)</sup> ib. S. 154.

<sup>4)</sup> ib. S. 155.

bei einigen Stellen gewiß eine weitergehende Entsprechung finden; so bei

Dietmar:	der ich den lip   hân gegeben für eigen	MF. 40, 20. 21
Fenis:	Lip unde sinne die gap ich für eigen [ir ûf genâde]	" 82, 34
Walther:	eime sult ir iuvern lip   geben für eigen, [nement den sinen]	W. 86, 19. 20.

Daß aber diese Übereinstimmung nicht etwa auf einer Versentlehnung beruht, sondern der Anschauungs- und Gemüthswelt der betreffenden Dichter unbewußt entsprungen ist, zeigt wohl mehr noch als der eben citierte, durchaus nicht formelhaft zu den beiden ersten Parallelen stimmende Vers Walthers, die Stelle aus

Reinmar:	Ich hân ir niht ze gebenne] wan mîn selbes lip; derst ir eigen.	MF. 182, 18, 19.
----------	--	------------------

So drückt man sich nicht aus, wenn man an eine alte feste Formel denkt, sondern nur wenn die Vorstellung, die in den Worten sich zeigt, einem ganz geläufig ist.

Eine Wendung, die ebenfalls in einer Liebeslyrik kaum entbehrlich scheinen möchte, so wenig sie auch einer solchen ausschließlich eigen ist, enthalten die Verse mit *gedanc*<sup>1)</sup>. Was ist natürlicher, als daß dem Gedanken hier und da Ausdruck gegeben wird: all' mein Sinnen und Denken steht bei der Geliebten, treibt mich zu ihr hin; ich denke gern an sie, ich kann nur noch an sie denken u. s. w.

Auch die bei drei verschiedenen Dichtern gleichartige Formung der Wendung *aller mîn gedanc stêt* darf nicht befremden; wir haben es nur mit einer allgemein üblichen, gewiß auch schon in der Umgangssprache gebrauchten Redeformel zu thun. Das zeigt uns schon der verschiedenartige, keineswegs nur in den Bereich der Liebeslyrik gehörige Zusammenhang, dem die Stellen angehören:

Dietmar:	[frouwe, mines lîbes frouwe] an dir stêt aller mîn gedanc	MF. 36, 35
Rugge:	ie noch stêt aller mîn gedanc [mit triuwen an ein schœne wîp	" 99, 36.

In ähnlichem Zusammenhange stehen die verwandten **Ausdrücke**:

Morungen:	nach der mîn gedanc   sêre ranc	MF. 139, 23. 24
Husen:	.. daz ich niene kan   gedenken wan an si alleine	" 44, 15. 16.

Daß diesen Versen mit den vorhergehenden gleiche Originalverse zur Nachahmung vorgelegen haben sollten, ist eine Behauptung, die

<sup>1)</sup> ib. S. 156.

Meyer wohl selbst nicht recht glauben wird, ebensowenig wie er ernstlich meinen kann, daß ein Vers wie der folgende

Neithart: von im sô treit mich aller mîn gedanc N. 45, 22

der genau den entgegengesetzten Sinn hat, oder die übrigen, die in ihrer Anwendung der fraglichen Redensart nichts mit jenen bereits genannten Stellen gemein haben, in einem andern Zusammenhange stehen als wie ihn die Sprache selbst an und für sich zu bieten pflegt. Ich führe den Rest der Stellen auf:

Rugge: ûf besser lôn stêt aller mîn gedanc MF. 102, 26

Neithart: umbe ein scheiden, so stêt aller mîn  
gedanc N. 87, 17

Guotenburc: [hete ich funden deheine sô guote]  
dâ nâch kért ich gerne  
mînen gedanc MF. 78, 18.

Es finden sich ferner zusammengestellt: <sup>1)</sup>

Dietmar: als wirz uns beide hân gedâht, | sô  
hât erz an ein ende brâht  
mit maneger fröide und liebes  
vil.] MF. 40, 7. 8

Dazu Rugge: [mit ir ze redenne âne strit] nâch  
mînem willen alsen ich hân  
gedâht, " 109, 21

Walther: ezn kome als ich mirz hân gedâht  
[umb ir vil minneclîchen lîp] W. 72, 8.

In welcher Absicht fügt nun Meyer 'diesen drei Stellen als Parallele bei:

Nibelungenl.: 'du hâst ez z'eime ende nach dîne  
willen brâht,  
und ist ouch rehte ergangen als ich  
mir hête gedâht V. 2307, 3. 4.

Könnte er wirklich meinen, jenen drei Minnesingern und dem Dichter der Nibelungenliedesstelle habe ein Vers aus der Volksliedepoesie vorgelegen, den sie nun pflichtschuldigst nachgeahmt hätten? Ich möchte doch wohl eher Recht haben, wenn ich gerade im Hinblick auf die obigen Entsprechungen besonders Nachdruck auf meine schon oft ausgesprochene Ansicht lege, daß die Sprache wie heute so damals dem Dichter viel mehr an die Hand gab, als es beim ersten Blicke scheinen will: nicht nur Wörter, nicht nur Wendungen, sondern oft genug ganze Vorstellungen, geformt und ungeformt; sprichwörtliche Redensarten u. dergl. so gut wie das heute und jederzeit geschieht<sup>2)</sup>.

<sup>1)</sup> ib. S. 156.

<sup>2)</sup> Dasselbe gilt auch für die Stellen auf S. 154.

In der folgenden Gruppe <sup>1)</sup> beruht die Entsprechung auf den beiden Worten *alliu wîp* oder ähnlich mit geringen Abänderungen. Bei einer Anzahl von Stellen tritt wenigstens noch ein ähnlicher Sinn hinzu, nämlich daß der Dichter der Geliebten den Vorzug vor allen Frauen einräumt; in anderen fehlt diese Beziehung. Aber auch wo sie vorhanden ist, läßt sich mit den Stellen nichts erweisen. Daß die zwei nebeneinander stehenden Worte *alliu wîp* entlehnt sein sollen, kann Niemand behaupten, ohne sich lächerlich zu machen. Daß der Gedanke „ich bin Dir vor Allen ergeben“, ausgedrückt in der aller- verschiedensten Weise in einer Liebeslyrik nicht gerade mit Verwunderung aufzunehmen ist, wird mir wohl auch keiner bestreiten. Die Zusammenstellung hat durchaus keine Bedeutung. Ebensowenig die folgende <sup>2)</sup>, die ihre Übereinstimmung in dem Verbum *erkorn* oder *erkôs* mit entsprechender Ähnlichkeit des Sinnes findet. Wie in der vorigen Gruppe, so ist auch in dieser der Gedanke durch die Art der Poesie, in deren Kreis wir uns befinden, nothwendig gegeben. Daß die Wörter *erkôs* oder *erkorn* und *wîp* vorkommen müssen, ist ja klar; im Übrigen unterscheiden sich die Verse sammt und sonders so gründlich von einander, als es nur möglich ist. An eine Versentlehnung kann gar nicht gedacht werden.

Den Schluß dieser Abtheilung bilde die Gruppe mit *gesach* <sup>3)</sup>, von der zum Theil dasselbe sich sagen läßt, was von den beiden vorhergehenden galt. Es sind die Stellen:

Morungen:	wan in <i>gesach</i> nie wîp sô rehte guot	MF. 142, 25
Reinmar:	Ich ensach nie wîp so staete [... diu sô harte missetaete,   sô si tuot]	" 202, 19
Neithart:	ich <i>gesach</i> nie jungez wîp so grim- meclich geslahen	N. 47, 32
Ders.:	Ich <i>gesach</i> nie jungez wîp sô löse [diu ir lîp den mannen kunde baz versagen]	" 48, 29.

Daß bei den folgenden Stellen bloß die drei ersten Worte der Verse angeführt sind, macht allein ihre Heranziehung möglich; denn wer sollte wohl auch nur einen Augenblick an eine Beziehung zwischen den oben angeführten Versen und

<sup>1)</sup> ib. S. 157.      <sup>2)</sup> ib. S. 157. Bemerken will ich hierbei doch, daß in dieser Gruppe drei Stellen, die bereits in der vorigen angeführt sind (N. 43, 14; N. 50, 31; Mor. 130, 31. 32), nochmals voll citiert werden.      <sup>3)</sup> ib. S. 161.



Ich gesach den sumer nie<sup>1)</sup> CB. 115<sup>a</sup>  
 oder Walther: In gesach nie houbet baz gezogen W. 52, 31  
 glauben wollen, wenn er die vollen Verse zu Gesicht bekommen hat?

Eine Anzahl von Gruppen habe ich bisher von der Besprechung ausgeschlossen, weil mir die Übereinstimmung, die ihre Verse untereinander verbindet, weitgehender erschien, als es für gewöhnlich der Fall war.

Entweder sind es hier die ganzen Verse, die eine formelhafte Gleichheit eines nicht gerade durch den Zusammenhang nothwendig bedingten Gedankens zeigen, oder es sind Theile von Versen, die oft nur wie zur Füllung erscheinen, oder auch nur regelmäßig in einigen Stellen wiederkehrende Gedanken, Vorstellungen oder Wortverbindungen, von denen man nicht so ohne Weiteres vermuthen dürfte, daß sie den verschiedenen Dichtern durch den Zufall allein eingegeben worden seien.

Gleichwohl haben auch diese Gruppen für uns keinen Werth.

Wir werden bei ihrer Besprechung zu der Einsicht kommen, daß sie auf alles Andere, nur nicht auf die nothwendige Existenz einer Liebeslyrik schließen lassen, die der Natur des Minnesanges entspräche, ja nicht einmal auf eine Liebeslyrik überhaupt<sup>2)</sup>.

Sie mögen aus sprichwörtlichen Redensarten der Umgangsprache, festen Formeln anderer Dichtungsarten hervorgegangen und so in ganz natürlicher Weise in die Lieder der ritterlichen Poesie — ohnehin nicht in bedeutender Anzahl — übergegangen sein.

Ich wende mich also nunmehr

4. zu denjenigen Gruppen, die trotz größerer Übereinstimmungen doch nicht auf eine Liebeslyrik schließen lassen infolge ihres entweder nicht auf eine solche beschränkten oder sogar ihr fern stehenden Inhaltes.

Es begegnet mir zuerst die Gruppe mit *volge du mîner lère*<sup>3)</sup>. Die Wendung, die doch gewiß den echt lehrhaft-spruchartigen Charakter nicht verleugnen kann, findet sich in ziemlich unveränderter Form nur

<sup>1)</sup> Übrigens hat Meyer in dieser Stelle eine größere Ähnlichkeit dadurch erreicht, daß er — ohne es anzudeuten — das die Übereinstimmung störende Wort *den sumer* einfach ausgelassen hat!!

<sup>2)</sup> Damit wird natürlich eine solche nicht bezweifelt; es handelt sich hier nur um den Schluß, den uns die folgenden Stellen erlauben.

<sup>3)</sup> ib. S. 133—134.

3. lat. Liebesbr.:	friunt volge du miner lère	MF. 224, 26
Spervogel:	[... neme ze wisem manne rât] und volge ouch siner lère	n 20, 16
Walther:	dâ von volge miner lère [leg uf die wâge ein rehtez lôt]	W. 23, 7
Ders.:	doch volg ich der alten lère:	n 65, 12 <sup>1)</sup>
Neithart:	[die râtent und prævent daz ich âne lôn belibe] niht envolge ir lère	N. 54, 21

Ist es nicht hierbei auffallend, oder vielmehr recht bezeichnend, daß die Wendung gerade bei den Vertretern der Spruchdichtung Spervogel und Walther und sonst nur bei dem späteren Neithart in ihrer festeren Form sich findet? Denn die Stelle aus dem Liebesbriefe ist ja auf keinen bestimmten Ursprung zurückzuführen, sie hat in dieser Beziehung keine Bedeutung <sup>2)</sup>).

Eine vollere Wendung, deren Gebrauch ebenfalls ganz unzweifelhaft der Umgangssprache bereits eigen gewesen ist, bieten dann die Verse <sup>3)</sup>:

	Solde ih noh den tach geleben	CB. 99 <sup>a</sup>
	solde ih nah dem willen min die zit geleben	n 127 <sup>a</sup>
Johansdorf:	Und solde ich iemer daz geleben	MF. 92, 28
Husen:	Gelebt ich noch die lieben zit	n 45, 1
Walther:	Müeste ich noch geleben ..	W. 112, 3 <sup>4)</sup>
Neithart:	Owê, gelebte ich noch den tac	N. 80, 9.

Nicht eben auf's beste paßt dazu

Solde aver ich mit sorgen iemmer  
leben [swenne ander lûte weren frô?] CB. 128<sup>a</sup>

Hierher gehören auch die vier Stellen, die den Ausdruck hoher Freude ziemlich übereinstimmend wiedergeben <sup>5)</sup>:

	so wolde ih in wunne sweben	CB. 99 <sup>a</sup>
Johansdorf:	sô mües min herze in fröiden sweben	MF. 92, 30
Walther:	[wi wie tuont die jungen sô] die von fröiden solten in den lüften sweben	W. 42, 34 <sup>6)</sup>
Neithart:	der waenet in den lüften sweben	N. 93, 31.

<sup>1)</sup> Die anderen beiden Stellen schon ganz anders:

[Welt ....] volge wiser liute tugent W. 60, 25  
mîn friunt, nu volge mir n 89, 13.

<sup>2)</sup> Nicht wörtlich stimmen zu den aufgeführten Stellen

Johansdorf: volgent miner raete MF. 94, 5  
Neithart: jâ volge ich iuwer raete N. 21. 19

<sup>3)</sup> ib. S. 135. <sup>4)</sup> Die beiden anderen Stellen Walthers:  
noch müese ich geleben W. 31, 27  
doch müese ich noch die zit geleben W. 98, 22.

<sup>5)</sup> ib. S. 135. <sup>6)</sup> Der andere Vers:  
mîn herze swebt in sunnen hê W. 76, 13.



Es sind die Verse:

	der al der werlt ein meister si,	CB. 165 <sup>a</sup>
Dietmar:	der al die welt geschaffen hât	MF. 38, 23
Ders.:	der uns alle werden hiez, wie ...	n 36, 28. 29
Johansdorf:	der al der werlte fröude gît	n 92, 14.

Was bei der Stelle <sup>1)</sup>

Namenl. Lied: nû entgilte ich des ich nie genôz MF. 4, 4  
 der Hinweis auf Anm. 4, 4 im Minnes. Fr. bedeuten soll, ist mir höchst unklar. Die Anmerkung mitsammt ihren mannigfachen Parallelen besagt gerade gegen Meyer, daß die ganze Wendung allgemein gebräuchlich gewesen sein muß, jedenfalls weder auf Liebeslyrik noch auch auf Lyrik überhaupt beschränkt werden darf.

Die Gruppe, deren Verse Redensarten mit *maere* enthalten <sup>2)</sup>, hätte ihren Platz vielleicht schon in einer der früheren Abtheilungen erhalten können. Nur der in einer Anzahl von Stellen ziemlich ersichtliche formelhafte Charakter der Verbindungen hat mich dazu veranlaßt, die Zusammenstellung erst hier zu erörtern. Es gilt von ihr dasselbe, was ich schon mehrmals betont habe: einen Schluß auf Liebeslyrik erlaubt sie nicht, im besten Falle mag man sie auf andere Dichtungsarten zurückführen.

Auch die Stellen mit der Redensart *sîne arebeit verliesen* <sup>3)</sup> hätte ich schon andernorts behandelt, wenn nicht bei zwei Dichtern je einmal ganz genau derselbe Vers sich fände, nämlich:

Rietenbure:	sie fliesent alle ir arebeit	MF. 18, 7
Reinmar:	sie fliesent alle ir arebeit	n 184, 27
und noch einmal bei demselben wenigstens ähnlich:		
	der verliuset al sîn arebeit	n 172, 31.

Ich glaube zwar durchaus nicht, dieser Übereinstimmung irgend welchen bedeutenden Werth beimessen zu müssen; vielmehr besteht für mich gar kein Zweifel darüber, daß hier Zufall gewaltet habe; bei einer Redensart, die schon selbst aus drei Wörtern besteht, kann ja naturgemäß zur Bildung eines vierhebigen Verses nicht viel mehr hinzutreten: wie leicht ist da also eine Übereinstimmung möglich. Indessen sind noch zwei andere Stellen angeführt:

Walther:	[daz er den (dorn) furder leite] von siner arebeite : sist anders gar verlorn	W. 103, 27. 28.
----------	---	-----------------

Neithart:	mîn verloren arebeit ..	N. 64, 2
-----------	-------------------------	----------

um derentwillen ich die Gruppe hier behandelt habe. Daß mit ihrer

<sup>1)</sup> ib. S. 140.

<sup>2)</sup> ib. S. 150.

<sup>3)</sup> ib. S. 152.

Zuhilfenahme eine Versentlehnung nicht bewiesen werden kann, bedarf keines Wortes; dazu ist ihre formelle Verschiedenheit von den oben angezogenen Stellen zu groß. Darauf möchte ich hier nur noch aufmerksam machen, daß auch die Redensart selbst nicht etwa einer poetischen Bildung zu verdanken sei, sondern offenbar in der Umgangssprache ihren Ursprung hat.

Unzweifelhaft eine feste, wenn auch höchst einfache Formel, liegt uns in den Versen mit *ist mîn rât* vor <sup>1)</sup>. Daß sie mit Liebeslyrik nichts zu thun hat, bedarf nicht der Erörterung.

Dasselbe gilt auch von den Stellen mit *daz ist wâr* <sup>2)</sup> (wenn man nicht von vornherein den Zufall will gelten lassen).

Ebenso ist die Wendung *senfter waere mir der tât* <sup>3)</sup> gewiß als sprichwörtliche Redensart allgemein gebräuchlich gewesen, um etwas ganz besonders Unerträgliches auszudrücken; jedenfalls hat sie nichts an sich, was sie nothwendig einer Liebeslyrik allein zuwiese.

Es folgen die Stellen <sup>4)</sup>:

Rugge:	nu hât er beidinthalb verlorn, [wande er vorhte daz got im gebôt, durch in ze liden die nôt und den tât]	MF. 98, 39
Hartmann:	[Die friunde habent mir ein spil   geteilet vor,] dëst beident- halp niht wan verlorn :	n 216, 9
Ps.-Spervogel:	[Swer des biderben swache phliget,   dâ bi des bæsen wol] der hât si beide verlorn	n 245, 27.

Ich weiß nicht, ob Meyer das Wort *beidinthalp* auffallend vorkommt, was es ja durchaus nicht ist, oder ob er die Verbindung mit *verlorn* als etwas Besonderes betrachtet: hätte er die Verse im Zusammenhang betrachtet, so würde er wohl kaum in einer offenbar zufälligen Übereinstimmung — obendrein eigentlich doch nur in zwei Stellen — den Grund für eine Entlehnung haben finden können. Sollte übrigens wirklich eine Entlehnung irgendwoher stattgefunden haben, so wäre man jedenfalls weder auf Liebeslyrik noch auf Lyrik überhaupt — fast möchte ich sagen: noch auf poetisch gestaltetes Material überhaupt angewiesen, sondern dürfte sich vielmehr richtiger im Formelschatze der Umgangssprache umsehen.

Auffallender sind entschieden die folgenden Verse: <sup>5)</sup>

<sup>1)</sup> ib. S. 153.

<sup>4)</sup> ib. S. 160.

<sup>2)</sup> ib. S. 153.

<sup>5)</sup> ib. S. 160.

<sup>3)</sup> ib. S. 154.

Bligger:	Min alte swaere die klage ich für niuwe [wan sie getwanc mich so harte nie mē]	MF. 118, 1
Morungen:	[Leitliche blicke und . . . . . hânt mir daz herze . . . . . verlorn] mîn alte nôt, die klagte ich für niuwe	" 133, 15
Guotenbure:	[daz lenget mir die kurzen tage] und niuwet mir die alten klage, [von der ich wände sin er- löst]	" 70, 35
Reinmar:	Nu muoz ich ie mîn alten nôt   mit sange niuwen unde klagen, wan si mir alsô nâhen lit]	" 187, 31. 32
und ders.:	ich klag iemer minen alten kumber, der mir iedoch sô niuwer ist [den si mir gap dô si mir fröide nam]	" 189, 11. 12.

Eine feste Formel liegt uns auch unstreitig vor in den Versen:¹)

Morungen:	owê war umbe tuot er daz?	MF. 143, 1
Walther:	wê war umbe tuot si daz?	W. 112, 33
Ders.:	[die kunnen niuwan sorgen:] wê wie tuont si sô?	" 124, 20
Neithart:	wê warumbe tuont si daz?	N. 89, 17
Reinmar:	wê wie tuost du sô?	R. 190, 32
Ders.:	wê warumbe spriche ich daz?	" 193, 17.

Aber die Herleitung dieser Formeln aus der Liebeslyrik ist nicht begründet. Darum, daß sie jetzt in einer solchen gebraucht sind, darf man natürlich noch lange nicht rückwärts schließend sagen, sie wären darin entstanden. Entweder war die Wendung allgemein verbreitet, oder sie hatte sich in irgend einer der vorhandenen Dichtungsarten geprägt. Bestimmtes läßt sich über dergleichen Vorgänge natürlich selten sagen, umsomehr muß man sich hüten darauf Behauptungen zu gründen.

Damit ist auch diese Abtheilung geschlossen, und es bleiben mir nur noch einige Stellen übrig, welche

5. Ausdrücke enthalten, die ich darum für unsern Zweck als unbrauchbar zurückweisen muß, weil sie offenbar nicht volksthümlich sind.

Hierher gehört zunächst die Gruppe mit *hohen muot*²). Für volksthümlich halte ich diesen Ausdruck, wie er im Minnesang vorkommt, nicht. Er ist durchaus nicht etwa identisch mit unserm

¹) ib. S. 161.

²) ib. S. 134.

„Fröhlichkeit“ schlechthin, vielmehr bezeichnet es den stolz gehobenen Sinn, der den Ritter im Dienste der Frau erfüllte, wenn ihm Belohnung winkte. Man vergleiche die Stelle bei

Walther: liebe diu git mir hōhen muot, [dar  
zuo freud unde wūne] MF. 132, 23.

Der Zusatz *freud unde wūne* verlangt nothwendig eine andere Bedeutung für *hōhen muot*.

Man beachte ferner die Stelle bei

Walther: edel unde riche | sint si (d. frouwen)  
sumeliche, | daz zuo tragent  
si hōhen muot W. 51, 1—4.

Schon hier ist der Sinn des Ausdrucks deutlich erkennbar; edeln, hohen man rühmt Walther an den Frauen, nicht Fröhlichkeit, frohen Sinn man dergleichen.

*hōher muot* ist ein Ausdruck, der wohl in dem höheren gesellschaftlichen Kreise, dem der Minnesang zugehört, seine Stätte hatte, nicht aber in dem „bäuerischen Stegreifdichten“, von dem Meyer nicht, seinen Ursprung suchen darf<sup>1)</sup>.

Dasselbe urtheile ich über den Gebrauch des Verbums *undertân*, das eine nicht geringe Gruppe bildet<sup>2)</sup>.

Ich fasse mit dem Ausdruck *undertân* gleich die Wendung *swaz gebiutet, daz allez sî getân* und ähnlich<sup>3)</sup> zusammen.

Beide Ausdrücke halte ich in ihrem Gebrauche innerhalb der höfischen Poesie für echt höfisch und von vornherein nicht für volkstümlich. Diese dienstbare Ergebenheit unter den Willen der Frau ist ein charakteristisches Merkmal für den conventionellen Minnendienst und die denselben feiernde Poesie: den ritterlichen Minnesang. Volkstümlich ist ein solches Verhältniß, wie es sich aus anderen Wendungen kundgibt, durchaus nicht.

Das Gleiche darf ich wohl, ohne noch weitere Worte zu verlieren, an den Stellen mit *dienen* behaupten<sup>4)</sup>.

Auch die Stellen mit *edel unde guot* etc.<sup>5)</sup> bleiben der höfischen Poesie unweigerlich zu eigen. *edel* wird zur damaligen Zeit von Menschen immer nur mit Bezug auf vornehme Abkunft gebraucht; es dürfen noch nicht mit einer verallgemeinerten Bedeutung des Wortes rechnen. Dieser Sinn des Wortes verbietet aber, dasselbe einer

<sup>1)</sup> Übrigens sind nur vier Dichter mit dem Ausdrücke vertreten: Namenl. Lied 11, 1, Morungen und Reinmar je zweimal und Walther viermal.

<sup>2)</sup> ib. S. 136—137.

<sup>3)</sup> ib. S. 151.

<sup>4)</sup> ib. S. 149—150.

<sup>5)</sup> ib. S. 151.

volksthümlichen Lyrik noch früherer Zeit als Epitheton für die Frau zuzusprechen.

Ebenfalls der ritterlichen Poesie weise ich die Stellen mit *rîten* zu <sup>1)</sup>).

Jedenfalls nicht volksthümlich sind endlich Verse wie

Venus schiuzet iren bolz CB. 111<sup>a</sup>

Venus wil mi schiezen " 124<sup>a</sup>

die Meyer ebenfalls heranzieht <sup>2)</sup>).

Damit habe ich die Stellengruppen der Meyer'schen Sammlung vollzählig besprochen. Nur zwei Gruppen habe ich absichtlich bislang übergangen, weil ich später auf sie noch werde eingehender zu sprechen kommen. Es sind dies die Parallelen zu MF. 3, 1—4 <sup>3)</sup> und diejenigen zu CB 136<sup>a</sup> <sup>4)</sup>).

Es bleibt mir nur noch übrig, kurz das Ergebnis meiner Untersuchung zusammenzufassen.

Fragen wir uns zunächst noch einmal: was beansprucht Meyer durch die vorliegende Sammlung bewiesen zu haben; und welche Consequenzen knüpft er an das angeblich erlangte Resultat?

Wir sind in der Lage, mit seinen eigenen Worten zu antworten <sup>5)</sup>: „Wir haben nun, wie ich glaube, die Existenz einer großen Anzahl von Versen, die in der verloren gegangenen Volksdichtung gerade wie noch in den ältesten erhaltenen Liedern zu neuen Liedern zusammengefügt wurden, für alle an der litterarischen Cultur Deutschlands beteiligten Länder nachgewiesen.“ Er sagt ferner von diesen Versen <sup>6)</sup>: die betreffenden Dichter hätten dieselben gleichsam als Bausteine in ihre Gedichte eingefügt und sie nur insoweit behauen, als es der Bau ihrer Strophen erfordert hätte.

Aus diesen Worten folgt mit voller Nothwendigkeit, daß die „verloren gegangene“ Volkslyrik so ziemlich den älteren Zeugnissen der höfischen Dichtung muß gleich gewesen sein; daß der ritterliche Minnesang ein Abklatsch der „bäuerischen Stegreifdichtung“ sei, eine Folgerung, die er selbst vollkommen als die seinige anerkennt, wenn er äußert <sup>7)</sup>: die Kunstdichtung habe sich zunächst so wenig

<sup>1)</sup> ib. S. 136.

<sup>2)</sup> ib. S. 136.

<sup>3)</sup> ib. S. 133.

<sup>4)</sup> ib. S. 139.

<sup>5)</sup> a. a. O. S. 174. cf. oben S. 10.

<sup>6)</sup> Meyer a. a. O. S. 167—168. cf. oben S. 9.

<sup>7)</sup> Meyer a. a. O. S. 225. cf. oben S. 1, Anm. 4; S. 2, Anm. 4; S. 10.



von der „bäuerischen Stegreifdichtung“ entfernt, daß sie „zuerst ganz die alte Art fortgesetzt“ habe.

Fragen wir nun weiter: inwieweit hat sich die Meyer'sche Sammlung beweiskräftig erwiesen?

Wir haben zunächst von ziemlich äußerlichem Gesichtspunkte aus eine Anzahl der Gruppen von Parallelen ausscheiden müssen, nachdem wir die Überzeugung gewonnen hatten, daß zum Beweise einer Entlehnung von Versen aus früherer Zeit von Seiten späterer Dichter solche Stellen nicht tauglich wären, die entweder einem Dichter allein entnommen wären oder nur eine einzige Parallele aufwiesen; das Gleiche behaupteten wir von den Stellen, die einer Volkslyrik späterer Zeit (also nach den entlehnenden [?] Dichtern) angehörten <sup>1)</sup>.

Wir gingen dann auf die einzelnen Gruppen näher ein und fanden, daß die Übereinstimmungen in den zusammengestellten Versen entweder auf einem einzigen Worte beruhten, oder auf Wendungen, zusammengesetzteren Ausdrücken, die zweifelsohne der täglichen Umgangssprache entstammen; oder auf solchen, die so nothwendig dem Kreise jeder Liebeslyrik angehören, daß ihr wiederholtes Auftreten nicht befremden darf.

Es blieben uns darnach noch eine Anzahl anderer Gruppen übrig, bei denen wir oft nicht umhin konnten, dem Gedanken an eine Entlehnung Raum zu geben. Suchten wir aber nach einer Quelle, aus der solche formelhafte Verse geflossen sein mochten, so fanden wir, daß jede andere Dichtungsart mehr dafür zu gelten geeignet sei, als gerade die Liebeslyrik; daß man selbst der Alltagssprache des Umgangs die Fähigkeit zur Bildung derartiger Formeln nicht absprechen dürfe. Die lyrische Form, in der

---

<sup>1)</sup> Verwahren möchte ich mich hier gegen einen etwaigen Vorwurf. Man könnte mir vorhalten, ich hätte diese Stellen ausgeschieden, weil sie aus den Minnesingern entlehnt sein müßten. Das aber zu behaupten liegt mir ferne. Ich würde nöthigenfalls gerne zugeben, daß die spätere Volkslyrik aus der früheren, d. h. vor dem Minnesange vorhandenen, Allerlei bewahrt oder übernommen haben mag und wird; ich leugne nur, daß sich irgendwie von bestimmten Stellen, die uns die Sammlung bietet, behaupten lasse, sie müßten der Volkslyrik entstammen; sie könnten nicht auch dem höfischen Minnesange ihre Entstehung oder auch Anregung verdanken. Dem gegenüber zu sagen: dann müßten diese Volkslyrikstellen wenigstens mit gleichem Rechte wie die späteren Minnesinger zugelassen werden, ist werthlos. Die späteren Minnesinger haben natürlich für den Ursprung der höfischen Dichtung ebenfalls nicht die geringste Bedeutung; die Heranziehung Neitharts ist schon das Äußerste, was man sich gefallen lassen kann.

sie uns, wie Meyer bemerkt, entgegentreten (meist in vierhebigen Versen), durfte uns natürlich nicht anders stimmen. Liegt uns doch eine lyrische Poesie vor; was also ihr entnommen ist, muß doch selbstredend lyrisches Gewand tragen.

Endlich fanden wir auch die Sammlung nicht frei von solchen Stellen, die ganz offenbar nicht auf einen volksthümlichen Ursprung zurückgeführt werden durften, weil ihr ganzer Charakter einer solchen widersprach.

Wir haben in dieser Weise die ganze Sammlung durchgeprüft, Stelle für Stelle, ohne anscheinenden Schwierigkeiten auszuweichen oder sie todtzuschweigen; wir haben bei unserer Prüfung noch nicht einmal den strengsten Maßstab angelegt; sonst hätten wir Dichter der späteren Zeit, die doch bereits mit dem vollen überlieferten conventionellen Materiale der höfischen Poesie arbeiteten, die aber auch, wo sie unzweifelhaft sich mit der Volkspoesie berührten, nicht für den Ursprung des Minnesangs in Anrechnung gebracht werden durften — ebenfalls ausscheiden müssen; wir hätten auch noch auf die gegenseitigen Entlehnungen der ritterlichen Sänger selbst aufmerksam machen, wir hätten ein Wort von der allmählichen Bildung eines höfischen conventionellen Kreises, aus dem die Minnesinger mit wenigen Ausnahmen nicht herauszutreten vermochten, mit einfließen lassen müssen.

Umsomehr halten wir uns jetzt für berechtigt, unsere Ansicht, die wir durch die voraufgegangene Untersuchung gewonnen haben, dahin auszusprechen:

Die Meyer'sche Sammlung hält nicht, was sie verspricht. Zum Theil ist sie nur auf eine wenig berechtigte Weise zu einer bedeutenden Stärke angewachsen. Im Übrigen beweist sie auf keinen Fall, daß die zusammengestellten Verse einer Liebespoesie entstammen: sie beweist also nicht einmal die Existenz einer Volksliebeslyrik überhaupt<sup>1)</sup>, geschweige denn einen Zusammenhang zwischen einer solchen und der höfischen Minnepoesie, wie er oben<sup>2)</sup> verschiedentlich mit Meyers Worten als Behauptung aufgestellt worden ist.

(Schluß folgt.)

LEIPZIG.

E. TH. WALTER.

<sup>1)</sup> Wie schon oben bemerkt, leugnen wir eine solche durchaus nicht.

<sup>2)</sup> Oben S. 9 ff. und 8fter.

## DER MINNESÄNGER ALBRECHT VON JOHANDS DORF.

(Schluß.)

### V. Gedankenwelt.

#### 1. Minne.

Liebesbekenntniß. Joh. 88, 9 *Ich minne sie vür alliu wîp und swer ir des bî gote.* 90, 14 *Ich minne ein wîp vor al der werlte in mînem muote.* 87, 7 *Wand ich zeiner vröude si mir hân erkorn.*

Haus. 45, 27 *der si vor al der werlte hât.* 50, 31 *ich hâns erkorn ûz allen wîben.* Veld. 56, 17 *die ich zer besten hân erkorn odr in der werlte mohte schouwen.* Rugge 103, 5 *dur die ich elliu wîp verbir.* 103, 12. *dô ichs ûz al der werlte erkôs.* Mor. 122, 11 *daz ich die mîne für alliu andriu wîp hân zeiner krône gesetzet sô hô und ich der dehein ûz gnomen hân.* 130, 31 *Ich hân si für alliu wîp mir ze frouwen und ze liep erkorn.* 147, 6 ... *und iuch sô herzeliche minne zewâre frouwe gar für elliu wîp?* Reinm. 150, 3 *die sol mir iemer sîn vor allen wîben.* 160, 9 *got weiz wol, sît ichs êrste sach, sô het ich ie den muot, daz ich vür si nie kein wîp erkôs.* 183, 24 *diu mich troesten mac für elliu wîp.* 197, 4 *Woz unmâze ist daz, ob ich des hân gesworn, daz si mir lieber si dan elliu wîp?*

Joh. 90, 16 *Ich wil gesehen, die ich von kinde her geminnet hân für alliu wîp.*

Der Ausdruck *von kinde her minnen* beruht auf dichterischer Übertreibung. Das beweist Hartm. 215, 29 *si was von kinde und muoz mē sîn mîn krône*, verglichen mit dem Anfange des Liedes, wonach die erste Bekanntschaft der bereits herangewachsenen Schönen gilt<sup>1)</sup>.

Hartm. 206, 17 *der ich gedienet hân mit stætekeit sît der stuntleich ufem stabe reit.* Mor. 136, 10 *Ich bin noch alse si mich hât verlân vil stæte her von einem kleinen kinde.* 134, 31 *si ist mir liep gewest dâ her von kinde.* Hausen 50, 11.

Auch bei den Troubadours, besonders Ventadorn häufig<sup>2)</sup>.

Eigenschaften der Geliebten. Mit welchen Eigenschaften die Geliebte von den älteren Minnesängern dargestellt ist, hat Gottschau (Beitr. 7, 380 ff., Johansdorf besonders S. 388) gezeigt. Her-

<sup>1)</sup> Lehfeld, Friedrich von Hausen, Beitr. II, 398.

<sup>2)</sup> Vgl. F. Michel, Heinrich von Morungen und die Troubadours. Straßburg 1880. S. 128 f.

vorgehoben zu werden verdient nur, daß Johansdorf die Güte seiner Dame mehr betont als die Schöne. Der Ausdruck *'schoene'* findet sich nur in zwei unechten Liedern: \*92, 16 *der vil schoenen* und \*93, 2 *die vil schoenen*, in den echten Liedern nur einmal *diu wolgetâne* 87, 13. — *wolgeborn* 87, 11 heißt nicht, wie G. Freytag<sup>1)</sup> übersetzt, „schön“, sondern „hohen Standes“.

Ausdrücke für Güte sind: 91, 3 *der guoten*. 95, 9 *ir vil guoten lip*. 95, 7 *diu mit ir wibes güete gemachen kan, daz man si vüeret über sê*. 90, 22 *diu tugende nie verlie*. Aus den unechten Liedern kommen noch hinzu: \*93, 14 *diu guote*. \*94, 13 *frouwe quot*. \*93, 4 *sist aller güete ein gimme*. \*92, 10 *wær sie vil reine niet und alles wandels frî*.

In dieser Hinsicht steht Johansdorf besonders mit Rugge und Reinmar zusammen. Rugge 101, 15 *got hât mir armen ze leide getân, daz er ein wîp ie geschuof alsô guote*. 103, 6 *si mêret vil der vroide mîn und kan mit güete sich erwern, daz man ir valscheit niht engiht*. v. 17 *der schoenen der sol man den strît vil gar an guoten dingen lîn*. v. 19 *mîn lip vor liebe muoz ertoben, swenne ich daz allerbeste wîp sô gar ze guote hoere loben*. Die Güte wird über die Schönheit erhoben: 105, 22 *ichn weiz, ob ieman schoener sî, ez n lebt niht wibes also quot*. 107, 27 *nâch frouwen schoene nieman sol ze vil gefrâgen, sint si quot*.

Reinm. 151, 19 *alse guoten lip*. 165, 30 *ez wart nie niht sô lobesam, swâ daz an rehte güete kêrest, sô du bist* (= wie es deinem Wesen entspricht). 169, 29 *ein wîp, diu hât sich underwunden guoter dinge und anders niet*. 183, 22 *diust an güete ein ûzerwelter lip*. 183, 27 *wir suln alle frouwen êren umb ir güete*. 184, 14 *ir güete wendet mîniu leit*. 190, 3 *wie tuot diu vil reine guote sô?* v. 9 *si ist vil quot*. 198, 22 *si ist sô quot*. Die Güte erscheint hier als das eigentliche Wesen der Frau.

Dienst und Lohn. Dienst: 91, 5 *der ich diene und iemer dienen wil*.

Den Ausdruck *'dienen'* haben seit Meinloh alle Minnesänger.

Joh. 88, 12 *in ir gebote stên*.

Reinm. 158, 34 *von ir gebote wil ich niemer werden frî*.

Das Bemühen um die Huld der Dame wird als ein Ringen bezeichnet:

Joh. 90, 24 *ich hân alsô her gerungen*.

Hausen 46, 19 *Mit grôzen sorgen hât mîn lip gerungen alle sîne zît*. Gutenberg 78, 15 *daz er* (= *der muot*) *ie sô nach ir minne geranc*. Fenis 85, 17 *der mîlez als unsenfte ringen, als ich tuon mit seneden*.

<sup>1)</sup> Bilder deutscher Vergangenheit I, 539.

dingen. Horheim 114, 1 *si was ie, nâch der mîn herze ranc und iemer muoz.* Mor. 135, 9 *Wê, wie lange sol ich ringen?* 139, 23. 27. Reinm. 158, 18 *dar nach ich ie mit triuwen ranc.* 190, 2. Hartm. 209, 7 *nâch der ie mîn herze ranc.* 218, 27.

Indem die Dame das kecke Werben abzuwehren sucht, entbrennt der Streit zwischen den Liebenden.

Joh. 87, 29 *ich unde ein wîp wir haben gestriten nu vil manege zût, ich hân von ir zorne vil erliten. noch heldet si den strît.*

Hausen 46, 9 *mîn herze unsaifte sinen strît lât, den ez nu manege zût behabet wider daz aller beste wîp.* Gutenb. 75, 36 *mir ist verseit, dar nâch ich streit.* Rugge 106, 36. Reinm. 200, 39. Hartm. 207, 7. 17 etc.

Die Dame gestattet den Dienst.

Joh. 92, 11 *Si sol mir erlauben, daz ich von ir tugenden spreche.*

Gutenb. 76, 35 *der gedinge tuot mir wol, daz ich wol weiz daz si mir gan ze dienen umbe ir hulde.*

Der Ritter stellt seine ganze Persönlichkeit in den Dienst der Dame.

Joh. 88, 11 *alle mîne sinne und ouch der lîp daz stêt in ir gebote.*

Horheim 114, 15 *sît ich ir gap beidiu herze unde lîp ûf ir genâde.* Fenis 82, 34 *lîp unde sinne die gap ich für eigen ir ûf genâde, der hât si gewalt.* Reinm. 152, 5 *ich hân vil ledeclîche brâht in ir genâde mînen lîp.*

Der Dichter rechnet dabei auf Lohn.

Joh. 90, 37 *noch gedinge ich, der ich vil gedienet hân daz si mir ez lône.*

Hausen 49, 21 *Sît ich daz herze hân verlâzen an der besten eine, des sol ich lôn enpfân.* Gutenb. 70, 17 *doch var ich gern hin an daz zil, dâ si dâ sol und lônên wil.* 70, 37 *nu wil ich noch ir gnâden trôst erbeiten.* 71, 1 ff. 77, 25 *dô ich si mir erkôs — ûf guoten rîche schænen lôn.* Horheim 114, 18 *ich hoffe des, daz mîn reht iht si sô guot, daz si mir schier ein vil liebez ende git.* Reinm. 183, 13 *mir ist liebes niht geschên: ich gedinge ab, ob ich ez verdiene, ez mûge mir wol ergên.* 189, 37 *guot gedinge ûz lônês rehte nie gebrach. des habe ich hin zir hulden guot gedinge.* 191, 37 *mit fuoge ichz tougenlîchen trage und gedenke 'es wirdet rât'. alsô hab ich gelebet her, daz mir mîn dinc noch schône stât.*

Der Dichter bittet um Lohn.

Joh. \*92, 18 *scheide frouwe disen strît, der in mînem herzen lît,*

mit reines wibes güete. \*93, 36 lânt mich noch geniezen, daz ich iu von herzen ie was holt. Negativ: \*92, 25 du lâ gein mir den dînen haz.

Rugge 190, 27 frouwe tuo des ich dich bite, daz ich iemer si dînes heiles vrô. v. 37 troeste mir den lîp.

Der Dichter überläßt sich ganz der Huld seiner Dame.

Joh. 91, 18 ich wil ez allez an ir güete lân. ir genâden der bedarf ich wol. \*92, 33 ir genâde stânt dâbî.

Eist 37, 2 du nim mich in dîne genâde. 38, 14. 40, 25. Hausen 46, 35 dô sich verlie mîn herze uf genâde an sie. Gutenb. 71, 22 ob si mîn leben, deich hân ggeben an ir genâde, næme. 77, 32. Fenis 82, 34 Lîp unde sinne die gap ich für eigen ir uf genâde: der hât si gewalt. Rugge 106, 36 nâch rehte liez ich mînen strit, daz mir ir minne lones gnâde tæte. Horheim 114, 15 sit ich ir gap beidiu herze unde lîp uf ir genâde. Reinm. 158, 31 genâde ist endeliche dâ. dîn 'rzeige sich als ez an mînem heile si. 193, 19. 194, 33. Mor. 134, 25 ich darf vil wol, daz ich genâde vinde. Hartm. 214, 38 der wil dur dînen willen disen sumer sîn vil hôhes muotes verre uf die genâde dîn.

Die Dame treibt ein falsches Spiel mit dem Dichter.

Joh. 86, 9 ich wil ir râten bi der sêle mîn durch keine liebe, niht wan durch daz reht. waz möht ir an ir tugenden bezzer sîn, dan ob ir umberode lieze sleht, tæte an mir einvalteclîche, als ich ir einvaltec bin.

Gutenb. 76, 3 si giht al'rêrst, wan sît dernâch versaget si mir in spotes wîz. v. 12 si sprichet dick: deich erschricke frömdiu wort von schimpfe. si tuot verirett, swaz si gerett vor liuten mit gelimpfe. Mor. 128, 25 Lachen unde schoenez sehen und quod gelæze hât ertoeret lange mich. mir ist anders niht geschehen. Reinm. 195, 23 nieman weiz, ob si mich wert od wiez ergât: nein oder jâ. ich enweiz enwederz dâ. 171, 11 In ist liep, daz man si stæteclîchen bite, und tuot in doch sô wol, daz si versagent. hei, wie manegen wunderlîchen site si tougenlîche in ir herzen tragent!

Die Dame belohnt den Dichter durch einen Kuß.

Joh. \*93, 5 geprievet hât ir rôter munt, daz ich muoz iemer mêre mit fröuden leben zaller stuont, swar ich des landes kêre. alsô hât si gelônet mir. gescheiden hât mich niht von ir frou Zuht mit stæzer lere.

Der Lohn besteht in gesellschaftlicher Veredlung des Ritters.

Joh. \*94, 11 Ju sol wol gelîngen. âne lôn sô sult ir niht bestân. Wie meint ir daz, frouwe quot? Daz ir destе werder sint und dâbî hôchgemuot.'

Eist 33, 26 *si hât getiuret mir den muot*. Reinm. 180, 20 *nu lône ir got, ich bin von ir genâden wol gezogen*.

Mag nun aber die Dame lohnen oder nicht lohnen, der Dichter lobt sie dennoch.

Joh. 90, 18 *und ist, daz ich genâde vinde, sô gesach ich nie sô guoten lîp*. ob ab ich, ir wære vil gar unnære, so ist si doch, diu tugende nie verlie.

Hausen 47, 1 *Swaz schaden ich dâ von gewonnen hân, sô frisch nie man, deich ir iht spræche wane guot, noch mîn munt von frowen niemer tuot*. Gutenb. 76, 8 *Swaz si mir tuot, dast allez guot, ichn mac ir niht entwenken*. 77, 29. Mor. 140, 27 *des muoz ich ringen mit der klage unde mit der nôt, dirch selbe mir geschaffet hân*. so ist siz doch diu frouwe mîn: ich binz, der ir dienen sol und wunsche ir des, daz iemer sælic mûeze sîn. Reinm. 184, 8 *ez sol mich* (Haupt mit C: *ich*) *allez dînken guot, swaz si mir tuot*. Hartm. 207, 29 *Sît ich mich rechen sol, dês wâr daz si und doch niht anders wan alsô, daz ich ir heiles gan baz dan ein ander man, und bin dâbî ir leides gram ir liebes frô*. 208, 4 *ich spriche ir niuwan guot ê ich beswære ir muot, sô wil ich ê die schulde zuo dem schaden hân*.

#### Vergeblicher Dienst.

Joh. 87, 29 *ich und ein wîp wir haben gestriten nu vil manege zît*. *ich hân von ir zornie vil erliten*. 89, 9 *Swaz ich nu gesinge, deist allez umbe niht: mir weiz sîn niemen danc: ez wiget allez ringe*. dar ich hân gedienet, daz ist mîn lôn vil kranc. ez ist hiure an genâde unnæher danne vert, und wirt über ein jâr vil lihte kleines lones wert. \*93, 24 *Neinâ, kûneginne! daz mîn dînest sô iht sî verlorn!*

Gutenb. 75, 36 *Mir ist verseit, dar nâch ich streit*. 76, 1 *mîn lôn der ist noch unbereit*. Fenis 81, 2 *si wil, daz ich iemer dien an solhe stat, dâ noch mîn dienest ie vil kleine wac*. Rugge 101, 23 *kunde ich die mæze, sô lieze ich den strît, der mich dâ mûeget und lîttzel vervâhet*. 101, 28. Horheim 114, 3 *Mich hât daz herze und ein unwîser rât ze verre verleitet an tumplichen muot, dâ doch mîn dienest vil kleine vervât*. Mor. 136, 12 *dês wâr mir ist nâch werde niht gelungen*. 133, 5 *sist mit tugenden und mit werdekeit sô behuot vor aller slachte unfrûwelîcher tât, wan des einen, daz si mir verseit ir genâde und mînen dienest sô verderben lât*. Reinm. 164, 7 *ich diende ir ie: mirn lônne niemen*. 175, 15 *ich bin aller dinge ein sælic man, wan des einen dâ man lônne sol*. Hart. 206, 24 *daz kan mich niht vervân an einer stat, dâ ich noch ie genâden bat*. 208, 3 *si wil mich ungelônnet lîn*. 209, 7 *wan, nâch der ie mîn herze ranc, diu lît mich trôstes âne*.

Die Dame weist den Dichter ab.

Joh. \*94, 6 *lânt die bete, die niemer mac geschehen. \*93, 23 sô wil ich in tûsent jâren niemer iuch gewern.*

cf. Gutenb. 75, 31 *jô hât si mînes lones zil gesetzt an wol tûsent jâr.*

Die Dame weist ihn an andere Frauen.

Joh. \*94, 8 *got der wer iuch anderswâ, des ir an mich dâ get.*

Sie verweigert dem Dichter sogar den Gruß.

Joh. 86, 19 *nu hât mich gar ir friundes gruoꝝ vermiten.*

Hausen 53, 7 *wâfen, waz habe ich getân sô zunêren, daz mir die guote ir gruoꝝes erbunde?* Fenis 80, 22 *ir schoener* (Haupts Conjectur *swacher*) *gruoꝝ scheidet mich von ir libe.* Rugge 102, 5 *Nu scheidt mich dâvon* (von Liebessorgen) *ein ungemacher gruoꝝ.*

Der Dichter verzweifelt an der Erfüllung seiner Hoffnung.

Joh. 86, 23 *herre, wan ist daz mîn lêhen, daz mir niemer leit geschikt?* Der Lohn als Lehen bezeichnet.

Ähnliche verzweifelnnde Ausrufe bei Morungen und Reinmar.

Mor. 126, 39 *wenne sol mir iemer liep geschên?* 135, 9 *wê, wie lange sol ich ringen?* 128, 1 *Ôwê, daz ich ie sô vil gebat und geflêhte an eine stat, dâ ich gnâden nienen sê!* Reinm. 156, 32 *wenne sol mir iemer spilndiu frôide komen?* 165, 22 *gewinne ab ich nu niemer guoten tac?* 188, 38 *wê, wanne kumt mir heiles tac?* 199, 16 *wenne sol ich lieben tac an dem geleben?*

Der Dichter sieht sich in seiner Hoffnung getäuscht.

Joh. 86, 17 *Ich wânde, daz mîn kûme wær erbiten. dar îf ket ich gedingen manege zît. nu hât mich gar ir vriundes gruoꝝ vermiten. mîn bester trôst der wæz dâ nider gelât. Ich muoꝝ alse wîlen vlêhen und noch harter. hulfe ez iht!*

Mor. 143, 10 *Ich was eteswenne frô, dô mîn herze wânde neben der sunne stân. dur die wolken sach ich hô: nu muoꝝ ich mîn ouge nider zer erde lân. mich triuget alze sêre ein vil minneclîcher wân, sît das ich von ir niht wan leit und herzeswære hân.* 138, 10 ff. (besonders v. 14). Mor. 145, 29 *Ôwê leider, jô wând ichs ein ende hân ir vil wûnnelîchen werden minne. nu bin ich vil kûme an dem beginne, des ist hin mîn wunne und ouch mîn gernder wân.* Gutenb. 70, 30 *Nu ist ze lanc ir habedanc. daz tuot mich kranc. des hân ich mengen ungedanc. des lenyet mir die kurzen tage und niuwet mir die alten klage, von der ich wânde sîn erlôst.* Reinm. 153, 36 *dô wând ich ie, si wolt ez wenden. bœt ich si noch, ich kunde ez niht verenden.* Reinm. 158, 37. 190, 11 *lieber wân ist âne troesten dâ.*



## Getheilte Dienst.

Joh. 89, 16 *des frâg ich, ob ez mit fuoge müge geschehen, wâr ez niht unstete, der zwein wîben wolte sîn für eigen jehen?*

Es ist dies die einzige Stelle in den Liedern der älteren Minnesänger, wo der Dichter durch das Vergebliche seines Werbens um die Huld der einen Dame sich veranlaßt fühlt, nach der Zulässigkeit eines doppelten Dienstes zu fragen. Die übrigen Minnesänger sprechen in diesem Falle meist nur den Wunsch aus, sich einer anderen Dame zuzuwenden, welchem dann häufig aber die Revocatio folgt. So vor Allem Reinmar, z. B. 160, 35 *möht ich mich noch bedenken baz unde nâme von ir gar den muot! Neina, herre! jô ist si sô guot.* 173, 1 ff. 194, 15 ff. etc. Fenis 81, 5 ff. v. 14. v. 22. Hartm. 208, 37 ff.

## Lust und Leid.

Der Ausdruck der Freude ist seltener als der Ausdruck des Schmerzes, zumal wenn wir die unechten Lieder \*92, 14 und \*92, 35 nicht berücksichtigen.

Alle Freude geht von der Geliebten aus.

Joh. 87, 8 *wand ich zeiner vröude si mir hân erkorn.*

Reinm. 175, 29 *die ich mir ze fröiden het erkorn.* Meinloh 14, 26 *wan diu guote ist fröiden rîch. des wil ich iemer fröuwen mich.* Eist 32, 11 *an der al mîn fröide lît.* Hausen 43, 28 *an der genâden al mîn fröide stât.* 45, 3. Veld. 59, 32 *ich wil frô sîn durch ir êre, diu mir daz hât getân, daz ich von der riuwe kêre.* Gutenb. 78, 19 *si schuof, daz ich fröiden mich underwant, die ich mir hân zeiner frouwen erkant.* Fenis 83, 2 *diu mich sol machen vrô, vroelich gemuot.* 82, 4 *diu mac mich wol ze vröiden hâs geladen.* Ruge 100, 3 *in der gewalt mîn fröide stât.* 103, 6 *si mêret vil der fröide mîn.* 110, 31 *si kan verkâren sorgen, der ich walde.* Mor. 123, 4 *des wirde ich stæter vröide vil rîch* (= von ihrer tugende). 131, 38 *und an der ist al mîn wînne behalten.* Reinm. 154, 25 *(got) hât ze vröiden mir gegeben an einem wîbe liebes vil.* 158, 23 *daz beste gelt der fröiden mîn daz lît an ir.* 202, 13. Verallgemeinert: von den Frauen kommt alle unsere Freude. 183, 31 *elliu fröide uns von in kumt und al der werlte hort uns ân ir trost ze nihte frumt.* 195, 6 *an in lît der werlte wunne und ouch ir heil. Wol im, erst ein sêlic man, der wol an in erwirbet phliht der fröiden, der ir gûete wunder geben kan.*

Joh. 90, 23 *vröude und sumer ist noch allez hie* (in der Person der Geliebten vereinigt).

Gutenb. 69, 12 *si ist mîn sumerwînne.* Namenloses Lied 6, 9 *mich dünket winter unde snê schoene bluomen unde klê, swenn ich in um-*

bevangen hân; anklingend an 90, 23. Die Frau empfindet Sommerlust, wenn sie ihren Ritter umfaßt hält.

Auffallend reich sind in den beiden unechten Liedern (\*92, 14. 35) die Freudenergüsse. \*92, 16 *mîn fröide an der vil schoenen lû, nâch der mîn herze wüetet*. \*93, 2 *Swenne ich die vil schoenen hân, sîn mac mir niemer missegân*.

Die Erbhörung mit den Freuden des Himmels verglichen: \*92, 25 *du lâ gein mir den dînen haz, sôn mac mir niemer werden baz, wan in dem himelrîche*.

Die Gewährung des Kusses erscheint dem Dichter als „eine Krönung durch die Sælde“. \*92, 35 *diu Sælde hât gekroenet mich gein der vil süezen minne*. \*93, 7 *geprüvet hât ir rôter munt, daz ich muoz iemer mêre mit fröuden leben zaller stunt, swar ich des landes kêre*. \*92, 28 *Und solde ich iemer daz geleben, daz ich si umbevienge, sô mües mîn herze in fröuden sweben. swenn daz alsô ergienge, sô wurde ich von sorgen frî etc.*

Die Freude äußert sich im Gesange.

Joh. 90, 28 *Wol mich' singe ich gerne, swenn ichz gelerne*.

Einen geradezu überschwänglichen Ausdruck verleiht der Dichter seiner Freude, indem er sich das Erscheinen eines Liebesboten vorstellt, 91, 36. In drei analogen Sätzen spricht er den Gedanken aus, daß der Bote, wie auch immer er persönlich zu ihm stehen möge, doch als von der Geliebten gesendet hochwillkommen sein solle.

*Sæhe ich ieman, der jæhe, er wære von ir komen, wære ich dem vînt, ich wolt in grîezen. | allez, daz ich ie gewan, het er mir das genomen, daz möht er mir mit sînen mæren bîezen. | swer si vor mir nenn-t, der hât gar mich ze friunde ein ganzez jâr, het er mich joch verbrennet.*

Viel einfacher geben die übrigen Minnesänger ihre Freude kund, wenn sie auf die *mære*, *liebiu mære* oder den *boten* zu sprechen kommen. Meinloh 14, 26 *Ich hân vernomen ein mære. nîn muot sol aber lôh stân*. Rugge 107, 15 *nîn wurde rât, wolde si mir künden liebiu mære*. 110, 17 *Mich fröit ân alle swære wol, daz ich sô liebiu mære hân vernomen, der ich mich gerne troesten sol. mir ist der muot von grôzen sorgen komen*. Mor. 147, 19 *nu hât man mir mære brâht, der ist frî mîn herze inbinnen*. Reinmar 175, 13 *gesæhe ich wider âbent einen kleinem boten, sô gesanc nie man von fröiden baz*. 196, 15 *weste ich, ob es als wære, sô engehôrte ich nie vor maneger wîle ein lieber mære' (Frauenstr.)*. 152, 14 *wan ir (= der werlte) nîden moht ich nie sô wol erliden. ein liebez mære ist mir gesaget*. Hartm. 215, 2 (Bote zur Frau:) *das sô*

*dâ minneclîche enpfân, daz ich mit guoten mæren var, sô bin ich willekomen dar.*

Umgekehrt liegt auch die Freude der Frau an dem Ritter.

Joh. 94, 38 (Frauenstrophe) *vröudelôser lîp, wie wil du dich gebâren, swenne er kinnen vert, durch den du wære ie höchemuot?*

Eist 39, 29 (Tagelied) *Ôwê, du fîlerst mîn fröide sament dir'* (nach Pfeiffer Germ. III, 489). Hausen 54, 35 *des ist er mîn leitvertrîp und diu hoechste wunne mîn.* Reinm. 199, 39 *man sô guoten, baz gemuoten hân ich selten noch gesehen, im gelîchen noch so gemelîchen, bî dem vîr die swære bezzer fröide wære.* 200, 20 *wol dem lîbe, der dem wîbe selhe fröide machen kan.* Hartm. 217, 22 *dô ich sîn pflac, dô fröite er mich.*

#### Bedingte Freude.

Joh. 91, 5 *ich sol ze mæze lachen, unz ich sîn genâde erkenne. als ich danne bevinde, wie ez allez stât, dâ nâch lache ich denne.*

Reinm. 156, 34 *Michn scheide ein wîp von dirre klage und spreche ein wort, als ich ir sage, mir ist anders iemer wê.* 168, 32 *michn beswære ein rehte herzelichiu nôt, mîn sorge ist anders kleine. Sô daz danne an mir ergât, sô kumt aber hôher muot, der mich niht trûren lât.*

Leid. Grund zu Trauer und Klage findet der Dichter in der abweisenden Haltung der Geliebten, in ihrem zweideutigen Benehmen, der Versagung ihres Grußes, der Trennung von ihr.

#### Sprödigkeit der Geliebten.

Joh. \*93, 28 *frouwe iur haz tuot mir den tût.* — Der Entschluß, trotz der Erfolglosigkeit seines Werbens der Geliebten treu zu bleiben, kostet dem Dichter Überwindung. 86, 1 *mîn êrste liebe, der ich ie began, diu selbe muoz an mir diu leste sîn. an vröuden ich des dicke schaden hân.*

Die Koketterie der Dame schmerzt den Dichter weniger um seinetwillen, als aus dem Grunde, weil die Dame damit einen Verstoß gegen Recht und feine Sitte begeht.

Joh. 86, 9 *Ich wil ir râten bî der sêle mîn durch keine liebe, niht waz durch daz reht: waz möht ir an ir tugenden bezzer sîn, dan obes ir umberede lieze sleht, tæte an mir einvalteclîche, als ich ir einvaltec bin. an vröuden wirde ich niemer rîche, es enwer ir beste sîn.*

cf. Gutenb. 76, 9 ff. Mor. 123, 29 *wie stêt mîner frowen daz, das si sich vergaz und verseite mir ir hulde? owê des, wie rehte unsanfte ich dulde beide ir spot und ouch ir haz.*



Horheim 114, 26 *der (= der künic) wil mich scheiden von liebe in die nôt, der ich gewinne vil michelen riuwen.* Besonders häufig bei Reinmar: 150, 7 *waz darf ich leides mêre wan swenn eht ich si mîden sol.* 155, 36 *got helfe mir, deiz wol ergê, daz ich ûz ir triuwen kome niemermê.* 173, 36 *zallen zîten fûrhte ich, daz si mich vergê. sô wær ich an vrôuden tât.* 176, 5. 197, 20.

Die Dame beklagt die bevorstehende Trennung.

Joh. 94, 35 *Owê, sprach ein wîp, wie vil mir doch von liebe leides ist beschert! Waz mir diu liebe leides tuot! Vrôudelôser lîp, wie wil du dich gebâren, swenne er hinnen vert, durch den du wære ie hôch-gemuot? Wie sol ich der werlde und mîner klage geleben?*

Kürenb. 7, 10 *Wes manest du mich leides, mîn vil liebez liep? Unser zweier scheiden müez ich geleben niet. Verliuse ich dine minne, sô lâz ich die liute harte wol entstân, daz mîn fröide dez minnist ist umb alle ander man.* Reinm. 200, 22 *mîne heile ich 'gar verteile, mîdet mich der beste man.*

Der Dichter fordert die Geliebte auf, das Trauern zu lassen.

Joh. 87, 21 *nu mîn herzevrouwe nu entrûre niht sêre. duz wil ich iemer zeim liebe haben.*

Mor. 131, 1 *Owê des scheidens, des er tete von mir, dô er mich enende lie. wol aber mich der lieben bete und des weinens, des er dô begie, dô er mich trûren lâzen bat und hiez mich in frôiden sîn.*

Aller frühere Schmerz reicht an den gegenwärtigen nicht heran.

Joh. 87, 20 *ê was mir wê: dô geschach mir nie sô leide.*

Hausen 52, 23 *erkennen wând in ê (= den kumber), nu hân in baz befunden. mir was dâheime wê und hie wol drîstunt mê.* Fenis 83, 34 *wan mîner swære enwart nie mêre.* Horheim 112, 9 *sô kumberliche gelebte ich nie.* 113, 16 *mir wart nie wirs.* 114, 34 *dô was mir wê unde nu michels mê.* Mor. 138, 7 *ich erkande mâze vil der sorgen ê. dîniu sorge gêt mir über der mâze zil, hiute ba<sup>n</sup> und aber dun über morgen mê.* Reinm. 164, 18 *noch daz mir nie sô wê geschach.* 179, 5 *mir ist unsanfter nu dan ê.* 185, 20 *alse reht unfro enwart ich nie.* 188, 5 *von herzeleides schulden hât mîn lîp vil kumberliche nôt, daz si nien kunde groezer sîn.* 198, 6 *von sîner schulde ich hân erlîten, daz ich nie groezer nôt erleit' (Frauenstr.).*

Beides, Freude und Schmerz des Dichters liegt in der Gewalt der Geliebten.

Joh. 91, 20 *und wil si, ich bin vrô, und wil si, so ist mîn herze*

Reinm. 197, 31 *mir enmac ein herzeleit noch grôziu liebe niemer âne si geschehen.* 199, 20 *diu mir fröide hât gegeben unde sorge manicvalt, der dien ich die selben tage. miniu jâr diu müezen mit ir ende nemen, sô mit fröiden, sô mit klage.* Hartm. 215, 32 *si mac mir leben und fröide wol leiden, dâ bi alle mine swære vertriben: an ir lît beide mîn liep und mîn leit. swaz si mîn wil, deist ir iemer bereit, wart ich ic vrô, daz schuof niht wan ir gûete.* cf. Mor. 138, 33 *ich wæne, si ist ein Vênus hêre, diech dâ minne, wan si kan sô vil.*

## 2. Außenwelt.

Es fällt auf, daß Johansdorf im Gegensatze zu der Mehrzahl der zeitgenössischen Minnesänger nie Klagen über *huote* und *merkære* laut werden läßt. Das Wort *huote* findet sich nur in dem unechten Liede \*93, 12 (v. 12 *ich vant si âne huote*), wo *âne huote* nur ganz allgemein 'allein' bedeutet. Von *merkære* wird überhaupt nicht gesprochen. Und doch möchte man auf das Vorhandensein von Aufpassern und Zwischenträgern<sup>1)</sup> schließen. Mit einem gewissen Nachdruck ist 87, 7 gesagt: *er ist mîn friunt niht, der mir si wil leiden* und 91, 29 *Swâ zwei herzeliep gefriudent sich und ir beider minne ein triuwe wirt, die sol niemen scheiden, dunket mich, al die wile unz si der der tût verbirt.* Geradezu auffällig aber erscheint das Widerspruchsvolle in den beiden Liedern 91, 8 und 91, 22, welche darauf angelegt erscheinen, den wahren Sachverhalt, d. h. den Abschluß des Verhältnisses zu verdecken, oder wenigstens die Aufpasser darüber im Ungewissen zu lassen. Auf einen Abschluß des Verhältnisses deutet der Anfang von 91, 8 *Dâ gehoeret manic stunde zuo, ê daz sich gesamen ir zweier muot. dâ daz ende denne unsanfte tuo, ich wæne des wol, daz ensi niht guot. Lange si ez mir vil unbekant.* Es wäre doch merkwürdig, wollte der Dichter für die Trennung Sorge tragen, bevor noch die Vereinigung stattgefunden hätte. Der Gedanke aber, daß dieselbe erfolgt sei, wird durch die beiden nächsten Verse, wie durch die folgende Strophe zurückgewiesen. Die Worte: *und werde ich iemen liep, der si siner triuwe an mir gemant etc.* rücken das Zustandekommen des Verhältnisses in die Zukunft. Derselbe Widerspruch findet sich in dem folgenden Liede 91, 22. Wieder diese merkwürdige Sorge für die Zukunft. Der Dichter fürchtet den Bruch eines Verhältnisses, das noch nicht geknüpft ist: *Ist daz ich es inne werden sol, wie dem herzen herzeliep geschicht, sô bewar mich vor dem scheiden got, daz wæn bitter ist;* ebenso in der zweiten Strophe: *swâ zwei herzeliep ge-*

<sup>1)</sup> Michel a. a. O. S. 141. 146 ff.

*friudent sich unde ir beider minne ein triuwe wirt, die sol niemen scheiden etc.* Dieses ‚wirt‘ aber ist schon zweideutig, indem es das Geschehen in der Gegenwart wie in der Zukunft ausdrücken kann. Nimmt man nun noch das Folgende hinzu: *wær diu rede mîn, ich tæte alsô: verlûre ich mînen friunt, seht, sô wurde ich niemer mêre frô*, so bleibt kein Zweifel, daß der Abschluß der *friuntschaft* wirklich erfolgt ist; denn über die Person des *friundes* (= der Freundin) kann man nicht im Unklaren sein; verlieren aber kann man nur einen Freund, wenn man schon einen hat. — Für diese Ansicht spricht auch die geflissentliche Anwendung von Bedingungssätzen, welche die Sache nur als möglich hinstellen sollen, und das Bestreben, die persönlichen Bezüge durch allgemeine Sätze zu verwischen. Wir werden also nicht irren, wenn wir annehmen, das Ganze sei darauf angelegt, die Aufpasser über den Abschluß des Verhältnisses zu täuschen. Gedichtet aber sind die Strophen zu dem Zwecke, die Geliebte zum treuen Festhalten an dem Bunde zu ermahnen.

### 3. Natur.

Naturgefühl ist bei unserem Dichter vorhanden, wenn es auch nur ganz vereinzelt hervorbricht, dann aber auch mit großer Stärke. In dem zweistrophigen Liede 90, 32 nimmt der Natureingang fünf von den sieben Zeilen der ersten Strophe ein. Blumen unter der Linde und Vogelsang auf der Linde, wie auch sonst. Was aber sonst nicht zu finden ist, das ist die hier geschilderte Farbenpracht der Blumen: *Wîze rôte rôsen, blâwe bluomen, grûene gras, brûne gel und aber rôt, dar zuo des klêwes blat, von dirre varwe wunder under einer linden was. dar ûfe sungen vogeles. daz was ein schoeniu stat. kurz gewahsen bi ein ander stuont ez schône.*

Ganz ähnlich wie bei Eist 34, 3 *Ûf der linden obene dâ sanc ein kleinez vogellîn. vor dem walde wart ez lût: dô huop sich aber daz herze mîn an eine stat, da 'z ê dâ was. ich sach die rôsebluomen stân: die manent mich der gedanke vil, die ich hin zainer frouwen hân*; nur daß bei Eist die innere Verbindung, die zwischen den Naturerscheinungen, eventuell Vorgängen in der Natur und der Liebesempfindung besteht, auch äußerlich hergestellt ist, ihren sprachlichen Ausdruck findet. Von dem Vogelsang wird das Herz zur Geliebten entrückt, von den Rosen an die Geliebte gemahnt. Bei Johansdorf fehlt die äußere Verknüpfung. An die Schilderung der Natur schließt sich der Satz: *noch gedinge ich der ich vil gedienet hân, daz si mir es lône.* Dieser Fall kommt sonst im älteren Minnesange nur noch einmal vor, wo aber die innere Verknüpfung eine stärkere ist.

Namenl. Lied 4, 1 *diu linde ist an dem ende nu jârlanc sleht und blöz. mich vêhet min geselle.* Beide Thatfachen lassen sich vergleichen: die Linde ist ihres Laubes beraubt, ich des Geliebten.

Auch in einer zweiten Stelle bei Johansdorf zeigt sich, wie eng er selbst den Zusammenhang zwischen Natur- und Liebesleben empfindet. Der Sommer mit seinen Freuden erscheint ihm in der Geliebten verkörpert: 90, 23. *31 vröude und sumer ist noch allez hie* (nämlich bei der Geliebten).

#### 4. Gott.

Religiöse Anschauungen. Gott wird vom Dichter als *heilic* 87, 12 und als allmächtig 94, 17 bezeichnet: *der al der werlte hât gewalt.*

Kolmas 120, 24 *der vil mîlte got, den ir lîp umbevie, der hât bevungen die welt umbe gar. stn kraft mac langen noch verrer dan dar.*

Er wird als gütiger Herr, der uns die ewige Seligkeit schenkt, vorgestellt: 94, 15 *guote liute, holt die gâbe, die got unser herre selbe git;* ferner als einer, der uns Leib und Seele gegeben hat, aber die Rückerstattung des ersteren zum Heile der letzteren fordert: 94, 22 *got hât iu beide sêle und lîp gegeben. gebt ime des lîbes tât. daz wirt der sêle ein iemerleben.*

Etwas verändert ist das Bild bei Kolmas (121, 3). Er macht Gott zum Wirth an der Landstraße, der den Pilgern zwar etwas borgt, dasselbe aber bei der Wiederkehr ihnen wieder abverlangt: *Wir stn bilgerîne und zogen vaste hin, in der sünden lîme steckt min sin, daz ich stn drûz niht gebrechen enmac. wir varn eine strâze, die nieman verbirt. wir suln durch niht enlâzen, wir bereiten den wirt, der uns hât geborget dâ her mangan tac. gelt im.*

Gott aufgefaßt als Kriegsherr, in dessen Sold wir uns zu begeben aufgefordert werden: 94, 18 *dienet sinen sold, der den vil sældehaften dort behalten lît mit vröuden iemer manecvalt.*

Das Verhältniß zu Gott ist bei unserem Dichter ein enges. Nicht selten erhebt er den Blick nach oben, um bei Gott Beistand und Hilfe zu erflehen.

Um Nachsicht wegen seiner unerlaubten Liebe bittet er Gott 90, 14: *ich minne ein wîp vor al der werlte in minem muote. got herre daz vervâch ze guote.*

Hausen 46, 14 *Ich bin ir holt: swenn ich vor gote getar, so gedanke ich ir. daz ruoch ouch er vergeben mir.*



Als Beschützer beider Liebenden wird Gott angerufen 87, 12: *heileger got, wis genædic uns beiden.*

Um Schutz vor Trennung 91, 24: *Ist daz ich es inne werden sol, wie dem herzen herzeliep geschicht, sô bewar mich vor dem scheiden, got, daz wæn bitter ist.*

Er wird gebeten, die Ehre der Geliebten zu bewahren: 86, 27 *nu helfe er mir, ob ich herwider kome, ein wîp, diu grâzen kumber von mir hât, daz ich si vinde an ir êren: sô wert er mich der bete gar. sîl aber si ir leben verkêren, sô gebe got, daz ich vervar.* 88, 13 *ine erwache nimer, ez n sî mîn êrste segen, daz got ir êren mûeze phlegen und lâze ir lîp mit lobe his gestên.*

Horheim 114, 28 *ich wil bevelhen ir lîp und ir êre got und dâ nâch allen engelen sîn.* Hart. 207, 25 *sô ruoche got, daz ez der schoenen mûeze gân nâch êren unde wol.* 215, 37 *got sî, der ir lîp und ir êre behûets.* Rietenburc und Morungen bitten nur um das Leben der Geliebten. Rietenburc 19, 31 *swar ich danne landes var, ir lîp der hoehste got bewar.* Mor. 122, 19 *got lâze si mir vil lange gesunt.*

Umgekehrt läßt der Dichter die Geliebte für sein Wohl während der Kreuzfahrt flehen: 95, 14 *sô mûeze sîn der pflegen, durch den er süezer lîp sich dirre welte hat brwegen'.*

Reinmar 187, 24. 201, 1. Hartm. 217, 23.

Weiter erbittet Johansdorf für sich und die Geliebte die ewige Seligkeit: 88, 16 *dar nâch êwecliche gip ir, herre, vrûde in dîne rîche. daz ir geschehe, alsô mûeze ouch mir ergên.*

Reinmar läßt die Geliebte darum bitten: 168, 27 *wis ime genædic, herre got, wan tugenthafter gast kam in dîn ingesinde nie.* Kolmas (120, 21) fordert zu gemeinsamer Bitte auf: *Des biten unser frouwen ze hilfe an der ger, daz wirz beschouwen, daz uns des (= das ewige Leben) gewer der vil milte got, den ir lîp umbewie.*

Bei Versicherungen und in der Schwurform wird der Name Gottes öfter gebraucht: \*92, 7 *got weiz wol.* 87, 9 *swenne ich von schulden erarne ir zorn, sô bin ich vervluochet vor gote als ein heiden.* 87, 35 *got vor der helle niemer mich bewar, ob daz mîn wille sî.* 88, 10 *und swer ir das bî gote.*

Veld. 68, 1 *got weiz wol.* Ebenso Hausen 44, 19. — *weiz got* Reinm. 161, 14. 175, 25. 181, 11. 203, 33. — *sem mir got* 157, 13. — 170, 21 *daz weiz er wol, dem nieman nîht erliegen kan.* — 173, 19 *dâ vor mûeze mich got hîleten alle tage.* — 186, 32 *sô mich iemer got behûets.*

Auch beim bloßen Stoßseufzer fehlt der Name Gottes nicht: Joh. 86, 23 *herre, wan ist daz mîn lêhen, daz mir niemer leit geschicht?*

Bemerkenswerth erscheint, daß Johansdorf sich *stets* direct an Gott wendet, sich nie der Vermittlung der heiligen Jungfrau bedient, wie Kolmas (120, 21 f.), Reinmar (181, 31), so hoch er auch dieselbe verehrt (90, 1 ff.).

Die religiösen Erwägungen, welche den Dichter zur *Kreuzfahrt* antreiben, und welche sich als sämtlichen Kreuzfahrern *gemeinsame* darstellen, hat bereits Wolfram in seinem schon angeführten Aufsatz *Zs. f. d. Alt.* 30, 97 ff. zusammengestellt und zu den gleichzeitigen Kreuzpredigten in Beziehung gesetzt. Es sind die folgenden:

- I. Gott hat für uns gelitten.
- II. Wir müssen's ihm vergelten.
- III. Auch unsere Sünden fordern eine Sühne.
- IV. Wir erwerben durch unseren Dienst die ewige Seligkeit.

Als V. Beweggrund kommt bei Johansdorf noch der Wunsch hinzu, der Beschimpfung der Mutter Gottes durch die Heiden ein Ende zu machen. 90, 1 *die heiden wellent einer rede an uns gesigen, daz gotes muoter niht ensi ein maget.*

Auch sonst läßt sich bei Johansdorf christliches Denken und Empfinden beobachten. In dem Schicksale der Völker und Menschen erkennt der Dichter das Walten Gottes. 88, 27 *wir haben in eine järe der liute vil verlorn. dā bi sō merket gotes zorn.*

Die Welt sieht er als unbeständig an. Die Treulosen, die ihr folgen, trifft als Lohn die Verdammniß. 88, 30 *diu werlt ist unstatte. ich meine, die dā minnent valsche rate, den wirt ze jungest schē, wies an dem ende tuot.*

Wie aber der Dichter Andere zum Insiehgehen auffordert (88, 29 *nu erkenne sich ein ieglich herze guot*), so arbeitet er auch an seiner eigenen sittlichen Vervollkommnung und überwindet die Regungen natürlicher Schwachheit, die sich seinem Entschlusse, das Kreuz zu nehmen, entgegenstellen. 90, 5 *Mich habent die sorge uf das brāht, daz ich vil gerne kranken muot von mir vertribe. des was min herze her niht frī. Ich denke alsō vil manege naht: waz sol ich wider got nu tuon, ob i-h belibe, daz er mir genædic si?*

Ein merkwürdiger Widerspruch scheint sich in der religiösen Weltanschauung Johansdorfs vorzufinden. Der Gott, dem er alle Gewalt über die ganze Welt zuschreibt (94, 17), dessen Zorn die Menschen hinsterben läßt (88, 28), während seine Gnade im Stande wäre sie zu erretten, der die Ehre der Geliebten zu hüten vermag (86, 27. 88, 15), und unter dessen Schutz er die Geliebte auch sein eigenes Leben stellen läßt (95, 14), dieser Gott scheint Johansdorf nicht mächtig

genug, das heilige Land von den Heiden zu befreien, er bedarf dazu der menschlichen Hilfe (89, 27). Nicht ist etwa der Gedanke der, wie bei Coelestin<sup>1)</sup> (1195), daß Gott durch die Befreiung des heiligen Landes dem Menschen ein Mittel in die Hand gebe, für seine Sünde Vergebung zu erhalten, nein, Gott hat die menschliche Hilfe nöthig. Wollte man den ersteren Gedanken auch der Strophe 94, 15 zu Grunde legen, was sehr wohl anginge, so würde dieser doch in Widerspruch gerathen mit 89, 21 ff., wo Johansdorf die Spottreden der Daheimbleibenden, der die Kreuzpredigt Bekämpfenden anführt: „Wäre es für Gott eine Beschimpfung, er würde dieselbe ohne Hilfe der Kreuzfahrer rächen.“ Johansdorf widerlegt diesen Einwand nicht, er sucht vielmehr andere Motive hervor, um die verstockten Herzen zu bewegen, er sucht Dankbarkeit, Mitleid mit Gott, Furcht vor der Strafe, christliches Selbstgefühl den Heiden gegenüber zu erwecken. „Gott hat so, wie Ihr jetzt, einst nicht gedacht, als er Euch durch seine große Marter vom Falle errettete. Wie wird es Euch an Euerem Ende ergehen, wenn Ihr Gott helfen könnt und es nicht thut? Immerhin! Laßt Grab und Kreuz, dann werden die Heiden mit ihrem Spotte siegen!“ Die Thatsache bleibt jedenfalls bestehen: ohne die Kreuzfahrer wird das heilige Land nicht befreit, auch Gott vermag es nicht zu befreien. Dazu stimmen nun auch 86, 25 *ich hân durch got daz kriuze an mich genomen*. 87, 23 *wir suln varn durch des rîchen gotes êre*. 89, 21 *die hinnen varn, die sagen durch got, daz Jersalem etc.*

Der Widerspruch scheint indeß nur ein äußerer zu sein. Der Dichter will sich offenbar ein wirkungsvolles Motiv im Kreuzlied nicht entgehen lassen. Denn wirkungsvoller ist die Aufforderung allerdings, wenn es heißt: „Gott selbst in Noth“, als wenn es heißt: „Gott hat die Noth geschaffen oder zugelassen, damit ihr durch Aufhebung derselben euere Sünden sühnt.“ Aber der Dichter trägt auch kein Bedenken — und daran erkennen wir eben, daß der Widerspruch nur ein äußerer ist — den letzteren Gedanken an anderer Stelle, wo er ihn gerade braucht, wenigstens verhüllt auszusprechen. 88, 27 heißt es: *wir haben in eime jâre der liute vil verlorn. dâ bi sô merket gotes zorn*. Bezieht sich der erstere Satz, wie Wolfram vermuthet, auf die Schlacht von Hattin, so folgt aus dem zweiten Satze, daß Gott nur um seines

<sup>1)</sup> Zs. f. d. Alt. 30, 103 verumtamen misericordiam in ira sua non continens, qui nunquam obliviscitur misereri cum populo suo — multa fidelium milia . . . ad agendam poenitentiam de commissis plures eorum ad vitam praesentem termino laudabili concludendam terre illius amissionis occasione clementer invitans (ähnlich auch Gregor und Innocenz 1213).

Zornes willen die Feinde der Christenheit siegen läßt, um die Christen damit zu strafen, und daraus folgt wieder, daß er sehr wohl mächtig wäre, ohne der Letzteren Hilfe sein Land zu befreien.

Es läßt sich nun erwarten, daß des Dichters tiefes religiöses Empfinden auch auf seine übrigen Anschauungen von Einfluß ist, vor allen Dingen auf seine Auffassung der Liebe. Wir glauben diese am besten darstellen zu können, wenn wir

die sittlichen Begriffe

der älteren Minnesänger bis auf Walther, soweit dieselben sich auf die Minne beziehen, im Zusammenhange untersuchen.

Die von Frankreich nach Deutschland verpflanzte Sitte des Frauendienstes, welche dem heimischen Minnesange einen neuen, von da ab ständigen Charakter verleiht, hat nicht nur einen Wandel der Sitte, eine Verfeinerung der Umgangsformen im Gefolge, sie arbeitet auch an der Umgestaltung der sittlichen Anschauungen, allerdings, wie dies nach der unsittlichen Grundlage des Frauendienstes zu erwarten steht, nicht zu deren Verbesserung.

Einen Anstoß zur Umkehr oder wenigstens ein augenblickliches Besinnen bewirkt die Kreuzzugs-idee und die Kreuzpredigt, welche die Seelen der Menschen mächtig erschüttert und auch im Herzen der ritterlichen Sänger den Kampf zwischen der conventionellen Auffassung der Liebe und dem natürlichen Sittlichkeitsbewußtsein entfacht.

Ich will versuchen, zunächst den durch den Frauendienst geschaffenen Wandel der sittlichen Anschauung und sodann den durch die Kreuzpredigt hervorgerufenen inneren Kampf mit seinem Ausgange, wie derselbe sich in den Minneliedern spiegelt, zu schildern.

Da im Frauendienst die Huldigung des Ritters einer verheirateten Frau galt, so war Verschwiegenheit Ehrenpflicht. Sie gilt bereits Meinloh, der als einer der ersten die neuen Ideen in seinen Liedern vertritt, als die vornehmste ritterliche Tugend (MF. 14, 22). Der sittliche Einfluß, den die Liebe auf das Gemüth des Menschen ausübt, erscheint verflacht. Sie vermag den Ritter nur in gesellschaftlicher Hinsicht zu veredeln, ihm jene stolze Freudigkeit zu verleihen, die der Umgang mit feinen Damen erfordert (Eist 33, 26. Joh. \*94, 14. Mor. 142, 30. Reinmar 151, 12. 183, 20 etc.).

Die Begriffe von Treue und Untreue sind vollständig vertauscht.

Als Treue wird von dem Anbeter die ihm seitens der Dame bewiesene anhaltende Zuneigung mit allen ihren Consequenzen bezeichnet, welche natürlich die Treulosigkeit gegen den Gatten bedingt.

Dagegen nennt derselbe die Standhaftigkeit gegen seine Liebeswerbungen Sünde und Unrecht (Eist 38, 30. Gutenb. 78, 25. 79, 4. Rugge 100, 18. Horh. 115, 29. Mor. 130, 4. Reinmar 160, 38. 165, 15. 180, 18. 176, 38), wenn er daneben auch sich selbst als den Urheber seiner Leiden ansieht (Fenis 83, 11. 24. Mor. 125, 3. 134, 13. Reinmar 171, 25. 174, 10. 191, 23). Als Treue des Ritters wird die der Dame gewidmete andauernde Verehrung gepriesen, welche doch nach so vielen Zurückweisungen und Demüthigungen als erbärmliche Schwäche und als unmännliches Gebahren erscheint. Reinmar sieht dies ein: 160, 22 ff., besonders v. 32 *tæte ez danne ein kint, deiz aus iemer lebete nâch wibe, dem solt ich wol wîzen daz.* 173, 3 *ich wæren mich ein gelouben wil. nein, sô verlûr ich alze vil. ist daz alsô, seht welch ein kîndes spil.*

Einmal (Reinmar 177, 37) scheint *stæte* in doppeltem Sinne gebraucht zu sein, was der geistreichen Manier Reinmars entsprechen würde, zuerst als Treue gegen den Gatten, dann als Treue gegen den Freund: *daz wir wîp niht mugen gewinnen friunt mit rede, si enwollen dan noch mē. daz mîlet mich, ich wil niht minnen.* Begründung: denn *stæten wîben tuot unstæte wê*, geht auf die Pflicht gegen den Gatten. Nun aber kommt die Höflichkeit gegen den Freund: *wære ich, des ich nieme lîn, unstæte, lieze er danne mich, sô lieze ich in.* Hier ist natürlich nur an die Entziehung der Neigung, nicht etwa eines vertraulichen Verkehrs zu denken.

Die Lage, in welche die Dame geräth, ist in der That eine schlimme; denn einerseits möchte sie sich die schmeichelhaften Huldigungen des Ritters und die Verherrlichung im Gesange nicht entgehen lassen, andererseits wünscht sie ihre Frauenehre zu bewahren (Reinmar 171, 11. 187, 9). Sie verfällt darum meist auf ein heuchlerisches Spiel, indem sie sich anfangs dem ritterlichen Sänger gewogen zeigt und ihm Lohn verheißt, später aber, wenn derselbe eingefordert wird, die Ertheilung desselben in die Ferne rückt oder gänzlich verweigert (Gutenb. 76, 3). Daher dann die ungemessenen Klagen der Dichter über unaufrichtiges Wesen der Herrin, über getäuschte Hoffnung (Joh. 86, 11. Mor. 128, 25. 138, 10. 143, 10. 145, 29. Reinmar 158, 37. 171, 11 [cf. 187, 9] 195, 23).

Auch der Begriff der Ehre muß sich eigenthümliche Veränderungen gefallen lassen, zunächst der Begriff der Frauenehre, wobei die Auffassung des Mannes von der der Frau zu unterscheiden ist.

In den Frauenstrophen ist gewöhnlich die natürliche und ursprüngliche Auffassung vertreten, insofern *êre* die Treue gegen

den Gatten und den darauf gegründeten guten Ruf bezeichnet.

So Hausen 54, 14 *torst ich genenden, sô wold ich im endem sine klage, wan daz ich vil sendez wîp erfürhten muoz der êren mîn.*

Damit stimmt auch die Auffassung des Weibes bei Veldege, wenn er sich auch des Wortes *êre* nicht bedient, 57, 5 ff., auch Eist 40, 35 ff. Das Weib hält die völlige Hingabe an den Freund für ein Unrecht.

Rugge 110, 8 *dem ich alsolher êren sol getrûwen, als ich her behalten hân, den muoz ich ê bekennen wol, sin wille mac sô lîhte niht an mir ergân.* *êre* ist hier der gute Ruf.

Reinmar 178, 19 *meine er wol mit triuwen mich, swaz im danne mûge ze fröuden komen, daz mîn êre si, daz sprich,* sagt die Frau zum Boten. Zur Erklärung des Begriffes *êre* tragen v. 10 f. und v. 24 ff. bei. v. 10 f. *swâ du mûgest, dâ leite in abe, daz er mich der rede be-gebe . .* v. 24 ff. *sô bit in daz er verbir rede, die er jungest sprach an mir. sô mac ich in an geschen. wes wil er dâ mîte beswæren mich, daz doch niemer mac geschehen?* Die Frau wünscht also den Boten daran zu hindern, daß er dem Ritter Aussicht auf Lohn eröffne, er soll nur insoweit freudige Botschaft bringen, als es die Ehre der Dame zuläßt. Reinmar 186, 25 *der mir ist von herzen holt, dem versprich ich sêre niht durch ungefüegen haz, wan durch mînes lîbes êre.* 192, 37 *nu wil er (daz ist mir ein nôt), daz ich durch in die êre wâge und ouch den lîp.*

Hartm. 217, 19 *wand ich wâgen wil durch in den lîp, die êre und al den sin.*

Bisweilen treffen wir aber auch bei der Frau auf andere Anschauungen. Die dem Gatten zu wahrende Treue wird auf den Freund übertragen und dementsprechend der Begriff gewandelt.

Reinmar 200, 33 *er s-hiet hinnen mit den sinnen, daz ich niht vergizze sin. wîp mit gûeten sol ir êre hûeten, wider ir friunt niht strîten. alsô wil ich sin mit êren bîten.* Das Bewahren der Ehre kann hier nur gleichbedeutend mit der Treue gegen den Freund sein.

Öfter begegnet uns die letztere Auffassung beim Manne. Für ehrenvoll gilt die Hingabe an den Geliebten bei Veldege 67, 8: *joch ist diu minne als si was wîlen êre.* Aus dem vorhergehenden Verse: *und wil doch daz ich klage mîne sêre* ergibt sich, daß unter Minne die Entgegennahme der Huldigung einschließlich des Lohnes zu verstehen ist; denn durch diesen allein kann die *sêre* des Dichters gestillt werden. Auch 59, 32 hat man an keine andere

Erklärung zu denken: *ich wil frô sîn durch ir êre, diu mir daz hete getân, daz ich von der rinwe kêre, diu mich wilent irte sêre. daz ist mich nu sô vergân, daz ich bin rîch und grôz hêre, stt ich si muoste al umbevân, diu mir gap rehte minne sunder wîch und âne wân.*

Vgl. auch Rugge 105, 6, wo die Erhörung von der tugent der Frau gefordert wird. 110, 30 *mîn heil in ir genâden stât, si kan verkêren sorge, der ich walde. ir gûete mich gehoeht hât. daz sol si mêren nâch ir êre manicvalde.*

Als Treue gegen den Geliebten fassen Johansdorf und Horheim den Ehrbegriff.

Joh. 86, 27 *Nu helfe er mir, ob ich herwider kome, ein wîp, diu grôzen kumber von mir hât, daz ich si vinde an ir êren.* 88, 13 *Ine erwache nimer ez n si mîn êrste segn, daz got ir êren mîeze phlegen* (nämlich während seiner Entfernung auf dem Kreuzzuge).

Horheim 114, 28 *Ich wil bevelhen ir lip und ir êre got und dâ nâch allen engelen sîn. si sol wizzen, swar ich landes kêre, daz ich ie bin und muoz iemer sîn, als ich ê was.* Das Gelöbniß der eigenen Treue steht hier dem Wunsche, die treue Liebe der Dame zu behalten, gegenüber. — Der Vorwurf der Treulosigkeit gegen die Freunde ist mit eingeschlossen, wenn es Hausen als *êren slac* (48, 16), als *laster* (48, 22) der Frauen bezeichnet, würden sie sich während der Abwesenheit der Kreuzritter den zurückgebliebenen feigen Männern hingeben.

Aber nicht nur dem treuen Freunde sich hinzugeben und ihrerseits die Treue zu wahren, gilt als ehrenvoll für die Frau, sondern auch den treulosen Anbeter zu verstoßen. Hartm. 205, 24 *grôz was mîn wandel. dô si den entsaz, sô meit si mich, vil wol gelobe ich daz, mê dur ir êre, dan uf mînen haz<sup>1)</sup>.*

Reinmar macht eine Ausnahme. Wohl beklagt auch er sich über die Hartherzigkeit seiner Dame, über ihr zweideutiges Benehmen, dann aber widerruft er plötzlich und rechtfertigt ihr Verfahren als ein ehrenvolles. 195, 25 *war umbe rede ich solhen nît? si endâhte an mich ze kriner zit, wan als ein wîp gedenket, an der triuwe und êre lît.* Damit stimmt denn auch 165, 37 *Ich hân ein dinc mir für geleit und strîte mit gedanken in dem herzen mîn: ob ich ir hâhen werdekeit mit mînem willen wolte lâzen mînre sîn, ode ob ich daz welle, daz si groezer si und si vil sælic wîp stê mîn und aller manne*

<sup>1)</sup> Der Interpretation Naumanns (Reihenfolge der Werke Hartmanns Ztschr. f. d. Alt. 22, 47), welcher die Ehre als Standesehre faßt, kann ich mich nicht anschließen.

*vrî. die tuont mir bēde wē. ine wirde ir lasters niemer vrō: vergēl si mich, daz klage ich iemer mē.* Einmal wendet auch er die conventionelle Bedeutung an: 189, 34 *on der ich aber triuwe und ēre erkenne, wanne ich des, daz mir diu ungelōnet lāze, sō geschæhe an mir, daz nie geschach.*

Wie in den meisten der angeführten Stellen der Begriff der Frauenehre, so ist nun auch weiter der Begriff der Mannesehre, soweit diese sich auf die Minne bezieht, verschoben. Was das natürlich-sittliche Bewußtsein als unehrenhaft verurtheilt, die ausdauernde Liebe zur Gattin des fremden Ritters, das Hegen und Pflegen dieser Liebe gilt nach der neuen Auffassung als ehrenvoll, sowohl im Munde der Frau, wie des Mannes. Veldege geht hierin voraus. Er stellt freilich diese Treue als eine alte gute Sitte der Flatterhaftigkeit als einer neuen Unsitte gegenüber, ohne daran zu denken, daß die alte Treue der noch unverheirateten Frau oder doch wenigstens nicht der Gattin eines Anderen galt. 61, 18 *dō man der rehten minne pflac, dō pflac man ouch der ēren, nu mac man naht unde tac die boesen site lēren.* Die ehrenvolle Gesinnung ist an die rechte minne geknüpft. Was aber Veldege unter dieser versteht, besagt 59, 30. 60, 2: *wer hāt rehte minne sunder riuwe und āne wanc, und: diu mir gap reh'e minne sunder riuwe und āne wanc.* Die boesen site sind nach 61, 1. 5 *lāhtkeit* und *lōsheit*; ihnen gegenüber kann rechte minne nur „treue Hingabe“ bezeichnen, treue Liebe, die sich auch durch Mißerfolge nicht abschrecken läßt: 60, 11 *diu mich durch rehte minne lange pīne dolen liet* (um die Treue zu erproben). Danach würde auch 60, 14. 18. 26 *ēre* auf treue Liebe zu beziehen sein: *der blitschaft sunder riuwe hāt mit ēren, hē ist rīche.* — *Sīcer mit ēren kan gemēren sīne blitschaft, daz ist guot* (Refrain).

Derselben Anschauung huldigt Reinmar: 199, 34 (Frauenstrophe) *ich sprich im niht mere, wan daz er mich siht, daz sint sīn ēre*. Die Ehre des Ritters verlangt es, daß er der Dame nicht lange seine Gesellschaft entzieht, ihr eine treue Pflege angedeihen läßt. cf. v. 31 ff. *sol ich liden von im langez mīden, daz mūrt mich wol sēre.*

Das Werben um Frauengunst einschließlich ihres letzten Zieles ist gleichbedeutend mit der *sorge umb ēre*, dem *werben umb ēre*.

Reinmar 198, 30 *der ie gern umb ēre warp und dar an ist unverzigt, deme tuot vil menegez wē, des sich jener getroestet, ... der daz ist verdorben ē. Man sol sorgen, sorge ist guot, āne sorge ist nieman wert.* Das *umb ēre werben* ist gleich *sorgen*, *sorgen* gleich um Liebe



ringen trotz aller Zurückweisungen, cf. 199, 8 *wer hât liep ân arebeit?* 192, 20 *Mêre umb êre sol ein man gesorgen danne umb ander guot.* R. stellt sich in dem Liede seinen Spöttern gegenüber, indem er sich seines Werbens nach Frauengunst und des Anstandes, mit dem er seinen Liebesschmerz zu tragen weiß, rühmt. Auch 202, 30 dürfte *êre* in dem bezeichneten Sinne zu fassen sein. v. 25 *Mir ist der werlde unstete von genuogen dingen leit. Swie gerne ich rehte tete (wande ez wære ein sœlekeit), sô enlât mich manic man, der umb êre noch um frûede nie deheinen muot gewan.*

die *sorge umb êre* bei Rugge 110, 7 bezeichnet schon mehr die Besorgniß, des Lohnes nicht theilhaftig zu werden. *Swes muot iedoch er werlte als der mîne stât, ich wære er manege sorge umb êre hât.* Vgl. den Anfang der Strophe: *ich hân nâch wâne dicke wol gesungen, les mich anders niht bestuont*<sup>1)</sup>.

Die entgegengesetzte Beurtheilung, welche dieselbe Handlungsweise (Gewährung bez. Erringen des höchsten Lohnes) bei beiden Geschlechtern erfährt, spiegelt sich in Joh. \*93, 25, wo die Dame zu ihrem Ritter sagt: *wert ich iuch, des hetet ir êre, sô wær mîn der spot.*

Es handelt sich nun darum, zu untersuchen, ob dem Einzelnen die unsittliche Grundlage der Zeitsitte zum Bewußtsein kommt. Nur bei den Wenigsten finden wir in den Liedern eine Andeutung. Wenn auch anzunehmen ist, daß Viele in ihrem späteren Leben, wie Walther, Wolfram und Hartmann dem Minnedienste den Rücken zuehrten, um wie Wolfram (wahrscheinlich auch Hartmann)\* Befriedigung im ehelichen Leben zu suchen, so hat doch dieser Wandel in ihren Liedern keinen Ausdruck gefunden. Dieser Gedanke gehörte eben nicht in den Rahmen des conventionellen Liebesliedes. Andeutungen aber, daß Einzelnen die sittliche Erwägung nahegetreten ist, finden wir doch. Gerade gegen sie kämpft Rute mit seinem trotzigen und leidenschaftlichen Sinne an und stellt sich denen gegenüber, die an der Todesstunde ihre Sünde bereuen und beichten: 116, 15 *Swie ir der tût vast ûf dem rugge wære unde dar zuo manic ungemach, sô part mîn wille nie, deich si verbære, swie nâhen ich den tût bî mir geschack. dô manic man der sünden sîn verjach, dô war daz mîn allermestiu wære, daz mir genâde nie von ir geschack.* Auch Adelnbure hat sich die Frage nach der Zulässigkeit der conventionellen Liebe vorgelegt. Das Lied 148, 25 erscheint als eine Antwort auf diese Frage: *Swer*

<sup>1)</sup> Erich Schmidt versteht unter *êre* hier 'Lob der Welt'. Heinrich von Rugge und Reinmar von Hagenau. S. 28.

<sup>2)</sup> Naumann Zs. 22, 59 f. 74.

mit triuwen umbe ein wîp wirbet, als noch maneger tuot, waz schadet der sêle ein werder lîp? — Ich swiere wol, ez wære guot. ist aber ez ze himele zorn, sô koment die boesen alle dar und sint die biderben got verlorn. Wie Anderen scheint auch ihm die unsittliche Grundlage verdeckt durch die scheinbare Tugend der Treue, sodann aber durch die Liebe zu einem würdigen Gegenstande (waz schadet der sêle ein werder lîp?). Dieselben Gedanken, die wir bei Johansdorf wiederfinden werden! cf. auch Mor. 142, 26 *gerne sol ein riter ziehen sich ze guoten wîben, dêst mîn rât. boesiu wîp diu sol man vlihen etc.* Als dritte Entschuldigung kommt bei Adelnburc noch die Autorität aller trefflichen Männer hinzu, welche der gleichen Sitte huldigen (149, 2). Wann dieses Lied abgefaßt ist, ob Adelnburc vielleicht im Ausgange der achtziger Jahre unter dem Einflusse der Kreuzpredigt sich diese sittliche Frage vorgelegt hat, läßt sich nicht bestimmen, wäre aber möglich. Das aber ist gewiß, daß die für die Christenheit so erschütternden Vorgänge im Morgenlande vom Jahre 1187 (Schlacht bei Hattin, Einzug Saladins in Jerusalem), die wiederaufgenommene und aller Orten gepredigte Kreuzzugs-idee Viele zur Selbstschau, zum stillen Insiehgehen veranlaßte. Suchte doch der Kreuzprediger die Menschen zur Kreuznahme gerade dadurch zu bewegen, daß er sie einerseits an ihre Sünden erinnerte, anderseits auf den himmlischen Lohn hinwies. Und so werden wir eine ganze Gruppe von Sängern kennen lernen, in welchen diese Idee zündend wirkt, und welche nun entweder einen Bruch oder einen Ausgleich mit ihrer bisherigen Anschauung herbeizuführen bemüht sind: ich meine die Minnesänger Hausen, Johansdorf, Rugge, Reinmar und Hartmann.

Das diesen Männern, etwa mit Ausnahme von Rugge, Gemeinsame ist das Bewußtsein, daß die conventionelle Liebe eine Sünde sei.

Hausen 46, 14 *Ich bin ir holt: swenne ich vor gote getar, so gedanke ich ir. daz ruoch ouch er vergeben mir.*

Joh. 90, 8 *Ich gedanke manege naht: waz sol ich wider got nu tun, ob ich belibe, daz er mir genædic si? sô weiz ich niht vil grôze schulde, die ich habe, niuwa'n eine, der enkume ich niemer abe. alle sünde lieze ich wol wan die: ich minne ein wîp vor al der werlte in mînem muote, got herre daz vervâch ze guote.*

Reinmar 181, 35 *In erloube in (nämlich den gedanken) etenome dar (nämlich zur Geliebten) und aber wider sû zehant. sôs unser beide friwent<sup>1)</sup> dort gegrüezen, sô kêren dan und helfen mir die sünde bûren.*

<sup>1)</sup> So Becker S. 139, Haupt *fründe*.

Hartm. 209, 25 *dem kriuze zimt wol reiner muot und kiusche sit. sô mac man selde und allez guot erwerben mite. ouch ist ez niht ein kleiner haft dem tumben man, der sîne lîbe meisterschaft niht halten kan. ez wil niht, daz man sî der werke drunder frî.* 210, 11 *diu werlt mich lachet triegent an und winket mir. nu hân ich als ein tumber man gevolget ir. der [hacken hân ich manegen tac geloufen nâch. dâ nieman stæte vinden kan, dar was mir gâch. nu hilf mir herre krist, der mîn dâ vârend ist, daz ich mich dem entsage mit dinem zeichen, deich hie trage.* Die Reue über das weltliche Treiben bezieht sich natürlich auf das vorangegangene erste Minneverhältniß Hartmanns<sup>1)</sup>.

Unklar bleibt nur die Stellung von Rugge. Die Stelle im Kreuzleiche ist zu allgemein gehalten, als daß aus ihr ein Schluß gezogen werden könnte. 97, 2 *ob ich verbir die bloeden gir, die noch mîn herze treit, sô wirt mir hin ze den frîweden gâch.* Die *bloede gir* kann sich auf alles Mögliche beziehen. 98, 33 wendet sich der Dichter nicht gegen die conventionelle Liebe im Allgemeinen, sondern gegen diejenigen, welche sie der Pflicht der Kreuznahme nicht opfern wollen. Nach 105, 33 ff. scheint er sie mehr für eine Thorheit als eine Sünde zu halten: *Ich hân der werlte ir reht getân ie nâch der mæze als ez mir stuont, der volge ich noch ûf guoten wân, alsam die tîren alle tuont.* Leicht möglich, daß Rugge zu der Zeit, als er den Leich dichtete, seinen Minnedienst beendet und so nicht mehr nöthig hatte, persönlich Stellung zu der Frage zu nehmen, möglich aber auch, daß er, der an leichtem und frühlichem Muthe Veldegge gleicht, ebenso wie jener den inneren Widerspruch nicht empfand.

Es handelt sich nun um die Stellungnahme, um den sittlichen Kampf der Übrigen und um dessen Ausgang. Herauszuheben ist zunächst Hartmann, der allein von Allen mit seiner bisherigen Anschauung bricht. Er hat dieselbe als unrichtig anerkannt und versucht keinen Ausgleich. Im November-December des Jahres 1195 hat Hartmann das Kreuz genommen<sup>2)</sup>. In demselben Winter folgen die Lieder 209, 25 *dem kriuze zimt wol reiner muot etc.* und 210, 35 *Mîn fröide wart nie sorgelôs etc.*, in denen er seinem früheren weltlichen Treiben entsagt. Wenn er nun im Frühling des folgenden Jahres sich abermals verliebt, so ist dies keine Inconsequenz, kein Rückfall in die alte Anschauung, mit dem sich zugleich der Widerspruch mit seiner Würde als Kreuzträger hätte einstellen müssen. Nein, diese

<sup>1)</sup> Naumann Zs. 22, 74.

<sup>2)</sup> Naumann Zs. 22. 60. 43 ff.

zweite Liebe hat eine ernste Neigung zum Hintergrunde, sie sucht eine dauernde Verbindung mit der Geliebten, die dann nach dem Kreuzzuge wahrscheinlich auch erfolgt. Bei Hartmann löst sich also der Conflict klar und einfach.

Nicht so bei den Übrigen. Hausen, Johansdorf, Reinmar wollen von ihrer Liebe nicht lassen, und sie suchen deshalb einen Ausgleich zwischen ihrer Liebesempfindung und ihrem religiösen Gefühle herbeizuführen, jeder auf andere Weise und mit verschiedenem Erfolge.

Hausen, der von den Dreien am meisten weltmännischen Sinn zeigt, weiß am leichtesten über den Conflict hinwegzukommen. 46, 14 *Ich bin irholt: swenn ich vor gotē getar, so gedenke ich ir. daz ruoch ouch er vergeben mir; wan ob ich des sūde sūle hān, zwīu schuof er si sō rehte wol getān?* Er rechnet auf Gottes Nachsicht, indem er ihm vorwirft, daß er ja die Geliebte so schön geschaffen habe, und meint, daß damit eigentlich seine Sünde wegfalle: eine mehr geistreiche Wendung, als wirklich ernste Erwägung. Am Schlusse trifft er den Ausgleich, daß er Gott den ersten, den Frauen den zweiten Platz in seinem Herzen einräumen wolle. 47, 7 *den (nämlich got) wil ich vor in allen haben, und in (= den frowen) dā nāch ein holder herze tragen.* Die Ruhe, die er damit gewinnt, ist darum keine nachhaltende. Er hat sich getäuscht, wenn er geglaubt hat, daß mit der einfachen Thatsache der Kreuznahme auch der innere Streit entschieden sei (47, 17. 23). Von Neuem kämpfen seine Empfindungen gegen den gefaßten Entschluß an, kämpft sein *herze* gegen den *lōp* (47, 9). Er ist nicht stark genug, die ersteren zu unterdrücken, und läßt ihnen darum freien Lauf. Religiöse Empfindung und Liebesgefühl stehen unvermittelt nebeneinander, und das letztere hat sogar die Oberhand (47, 25 ff.).

Weit ernster nimmt es Reinmar mit diesem Widerstreit der Ideen. Auch er hat den kühnen Entschluß gefaßt, das Kreuz zu nehmen und den Frauen zu entsagen, und wie schwer ihm dies auch gefallen ist (180, 28 ff.), er sucht sich im Hinblick auf die zu erwartende weltliche Ehre und auf die Gnade Gottes zur Freude durchzuringen, wie er denn auch die Anderen zur Freude ermahnt (180, 36 ff.). Aber freilich der Wille ist zu schwach, wie bei Hausen und vielen Anderen (181, 22), um die einmal als unberechtigt anerkannten Gedanken völlig zu bannen. Und so gestattet auch er ihnen (181, 33), weil ihm nichts Anderes übrig bleibt, den gewohnten Weg vom Herzen zur Geliebten, aber — und hier zeigt sich der Unterschied von Hausen — während jener sie dort ruhig weilen läßt (47, 25), ruft sie Reinmar gebieterisch zurück, damit sie die begangene Sünde

stößen helfen und Vergebung erlangen (181, 38). Kleinlaut schließt Reinmar mit der Befürchtung, daß ihn die Gedanken noch recht oft betrügen werden (182, 2). Der Widerspruch bleibt also bestehen, aber die religiöse Empfindung überwiegt.

Ohne Beimischung religiöser Ideen wird uns der sittliche Kampf 165, 37 ff. geschildert. Nachdem Reinmar drei Strophen hindurch in der conventionellen Anschauung sich bewegt hat, bricht plötzlich das sittliche Bewußtsein durch: *Ich hân ein dinc mir für geleit und strîte nît gedanken in dem herzen mîn, ob ich ir hâhen werdekeit mit minem villen wolte lâzen minre sîn, ode ob ich daz welle, daz si groezer sî und si vil sâlic wîp stê mîn und aller manne vrî. die tuont mir bêde wê. si werde ir lasters niemer vrô. vergêt si mich, daz klage ich iemermê.* Es handelt sich also um die Frage, ob Reinmar seine Dame zu einer Handlungsweise veranlassen soll, die sie in seiner eigenen sittlichen Werthschätzung herabsetzt, ihm aber Befriedigung seines Herzensdranges verschafft, oder ob er sie lieber sittlich rein, befreit von seiner und aller übrigen Männer Liebe zu sehen wünschen soll. Reinmar schwankt, ohne zu einer Entscheidung zu kommen; ihren Schimpf mag er nicht mit ansehen, aber ihr entsagen kann er nicht. Die letzte Strophe des Liedes, die nur in E überliefert ist (die übrigen in ABC) und mit der eben besprochenen in durchaus keinem Zusammenhange steht, ist wahrscheinlich eine Zusatzstrophe. Das Lied schließt, wie das Kreuzlied, unbefriedigt.

Auch die Revocatio in 195, 25 weist diesen Widerstreit der Ideen auf. *nieman weiz, ob si mich wert oder wiez ergât, nein oder jâ. ich muweiz enwederz dâ. warumbê red ich solhen nît? si endâhte an nîch ze keiner zît, wan als ein wîp gedenket, an der triuwe und êre lît.*

Ganz anders als bei Hausen und Reinmar steht die Sache bei Johansdorf. Auch er hat einen harten Kampf durchzumachen (90, 5 ff.): schlaflos wälzt er sich die Nacht auf seinem Lager und überlegt, ob er das Kreuz nehmen soll; zwar drücken ihn nicht viele, schwere Sünden, aber die eine, die Liebe zu einer Frau erfordert eine Sühne. Nicht aber, wie Reinmar, beschließt er darum, dieselbe zu lassen, dazu ist seine Empfindung zu mächtig; er bittet Gott um Nachsicht (90, 15), wie Hausen darauf rechnet (46, 16 ff.). Einmal (94, 25 ff.) versucht auch er die Minne von sich zu weisen, aber im nächsten Augenblicke gestattet er ihr, in seinem Herzen die Reise nach dem heiligen Lande mit ihm zu unternehmen, und wagt es sogar, für die Geliebte den

halben Lohn der Fahrt bei Gott zu erbitten. Nichts von Unruhe und Widerspruch mehr in seinem Herzen. Noch mehr erstaunen wir, wenn der Dichter dieser Liebe zuschreibt, daß sie von Sünden vor Gott freimache (88, 33 ff.): *Swer minne minneclîche treit gar âne valschen muot, des sînde wirt vor gote niht geseit. si tiuret und ist guot.* Johansdorf muß einen Ausgleich in seinem Herzen getroffen haben. Was aber ermöglichte diesen? Er betont die reine Liebe (*swer minne minneclîche treit gar âne valschen muot*) und die Empfindung für reine Frauen (88, 37 *man sol mîden boesen kranc und minnen reiniu wîp*). Sie veredelt den Menschen nicht nur nach der geselligen Seite hin, wie das die übrigen Minnesänger hervorheben, sie heiligt auch das Innere des Menschen (v. 88, 35 *des sînde wirt vor gote niht geseit. si tiuret und ist guot*). Dazu kommt die Treue, die starke, die anhaltende Empfindung. 86, 1 *Min êrste liebe, der ich ie began, diu selbe muoz an mir diu leste sîn. an vrôuden ich des dicke schaden hân; iedoch sô râtet mir daz herze mîn: solde ich minnen mêr dan eine, daz enwære mir niht guot, sône minnet ich deheine. seht, wie maneger ez doch tuot!* 87, 5 *Mich mac der tût von ir minnen wol scheiden, anders nieman, des hân ich gesworn.* 89, 1 *tuo erz (= minne er ein reinez wîp) mit triuwen, sô hab iemer danc sîn tugentlicher lîp. kunden si ze rehte beidiu sich bewarn, für die wil ich ze helle varn .... ich meine die da minnent âne gallen, als ich mit triuwen tuon die lieben frouwen mîn.* 91, 29 *Swâ zwei herzeliep gefriudent sich und ir beider minne ein triuwe wirt, die sol niemen scheiden, dunket mich, al die wîle unz si der tût verbirt.* 91, 24 *ist daz ich es inne werden sol, wie dem herzen herzeliep geschicht, sô bewar mich vor dem scheiden got, daz wæn bitter ist.* Vgl. auch 91, 13. In 89, 15 liegt eine Polemik gegen die getheilte Liebe. Reine und starke, anhaltende Empfindung, sie beherrschen das Herz des Dichters in so hohem Grade, daß er über die unsittliche Grundlage seiner Liebe hinwegsieht, und daß eine Vereinigung der Liebesempfindung mit dem religiösen Gefühle ermöglicht ist.

Psychologisch interessant ist es nun weiter, den Gründen nachzugehen, welche den Einzelnen direct oder indirect zur Erkenntniß seines unsittlichen Handelns und damit zur Kreuznahme bewegen. Zwei Motive treten hierbei in den Vordergrund: einmal die Furcht vor dem Tode, welcher dem Gemüthe nahegebracht wird durch die großen Verluste der Christenheit im Orient, und sodann die Erfolglosigkeit in der Liebe.

Das erste Motiv erscheint bei Hausen, Rugge, Johansdorf.

Hausen 46, 28 *nieman weiz, wie nâhe im ist der tôt. Rugge 99, 15 nieman weiz, wie lange er lebet.*

Johansdorf wird erschüttert durch das Massensterben der Menschen: er sieht darin eine Folge des Zornes Gottes. 88, 27 *Wir haben in eime järe der liute vil verlorn. dâ bi sô merket gotes zorn.*

Das zweite Motiv, die Erfolglosigkeit der Liebe, hat Hausen. 46, 29 *einer frouwen was ich zam, diu âne lôn mîn dienst nam, von der sprich ich niht wan alles guot, wan daz ir muot unmitte ist wider mich gewesen. vor aller nôt ich wânde sîn genesen, dô sich verlie mîn herze ûf genâde an sie, der ich dâ leider niene funden hân. nu wil ich dienen dem, der lôn en kan.*

Reinm. 153, 22. *Dô sprechens sît was wider diu wîp, dô warp ich als ein ander man, dô wart mir einiu als der lîp, von der ich niuwan leit gewan. dô wânde ich ie, si wolde ez wenden. bæt ich si noch, ich kunde ez niht verenden. nu hân ich mir ein leben genomen, daz sol, ob got von himele wil, mir noch ze staten komen.* Indirect spricht Reinmar den Gedanken auch 180, 28 ff. aus.

Hartm. 211, 8 ff. *Mich hât diu werlt alsô gewent, daz mir der muot sich zeiner mæze nach ir sent. dâs mir nu guot. got hât vil wol ze mir getân, als ez nu stât, daz ich der sorgen bin erlân, diu manegen hât gebunden an den fuoz, daz er belîben muoz, swenn ich in Kristes schar mit frôiden wînneclichen var.*

Bei Hartmann häufen sich die Motive. Der Tod seines Herrn hat ihm alle irdische Freude geraubt, so daß er nur noch an sein Seelenheil zu denken wünscht. 210, 23 *Sû mich der tôt beroubet hât des herren mîn, swie nû diu werlt nâch im gestât, daz lâz ich sîn. der frôide mîn den besten teil hât er dâ hin, und schüefe ich nû der sêle heil, daz wære ein sîn.* Freilich hält das erste Motiv, wonach Hartmann auf die Liebe verzichtet, nicht nach. Noch vor dem Kreuzzuge (1197) verliebt sich der Dichter zum zweiten Male, ohne daß freilich dies für ihn die Veranlassung würde, in der Heimat zu bleiben. Im Gegenteil ist es gerade die Geliebte, die ihn antreibt, dem geleisteten Versprechen nachzukommen, und so für ihn ein neues Motiv zur Kreuzfahrt hinzufügt. 217, 20. *Swelch frouwe sendet lieben man mit rehtem muot ûf dise vart, diu . . .* 218, 10 *Nu hât si mir enboten bi ir liebe, daz ich var. v. 17 ez ist geminnet, der sich dur die Minne ellen-den muoz.*

Mit den genannten Dichtern vergleiche man Morungen, welcher durch die Erfolglosigkeit seines Minnewerbens nicht zu religiösem Denken, sondern nur zur Todessehnsucht geleitet wird. 139, 11 ff.

Auch die Zwecke, die der Einzelne durch die Kreuzfahrt zu erreichen hofft, sind nicht die gleichen.

Reinmar und Hartmann betonen neben dem ewigen auch den zeitlichen Lohn, neben der Seligkeit den irdischen Ruhm.

Reinmar 180, 38 *wir sollen hiure wesen fröer danne vert. sône* (Regel, jô Haupt) *mac ein man erwerben des er gert, lop und êre und darzuo gotes hulde.*

Hartm. 210, 7 *wan swem daz ist beschert, daz er dâ wol gewert, daz giltet beidiu teil, der werlte lop, der sêle heil.*

Hausen, Johansdorf, Rugge kennen nur den himmlischen Lohn.

Hausen 46, 38 *nu wil ich dienen dem, der lônren kan.* Er denkt hierbei gewiß nicht an den irdischen Ruhm, mit dem ja Gott ebenfalls lohnen könnte. Dafür spricht 53, 35: *Swerz kriuze nam und wider warp, dem wirt doch got ze jungest schîn, swann im diu porte ist vor verspart, die er tuot ûf den liuten sîn.*

Johansdorf 87, 23 *wir suln varn durch des rîchen gotes êre gerne ze helfe dem heiligen grabe. swer daz bestrûchet, der mac wol besnaben. dâne mac niemen gevallen ze sêre, daz meine ich, sô die sêle werden gevage, sô si mit schalle ze himele kêren.* 94, 15 *Guote liute, holt die gâbe, die got unser herre selbe gît, der al der welte hât gewalt. dienet sînen solt, der den vil sældehaften dort behalten lît mit vröuden iemer manicvalt etc.* Vgl. auch 89, 32 ff.

Rugge 96, 19 *ez wurde ein langer wernder hort, swer got nu dienen kunde. daz wære guot und ouch mîn rât, daz wizzent algelîche. vil maneger drumbe enphangen hât daz frône himelrîche; und sonst öfter.*

Bei Johansdorf und Hartmann kommt aber noch der Wunsch hinzu, den halben Lohn für die Fahrt der Geliebten zukommen zu lassen.

Joh. 94, 31 *Wilt ab du (= Minne) ûz mînem herzen scheiden nîht, ..., vîler ich dich dan mit mir in gotes lant, sô si er umbe halben lôn der guoten hie gemant.*

Hartm. 211, 20 *Swelch frouwe sendet lieben man mit rehtem muote ûf dise vart, diu koufet halben lôn daran, ob sî sich heime alsô bewart, daz si verdienet kiuschiu wort. sî bete für sî beidiu hie, sô vert er für sî beidiu dort.*

Ursprünglich freilich hat Hartmann den halben Lohn seinem verstorbenen Herrn zugedacht. 210, 31 *mac ine (= dem herren) ze helfe komen mîn vart, diech hân genomen, ich wil irm halber jehen, vor gotes müeze ich in gesehen.*



Überblicken wir nochmals den Inhalt der Gedankenwelt Johansdorfs, so ist es das Sittliche seines Denkens und Empfindens, was vor Allem hervortritt, und wodurch er sich vor sämtlichen Minnesängern der älteren Zeit auszeichnet. Er ist ein vorzugsweise sittlicher Charakter. Die Unsitte seiner Zeit vermag auch er nicht zu durchbrechen, aber die Stärke und Reinheit seiner Empfindung hilft ihm darüber hinweg, das Unsittliche fernerhin noch als Unrecht zu empfinden. Reinmar gegenüber, der ihm an sittlicher Feinfühligkeit am nächsten steht, ist er Realist. Jener erkennt sehr wohl das Unzuträgliche seines Handelns. Er stellt sich (165, 37) vor die Wahl zwischen dem Rechten aber Unangenehmen einerseits und dem Unrechten aber Angenehmen anderseits. Aber er entscheidet sich nicht. An anderer Stelle (181, 13), wo er sich für das Rechte entschieden hat, vermag er mit dem Unrecht nicht vollständig zu brechen, nicht Meister seiner Gedanken zu werden. Die Kluft zwischen Denken und Handeln bleibt bei ihm bestehen, während Johansdorf Beides zu verschmelzen weiß und in sich befriedigt ist.

Was die Form der Gedanken anlangt, so berühren sich natürlich einzelne Ausdrücke und Wendungen in den Minneliedern mit denen anderer Minnesänger, und doch fehlt auch hier das Originelle nicht, was zum Theil durch das Sittliche von Johansdorfs Empfinden, zum Theil durch die Stärke seines Naturgefühles bedingt ist. Auf letzterem beruht die Beschreibung der Blumenpracht 90, 32 und der herrliche Refrain (90, 23. 31): *fröude und sumer ist noch allez kie*, auf ersterem die Betonung des Unrechts, was die Dame durch ihr falsches Spiel an dem Dichter begeht: 86, 9 *Ich wil ir räten bi der sêle mîn durch keine liebe niht wan durch daz reht etc.*

Auch durch Entlehnung aus fremdem Gebiete führt derselbe neue Wendungen und Formen in den Minnesang ein. In den Schatz der Volkspoësie greift er, um den vollklingenden, im älteren Minnesange einzig dastehenden Ausdruck der Freude über die vorgestellte Ankunft eines Liebesboten zu gewinnen. 91, 36 cf. S. 111.

Als den ersten Versuch, die romanische Form des *jeu parti* in freier Weise nachzuahmen, sehe ich das Lied 89, 9 an. cf. S. 110.

## VI. Zeitliche Anordnung.

Auf formelle und inhaltliche Gesichtspunkte gestützt, versuche ich eine Anordnung der Lieder zu geben, indem ich dabei von der Voraussetzung ausgehe, daß die Lieder eines Tones zeitlich nicht allzufern auseinanderliegen und vor oder nach denjenigen eines anderen

Tones entstanden sind. Nur 86, 1 und 86, 25 trenne ich zeitlich, da der Ton der letzteren Strophe eine Modification von dem der ersteren ist.

Einen Anhaltspunkt bei Bestimmung der Reihenfolge gewinnt man zunächst durch den Kreuzzug, wodurch sich diejenigen Lieder, welche eine Andeutung desselben enthalten (= Kreuzlieder) von den übrigen (den Minneliedern) als besondere Gruppe abheben. Man wird sie zeitlich hinter die Minnelieder stellen müssen, da sie der conventionellen Formeln, die in diesen noch ziemlich häufig sind, entbehren und eine höhere Stufe der Technik aufweisen. Ausschließlich in den Kreuzliedern findet sich die Form der Ausrufe (90, 4. 94, 35 ff. 95, 6 ff.), der Anrede an die Dame (87, 21), an die Minne (94, 25), an die eigene Person (Rede der Frau 94, 38), die Schwur- und Fluchform (87, 5. 88, 9. 87, 37. 87, 9. 35. 89, 30), Personification (94, 25), Chiasmus (94, 23. 86, 17), die ungemein kühne Parenthese (89, 5), die wirkungsvolle doppelte Antithese (94, 21. 22. 94, 24) oder die in zwei benachbarten Versen wiederholte Antithese (94, 36 f.), der Dialog (87, 15 ff.), die Einführung anderer Personen als redend (87, 14. 94, 35. 95, 13. 89, 25). Mit Absichtlichkeit wiederholt der Dichter bestimmte Satzformen (88, 19. 94, 15. Haupt- mit Relativsatz wiederholt oder einfache Parataxe), um seine Rede ernst und eindringlich zu gestalten. — Auch die complicirteren Töne gehören den Kreuzliedern an (Stollen mit drei Versen: 89, 21. 94, 15; mit vier Versen: 87, 29). — Was die Formelhaftigkeit der Minnelieder anlangt, so lese man nur 89, 9. 90, 16. 92, 7.

Innerhalb der Kreuzlieder werden die wenigen Anspielungen auf die Kreuzfahrt und auf die Bulle Gregors, welche Wolfram in der angeführten Abhandlung<sup>1)</sup> aufgedeckt hat, maßgebend sein. 89, 21 fällt mit seiner Hindeutung auf den ersten Zug der Kreuzfahrer unter Friedrich („die hinnen varn“) in den Sommer 1189<sup>2)</sup>. 87, 29 (speciell 88, 19 ff.), 86, 25 und 94, 15 enthalten Anklänge an die Bulle Gregors welche am 27. März 1188 auf dem Reichstage von Mainz zur Verlesung kam, fallen also hinter diesen Termin. Weiter sind 87, 29 und 87, 5 entstanden, nachdem der Dichter das Kreuz genommen hat. In der dritten Strophe von 89, 21 dagegen schwankt der Dichter noch, ob er in der Heimat bleiben oder sich am Zuge theilnehmen soll. Entweder ist also die Kreuznahme noch nicht erfolgt, oder sie ist erfolgt und der Dichter denkt trotzdem an die Möglichkeit des Zurückbleibens.

<sup>1)</sup> Ztschr. f. d. Alt. 30, 111.

<sup>2)</sup> Ztschr. f. d. Alt. 30, 114.

ilich würde er sich in letzterem Falle eines Wortbruchs Gott gegen-  
r schuldig machen. Dieser Gedanke tritt aber bei seinen nächst-  
en Erwägungen nicht auf; es peinigt ihn nur die Schuld seiner  
rlaubten Liebe. Ich nehme demnach das Erstere an: die Kreuz-  
me ist noch nicht erfolgt. Dann aber fallen 87, 5 und 87, 29 nach  
21, also zwischen den Sommer 1189 und den Aufbruch Leopolds  
Österreich Sommer 1190<sup>1)</sup>, mit dessen Heere Johansdorf den Zug  
rat. Innerhalb dieses Zeitraumes muß der Dichter das Kreuz ge-  
nomen haben.

Kurz vor dem Aufbruche sind 86, 25 und 94, 15 entstanden.  
94, 15 (v. 35 ff.) ist der Streit mit der Geliebten wegen der Kreuz-  
me ausgeglichen, welcher in 87, 5 und 87, 29 noch eine große  
le spielt. Der Dichter bittet die Minne (94, 25), ihn bis zu seiner  
Rückkehr freizulassen. Die Geliebte zittert vor dem nahen Tage der  
fahrt (95, 5 *ez nâhet. er wil hinnen varn*). In 86, 25 bittet der Dichter  
t, über die Ehre der Geliebten bis zu seiner Rückkehr zu wachen.  
15 fällt wohl noch etwas später als 86, 25, da sich der Dichter  
der zweiten Strophe schon in der Ferne wähnt.

Die Ordnung der Lieder ist also folgende:

89, 21 Sommer 1189.

87, 5. 87, 29 Sommer 1189 bis Sommer 1190.

86, 25. 94, 15 Sommer 1190.

Mit geringerer Sicherheit lassen sich die Minnelieder ordnen.

Ich habe schon früher wahrscheinlich zu machen gesucht, daß  
beiden Lieder 91, 8 und 91, 22 den Abschluß des Minneverhält-  
ses zur Voraussetzung haben; sie würden wir demnach an das  
ende der Reihe stellen müssen.

89, 9. 90, 16. 90, 32 enthalten viel conventionelle Phrasen:  
Kummer über die Entfernung von der Geliebten und über ihre Hart-  
zigkeit, Freude über den erhofften Anblick.

92, 7 ist geradezu stümperhaft und erscheint als Erstlingswerk.

91, 36 ist ein Virtuosenstückchen, welches des schlichten Aus-  
drucks wahrer Empfindung, wie ihn die späteren Lieder aufweisen,  
beraubt. Alle die genannten werden wir aus den bezeichneten Grün-  
den an den Anfang zu stellen haben, etwa in der Reihenfolge: 92, 7.  
(89, 9. 90, 16. 90, 32) — 91, 36.

86, 1 schlägt plötzlich einen neuen Ton an. Das conventionelle  
Vermögen scheint unserem Dichter lästig, das Kokettieren seiner

<sup>1)</sup> Wolfram a. a. O. S. 114.

Dame widerlich; die Eigenart Johansdorfs, der speciell sittliche Charakter kommt zum Durchbruch, er verlangt nicht um der Liebe, sondern um des Rechten willen Offenheit von der Dame, bestimmte Zusage oder Absage ohne Umschweife (86, 9). Das dürfte der Anlaß zu dem folgenden Abschluß des Verhältnisses gewesen sein, und so schließt sich der Kreis. Das Bild der Reihenfolge würde dieses sein:

I. 92, 7.      89, 9. 90, 16. 90, 32.      91, 36.

II. 86, 1.

III. 91, 8.      91, 22.

Prüfen wir nun noch, wie sich die Strophenzahl der Lieder zu der aufgestellten Anordnung verhält.

Die Strophenzahl kann nur insoweit als Kriterium gelten, als man annehmen darf, daß der Entstehung mehrstrophiger Lieder die einstrophiger vorangegangen sein muß, in unserem Falle, daß die Entstehung der dreistrophigen Lieder den Vorgang mindestens eines zweistrophigen, die Entstehung der zweistrophigen den Vorgang mindestens eines einstrophigen Liedes voraussetzt.

Falsch dagegen wäre die Annahme, daß sämtliche einstrophigen vor den zweistrophigen, sämtliche zweistrophigen vor den dreistrophigen gedichtet seien, dem Dichter mithin die Möglichkeit benommen gewesen wäre, vom dreistrophigen Liede zum zwei- und einstrophigen zurückzukehren.

Die Strophenzahl der Lieder stellt sich nun folgendermaßen:

Von den Minneliedern sind die meisten zweistrophig: 89, 9. 90, 16. 90, 32. 91, 8. 91, 22; nur eines dreistrophig: 86, 1; zwei einstrophig: 91, 36. 92, 7.

Unter den Kreuzliedern finden sich zwei dreistrophige: 87, 5 und 89, 21, zwei zweistrophige: 87, 29. 94, 35. Die übrigen sind einstrophig: 86, 25. 88, 19. 88, 33. 94, 15. 94, 25. — Daß gerade unter den Kreuzliedern, deren Entstehung später angesetzt wird, als die der Minnelieder, so viel einstrophige erscheinen, darf nicht wunder nehmen, da drei von den fünf Liedern sich der Spruchform nähern, zu deren Charakter ja die Einstrophigkeit gehört: 88, 19 (indirecte Ermahnung zum Kreuzzuge). 94, 15 (directe). 88, 33 (allgemeine Ermahnung zur Treue, an Liebende gerichtet).

Betrachten wir nun die Aufeinanderfolge der Lieder mit Rücksicht auf ihre Strophenzahl, so beginnt ein einstrophiges die Reihe der Minnelieder: 92, 7. Es folgen die zweistrophigen: 89, 9. 90, 16. 90, 32, mit Unterbrechung durch ein einstrophiges (91, 36) das drei-

strophige 86, 1. Den Beschluß bilden zwei zweistrophige Lieder 91, 8. 91, 22.

Die höchste Strophenzahl ist bereits innerhalb der Minnelieder erreicht. Die Reihe der Kreuzlieder beginnt gleich mit zwei dreistrophigen: 89, 21. 87, 5 und wird fortgesetzt mit zwei- und einstrophigen. Ton 87, 29 enthält ein zweistrophiges: 87, 29, und zwei einstrophige Lieder: 88, 19. 88, 33. — 86, 25 ist einstrophig. — Ton 94, 15 setzt sich aus zwei einstrophigen (94, 15. 94, 25) und einem zweistrophigen Liede (94, 35) zusammen.

Wir haben also thatsächlich ein Fortschreiten vom ein- bis zum dreistrophigen Liede festzustellen. — Auch von diesem Gesichtspunkte aus läßt sich die Möglichkeit wenigstens der obigen Anordnung nicht bestreiten.

Haben wir die Minnelieder vor die Kreuzlieder zu setzen, so sind sie etwa in der Zeit 1187—1188 entstanden. In das Jahr 1189, wo Johansdorf der Entschluß der Kreuznahme nahetritt, dürfte keines der Minnelieder fallen, da ja sonst ein Hinweis auf den Kreuzzug nicht zu umgehen gewesen wäre<sup>1)</sup>.

#### VII. Fremde Einflüsse.

Am deutlichsten tritt der Einfluß der romanischen Dichtung hervor, welcher durchaus kein directer zu sein braucht, sondern von den romanisierenden Standesgenossen Johansdorfs übermittelt sein kann. Dieses gilt vor allen Dingen von den Phrasen der conventionellen Minnepoësie, die auch Johansdorf im Anfange seines Dichtens häufig verwendet (89, 9 ff. 90, 16 ff. 91, 1 ff.), die aber später, je näher ihm der Entschluß zur Kreuznahme tritt, um so mehr verschwinden und einem warmen Tone der Empfindung Platz machen.

Romanisch ist die Durchführung zweier Reime durch Stollen und Abgesang (87, 5) und die Verknüpfung zweier Strophen durch den Reim (87, 5 erste und zweite Strophe). Die Anwendung vocalischen Gleichlautes in den Reimen der Stollenverse und in der Weise des Abgesangs innerhalb der beiden Strophen von 90, 32 haben wir auf eine freie Behandlung des romanischen Principes der Reimhäufung und Reimentsprechung zurückzuführen gesucht. — Der umschließende Reim<sup>2)</sup>, wie die Verbindung kurzer und langer Verse<sup>3)</sup>, die bei Johansdorf sich nicht selten findet, deuten auf denselben Ursprung.

<sup>1)</sup> Nach Becker (a. a. O. S. 229) hat J. nicht vor 1189 gedichtet.

<sup>2)</sup> Becker a. a. O. S. 126.

<sup>3)</sup> Bartsch Germ. II, 282.

Einen Ansatz zu dem *jeu parti* (prov. *jocx partitz*, *partimens* oder *partia*<sup>1)</sup>), dem *geteilten spil* (cf. Hartm. 216, 8) möchte ich in 89, 9 finden. Der Dichter richtet hier, nachdem er über das Vergebliche seines Dienstes geklagt hat, an einen Standesgenossen (*herre*) die Frage, ob es erlaubt sei, zwei Frauen heimlich zu dienen (oder nicht)? An die Antwort desselben mußte sich, wenn das Lied ein durchgeführter *jeu parti* wäre, eine Discussion schließen, in welcher der Fragesteller die Gegnerschaft übernimmt. Diese Discussion erfolgt nicht, ist aber doch in der Antwort andeutungsweise enthalten. Der Gefragte gibt die Zulässigkeit des doppelten Dienstes stillschweigend zu, läßt aber den zu erwartenden Einwand des Gegners: daß man dann auch den Frauen die Entgegennahme mehrseitiger Huldigung gestatten müsse, nicht gelten. Der Dichter erspart sich eine weitere Entgegnung, da diese Entscheidung sich als einseitig und damit als unzulässig für jeden gerecht Urtheilenden ergibt. Der Antwortende erscheint somit gleichsam als der Geschlagene. Es ist, wie gesagt, nur ein Ansatz zum *jeu parti*, aber als solcher nicht zu verkennen. Man vergleiche hierzu Rubin MSH. I, 314\*, vierte Strophe des Kreuzliedes VII, wo die umgekehrte Frage an eine Frau gerichtet ist.

Das Lied \*93, 12 mit einem der lang ausgesponnenen höfischen Wechselgespräche, deren Ursprung bereits W. Grimm (*Athis und Philias* S. 19)<sup>2)</sup> als romanisch nachgewiesen hat, fällt als unecht außer Betracht.

Eine zweite Quelle, aus der Johansdorf wie überhaupt der ganze Minnesang schöpft, ist die Volkspoësie. Richard Meyer<sup>3)</sup> hat die in Minnesangs Frühling, Carmina Burana, bei Walther, Wolfram, Neithart häufig wiederkehrenden, gleichartigen Wendungen, wo nicht an gegenseitige Entlehnung zu denken ist, als volksthümliche Bestandtheile des Minnesangs aufgefaßt. Es sind dies bei Johansdorf die folgenden: \*94, 5 *volgent mîner ræte*. — \*92, 28 *und solde ich iemer da geleben*. — \*92, 30 *sô mües mîn herze in fröiden swêben*. — \*93, 36 *lânt mich noch geniezen*. — \*93, 38 *iuch mac wol verdriæzen*. — \*92, 23 *unsanfte mir daz tuot*. — \*92, 14 *der al der werlte fröide gît*. — 86, 8 *seht, wie maneger ez doch tuot*. — \*92, 32 *sô wurde ich von sorgen frî*. — 95, 1 *durch den du wære ie hôchgemuot*. — \*94, 14 *und dâbî lâchgemuot*. — \*93, 37 *daz ich iu von herzen ie was holt*. — 95, 6 *wol si sælic wîp*. — 91, 35 *seht, sô wurde ich niemer mêre vrô*. — \*94, 14 *das*

<sup>1)</sup> Dies, Poësie der Troubadours 2. Aufl. von K. Bartsch. Leipzig 1883. S. 98 f.

<sup>2)</sup> Burdach a. a. O. S. 82.

<sup>3)</sup> R. Meyer, Alte deutsche Volkslieder. Ztschr. f. d. Alt. XXIX, 134 ff.

*ir deste werder sint.* — 89, 19 *wurde ez iht.* — 86, 22 *hulfe ez iht.* — 88, 9 *für alliu wîp.* — 87, 21 *nu entrûre niht sêre.* — 91, 22 *daz weiz ich wol.* — 91, 21 *so ist mîn herze leides vol.* — 91, 29. 31 *sûd zwoe herzeliep gefriundet sich, . . die sol niemen scheiden dunket mich.*

Als sprichwörtliche Redensarten sind bezeichnet: 86, 5. 7 *solde ich minnen mêr dan eine, sône minnet ich deheine.* 95, 14 *sô müeze sîn der pflegen* (, durch den etc.).

Berger<sup>1)</sup> fügt noch hinzu: 91, 37 *wære ich dem vînt, ich wolt in grûezen.*

Als gnomische, dem Volksliede entstammende Elemente: 87, 5 *Mich mac der tût von ir minnen wol scheiden.* Zu 91, 29 ff. vgl. Uhland, Volkslieder 80, 1. 98, 1. 101, 4. Schriften III, 442. — 94, 86 f. *wie vil mir doch von liebe leides ist beschert. waz mir diu liebe leides tuot.* — 95, 13 *lebt mîn herzeliep od ist er tût.* cf. Uhland 150, 3. Schriften III, 428. 524. IV, 179.

Als Wünsche und Verwünschungen volksthümlicher Art führt B. auf (S. 453): 88, 13 *Ine erwache nimer ez n sî mîn êrste segen, daz got ir êren müeze phlegen und lâze ir lîp mit lobe hie gestên etc.* 87, 12 *heileger got, wis genædic uns beiden.* 91, 26 *sô bewar mich vor dem scheiden got.*

Verwünschungen: 87, 9 *swenne ich von schulden erarne ir zorn, sô bin ich verluochet vor got als ein heiden.* — 87, 35 *got vor der helle niemer mich bewar, ob daz mîn wille sî.*

Die Umschreibung der Negation durch Ausdrücke, die etwas Unmögliches bezeichnen, wird als volksthümliches Element in Anspruch genommen (S. 455). 92, 3 *swer si vor mir nennet, der hât gar mich ze friunde ein ganzz jâr, het er mich joch verbrennet.* — Verglichen wird damit MSH. II, 171<sup>b</sup> *lieber het ich Rôme und Engellant verbrennet.* Von der Volkspoësie hat der Dichter auch geborgt, wenn er andere Personen als redend einführt cf. Germ. XXXIII, S. 431.

Unbedeutender als romanische Kunst- und deutsche Volkspoësie wirkt die geistliche Dichtung auf Johansdorf ein. Das aus ihr entlehnte Bild für die Geliebte \*93, 4 *sist aller güete ein gimme* fällt mit dem ganzen, als unecht erkannten Liede hinweg. Die Form des Gebetes 87, 12. 88, 17. 90, 15. 95, 14, die Berger zum Theil zu der volksthümlichen Grundlage zieht, ließe sich etwa noch hierher rechnen. Besonders dürfte der Schluß von 87, 29 (88, 18) *daz ir geschehe, alsô*

<sup>1)</sup> Arnold Berger, Volksthümliche Grundlagen des Minnesangs. Ztschr. f. d. Phil. XIX, 440.

*müeze ouch mir ergen* an die Schlüsse geistlicher Epen erinnern, wo der Verfasser für sein Seelenheil bittet, oder den Leser auffordert, dies zu thun. Burdach findet weiter in der Neigung zum Parallelismus, in der Anknüpfung der Sätze mit *nu*, in der Voranstellung des Hauptbegriffs (cf. a. a. O. S. 92. 93), in der Anwendung der rhetorischen Frage mit negativem Sinne (S. 73) einen Einfluß der geistlichen Literatur. Hinsichtlich der Anrede der Zuhörer läßt er die Möglichkeit geistlicher oder volksthümlicher Einwirkung gelten. — Die religiösen Anschauungen und Empfindungen aber, die Johansdorfs Lieder durchziehen, haben mit der geistlichen Dichtung nichts zu thun; sie sind auf des Verfassers Naturell und persönliche Beziehungen zu geistlichen Herren zurückzuführen.

LEIPZIG, im Mai 1888.

J. HORNOFF.

## ZUR LAUTFORM DES ALEMANISCHEN.

### I. Die e-Laute

In dem Aufsätze über die umlauthindernden Consonanten des Ahd., Beitr. 4, 542 f., 549, hatte Braune die Ansicht aufgestellt, das erst im 12. Jahrh. an Stelle eines frühern unumgelauteten *a* auftretende Umlauts-*e* dürfe nicht als ein auf rein lautlichem Wege entstandener Laut aufgefaßt werden; „denn die Zeit, wo der Umlaut des *a* zu *e* lautlich herbeigeführt wurde, war das 8. und 9. Jahrh.“ Jene später auftauchenden *e* seien vielmehr analogisch nach dem Muster der ältern, echten Umlauts-*e* gebildet worden.

Franck, der Zs. f. d. A. 25 auf die doppelte Vertretung des Umlauts-*e* in modernen Maa. aufmerksam machte, geht, ohne sich doch zu Braune's Auffassung in bestimmten Gegensatz zu stellen, offenbar von der umgekehrten Anschauung aus, wenn er S. 224 sagt: „die Fälle, in denen der Umlaut nur durch die Beschaffenheit der zwischen dem *a* und dem *i* der folgenden Silbe befindlichen Consonanz aufgehalten war, scheinen den geschlossenen Laut noch zu erreichen.“ Auch seine Worte „die Mouillierung hatte nicht mehr die Kraft, so viel *i*-Farbe in die zweitvorhergehende Silbe abzugeben, als in die unmittelbar vorhergehende“ zeigen klar, daß er auch in Fällen wie mhd. *menegē*, *megede* den einer jüngeren Periode angehörenden Umlaut des stammhaften *a* auf lautmechanischem Wege entstanden sein läßt.



Im Anschluß an Franck spricht Kauffmann, der die beiden zeitlich getrennten Umlaute im Schwäbischen genauer nachweist (Vocismus des Schwäb. §. 9), von einem „jüngern Lautwandel“ des  $a > e$ . Besonders die Ortsnamen, die er als Beispiele dafür anführt, beweisen vollkommen, daß dieses secundäre Umlautsproduct auf rein lautlichem Wege entstanden sein muß; kann doch von analogischem Eindringen des  $e$  bei den außerhalb jedes Formensystems stehenden Ortsnamen nicht die Rede sein.

Anderseits bemerkt jedoch Franck a. a. O. S. 224: „Zugleich scheint sich das grammatische Bewußtsein für den Umlaut geltend gemacht zu haben, und es ist zu begreifen, daß Wörter, die ihn bloß der Analogie zufolge bekommen, kein  $e$  mehr, sondern nur  $e'$  erhalten.“

Hier scheint mir nun ein Irrthum zu liegen. Wo das Sprachgefühl bloß an ein Gegenüber von sack — secke, blat — bleter gewohnt ist, wird zweifellos ein neugeschaffener Umlautplural — nehmen wir z. B. die im Aleman. verbreiteten secundären Plurale zu Tag, Fahne — ebenfalls geschlossenes  $e$  enthalten müssen. Es ist ganz undenkbar, daß die Analogieschöpfung ihr Muster nicht genau befolgt hätte. Da die in Frage kommenden Maa. die Scheidung verschiedener  $e$ -Qualitäten mit völliger Sicherheit durchführen, können sie nicht aus irgend einem Grunde bei den Neubildungen nach der Proportion  $a : e = a : x$  fehl gegangen sein und für  $x$  ein  $e$  statt eines  $e$  eingesetzt haben. Auch dürfen wir doch nicht glauben, der Sprechende habe ein Gefühl davon, daß geschlossenes  $e$  weiter von  $a$  abliege als offenes  $e$ , und könne deshalb bei jener jungen Pluralbildung nur zu einer Form mit  $e$ , nicht zu einer mit  $e$  sich entschließen.

Wenn also die erwähnten Plurale  $tæg$  und  $fene$  mit offenem  $e$  lauten, wie dieß thatsächlich der Fall ist, so müssen sie sich nach einem altern Muster  $a : e$  gerichtet haben. Dieses Muster wurde nun eben dargeboten von den zahlreichen Substantiven, deren einstiges Endung- $i$  wegen der bekannten hemmenden Consonanten und Consonantenverbindungen oder wegen einer zwischenliegenden Silbe erst in einer spätern Zeit umlautend gewirkt und demgemäß lautgesetzlich offenes  $e$  erzeugt hatte. Wörter wie mhd. beche, nehte, belge stellten in den aleman. Maa. lautgesetzlicher Weise ein offenes  $e$  des Plurals dem  $a$  des Singulars gegenüber. Diese häufigen Wörter konnten naturgemäß in eine Art von Concurrency mit jenen Wörtern wie sack — secke, blat — bleter treten. Es war eine Machtfrage, ob ein neu

gebildeter Umlauts-Plural das geschlossene *e* der letztern oder aber das offene *e* der erstern annehmen würde.

Bevor ich dieß an der Hand einer lebenden aleman. Mundart näher ausführe, möchte ich die Frage berühren: wie alt ist der Umlaut in *beche nehte belge, menege megede*, kurz in all den Stellungen vor umlauthindernden oder besser ‚umlautverzögernden‘ Consonanten bezw. vor einer zwischenliegenden Mittelsilbe?

Braune a. a. O. weist ihn dem 12. Jahrh. zu. Kauffmann a. a. O. bemerkt: „In späterer (mhd.) Zeit ist hier ein neuer Umlaut eingetreten.“ Dieß gründet sich auf das erste Auftreten geschriebener Formen mit *e* in den bewußten Stellungen. Allein, sobald man annimmt, daß auch diese spätere Schicht umgelauteter a lautmechanisch entstanden sei, stellt sich die Schwierigkeit entgegen: im 12. Jahrh. war das ahd. kurze *i* der meisten Endsilben längst zu *e* geschwächt. Wie konnte aus Notker'schem *náhte, áher, chálber, ármer, fáreunen, mágede* ein Jahrhundert später *nehte, eher, chelber, ermer, ferwen, megede* werden? — Man könnte zunächst einwenden, daß zahlreiche Endsilben jener Schwächung nicht unterlagen; daß in *mahtig, chalt, halsing* auch im 12. Jahrh. noch das erhaltene Endungs-*i* Umlaut wirken konnte. Allein wie sollten von diesen Formen die Plurale oder die Comparative beeinflusst worden sein? <sup>1)</sup> Durch ein *maht: mehtig, chalt: chelti* konnte doch die völlig verschiedene, unabhängige Beziehung von *bach: bache* oder *arm: armer* unmöglich den Anstoß erhalten, einen neuen Plural *beche*, einen neuen Comparativ *ermer* zu formen. Mit andern Worten: eine Proportion *maht: mehtig = naht: nehte* wäre für das Sprachgefühl ein Unding. Das ‚grammatische Bewußtsein‘ für den Umlaut d. h. für den mit einem functionellen Wechsel Hand in Hand gehenden lautlichen Wechsel von *a* und *e* bezw. *e* ist nur innerhalb der einzelnen grammatischen Reihen lebendig. Der Plural der Substantive, der Comparativ, die Ableitungen auf -*ig* u. s. f. haben je ihr eigenes selbständiges ‚Bewußtsein für den Umlaut‘: die eine Reihe kann die andere nicht beeinflussen. Dieß zeigen uns klar die lebenden Mundarten (s. u.). So müssen wir auch annehmen, daß die Plurale wie mhd. *nehte*, die Comparative wie mhd. *ermer* selbständig, aus rein lautlichen Bedingungen erwachsen sind.

<sup>1)</sup> Ein theilweise analogisches Eindringen des späteren Umlauts wird auch Gramm. I, 304 (Neudruck) angenommen; doch wird hier noch nicht mit der doppelten Klangfarbe der Umlauts-*e* gerechnet, so daß eine Einwirkung der älteren Umlaute auf die jüngeren als möglich erscheint. S. o.

Zudem zeigen uns die Dialecte eine Anzahl Wörter mit *e*, in denen dieser Umlautsvocal isoliert ist, d. h. in keinem beweglichen Wechsel mit dem unumgelauteten *a* steht; so z. B. *hechel* Hechel (mhd. *hechel*), *g'schlecht* Geschlecht (mhd. *geslehte*), *wërze* Warze (mhd. *warze*), viele Subst. und Verben mit *-etsch-* (s. Winteler S. 49): *r* war eine analogische Einwirkung von irgend einer Formreihe nicht möglich; der Umlaut muß hier trotz der im 12. Jahrh. statt geschehenen Schwächung des *i* lautmechanisch eingetreten sein.

Es bleibt nichts anderes übrig, als auch diesen secundären Umlaut des *a* in eine beträchtlich frühere Periode zu rücken, in eine Zeit, da das kurze *i* der End- oder Mittelsilbe noch nicht zu *e* gewandelt war. Schon Notkers Sprache muß diesen Umlaut besessen haben. In dem *a* seiner *náhte*, *máhte*, *máhtig*, *chálber*, *chálti*, *ármer*, *negi*, *mágede* muß sich ein anderer Laut bergen als in dem *a* von *stát*, *máht*, *chálb*, *chált*, *árm*, *máged*. Diese Annahme ist keineswegs entwerlich. Hat man doch für die Notker'schen *â*, *o ô*, *u*, *ûo*, *öü*, an deren Stelle das spätere Alemanisch die Umlaute *æ*, *ø*, *œ*, *ü*, *öü* zeigt, längst annehmen müssen, daß sie schon von der *i*-Färbung afficiert waren, nur nicht genugsam, um den Schreiber zur Einführung eines neuen Zeichens zu drängen (Braune ahd. Gr. §. 51, auch *gel* Lit. Blatt 1887, 109). Dem *â* ist das *a* vor umlauthindernden Nasenlauten durchaus gleich zu stellen. Inwieweit hierbei schon der Umlaut selbst, inwieweit bloß der folgende Consonant die Moullierung genommen hatte, läßt sich nicht entscheiden. Jedenfalls war der Umlaut später (12. Jahrh.) als *e* auftretende Laut in Notkers Sprache. Das *a* noch sehr nahestehend, offener als sein *e* = mhd. *ë*; sonst ließe sich die Schreibung *náhte*, *máhtig* etc. nicht verstehen. Wir haben guten Grund anzunehmen, daß dieses *a* bei Notker gleiche Qualität hatte wie sein *â* in *státe*, *sálig*, *dû uuáre*, *râzi* (s. u.).

Dieses *a* des 10. 11. Jahrh. muß sich nun, sei es spontan, sei es unter fortdauernder Einwirkung der folgenden moullierten Consonanten, zu etwas mehr geschlossener Qualität entwickelt haben, bis es endlich im 12. Jahrh. den andern *e*-Vocalen so nahe stand, daß der Buchstabe *e* an die Stelle des Buchstaben *a* eintreten konnte. Doch wird auch in jener Zeit noch das Alemanische das *e* in *nehte*, *beche*, *lêge* offener gesprochen haben als in *rêht*, *brêche*, *hêll* u. s. f.

Nachdem auf diese Weise viele *e*-Plurale neben die älteren Plurale getreten waren, konnte auf die Länge ihr beiderseitiges Gebiet nicht reinlich gesondert bleiben. Es mußte sich allmählig entscheiden, ob das Gegenüber von *e* zu *a* oder aber von *e* zu *a* von

dem Sprechenden als das lebendige, productive empfunden wurde. Ganz dieselbe Frage trat aber nicht nur beim Subst., sondern bei einer ganzen Reihe anderer Formsysteme ein. Wir müssen uns hier ganz an die lebenden Mundarten halten. Dieselben zeigten bei genauer Betrachtung eine auffallende Buntscheckigkeit in der Vertretung des mhd. Umlauts-e. Es blieben trotz sorgfältiger Ermittlung der consonantischen Einflüsse immer noch eine große Reihe von Ausnahmen übrig. Dieß rührt eben daher, daß der lautlich berechnete Zustand durch zahlreiche Analogieschöpfungen aufgehoben worden ist. Die *e* und *ē* der aleman. Mundarten lagern sich in der großen Mehrzahl der Fälle nicht mehr nach den ursprünglichen lautlichen Bedingungen, sondern nach einem jüngern gruppenbildenden Formgefühl.

Man that daher Unrecht, wo es sich um Ermittlung der direct lautlichen Fortsetzung von mhd. *e* handelte, immer wieder mundartliche Beispiele heranzuziehen, die innerhalb eines Formsystems stehen. So sind die von Franck S. 224 angezogenen *kelber*, *kelte*, wechst als nicht isolierte Formen wenig beweisend. So wird Stickleberger durch die massenhaften Plurale, Diminutive, Comparative, die er Schaffh. Mundart §. 9 anführt, zu falschen Schlüssen geleitet: *l* und *r* haben nicht Vorliebe für den geschlossenen Vocal; Offenheit des *e* vor Nasalverbindungen ist strenges Lautgesetz. Kauffmann, der doch in der Anmerkung zu §. 12 a. a. O. auf das Besondere des ‚angelehnten‘ Umlautes aufmerksam macht, bringt dennoch §. 11 f. zahlreiche nicht isolierte Formen als Belege und gründet auf solche (*wēr̄mr*, *āl̄ēxt*, *wēst*, *k̄elbr*; *nēxt*) §. 14 die Annahme, daß die Regel von den umlauthindernden Consonanten zu modificieren sei; daß „meist durch Systemzwang sich im einen Falle der nicht umgelautete Vocal gehalten hat, während bei anderen Kategorien der Umlaut eingetreten ist“. —

Außer dem Gegensatze von erster und zweiter Umlautperiode und den daran sich knüpfenden analogischen Neubildungen giebt es noch einen Umstand, der auf dem ganzen aleman. Gebiete, wie es scheint, auf die Qualität des Umlauts-e einwirkte: die dem *e* folgenden Nasale oder Nasalverbindungen. In entschiedenem Gegensatz zum Schwäbischen (Kaufmann §. 18) wie auch zum Österreichischen (Luick, Beitr. 11, 499) hat *e* in diesen Stellungen ausgesprochen offenen Klang bekommen. Im Einzelnen weichen die Mundarten von einander ab: in Baselstadt, Leerau, Beromünster ist dieses *ē* nur vor Nasal + Cons. (wosu aber auch *ū* aus einstigem *ig*, mhd. *ng* zu rechnen ist) eingetreten, in Ottenheim und Schaffhausen auch vor

Der Nasalfortis (hier also *brenne*, *šwemme*, dort *brenne*, *šwemme* p. das daraus weiter entwickelte); Kerenzen endlich zeigt den betr. Laut auch vor Nasallen.

Da sich so vor Nasalen der Unterschied von älterem und jüngerem Umlautproduct in dem einen offenen *e* verwischt, könnte man den Gedanken verfallen, das offene Umlauts-*e* im Allgemeinen überhaupt bloß vor Nasalen lautmechanisch erwachsen und habe hier aus sein Gebiet analogisch erweitert; also etwa *bach* — *beche* zu *bach* — *bęche* umgeformt nach dem Muster von *bank* — *beke* u. s. f. Dann würde natürlich die oben versuchte Zurückführung des secundären Umlauts ins 10. Jahrh. hinfällig. Allein außer isolierten Formen mit *e*, die einem Einfluß von *bank* — *beke* ausgesetzt waren, spricht mit entscheidender Bestimmtheit gegen diese Annahme der Lautstand der Toggenburger und der Appenzeller Mundart: hier ist nämlich das einstige *e* vor Nasalen nicht mit dem secundären Umlauts-*e* zusammengefallen, sondern zeigt eine geschlossere Klangfarbe als dieses, z. B. *kęene*, *šweme*, *hefike* gegen *ęte*, *kęerli*, *fęrbe*, *tsęne*. Hier muß dieser spätere Umlautsvocal abhängig, ohne Zuthun des *e* vor Nasalen, seine offene Farbe erhalten haben. Dasselbe dürfen wir für die übrigen aleman. Mundarten annehmen.

Ich erwähne kurz, daß es eine dritte Quelle für offenes *e* in aleman. Mundarten giebt: in der Lautverbindung -*asch* (= *ašš*) wird *a* regelmäßig zu *e* (Brandstetter §. 19)<sup>1)</sup>: *ešš* Asche, *wešš* eschen, *dešš* Tasche, *flešš* Flasche. Dieses *e* hat seine eigene Genesis, hat mit dem Umlauts-*e* nichts zu schaffen. —

Das Nebeneinander von *e* und *e*, soweit sie älteres und jüngerer Umlautproduct sind, hat nun in meiner eigenen Mundart, der baseldtischen, zu folgenden Resultaten geführt. Ich kann sechs Fälle stellen, in denen der Umlaut noch heutzutage als productives Sprachmittel im Dienste bestimmter Functionen empfunden wird. Es sind 1. der Plural von Substantiven; 2. die Diminutive auf -*li*; 3. die abstracten Feminina auf -*j*; 4. die Comparative und Superlative; 5. Weiterbildungen von Adjectiven durch das Suffix -*lig*; 6. diminutive Weiterbildungen von Verben.

In der Reihe 1. ist der offene Vocal *e* zum Sieg gekommen. Ich will die vielen *e*-Plurale hier nicht aufzählen. Bezeichnend ist, daß

<sup>1)</sup> In den Wörtern *šš* Esche und *ššebaz* Eschenbach müht sich Brandstetter einer gar nicht vorhandenen Schwierigkeit: hier liegt alter Umlaut vor. Die Wörter lauteten schon *esche*, *eschenbach*, als die labialisierende Wirkung des *šš* begann.

e der modernen Bildungen wie wəgo die Wagen, ər̥m Arme, kəpəs Späße. Daneben findet sich eine nicht ganz geringe Zahl von e-Pluralen. Sie sind als Reste eines frühern formativen Principes zu betrachten, die von dem neuern Princip nicht weggeräumt werden konnten. Die Fälle sind bleter Blätter, štet Städte, ešt Aeste, gešt Gäste, sek Säcke, kzeft Kräfte; rēder Räder, glēsər Gläser, kẏsər Gräser, tsən Zähne, nēgl Nägel, šlēg (Baum)schläge, kẏbər Gräber<sup>1)</sup>. Es sind lauter Wörter, die ihr e in der ersten Umlautsperiode erhielten. Andererseits haben šeft Schäfte (ahd. scefti), štēb Stäbe (ahd. stebi) ihr primäres e der neuern Bildungsweise aufgeopfert. Belehrend ist der doppelte Plural von šats Schatz: šets im Sinne von ‚thesauri‘, šets im Sinne von ‚amores‘, deutlich die alte und die neue Bildung nebeneinander. — Der Angehörige der Mundart hat ein schwer zu beschreibendes aber untrügliches Gefühl, daß in den e-pluralen die eigentlich lebendige Pluralbildung steckt. Äußerlich zeigt sich dieß daran, daß er zu einem ihm das erste Mal begegnenden Worte mit a den Umlautplural auf e, nicht auf e bilden würde.

In der zweiten Reihe, den Diminutiven, hat gleichfalls das offene e die Oberhand bekommen. Vgl. die modernen Bildungen bənli kl. Eisenbahn, ẏpədlī kl. Handarbeit. Unter den paar Fällen mit bewahrttem e finden wir dieselben Substantive, die auch den Plur. mit e bilden: geštlj kl. Gast, glēsli kl. Glas u. s. w.

Dagegen ist in der dritten Gruppe, bei den zu Adj. gebildeten abstr. Fem., die Form mit geschlossenem e vorbildlich geworden. Wir haben leñfi Länge, šwezi Schwäche, nessi Nässe, blessi Blässe; stēzkj Stärke, wērmj Wärme, šwēztsi Schwärze, hēxtj Härte; pẏfi Bravheit, šmēlj Schmalheit. Formen mit e sind mir hier überhaupt nicht bekannt. Trotzdem im Ahd. häufig das Umlauts-e dieser Wörter dem a des zugehörigen Adjectivs weichen mußte (Braune ahd. Gr. §. 26 Anm. 1), hat später der primäre Umlautsvocal von den Wörtern aus, die ihm geblieben waren, das ganze Feld zurückgewinnen können.

Ebenso zeigen die Comparative und Superlative ausnahmslos geschlossen e dem a des Positivs gegenüber. Zu den Adj., die wir in der vorigen Reihe fanden, kommen noch elltər älter, belldər bald(er), ər̥mər ärmer. Hier wie bei den abstr. Fem. ist besonders beachtenswerth, daß das Formgefühl für den geschlossenen Laut sich stark genug entwickelt hat, um selbst in der Stellung vor Nasal + Cons.

<sup>1)</sup> Geschlossenes e spaltet sich in Baselstadt in die Kürze e und die Länge ē: d. h. die Länge ist um einen Grad geschlossener. Nur vor r hat die Länge den halbgeschlossenen Klang ē. Für offenes e, Kürze wie Länge, erscheint gleichmäßig e ē.

das lautlich geforderte offene *e* zu verdrängen. Es heißt *leññer leññst länger längste*, *kzeññker kzeññkšt kränker kränkste*. Dagegen spricht man *eññer eññst* zu *eññ eng*, weil hier der Positiv kein *a* zeigt, das Wort also nicht derselben Gleichung *a : e* verfällt.

Ferner haben wir die Adj. auf *-lig* (mhd. *-lich*), die ihrerseits von Adjectiven abgeleitet sein müssen. Nach dem ahd. Stande der Dinge sollten wir hier das offene, secundäre *e* erwarten (s. Braune ahd. Gr. §. 27 Anm. 5). Statt dessen zeigen uns *šweẏlig* schwächlich, *leññlig* länglich, *elltig* ältlich, *šwēẏtslig* schwärzlich, *ērmlig* ärmlich den geschlossenen Vocal — also wiederum der ältere Zustand von einigen wenigen Wörtern aus analogisch umgestaltet. Doch sind diese Bildungen nicht zahlreich, das Formgefühl daher nicht völlig bestimmt: neben *kzeññklig* kränklich geht *kzeññklig* mit dem hier spec. durch die Nasalgruppe bedingten offenen *e*. Nicht hieher gehören die (übrigens der Schriftsprache nachgebildeten) Wörter *šenñtig* schändlich, *glēglig* kläglich, *dēglig* täglich: diese sind von Subst. abgeleitet, und das begriffliche Verhältniß der Ableitung zum Grundwort ist bei ihnen ein ganz anderes als bei *leññlig* : *laññ*. Darum unterliegen sie auch nicht dem gleichen Formgefühl.

Endlich kommen verbale Wortbildungen meist diminutiver Function, z. B. *lepələ* zu *lapə* lappen, schlürfen, *depələ* zu *dapə* tappen, schleichen, (*ūs*-)*tseklə* zu (*ūs*-)*tsakə* mit Zacken versehen, *šeffərə* zu *šaffə* arbeiten, *blēmpərə* zu *blampə* baumeln u. a. Hier herrscht durchweg der offene Vocal *e*.

Was im Einzelnen die Begünstigung des einen oder des andern Typus veranlaßt hat, was insbesondere beim Subst. Plur. das offene *e*, beim Comparativ das geschlossene *e* zur Geltung gebracht hat, ist hier wie in so manchen Fällen analogischer Neuschöpfung kaum zu bestimmen. Doch glaube ich, das lautlich nicht zu erklärende Durcheinander von *e*- und *e*-Formen in aleman. Mundarten verliert bei obiger Betrachtung sein Auffallendes. Verkehrt wäre es, wie man beim ersten Blick zu thun geneigt ist, schriftsprachlichen Einfluß heranzuziehen. Mag auch das eine und andre der hergehörigen Wörter nach schriftsprachlichem Muster gebildet sein: so lange die betr. Bildungsweise der Mundart noch geläufig ist, könnte sie nicht dem Schriftbild zu Liebe eine gewohnte Klangfarbe durch eine andre ersetzen. Überdies wäre es wunderbar, daß gerade der Comparativ von *all* den *a* der Schriftsprache unbeeinflusst geblieben wäre, und daß *all* die modernen Bildungen wie *wēgə* die Wagen, *fēnə* die Fahnen, *ēẏpedlj* kl. Handarbeit, denen im Nhd. gar kein umgelauteter

Vocal gegenüber steht, das offene  $\epsilon$  bekommen haben. Vollends beweisend ist der Umstand, daß sogar auf die Aussprache des Schriftdeutschen in aleman. Munde der Einfluß der Schule, woselbst für geschriebenes  $\text{ä}$  die Aussprache  $\epsilon$  gelehrt wird, nur sehr beschränkt ist. Der Basler spricht meinen Beobachtungen nach für das kurze nhd.  $\text{ä}$  stets den geschlossenen Laut, wenn die Mundart dazu stimmt, also nhd. Säcke Säckchen Blätter Städte Äste Schwäche länger kränklich als Secke u. s. f. Umgekehrt wird für das  $e$  der Schriftsprache durchaus  $\epsilon$  gesprochen, wo dieser Klang den betr. mundartlichen Wörtern zukommt; also Stecken brechen Wetter hell mit  $\epsilon$ , Weg stehlen nehmen gern mit  $\bar{\epsilon}$ . Dagegen wird gewöhnlich beim Gutdeutschsprechen die mundartliche Länge  $\bar{e}$  durch  $\bar{\epsilon}$  ersetzt, wo die Schriftsprache  $\text{ä}$  schreibt; also Zähne Räder Nägel Gläs-chen mit  $\epsilon$ . Der Grund liegt offenbar darin, daß das sehr geschlossene  $\bar{e}$  von Baselstadt zu auffällig von dem unter  $\text{ä}$  gelehnten Laute abliegt. Damit stimmt, daß das lange geschlossene  $e$  vor  $r$  in seiner der Mundart eigenen halbgeschlossenen Qualität beibehalten wird: nhd. Wärme schärfer ärmlich werden mit  $\bar{e}$ , dem Mittellaute zwischen  $\epsilon$  und  $\bar{\epsilon}$ , gesprochen. Wo das schriftsprachliche  $\text{ä}$  keinen mundartlichen  $e$ -Vocal sich gegenüber hat, wird es der officiellen Aussprache nach als  $\epsilon\bar{\epsilon}$  gesprochen: so in wächst gräbt schlägt fährt (mundartlich mit umgelauteten  $a$ ). Auch zählen schälen hört man häufig mit  $\bar{\epsilon}$  gesprochen; die mundartl.  $tsell\bar{e}$   $\bar{s}ell\bar{e}$ , die alten Formen mit  $-ll-$  fortsetzend, liegen von dem Schriftbild zu weit ab. — Wenn also selbst beim Schriftdeutschsprechen nur in einem Falle die dialectische  $e$ -Qualität preisgegeben wird, die kurzen  $\epsilon$  und  $e$  der Mundart aber, der nhd. Schreibung  $e$  und  $\text{ä}$  zum Trotz, immer beibehalten sind, so kann das Verhältniß von  $\epsilon$  und  $e$ ,  $\bar{\epsilon}$  innerhalb der Mundart sich unmöglich nach der nhd. Orthographie oder Normalaussprache gerichtet haben. (Man vergleiche die Behandlung des schriftsprachlichen  $e$ ,  $\text{ä}$  in anderen Mundarten, Braune Beitr. 13, 579, Luick Beitr. 14, 139 ff.)

Soviel ich aus den Darstellungen alemanischer Dialecte ersehe, zeigt die Vertheilung des primären und des secundären Umlauts- $e$  auf dem ganzen Gebiet große Verwandtschaft mit der oben für Baselstadt kurz angedeuteten. Zumal für den Subst. Plur. scheint offen  $\epsilon$ , für den Comparativ geschlossen  $\epsilon$  überall Geltung erlangt zu haben. Ich erwähne hier nur aus Winteler KM. S. 181 die charakteristischen Fälle, die unserm  $\bar{s}ets$  —  $\bar{s}\epsilon\bar{t}s$  entsprechen: neben dem ältern Plural Teler, der als geographische Benennung erstarrt ist, steht die jüngere



bildung *täler* ‚Thäler‘ im Allgemeinen, deren späte Entstehung außer durch das offene *e* auch durch die Vocallänge bezeugt wird; ganz entsprechend verhält es sich mit *fēd* Pfade neben dem ältern und solierten *fedo*. — Aus der beträchtlichen Übereinstimmung der verschiedenen weit entlegenen Mundarten darf man wohl den Schluß ziehen, daß die Ausgleichung zwischen *e* und *ē* schon seit Jahrhunderten zu dem Resultat gekommen ist, das uns heute entgegentritt: ohne langedauernden Verkehr und Austausch zwischen den Einzeldialecten wäre jene Gleichheit nicht zu verstehen. Doch wäre die Annahme wohl unberechtigt, daß schon in früh mhd. Zeit die lautgesetzlichen Verhältnisse durch Analogie in der heutigen Weise umgestaltet waren.

Bei der obigen Beschränkung auf diejenigen Umlauts-e, die in ebendigem Wechsel mit unumgelautetem a stehen, blieben die Wörter unberücksichtigt, deren secundäres Umlauts-*e* außerhalb eines Systems steht und daher für jeden Einzelfall eine rein lautliche Erklärung erfordert. Es bieten sich hier manche Schwierigkeiten. Ich möchte hier nur auf einen Punkt hindeuten. Für das häufige secundäre Umlauts-*e* vor der Lautverbindung *tä* (Beispiele bei Winteler S. 49) können wir wohl die Endung ahd. -ezzen (< atjan), in welcher i von dem a des Stammes durch eine Silbe getrennt war, verantwortlich machen. Wo die Gruppe *etä* geschlossenes *e* zeigt, möchte dagegen an ahd. -isōn zu denken sein. Offen *e* kann aber auch durch ein instiges *ch*, das sich in dem *tä* birgt, gegen den primären Umlaut geschützt worden sein. —

Luick hat, Beitr. 14, 127 ff., im Anschluß an seinen frühern Aufsatz Beitr. 11, 497 ff., eine verdienstliche Übersicht über die e-Vocale des Bairisch-Österreichischen gegeben. Er zeigt, was sich für die Qualität der e-Laute in mhd. Zeit, zum Mindesten auf bair.-österr. Gebiet, erschließen läßt. Da er S. 138 f. über das aleman. nur eine kurze Bemerkung gibt, und da auch das Beitr. 1, 515 f. über die schweizerischen e-Vocale Geäußerte nicht überichtlich und großen Theils unzutreffend ist, möchte ich hier eine Betrachtung der verschiedenen e-Laute im Alemanischen — ausschließlich des Schwäbischen — folgen lassen. Dabei gehe ich nicht auf einzelne Wortformen und specielle einzelmundartliche consonantische Einfüsse ein. Ich fuße auf den vorliegenden <sup>1)</sup> Dialectdarstel-

<sup>1)</sup> Titus Tohler, Appenzellischer Sprachschatz (behandelt vier Dialectgruppen, die hinsichtlich der Vertretung der mhd. e-Laute unter sich nicht wesentlich differieren, vgl. Einl. S. XXIX ff.); Winteler, Kerenzer Mundart (behandelt auch eine

lungen, die zum Theil selbst schon die e-Laute etymologisch gruppiert haben, zum Theil aber durch das da und dort zerstreute, genau transscribierte Wortmaterial auch dem Nichtkenner der Mundart ein Aufsuchen der Gesetze ermöglichen.

So durchsichtig im Großen und Ganzen die Verhältnisse innerhalb einer Mundart liegen, so sehr weichen die verschiedenen unter sich ab. Man sehe z. B. die Statistik der hellen ē-Vocale, die Joh. Meyer F. DM. VII 177 ff. aus einem Theilgebiet des Nordostaleman. geliefert hat. Ein klarer Einblick in die gesammte aleman. Entwicklung, eine geographische Abgrenzung der Verschiedenheiten ist noch nicht möglich. Ich verhehle mir nicht, wie sehr die folgende Zusammenfassung Stückwerk bleiben muß. Doch kann sich schon jetzt einiges Beachtenswerthe ergeben.

Inwiefern die absolute Qualität der e-Laute der verschiedenen Mundarten unter einander differiert, glaube ich hier ohne Schaden außer Betracht lassen zu dürfen. So fehlt z. B. in Basel und in Schaffhausen völlig jenes bekannte, überaus offene ē (vgl. Rapp, F. DM. II 481). Das offenste e dieser zwei Mundarten ist merklich geschlossener als das offenste e von Ottenheim, von Beromünster oder von Kerenzen: es wird dort nicht, wie hier, gleich dem engl. a in bad, happy gesprochen (im elsäß. Münsterthal ist dieser Laut sogar = a in nhd. satt, Hase). Dennoch kann ich diese Laute einander gleichstellen und mit demselben Zeichen ē versehen, weil sie eben innerhalb ihrer eigenen Mundart eine analoge Stellung einnehmen. Sie bilden nach Winteler's schöner Darlegung KM. S. 92 ff. die i-Basis ihres jeweiligen mundartlichen Vocalsystems. Nur auf die proportionelle Lagerung der ‚gegensätzlich‘ (nach Winteler's Ausdruck ‚dynamisch‘) geschiedenen e-Klangfarben innerhalb der einzelnen Mundart kommt es hier an.

---

Mundart des Toggenburgs); Hunziker, Aargauer Wörterbuch in der Lautform der Leerauer Mundart; Stickelberger, Schaffhauser Mundart; Brandstetter, Zischlante der Mundart von Beromünster (im nördlichen Kanton Luzern); Mankel, Mundart des elsässischen Münsterthals (unweit Colmar. Die Darstellung des Etymologischen bleibt hinter den bescheidensten Ansprüchen zurück; die Beobachtung der Laute scheint gut zu sein, so daß man sich dem Materiale anvertrauen kann); Heimbürger, Mundart von Ottenheim (Baden, unweit Offenburg). Die mundartlichen Darstellungen von Schott, Bühler, Birlinger lassen in ihrer Transscription das Einzelne nicht in der Genauigkeit erkennen, wie es hier für uns erforderlich ist. Es liegen also, meine eigene Mundart, die baselstädtische, dazu genommen, neun verschiedene Dialecte, sechs hochalemanische, drei niederalemanische vor.

Die Mehrzahl<sup>1)</sup> der aleman. Mundarten besitzt drei verschiedene e-Schattierungen e — e — e. Schaffhausen und Ottenheim<sup>2)</sup> stehen mit ihren zwei Schattierungen e — e allein.

Allen gemeinsam ist, daß die am meisten nach a hin liegende Nuance das mhd. æ fortsetzt<sup>3)</sup>. Und die nämliche Lautung zeigt überall das secundäre Umlauts-e.

Während nun ferner, wie wir oben sahen, in fast allen Mundarten eben dieselbe offenste Qualität e auch dem e vor Nasalen (bezw. Nasalverbindungen) zukommt, sondern bloß Toggenburg und Appenzell sich hier ab, indem sie hiefür ihre mittlere Nuance einsetzen.

Sodann treten Toggenburg und Appenzell mit Kerenzen zusammen in einen weitem markanten Gegensatz zu den sechs übrigen. Diese letztern nämlich lassen in dem gleichen offensten e auch das mhd. ē, seis kurz erhalten, seis gedehnt, zusammenfallen. App.-Togg.-Ker. dagegen sprechen für mhd. ē eine geschlossnere Qualität, und zwar App.-Togg. durchgängig, Ker. theilweise (s. u.) die mittlere ihrer drei Klangfarben.

Beispiele<sup>4)</sup> hiefür: allgemein wird gesprochen nēm (mhd. næme); next adv. vorige Nacht (mhd. nehte, Gen. oder Dat. ag.?), fēl Fälle (mhd. felle);

dagegen in App.-Togg.:	in den übrigen:
ennd (mhd. ende), leññe	eñnd, leññe.
langen (mhd. lengen);	

endlich in App.-Togg.-Ker.:	in den übrigen:
stex <sup>5)</sup> (mhd. stēchen), [mēl (mhd. mēl)] <sup>5)</sup> ;	stex <sup>5)</sup> , mēl.

(Die Mundarten, welche mhd. ē und sec. Umlauts-e auseinanderhalten, können bisweilen über fragliche Wortformen entscheiden; so

<sup>1)</sup> Hier wie im Folgenden spreche ich natürlich bloß von den neun erwähnten alemanischen Mundarten.

<sup>2)</sup> Ottenheim zeigt eine dritte, mittlere Klangfarbe vor r: da sie nur in dieser Stellung vorkommt, also von speciellem consonantischem Einfluß bedingt ist, kann sie hier unberücksichtigt bleiben.

<sup>3)</sup> Es gibt auch Schweizer Mundarten, die mhd. æ zu geschlossenem ē gewandelt haben (s. Seiler, Basler Mundart S. 94 f., Brandstetter S. 208). Leider liegt keiner dieser Dialecte in genauer Einzeldarstellung vor.

<sup>4)</sup> Man möge sie nicht urgieren. Da und dort mag eines der angeführten Wörter in einer Mundart nicht vorkommen oder einem Speciallautgesetz unterliegen. Ich möchte sie nur als ideelle Vertreter der betreffenden e-Schattierungen betrachtet wissen.

<sup>5)</sup> Das in [ ] stehende trifft nur für App.-Togg. zu; Ker. weicht hier noch weiter ab; s. d. F.

steckt z. B. in aleman. mert Markt nicht das *ë* von lat. mercatus, wie man wohl angenommen hat: Ker. mērt beweist, daß wir es mit secundärem Umlaut zu thun haben, mhd. merket aus \*markit.)

Umgekehrt setzt in allen neun Mundarten die am meisten nach i hin liegende e-Schattierung das mhd. *ê* fort. Während nun aber in sechs Mundarten mit diesem nämlichen *ë* auch das gedehnte mhd. (primäre) Umlauts-e zusammenfällt, hat der letztere Laut in Bormünster, Leerau, elsäß. Münsterthal einen etwas offneren Klang, den mittlern zwischen den zwei Extremen. Also allgemein <sup>1)</sup> wird gesprochen *sē* (mhd. *sê*, *sêwes*) — aber nur von dem größern Theile *rēd* (mhd. *diu rede*), von den drei genannten Mundarten aber *rēd*.

Ganz eigenartig, abweichend von allen andern Mundarten, zeigt sich Kerenzen, indem es mhd. *ë* mit dem (primären) Umlauts-e, mhd. *e*, zusammenfallen läßt, mögen sie nun als Kürze bewahrt oder gedehnt worden sein. Beispiele: *klegë* (mhd. *gelägen*) — *legë* (mhd. *legen*), *šnek* (mhd. *snëcke*) — *štreke* (mhd. *strecken*), *fressë* (mhd. *vrëzzen*) — *bessër* (mhd. *bezzet*), *hellffë* (mhd. *helfen*) — *wellë* (mhd. *wellen*, *wollen*); *wëg* (mhd. *wëc*) — *rēd* (mhd. *rede*), *bërg* (mhd. *bërg*) — *ërb* (mhd. *erbe*), *štërne* (mhd. *stërn*) — *ërmel* (mhd. *ermel*). — Nicht das ganze aleman. Gebiet hält also Brechungs- und Umlauts-e auseinander.

Fassen wir endlich das Verhältniß von Kürze zu Länge ins Auge, so zeigt sich, daß in sämtlichen Mundarten das secundäre Umlauts-e, ob kurz oder gelängt, gleichen Klang besitzt: next vorige Nacht — *fēl* Fälle. Kurzgebliebenes mhd. *ë* stimmt in allen Mundarten außer Kerenzen qualitativ zu gelängtem mhd. *ë*, kurzgebliebenes (primäres) Umlauts-e in allen außer Kerenzen und Baselstadt zu gelängtem *e*. Basel gibt hier der Länge die geschlossenste Klangfarbe *ē*, während dieselbe als Kürze der Mundart überhaupt mangelt und durch die mittlere Schattierung *e* ersetzt wird; also *rēd* (mhd. *rede*) — *bessër* (mhd. *bezzet*). In Ker. liegt die Sache einfach so: mhd. *ë* und *e*, als Kürzen bewahrt, fallen in *e*, der mittlern Färbung, zusammen; mhd. *ë* und *e*, gelängt, vereinigen sich in *ē*. Auch in Ker. kommt also die geschlossenste e-Qualität nur als Länge vor.

Während also im Österr. die Längung den Gegensatz von *ë* — *e* vielfach aufhebt (Beitr. 14, 134), wird im Aleman. jene Differenz von der Dehnung als solcher nicht angetastet. Denn in Ker. sind ja

<sup>1)</sup> Die nächsten Nachbarn von Kerenzen weichen nach Winteler S. 124 in diesem Punkte von den uns vorliegenden neun Mundarten ab.

gleichwie die gelängten *ē* und *e*, so auch die kurzen *ĕ* und *e* unter sich zusammengefallen.

Wir können die behandelten neun Mundarten in folgende engere Gruppen ordnen.

I. Es stimmen zu einander die weit entlegenen Schaffhausen und Ottenheim, die Mundarten mit bloß zwei Klangfarben. Sie sprechen ihre offene *e*-Qualität (*ē*) für mhd. *æ*, *ē*, *e* vor Nasal, secundäres Umlauts-*e*; die geschlossene (*e*) erscheint für mhd. *ê*, primäres Umlauts-*e*.

II. Übereinstimmend sind die *e*-Laute ferner vertheilt in den eng benachbarten Beromünster und Leerau und in dem elsäß. Münsterthal. Alle drei sprechen ihr offenstes *e* (*ē*) für die gleichen vier etymologischen Fälle wie die Mundarten unter I. Das geschlossenste *e* (*e*) gibt mhd. *ê*, die mittlere Schattierung (*e*) das primäre Umlautsproduct, mhd. *e*, wieder.

III. Appenzell und Toggenburg geben gleichmäßig ihre offenste Klangfarbe (*ē*) dem mhd. *æ* und dem secundären Umlauts-*e*; die geschlossenste (*e*) dem mhd. *ê* und (primären) *e*; die mittlere (*e*) dem *e* vor Nasalen und dem mhd. *ĕ*.

Die zwei übrigen, Kerenzen (IV) und Baselstadt (V), stimmen weder unter sich noch mit einer der obigen drei Gruppen überein. Wir haben also in dem uns vorliegenden Material mit fünf verschiedenen entwickelten Typen zu rechnen.

Auf welchen mhd. Lautstand werden wir sie zurückführen? Wollten wir annehmen, daß all die heut bestehenden Differenzen in das ältere Mhd. zurückgehen und damals in einer nach dieser Seite hin einheitlichen, gemein-alemanischen Mundart sich beisammen gefunden hätten, so erhielten wir folgendes Bild. Am meisten gegen *i* hin liegt mhd. *ê*. Einen Schritt weiter nach *a* zu (so fordert es Gruppe II) liegt die Kürze *e*, das primäre Umlauts-*e*. Dann folgt auf der Linie nach *a* hin das ‚Brechungs‘-*ĕ*. Eine weitere Stufe offener (nach Ausweis von Ker.) ist *e* vor Nasalgruppen. Und die Grenze gegen *a* zu wird (hiefür ist besonders Gruppe III beweisend) durch mhd. *æ* und durch das secundäre Umlauts-*e* eingenommen. Wir hätten also fünf verschiedene *e*-Klangfarben, die sich, an einzelnen Wörtern veranschaulicht, in folgender Linie lagerten:

1.	2.	3.	4.	5.
<i>sê</i> ;	<i>rêde</i> ;	<i>stêchen</i> ;	<i>ende</i> ;	<i>næme</i> ,
				<i>nehte</i>
				<i>megede</i> .

Unmöglich ist es nicht, daß thatsächlich einst das Gemein-aleman. diese fünf verschiedenen e-Qualitäten besaß, und daß die Einzeldialecte in ihrer Sonderentwicklung durch Vermischen hier der einen, dort der andern Doppelheit endlich zu ihren drei bzw. zwei Klangfarben gelangten. Aber jenes Additionsverfahren ist willkürlich. Wir müssen vielmehr fragen, welche der heute vorhandenen Doppelheiten aus secundärer Entwicklung haben entstehen können. Da sehen wir zunächst, daß, solange die quantitative Scheidung zwischen ursprünglicher Länge und ursprünglicher Kürze streng innegehalten wurde (was bekanntlich in keiner aleman. Mundart heute mehr der Fall ist), die Länge sich ungehindert nach einer Seite hin fortentwickeln konnte, ohne die Kürze mit sich zu reißen, und umgekehrt. Mhd. *sê* kann z. B. leicht auf dem ganzen Gebiete gleiche e-Schattierung gehabt haben wie *rede*, *bezzer*; in der Gruppe II hat es sich zu geschlossenerem Klange secundär entwickelt, doch jedenfalls bevor *rede* sein *e* dehnte; daher lautet es nun in dieser Gruppe *sē* — *rēd*, *bessēr*. — Ebenso kann das *e* vor Nasalen, als unter einem bestimmten combinatorischen Einfluß stehend, seine Qualität in den einzelnen Mundarten geändert haben, ohne daß die nicht vor Nasal stehenden *e* seiner Entwicklung folgen mußten. Vielleicht besaßen denchen bei Notker noch gleiche Geschlossenheit wie *reda*; erst im Laufe der Zeit erhielt es in den Mundarten den Klang von *stēchen* bzw. von *næme*.

Ziehen wir diese Möglichkeiten späterer Entwicklung in Betracht, so können wir für die aleman. e-Laute in mhd. Zeit nur Folgendes mit Bestimmtheit aussagen:

1. Es gab zwei Längen, eine mehr geschlossene, mhd. *ê*, und eine mehr offene, mhd. *æ*.

2. Es gab drei Kürzen, eine geschlossene in mhd. *rede*, eine offene in mhd. *nehte*, eine mittlere in mhd. *stēchen*.

Diese Dreiheit wird durch die Mundarten App., Togg., Ker. erwiesen. Denn es ist klar und bedarf keiner weitem Worte, daß der Unterschied zwischen *reht* (mhd. *rēht*) — *neht* (mhd. *nehte*); *fēl*, Ker. *fēl* (mhd. *fēl*) — *fēl* (mhd. *felle* pl. zu *fal*), wie er uns in diesen Mundarten entgegentritt, nicht aus einer ältern einheitlichen Lautung erwachsen konnte. Wohl aber konnte in den andern Mundarten die ursprüngliche Doppelheit sich leicht in einem Laute secundär verschmelzen. Nur ist zuzugeben, daß diese Verschmelzung sehr früh geschehen konnte: möglich, daß schon um 1200 *nehte* zu der Geschlossenheit von *rēht* gelangt war in all den Mundarten, die heute

die beiden Laute nicht mehr unterscheiden <sup>1)</sup>. In diesem Falle könnten wir nur für die früheste mhd. Zeit von gemein-alemanischer dreifacher e-Qualität sprechen.

Es bleibt endlich die Frage, wie diesem dreifachen Klang der kurzen e die beiden langen e-Vocale (mhd. æ und ê) sich gegenüberstellten. Daß æ gleich secundärem Umlauts-e klang, also die offenste Schattierung e besaß, ist mehr als wahrscheinlich; Kauffmann a. a. O. S. 9 weist mit Recht auf die gleichen Bedingungen ihrer Entstehung. Fraglich ist dagegen, ob dem mhd. ê die geschlossenste Qualität, die von den lebenden Mundarten bezeugt wird, schon zu Beginn der mhd. Zeit zukam; ob es also qualitativ = e (in rede) oder aber = ë (in stächen) anzusetzen ist. Nach Luicks Bemerkungen, Beitr. 14, 133, wird man nicht mehr dem ê gemeinmhd. geschlossenste Qualität zuschreiben wollen. Auch im Aleman. hat gesë(h)en, geschë(h)en den gleichen Laut ergeben wie altes ê. Wenn anderseits mhd. hërre aleman. nicht durchweg zu hërre sondern zu herre gekürzt wird, wie Martin Anz. f. d. A. 14, 287 richtig hervorhebt, so mag dieß vielleicht nur auf eine spätere Zeit dieses Lautvorgangs deuten, als eben ê schon geschlossen geworden war.

Wenn wir annehmen dürfen, daß mhd. ê im Aleman. den geschlossenen Klang, den die Mundarten ihm zuteilen, schon zu der Zeit erhalten hatte, als noch das ganze aleman. Gebiet die drei kurzen e-Laute unterschied, so können wir uns von der Lagerung der e-Vocale im Gemein-Alemanischen der mhd. Zeit folgendes hypothetische Bild entwerfen:

- |                             |                          |
|-----------------------------|--------------------------|
| 1. (geschlossener Klang: e) | 2. (mittlerer Klang: e)  |
| mhd. sê; rede, bezzer.      | mhd. mël, stächen; ende, |
| 3. (offenster Klang: e)     |                          |
| mhd. næme; nehte, megede.   |                          |

Auf diese Gruppierung lassen sich die vorhandenen mundartlichen Typen sehr leicht und ungezwungen zurückleiten.

Die Gruppe III (App.-Togg-) ist dem hier angesetzten Stande der Dinge treu geblieben.

Von den übrigen verfährt am einfachsten Gruppe I. (Schaffh.-Ottenh.): sie läßt 2. und 3., den mittlern Klang mit dem offensten, zusammenfallen; und zwar scheint es, wenn wir nun die absolute Qualität ihrer e-Laute mit in Betracht ziehen, daß Schaffh. das ein-

<sup>1)</sup> Doch ist zu beachten, daß auch das Schwäbische das mhd. ë von dem secundären Umlauts-e in manchen Lautumgebungen bis heute auseinanderhält (Kaufmann a. a. O. S. 10 f.).

stige *ē* dem *e* zunäherte; denn ihm fehlt heute jener bewußte sehr offene *e*-Klang, daß aber Ottenh. umgekehrt das einstige *e* in *ē* aufgehen ließ; denn in dieser Mundart lauten die offenen *ē* heute *a*-ähnlich.

Auch Gruppe II (Berom.-Leerau-els. Münsterth.) ließ die Schattierungen 2. und 3. zusammenfließen und zwar unzweifelhaft in *ē*, dem prononciert offenen Klange (els. Mñ. ging dann sogar weiter bis zu *a*); dann wurde die Kürze *ē* von der Länge *ē̄* geschieden, indem jene die mittlere Klangfarbe *e* bekam, und zwar bevor ein Theil der Kürzen Dehnung erfahren hatte.

Auch in Baselstadt fielen 2. und 3. zusammen (vermuthlich in einer Mittelnance zwischen *e* und *ē*); 1. blieb zunächst einheitlich, bis *rēde* zu *rēd* gedehnt war; dann ließ die Mundart die noch als Kürze übrigen *ē* (in *besser* etc.) eine Stufe offener werden, also die Mittelstufe zwischen *sē rēd* und *mēl šteẏə* etc. einnehmen.

In Kerenzen endlich entwickelte *e* vor Nasalen die offenste Schattierung *ē*; außerdem mischten sich 1. und 2., nach Vollzug der partiellen Vocaldehnung, in der Weise, daß alle als Kürze bewahrten *e* (in *beẏzer* etc., *stēchen* etc.) in der mittlern Klangfarbe, alle ursprünglich langen oder später gelangten *e* (in *sē*; *rede*, *mēl*) in der geschlossensten Klangfarbe sich einigten. —

Es würde dem Entwicklungsgange, den wir hier für die verschiedenen Mundarten angesetzt haben, um ihren heutigen *e*-Vocalismus mit einem frühern gemein-alemanischen Zustande in lautgeschichtlichen Zusammenhang zu bringen, zur Bestätigung dienen, wenn in andern Theilen ihres Vocalsystems ein ähnlicher Gang der Bewegung sich auffinden ließe. Es fehlt zum Theil nicht an derartigen Übereinstimmungen. Doch möchte ich sie mit allem Vorbehalt vorbringen.

Zunächst die Parallele mit den *o*-Lauten. Sehr wahrscheinlich hatten im Aleman. der mhd. Zeit kurz *o* wie lang *ō* die gleiche geschlossene Qualität. Nun finden wir in der Dialectgruppe I (Schaffh.-Ottenh.), welche den mhd. *sē* — *rede*, *beẏzer* ihre geschlossenste Schattierung *ē* bewahrt hat, entsprechend auch mhd. *o*, ob kurz erhalten oder gelangt, in derselben geschlossensten Klangfarbe wie die Fortsetzung von mhd. *ō*. So hat auch Baselstadt nach Ablauf der Vocaldehnung die kurzgebliebenen *o* zu offenerer Stufe geführt, während die ursprünglich langen und die gelangten *ō* geschlossen blieben, ganz wie bei *ē*; also *hōẏ* (mhd. *hōch*), *wōl* (mhd. *wol*) — *rōss* (mhd. *roß*, *rosses*) wie *sē*, *rēd* — *besser*.

In Gruppe III (Berom.-Leerau-els. Münsterth.) ist *o* gleichwie *ē* um eine Stufe offener geworden, bevor die partielle Vocaldehnung



eintrat: das secundär gelangte wōl zeigt daher mit dem kurz gebliebenen roß die offenere Qualität als das ursprünglich lange hōz.

Dagegen trifft für Kerenzen diese Parallele nicht zu. Wir sollten hier geschlossene Länge, offene Kürze erwarten. Statt dessen zeigt die Mundart nur noch geschlossenes o, ȝ. — In App.-Togg. ist die Anordnung der o-Laute complicierter. Bei der Vertretung von mhd. kurz o scheint sich der Gegensatz von gedeckter und ungedeckter Silbe geltend zu machen, vgl. xopf, šotə, roß, røkz, kətqxxə gegen tobl, ȝfə, holə, molə (Molch). Die Parallele zu den e-Lauten ist also jedenfalls keine vollständige.

Eine andere Erscheinung tritt uns in der Gruppe II (Berom.-Leerau-els. Münsterth.) entgegen. Unsere Annahme, dass diese Mundarten ihre einstigen e mittlerer Schattierung (in mhd. mēl, stēchen; ende) einzelmundartlich zu ihrem heutigen sehr offenen e-Laute gewandelt haben, steht in gutem Einklang mit der Thatsache, daß in den nämlichen drei Mundarten mhd. i und u eine Stufe offener geworden sind: fürs Gemein-Aleman. der mhd. Zeit sind diese Laute als j und ȝ anzusetzen; jene drei Dialecte sprechen sie heute als e (ē) und ȝ (ȝ), d. h. geben ihnen den gleichen Klang wie der Fortsetzung von mhd. ê und ô. Daß auch in dieser Eigenthümlichkeit das weit entlegene elsäß. Münsterthal mit Beromünster-Leerau sich begegnet, ist jedenfalls bemerkenswerth.

Anderseits hat in Ottenheim, welches doch auch seine mittlern e zu ē gesenkt hat, das mhd. i und u nicht diese Annäherung an e und o erfahren. Und umgekehrt finden wir in dem größern Theile der appenzellischen Dialecte mhd. i > ē, u > ȝ, ũ > ȝ entwickelt, obwohl hier die mittlere e-Nuance unverändert blieb. Es ist also fraglich, ob nicht auch jene scheinbar zusammenhängenden Lautwandelungen in den andern Mundarten thatsächlich ganz unabhängig sich vollzogen haben. Schwerlich wird man a priori erwarten dürfen, daß eine Bewegung innerhalb der e-Laute einer Mundart andere Theile ihres Vocalismus in Mitleidenschaft ziehen müsse.

Für die Reime alemanischer Dichter mhd. Zeit ergibt sich Folgendes. — Wo sich die Bindung e : ē fand, dachte man schon früh an consonantischen Einfluß, der dem e, bezw. dem ē, eine andere Qualität gab, als sie ursprünglich hatten. Franck präcisirte es dahin, daß das vor ht erscheinende offene Umlauts-e überhaupt nie geschlossen gewesen war. Man setzte dabei stillschweigend voraus, daß jene offene Sorte von Umlauts-e gleichlautend mit ē, die betr. Reime also rein waren.

Oben hat sich nun gezeigt, daß ein Theil des Aleman. (und das Schwäbische in gewissen Lautumgebungen) das secundäre Umlauts-e nie so weit von a sich entfernen ließ, daß es mit ē gleichen Klang bekommen hätte. Finden sich also bei aleman. Dichtern Reime, wie sie Gram. I 279 ff. (Neudruck) gesammelt sind (frevel : wēvel, effen : trēffen, welde : vėlde, geslehte : knēhte, ehte : rēhte, gebrehte : knēhte, ehtent : vēhtent; ich habe mir notiert aus dem Lanzelet: vēhten : wehten [doch s. die Anm. von Hahn zu V. 1774], aus Hadloub: geslehte (Schlachten) : rēhte, erne : gērne, aus K. v. Ammenhausen: tonslegen : rēgen), so müssen entweder die Reime nicht völlig genau sein, oder aber das Theilgebiet des Alemanischen, dem die betr. Verfasser angehören, muß schon die Lautschattierungen 2. und 3. (s. o.) zusammengeschmelzt haben. In dem Falle slegen : rēgen, wofern wir es als genauen Reim aufzufassen haben, zeigt sich auch schon ein analogisches Umsichgreifen des secundären offenen Umlauts-e, wie es in den lebenden Mundarten uns entgegentrat.

BERLIN, November 1888.

ANDREAS HEUSLER.

### ZU DEN „DREI MAREIEN“.

Ernst Ludwig Rochholz hat in seinem trefflichen Werke: „Alemannisches Kinderlied und Kinderspiel aus der Schweiz“ (Leipzig 1857), S. 139 ff. unter den größeren Spieltexten auch „die drei Mareien“ nach Abkunft und Inhalt erklärt. Diese drei verhängnißvollen Spinnerinnen leben aber nicht nur in den Sagen, Märchen und Liedern der germanischen Völker fort, sondern auch im Glauben anderer Völkerschaften finden sich Anklänge an diese mythischen Vorstellungen. Ich erlaube mir nun zu den Erörterungen Rochholz' einige hiehergehörige Kinderlieder und Sagen aus Siebenbürgen und Ungarn mitzutheilen, die vielleicht bei einer ausführlichen Erklärung nicht gerade unbeachtet bei Seite geschoben werden dürfen.

Daß diese drei spinnenden Mareien ursprünglich die dem Menschen bei seiner Geburt den Schicksalsfaden spinnenden Nornen unserer germanischen Mythen sind, das bezeugen alle die einschlägigen Kinderlieder aus Siebenbürgen, — aber was noch mehr, sie liefern uns nebenbei auch den Beweis, daß dieser Glaube indogermanisches Gemeingut ist. In beiden Beziehungen interessant ist das folgende Kinderlied der Siebenbürger Rumänen, das ich 1886 im Südwesten Siebenbürgens

gehört und aufgezeichnet habe. In genauer deutscher Übersetzung lautet es:

Heida ihr Lieben,  
Wir reiten ins Land!  
Haben ein gold'nes Seil in der Hand!  
Zwei Frauen, die haben es gemacht,  
Haben es gesponnen über Nacht;  
Aus der Nabelschnur zart und klein,  
Spannen sie das Seil, so golden und  
fein!  
Die dritte Frau, die will es zer-  
schneiden, —  
Drum müssen wir reiten, immer nur  
reiten,

Denn die dritte aus ihrem dicken  
Fuß  
Viel Kröten und Schlangen gebären  
muß,  
Auf jeden Schritt wohl dreißig;  
Drum reiten wir, reiten wir fleißig,  
Sonst kommen die Kröten und  
Schlangen  
Und nehmen uns Bübchen gefangen!

Wie es im Deutschen eine weiße, schwarze und eine eiserne Bertha gibt, eine gute Spinnerin und eine verfluchte, eine Frau Breite mit der eisernen Nase, im Französischen eine *Reine pédaugue*, *regina pede auca*, die mit dem Platsch- und Gänsefuß, *Berthe au grand pied*, und wie auch die drei Mareien ein ähnliches Maß von Körperschönheit und Herzensgüte und hinwieder von Häßlichkeit und Hexenhaftigkeit einhalten, so spinnen die beiden „Guten“ auch im rumänischen Liede „aus der Nabelschnur“ des Kleinen das goldene „Glücksseil“, das die dritte, „die Böse“, die mit „ihrem dicken Fuß“, zerschneiden will, die aus ihrem Bein Schlangen und Kröten zur Welt bringt (Über Beingeburten s. Liebrecht, Zur Volkskunde, S. 490 ff.). Auch dem ungarischen Märchen ist diese Unholdin unter dem Namen „*a vasorri*“ („die mit der eisernen Nase“) bekannt (s. Katona, Zur Litteratur und Charakteristik des ungarischen Folklore in der Ztschr. f. vergl. Litt. und Renaissance-Litteratur Bd. I, S. 31). Zwei dieser drei Frauen sind, dem rumänischen Volksglauben gemäß, auch bei Geburten behilflich; die dritte aber, die „mit dem dicken Fuß“, bewirkt — sobald sie sich der Gebärerin nähern kann — den Tod des Kindes. Um sie daher von der Geburtsstätte ferne zu halten, wird Haferstroh zu einem Bündel gewunden ins Herdfeuer geworfen. Dieser Brauch hängt wohl mit dem deutschen „Weidendrehen“ zusammen. „Im Aargau löst man diejenigen Knoten sorgfältig auf, die man an den Ruthen einer dem Wohnhause zunächst stehenden Weide gewahrt; auch das Weidenband einer jeden Strohgarbe, die man im Stalle streuen will, wird erlesen und aus gleichem Grunde nicht mitgestreut. Es könnte ein Hexenschaden mit darin 'verknüpft' sein“ (Rochholz a. a. O. S. 146). Ein Strohwisch war in früheren Zeiten in den sächsischen Gemeinden das Schandzeichen gefallener Mädchen, und noch

bis in die Mitte dieses Jahrhunderts wurden „fremde Dirnen“ mit „Schüb“ (Strohschaub) aus der Gemeinde abgeführt, d. h. auf einen zweirädrigen Karren wurde ein Strohbund gelegt, die Dirne hinaufgesetzt und vom Wasenmeister über die Grenze der Stadt geschafft. Hafer- und Erbsenstroh verscheucht auch nach siebenbürgisch-sächsischem Volksglauben die bösen Geister, und unter dem Sterbenden wird dieserwegen das Federbett behutsam weggezogen, denn auf dem Strohsack stirbt man leichter, namentlich aber auf einem Polster mit Erbsenstroh gefüllt, das sofort unter den Kopf geschoben wird (s. Fronius, Bilder aus dem sächsischen Bauernleben in Siebenbürgen, S. 255) und „*stin dékel kalt érbes*“ (Steindeckel, kalt Erbsen) klingt die Glocke, wenn Jemand begraben wird.

Auffallend ist es, daß das rumänische Kinderlied zweier, nicht nur dem deutschen Volke, sondern auch den Liedern anderer Völker gemeinsamer Züge entbehrt, nämlich der Erwähnung der „Weiden“ und Anführung der Grenzen, welche das „goldene Seil“ umspannt. In den deutschen Varianten sind stets die Orte angeführt, „von welchen aus und bis zu welchen das Wiegenseil oder Deichselseil für den Neugeborenen gesponnen und gespannt wird, damit dieser Glücksfaden schirmend um die ganze Heimat herum reiche“ (Rochholz a. a. O. S. 142). In einem Kinderliede der oberungarischen Slovaken — das mir Herr Králik aus seiner unedirten Sammlung zu überlassen die Güte hatte — finden sich auch diese zwei Züge wieder. Das Lied lautet in genauer Übersetzung also:

O du gold'nes Halfterband,  
Führe uns durch's ganze Land,  
Führ' du uns von Dobschau  
Hin zum schönen Kaschau  
Und von da nach Leutschau,  
Wo drei Frauen wohnen,  
Die uns strafen und belohnen:  
Einen gold'nen Apfel rund  
Hält die eine in dem Mund;

Eine lange Gerte flicht  
Eine sich aus grünen Weiden, —  
Schlägt dich, wenn du folgst mir  
nicht! —  
Und die dritte spinnt aus Seiden  
Dir ein schönes, neues Kleid,  
Darum Bübchen reite, reit',  
Hopp, hopp, hopp, reite, reit'!

Der Zug „mit den Weiden“ ist hier gänzlich verwischt, dafür aber entspricht die Frau „mit dem goldenen Apfel im Mund“ der fünften Frau bei Rochholtz a. a. O. S. 140, wo es von ihr heißt:

„de feuft' isch eusi liebi Frau,  
sie sitzt ennet a der Wand,  
hät en Oepfel i der Hand,  
sie goht durh-ab zum Sunnehüs  
und löt die heilig Sunne üs,  
und löt die Schatten ine  
für ihre liebe Chlfne“ u. s. w.

haupt den Nornen auch ein Einfluß auf die Witterung zu-  
en wird, zeigt das rumänische Lied, das die Kinder singen,  
h der Himmel umwölkt; es lautet deutsch also:

Weisse Mutter, öffne Thür und Thor,  
Lass' die liebe Sonn' hervor;  
Vor der lieben Sonne muß  
Rasch entfliehen Frau Klumpfuß.

Die Erwähnung des „goldenen Fadens“ steht ein Lied der  
n Kinder in der Zips, das sie bei Regenwetter zu singen  
noch näher zum Kreis „der drei Mareien“; es lautet also:

Liabe Frau, mach's Thürl auf,  
Bring' die liabe Sunn herauf,  
Lass' de Regen drinne,  
Lass' de Schnee verrinne;  
Komm' aus danem Brünchen,  
Briang' dan goldig Kindchen,  
Briang' a goldnen Faden  
Behüete uns vor Schaden!

Erwischt sind diese Beziehungen im folgenden siebenbürgisch-  
en Kinderliede (s. Schuster Fr. W., Siebenb.-sächs. Volks-  
337):

<i>i ze rénen,</i>	Es fängt an zu regnen,
<i>enkénen;</i>	Gott kommt entgegen,
<i>afhält,</i>	Der den Regen aufhält,
<i>sélich mân,</i>	Das ist ein seliger Mann,
<i>wéder máche kán,</i>	Der es auch wieder machen kann,
<i>wéder zerdrémere kán.</i>	Der es auch wieder zertrümmern kann.

Der deutlicheren Bezug auf die drei Nornen und „das goldene  
len wir in den folgenden siebenbürgisch-sächsischen Kinder-

<i>mer a részken guor wol</i>	Ich lass mir ein Rößchen gar wohl
<i>beschló,</i>	beschlagen,
<i>t ün der sailgasz gó.</i>	Ich lass' es in die Seilgass' gehn.
<i>küm for Kátiche sai dir,</i>	Da es nun kam vor Kätchens (seine)
<i>i galden bräk</i>	Thür,
<i>h mai gläck.</i>	Da war eine goldene Brücke,
	Da war auch mein Glück.

ster a. a. O. S. 327 steht wohl *zailgasz* (Zeilgasse); doch  
1 „Seilgasse“ lesen zu dürfen, besonders da im Siebenbürgisch-  
en „Zeile“ für „Gasse“ gebraucht wird und somit „Zeil-  
ne Art Tautologie wäre; „Seilgasse“ hingegen — so wie ich  
ksmunde hersagen hörte — mag vielleicht einen verwischten  
if das „Glücksseil“ haben. Das folgende Lied der siebenb.-  
nder nimmt auch Bezug auf die drei Nornen; es lautet:

*Drá Náne' kun ám rár eraf,  
se branjen e käinjt gefängen;  
se löchten et án en trigeltchen,  
et schléft wá e réne figeltchen.*

Drei Nane (Nornen) kommen im Rohr  
hervor,  
Sie bringen ein Kind gefangen;  
Sie legten es in ein Trögelchen,  
Es schläft wie ein Regen-Vögelchen.

Vgl. auch das von Fr. Fr. Fronius a. a. O. S. 34 mitgetheilte siebenb.-sächs. Kinderlied:

*Si, si sigelchen  
Der tuéwe flecht e figelchen,  
Hae nédde flaegen de Nonnen,  
Se hatten e Kaendj gefängen,  
Se schmieszent en de bach,  
Dat et alles zerbrách.*

Si, si Siegelchen,  
Dort oben fliegt ein Vögelchen,  
Hier unten fliegen die Nonnen,  
Sie hatten ein Kind gefangen,  
Sie warfen's in den Bach,  
Daß es Alles zerbrach.

Die nächste Verwandtschaft mit den deutschen „Mareien-Liedern“ zeigt unter den hiehergehörigen Kinderliedern der Siebenbürger Sachsen wohl das folgende — meines Wissens bislang unedirte — Liedchen:

*Zuzu, zuzu, reddjen;  
De Baschfrá af den wedjen  
Wál úser részken gekt beschlón,  
Dat wer hedj nó Krúne gón,  
Dó ás en hisch gálden bräck,  
Do fandj Hani uch se gläck;  
Baschfrá git ás sejteltcher,  
Uch en sedán kereltchen.*

Zuzu, zuzu reiten;  
Die Buschfrau auf den Weiden  
Will unser Rößchen gut beschlagen,  
Daß wir heut' nach Kronstadt gehn,  
Da ist eine hübsche goldne Bräck',  
Da find't Hanchen auch ihr Glück;  
Buschfrau gibt uns Schüchen,  
Auch ein seid'nes Kittelchen.

Nach dem Kinderglauben kommen die Kinder von der *Baschmutter*. *Baschfrá*, die sie unter einem großen, dicken Baum im Walde hervorgräbt oder aus ihrem Brunnen, der unter einem großen Baume sich befindet, herauszieht und oft — besonders wenn die Kinder nicht fromm sind — wieder zu sich nimmt. Darum werden auch die Hebammen selbst häufig — wenn auch nur scherzweise — *Bäschmutter* (Buschmutter) genannt. Das sind Alles auf Hel zurückweisende Anschauungen (s. Fr. W. Schuster, Deutsche Mythen aus siebenb.-sächs. Quellen im Archiv d. Ver. f. siebenb. Landeskunde Bd. IX und X, S. 251 und 281 ff.; dies Werk ist für die siebenbürgische und vergleichende Mythenforschung unentbehrlich. Über die drei *Mareien*. *Nornen* überhaupt, die im Siebenb.-sächsischen neben „*Nane*, *Nonne*“ auch „*Wäinjken*“ heißen, s. ebenfalls Schuster a. a. O. S. 76 ff.).

Der Ort, an dem diese Wesen wohnen, liegt nach dem Volksglauben in der Nähe einer Quelle, eines Brunnens oder Baches. Diesen Zug finden wir auch in einem ungarischen Kinderliede, das unter den Siebenbürger Szeklern verbreitet ist; es lautet in genauer Übersetzung also:

heida, heida auf nach Kronstadt!	Und ganz nah' in Angyalos
oben unser Roß verloren,	Fließt ein klares Brännlein, —
wollen uns ein neues kaufen,	Sitzen dort drei Fräulein,
und dazu auch gold'ne Sporen,	Hält das eine ein Kindchen,
dann wird's rascher laufen!	Das andre schneidet Weiden
heida, heida auf nach Kronstadt!	Für den Hintern, hopp, hopp, hopp!
ei! da steht ein Schloßlein,	Und das dritte spinnet Seide,
und nicht weit in Sepsi-Szent-György	Spinnt für dich den neuen Rock!
steht ein gold'nes Häuschen,	Hopp, hopp, hopp!

Merkwürdig ist der Umstand, daß in der ungarischen Volksdichtung überhaupt drei Nornen als solche nicht erwähnt werden, und ich bin geneigt, obiges Kinderlied der Szekler eben deswegen für eine Entlehnung aus dem Deutschen, resp. Sächsischen zu halten. Vielleicht ist dies Lied einem verlorenen sächsischen nachgebildet worden. Immerhin bleibt seine Zusammenstellung recht interessant, der eben nur der Zug vom „Seil, goldener Brücke“ abgeht. Diese drei Fräulein glaube ich auch in folgender Sage der Siebenbürger Szekler wiederzufinden.

„Vor vielen, vielen Jahren lebte ein Ritter, der war gegen seine Untergebenen gar strenge und hartherzig. Seine eigene Gattin hatte er einmal in seinem Zorn zu Tode geprügelt, und seine drei wunderhübschen Töchter behandelte er schlechter denn Hunde. Da traf es sich einmal, daß der böse Ritter in eine gar ferne Stadt zog, um sich von da eine Gattin zu holen. Bevor er abzog, sprach er zu seinen Töchtern: „Allen Hanf, der sich am Aufboden des Hauses befindet, müßt ihr bis zu meiner Rückkehr gesponnen haben, sonst lasse ich jede von euch an einen Baum binden und dann zersägen.“ Also sprach der Rittersmann und zog von dannen. Seine armen Töchter weinten nun Tag und Nacht, denn sie wußten nicht, wie sie den vielen Hanf aufspinnen sollten. Da traf es sich einmal, daß die drei Fräulein spät in der Nacht noch spannen und weinten, als sich die Thüre der Stube öffnete und ein riesiger schwarzer Stier hereintrabte. Klitten im Hanfstoß, der am Boden lag, blieb er stehen, nahm einen Bund nach dem andern auf seine Hörner, und während er seinen Hals von rechts nach links beständig bewegte, verwandelte sich der Hanf sofort in die schönste Leinwand. Das eine der drei Fräulein kletterte nun schnell auf den Aufboden hinauf und reichte ihrer Schwester, die auf der Leiter stand, einen Hanfbund nach dem andern herab. Die mittlere Schwester reichte den Hanf der Jüngsten, die unten in der Stube stand, und diese warf ihn vor den Stier, der mit seinen Hörnern so rasch spann, daß die Schwestern kaum Zeit hatten, ein-

ander den Hanf zu überreichen. Die eine rief stets der andern, diese wieder der dritten zu: „*Nyujtod-e már?*“ („Reichst du ihn einmal her“), um sich gegenseitig zur Eile anzufeuern. Als es dämmerte, spann der Stier noch immer. Aber er war auch schon sehr müde, denn so oft er den Hals von rechts nach links bog, da flog ihm stets der Speichel in langen Fäden zum offenen Fenster hinaus und schwebte als glänzender Faden in der Luft fort. Diese Fäden sieht man auch jetzt noch im Herbste in der Luft schweben, und wir nennen sie eben: „*ökörnyál*“ (Ochsenspeichel). Gegen Mittag war der gesammte Hanf aufgesponnen, und da stürmte der Stier auf die drei Jungfrauen los und warf sie in die Luft: die eine fiel oben auf dem Gebirge neben einer Quelle auf die Erde, die andere fiel auf einen Acker, und die dritte fiel auf einen hohen Baum. Jede sitzt nun seit vielen Jahren auf ihrer Stelle und spinnt den „Ochsenspeichel“; aus dem Gespiast verfertigen sie dann Hemden, und wer ein solches findet und am Leibe trägt, der ist in Allem glücklich. An der Stätte, wo das Haus des Ritters gestanden, hörte man lange Jahre hindurch allnächtlich den Ruf erschallen: „*Nyujtod? nyujtod-e már?*“ Und als mit der Zeit sich daselbst Leute ansiedelten, nannten sie das Dorf „*Nyujtod*“<sup>1)</sup>...

Diese Sage erinnert uns an das Zauberhemde und Nothhemde der deutschen Mythe, das Jungfrauen woben, um Kämpfer fest und unverwundbar zu machen. In solchem Zusammenhange nennt man in Deutschland die im Herbste über das Feld schillernden Fäden der Feldspinne noch den Marienfaden, den Altenweibersommer, in Westphalen Unser laiwe Frauen Suemer, und die Spinneweben in der Stube heißen sogar Friggers, der Göttin Fria Gewebe“ (Rochholz a. a. O. S. 142; s. Woeste in Wolfs Ztschr. 2, 96). Dem Volksglauben der Siebenbürger Armenier gemäß webt die „Glücksfrau“ dem Kinde, das in der Stunde geboren wird, wo sie ihr eigenes Kindlein, den „Zufall“, säugt, aus ihrem Speichel ein Glückshemd. Man legt daher jedes Kind vor der Taufe an einen Ort, wohin der Mond scheint, und entfernt sich aus dem Zimmer, damit die Glücksfrau ihm ungestört das „unsichtbare Glückshemd“ anziehe, das es dann sein Lebelang unbewußt an hat, um nun in allen seinen Handlungen vom Glück begünstigt zu werden. Nach dem Glauben der Siebenbürger Rumänen ist es gut, wenn man von der Nabelschnur des Kindes ein Stückchen bei zunehmendem Mond in den Garten wirft; dann kommen die „guten Frauen“ und weben das Stückchen zu einem „Glücksfaden“; sie weben

<sup>1)</sup> Im Südosten Siebenbürgens.



so lange, bis daß ihn die „dritte“ abschneidet: „dann ist es aus dem Glücke des Menschen!“

Auch ein Kinderlied der Siebenbürger Zeltzigeuner gehört in den Kreis der „drei Mareien“. Das „goldene Seil“ umspannt auch hier die Grenzen der engeren Heimat. Der unedirte Originaltext dieses Kinderliedes lautet — so wie ich denselben 1883 in der Gegend von Hermannstadt aufgezeichnet habe — also:

<i>o báro Sibineske</i>	<i>Keshályi les kerelás,</i>
<i>ír cerchá hin dádeske;</i>	<i>Rúciye líšperpelás.</i>
<i>ál e cerchá beshás,</i>	<i>Pál sheloro Orláforos</i>
<i>Reshnáre grástárás;</i>	<i>Sár e bárvál grástárás;</i>
<i>Reshnáre sheloro</i>	<i>Te o phánro urípen</i>
<i>shukár somnákuno;</i>	<i>Odoy yon den sík ámen.</i>
<i>ro hin may shukár,</i>	<i>Kiyá sheloro shukár,</i>
<i>ráiyá, tu sityár!</i>	<i>Oh gráiyá, tu sityár! <sup>1)</sup></i>

Die genaue Übersetzung desselben lautet:

der Haid' von Hermannstadt,	<i>Keschalyi</i> hat es gemacht,
des Zelt dein Vater hat;	Es gewoben über Nacht.
dem Zelte sitzen wir,	Auf dem Seil nach Orlat hin
und reiten weg von hier,	Mit den Winden wir dann ziehn,
und hin nach Reschinar,	Kleider schön aus Seiden
gemacht aus Gold, so klar,	Schenkt man uns dort Beiden.
und langes, langes Seil;	Wollen hin zum gold'nen Seil,
o mein Pferdchen, eile, eil'!	Hopp, mein Pferdchen, eile, eil'!

Die *Keschalyi* sind Feen, die verdammt sind kinderlos zu leben. Sobald eine *Keschalyi* ein Kind zur Welt bringt, so stirbt dasselbe gar bald. Dann flieht die trostlose Mutter hinauf ins Gebirge, sie auf einsamen Felsen in unzugänglichen Schluchten regungslos und ihr meilenlanges Haar im Winde wehen läßt, wodurch der Wind entsteht, der zigeunerisch neben *nebulo* auch „*bál Keschályákri*“ (Wind der *Keschályi*) heißt. Stirbt ein Mann, den eine *Keschalyi* betagt hat, da reißt sie sich in ihrem Gram Haare vom Kopfe, wann als Sommerfäden (zig. *brigá Keschályákri*, Gram der *Keschalyi*) die Gefilde schweben, Kinderlose Weiber der Zigeuner, die sich dies wünschen, sammeln solche Fäden und verzehren sie mit ihrem Tode zusammen, und zwar bei zunehmendem Monde, wobei der Wind gemurmelt wird:

<sup>1)</sup> Was die Orthographie anbelangt, so entspricht c = tsch, ç = ch, j = dech, k, sh = sch, y = f (s. meine „Sprache der transsilvanischen Zigeuner“, Leipzig 8. 3).

*Keshályiyá lisperpen,  
Cin páni hin andre len!  
Mángávás pál bolyipen,  
Káná lolo sheloro  
Mende tumen lisperpen  
Vásh rákleske, ko ávlá  
Mende, oh Keshályiyá!*

Ihr Keschalyi spinnet, spinnt,  
Bis noch Wasser in den Bächen rinnt!  
Euch zur Kindstauf' wir einladen,  
Wenn den rothen Glücksfaden  
Ihr gesponnen, ihr gesponnen  
Für das Kind, das wir gewonnen  
Haben von eurer Gnad', ihr Keschalyi.

Der hier erwähnte „rothe Glücksfaden“ ist nicht identisch mit dem im vorhergehenden Kinderliede erwähnten „langen, goldenen Seil“. Letzteres erscheint nur dem Geliebten der Keschalyi und zeigt ihm den Weg zu derjenigen, die in Liebe zu ihm entbrannt ist. Wenn aber eine Keschalyi einem Kinde „Glück für das ganze Leben“ verleihen will, so spinnt sie den „rothen Glücksfaden“, den sie dann als rothes Striemchen am Halse des Bevorzugten erscheinen läßt (vgl. Rochholz a. a. O. S. 147). Ein solches rothes Striemchen brachte auch der Stammvater eines der vier Zeltzigeunerstämme Siebenbürgens, des Leila-Stammes, bei seiner Geburt mit auf die Welt, woher er den Beinamen „Lolo“ (der Rothe) erhielt. Die Stammsage der Leila, die in mancher Beziehung zum Kreis der „drei Marsien“ zu rechnen ist, lautet im Originaltext, so wie ich denselben nach der Erzählung des gegenwärtigen Wojwoden des Stammes, Namens Paul Csutak, zubenannt „der Großfuß“, im Jahre 1886 gehört habe, also:

„Andre but sel bershá jidelás pál yek bes yeká máy shukár ráklyi. Yoy ráklyi báre thágáreskro ávlás. Káná leskre dád merelás, leskre perál te leskro romni lá trádená; e romni ná kámelás, the andre them shuká-reder romni the ávlás sár yoy. E shukár ráklyi gelyás ándro cááro themákri, te odoy pál yek báro bes andre eigné çev beshélás. Bibáctáles jidelás yevená besheskro te buter andre bokh máy merelás. Vucoyes andre besh beshend trin Keshályiyá, ke butvár pro besh dikhená te dikhená, so e ráklyi kerel. Atunci penelás yeká Keshályi kiyá leskre pceñenge: „Core ráklyáke hin misec jidipen; yoy may bokháles! Mire bála andre them telebicá; yoy bála cá te kerel yek rákles, ko pro láke gindidárel!“ Te Keshályi bála telebicelás te ádá cávelas sik e ráklyi; átunci penelás: duyte Keshályi: „Me kerel, hoy yeká somnákune leñori the ávelás ángál çen te yek somnákuno ruk odoy th' ávelás, ko sáke yevá limákri bárel!“ — „Te me“, penelás tríte Keshályi, „me kerel, hoy rákleske, káná yov má-nush hin, ná táysá báçt hin!“ May voyikerelás e core ráklyi, káná ávre jivese ángál çev somnákune leñori te yek somnákune ruk dikhelás. Atunci láke ávlás bute cabená te e páni somnákune leñorákri ávlás legfoder mol. Te átunci e ráklyi kerelás yek rákles, káske pro kor yek lolo sheloro ávlás. Te e ráklyi jánelás, ko láke ráklás kerdýás! Káná yoy rákles

*andre páni somnakune leñorákri tovelas, yekvár shukár ráklo ávlás. Te rá butvár voyipen ávlás! O perál ráklyákri áshunelás, hoy e pçen Leila beshel kiýá somnakune leñori te somnakuno ruk. Yov bicelás ketánd odoy te ádd pál mol somnakune leñorákri mátovená. Te mátes mudárend Leila; leskre ráklo may merelás. Yov andre lime jídlás te romñi lelás te ráklen; yov átunci penelás kiýá mánuhenge: „Kámdv, the men Leila ándáphenen, hoy ándvá dáýákri táysá jidel!“ Te ámen káde kerás te ájes ándáphenen men: e Leilá . . . . .“*

Die genaue deutsche Übersetzung lautet:

„Vor vielen hundert Jahren lebte am Rande eines Waldes eine wunderschöne Maid. Sie war die Tochter eines mächtigen Königs gewesen. Als ihr Vater starb, da verstieß sie ihr Bruder und dessen böse Frau, die es nicht haben wollte, daß im Lande ein schöneres Weib als sie lebe. Die schöne Maid floh also an die Grenze des Landes, wo sie am Rande eines großen Waldes in einer kleinen Höhle wohnte. Kümmerlich ernährte sie sich von den Früchten des Waldes und war oft nahe daran, vor Hunger zu sterben. Hoch oben im Gebirge da wohnten auch drei Keschalyi, die oft ins Thal hinabblickten und dem Treiben der Maid zusahen. Da sprach einmal die eine Keschalyi zu ihren Schwestern: „Die arme Maid hat ein gar schlechtes Leben; sie ist sehr hungrig! Ich werde einige meiner Haare zu ihr hinab ins Thal fallen lassen; sie wird diese Haare verzehren und dann einen Sohn zur Welt bringen, der wird für sie sorgen!“ Während die Keschalyi einige Haare hinabfallen ließ, welche von der Maid sogleich verzehrt wurden, sprach die zweite Keschalyi: „Ich werde bewirken, daß ein goldenes Bächlein vor ihrer Höhle fließe und ein goldener Baum ebenda wachse, der alle Früchte der Welt tragen soll.“ — „Und ich“, sprach die dritte Keschalyi, „werde schon sorgen, daß es dem Kinde, wenn es zum Manne erwachsen, nicht immer gut ergehe!“ Wie freute sich die arme Maid, als sie am nächsten Morgen ein goldenes Bächlein vor ihrer Höhle fließen und einen goldenen Baum stehen sah. Nun hatte sie Speisen in Fülle, und das Wasser des goldenen Bächleins schmeckte wie der allerbeste Wein. Da gebar eines Tages die Maid ein Knäblein, das ein rothes Striemchen am Halse hatte. Nun wußte die Maid, wer ihr das Kind bescheert habe! Als sie es im Wasser des goldenen Bächleins badete, da wuchs es auf einmal zu einem schönen Jüngling heran. Doch nicht lange sollte die Freude der Beiden dauern! Der Bruder der Maid hatte erfahren, daß seine Schwester Leila in einer Höhle wohne, wo ein goldenes Bächlein fließe und ein goldener Baum stehe. Er

schickte seine Soldaten hin, und diese berauschten sich vom Weine des goldenen Bächleins. In ihrem Rausche tödteten sie Leïla, deren Sohn nur mit Mühe dem Tode entrann. Er floh in die Welt, und als er geheiratet hatte und Kinder besaß, sprach er zu seinen Leuten: „Wir wollen uns Leïla nennen lassen, damit der Name meiner Mutter ewig lebe!“ Und wir haben es gehalten, denn auch noch heute heißen wir die Leïla . . . . .“

Dies die Stammsage der Leïla, die — wie schon bemerkt — durch die Züge, die sie eben enthält und die sich leicht aus der ganzen Darstellung herauschälen lassen, mit in den Kreis von den „drei Mareien“ zu zählen ist.

Zum Schlusse erlaube ich mir nur noch eine kleine Bemerkung. In den von Rochholz mitgetheilten Liedern heißt es zum Schlusse:

z'morge-n-am drü  
chömmet drei Mareie,  
die eint spinnt Side,  
die ander schnäffet Chrïde,  
die dritt schnidet Haberstrau:  
s'hüet mer Gott mis Chindli au!

Rochholz hat nun das Wort *Chrïde* als = Falschheit und Streit gedeutet (a. a. O. S. 148) und, wie ich glaube, wohl ganz richtig. „Die Chrideschnatzlerin bringt Hader und Verdruß zwischen die Freunde.“ In meiner Schülerzeit am Honterusgymnasium zu Kronstadt nannten wir einen feigen, unverträglichen Jungen einen „Kreidenscheißer“; im Siebenbürgisch-sächsischen bedeutet *sech bekrïden* = sich ängstigen, bekümmern.

MÜHLBACH (Siebenbürgen), 20. Februar 1888.

Dr. HEINRICH v. WLISLOCKI.

### Mittheilungen.

Karl Weinhold ist als Nachfolger Müllenhoffs nach Berlin berufen, Eduard Schröder in Berlin zum Nachfolger Zuche's in Starburg ernannt worden.

Prof. H. von Waldberg in Czernowitz ist an die Universität Heidelberg übersiedelt; ebenda hat sich Herm. Wunderlich als Privatdocent für deutsche Sprache und Literatur habilitiert.

† am 17. Januar zu Lichtenfelde bei Berlin im Alter von 72 Jahren Prof. Dr. Ludwig Herrig; am 22. Januar in Halle Prof. Dr. Karl Else im Alter von 67 Jahren; † am 31. Januar in Oxford Prof. Dr. Guðbrand Vigfussen im Alter von 58 Jahren.

# ÜBER DEN URSPRUNG DES HÖFISCHEN MINNESANGES UND SEIN VERHÄLTNISS ZUR VOLKSDICHTUNG.

(Schluß.)

## Capitel III.

Werth des Aufsatzes von A. Berger über „die volksthümlichen Grundlagen des Minnesanges“ für die Frage nach dem Zusammenhange zwischen diesem und der Volksdichtung.

Wenn ich der Meyer'schen Sammlung eine so eingehende Behandlung habe zukommen lassen, wie es geschehen ist, so hat mich dazu vor Allem der Umstand bewogen, daß ich fürchtete, Mancher möchte sich durch den imponierenden Umfang derselben vielleicht bei nachlässiger Prüfung der Einzelheiten dazu bestimmen lassen, der Ansicht Meyers beizutreten, ohne sich selbst recht klar über die Consequenzen zu werden, die er damit zu den seinigen macht.

Ich hatte zu dieser Befürchtung umsomehr Recht, als es in dem so umfangreichen Aufsätze Meyers durchaus an einer Übereinstimmung unter dem anfangs Behaupteten, dem beim versuchten Beweise ins Auge Gefaßten und dem Resultate fehlt.

Obendrein zeigte mir der Aufsatz A. Bergers<sup>1)</sup> bereits die ersten schädlichen Folgen oder Einflüsse der Meyer'schen Arbeit.

Berger sagt selbst, er theile die Ansichten, die den „scharfsinnigen Untersuchungen von Richard M. Meyer“<sup>2)</sup> zu Grunde lägen; er schließe sich ihnen „vollständig“<sup>3)</sup> an; er theile den Standpunkt jenes „in allem Wesentlichen“<sup>4)</sup>. Nun: zu „allem Wesentlichen“ gehört doch jedenfalls auch das Gesamtergebnat; welches dies ist, haben wir bereits mehrfach bestimmt zum Ausdruck gebracht.

Daß Berger sich zu ihm bekenne, erfahren wir eigentlich nur daraus, daß er uns dessen verschiedentlich am Anfange und Ende seiner Untersuchungen versichert. Aus diesen selbst, aus den zum

<sup>1)</sup> Ztschr. f. d. Phil. XIX, S. 440—486.

<sup>2)</sup> ib. S. 441.

<sup>3)</sup> ib. S. 473.

<sup>4)</sup> ib. S. 441.

Beweise verwandten Mitteln mußte man auf eine andere Behauptung schließen. Er vergißt offenbar — ganz wie oft Meyer — im Gange seiner Abhandlung zu Zeiten, was er sich zum Ziele gesetzt hat. Er beweist; aber er beweist nicht mehr, was er behauptet hat. Er gibt uns sein Resultat; aber dieses ist in Wahrheit nicht dasselbe, zu welchem ihn seine Untersuchungen geführt haben.

Doch ich habe dies im Einzelnen darzuthun.

Fragen wir uns zunächst nochmals: Was wollte Meyer mit seiner Stellensammlung, was will jetzt A. Berger, sich ihm „vollständig“ anschließend, beweisen? Nicht nur, daß es „eine große Menge lyrischer Verse, die durch ganz Deutschland im Volke fortlebten, 'Blumen, wie sie überall aus der Erde hervorbrachen und nur zu Sträußen zusammengebunden zu werden brauchten',<sup>1)</sup> gegeben habe; sondern auch, daß eben die Vertreter des Minnesanges diese „Blumen“ in den „Sträußen“ zusammengewunden haben, die wir in ihren Liedern besitzen; daß also jene Sträuße der Volksdichtung denen der ritterlichen Poesie ähnlich oder gleich gewesen seien: d. h. daß Charakter und Aussehen der „verloren gegangenen Volksdichtung“ im Großen und Ganzen dieselben gewesen seien.

Das ist in bestimmter Fassung das, was Meyers Untersuchungen und somit auch Bergers als Ziel aufstellen.

Während nun Meyer in seinem Aufsätze gewöhnlich von Lieberlyrik oder wenigstens Lyrik, worunter er dasselbe versteht, spricht, ist bei Berger zum großen Theile nur von Volksdichtung überhaupt die Rede.

Er verspricht „eine Reihe von charakteristischen Eigenthümlichkeiten der Volkspoesie, die sich im Minnesang wiederfinden“ zu behandeln, dann „eine Anzahl von Vorstellungen, Bildern und Gleichnissen“ zusammenzustellen, „die aus volksthümlicher Dichtung stammen“ und endlich „gnomische Elemente“ und eine Reihe syntaktischer, stilistischer und metrischer Beobachtungen „uns vorzuführen, an denen ein Einfluß der Volkspoesie deutlich wird“<sup>2)</sup>.

Schon dies Programm zeigt zur Genüge, daß das anfangs gesteckte Ziel bereits ein sehr verschwommenes geworden ist, was bei der Prüfung der einzelnen Abtheilungen noch deutlicher darthun soll.

Zunächst sehen wir die „Epische Situation“<sup>3)</sup>, die sich im Minnesange wieder findet, als Beweis aufgeführt. Was läßt sich aber damit anfangen?

<sup>1)</sup> cf. Berger a. a. O. S. 472 und R. M. Meyer a. a. O. S. 208.

<sup>2)</sup> Berger a. a. O. S. 442.

<sup>3)</sup> ib. 443—444.

Soll daraus, daß auch in unseren Volksliedersammlungen „die episch-lyrische“ Form als Lieblingsform der Volksdichtung zur Geltung kommt, etwa geschlossen werden, daß der höfische Minnesang eben dies aus volksthümlichen Liebesliedern geschöpft, gerade solche in diesem Punkte nachgeahmt haben müsse?

Soll daraus dann weiter gefolgert werden können, daß es eine derartige Volksliebeslyrik gegeben haben müsse, daß der höfische Minnesang als naturgemäßes nächstes Entwicklungsproduct zu demselben zu betrachten sei?

Beides sollte doch schwerlich möglich sein. Dem Minnesang gaben natürlich ebenso gut wie den späteren Volksliedern die lange bestehende epische Dichtung und ihre dem Lyrischen sich zuneigenden Weiterbildungen ein Mittel an die Hand, welches naturgemäß in der Volkspoesie wie der Kunstdichtung angewendet, von jener bevorzugt, von dieser mehr vernachlässigt worden ist.

Den höfischen Epen ihr Theil an dieser Einwirkung abzusprechen, haben wir natürlich durchaus kein Recht, ohne daß wir jedoch beanspruchen wollten, ihren Einfluß in den Vordergrund gestellt zu sehen.

Es mag immerhin die Volkslyrik in diesem Punkte vorangegangen sein, durch ihr Beispiel gewirkt haben: Schlüsse, wie Meyer-Berger sie sammt den nothwendigen Folgerungen zu einem Gesammtresultate zusammenfassen, gewinnen dadurch keine Berechtigung.

Mit der Besprechung dessen, was Berger<sup>1)</sup> über die „Natureingänge“ bemerkt, darf ich wohl die der Auseinandersetzungen Meyers über den gleichen Gegenstand verbinden.

Vor Allem wiederhole ich: „daß es Lieder gegeben habe — Frühlings-, Sommer-, Winter- und Tanzlieder — habe ich nirgends bestritten; daß in diesen Liedern der Volkspoesie Natureingänge üblich gewesen seien, gebe ich gleichfalls zu (sichergestellt ist es aber vorläufig durch nichts!), daß den Minnesingern solche Lieder bekannt gewesen sein werden, läßt sich gewiß nicht in Abrede stellen: daß aber diese Lieder sammt ihren Natureingängen dem Minnesang als Muster, als Vorbilder gedient haben sollen; daß durch sie der „plötzliche Aufbruch“ der höfischen Poesie sich sollte erklären lassen — das leugne ich entschieden.

Wenn dies der Fall sein sollte, so müßten es nicht gerade die späteren Dichter sein, nicht gerade die Dichter, die sich geflissentlich

<sup>1)</sup> a. a. O. S. 444 f.

<sup>2)</sup> Meyer a. a. O. S. 192 f.

der Volkspoesie näherten, wie Walther und Neithart, bei denen die Natureingänge vornehmlich sich fänden.

Daß natürlich dem Minnesinger, dem die Poesie des Volkes auch an die Ohren drang, die leichten Verse, die er gehört hatte, im Bewußtsein blieben; daß er in gleicher Weise gelegentlich auch selbst einmal sein Lied begann, obgleich er dazu gewiß der Vorlage nicht bedurft haben würde, ist ganz denkbar.

Daß aber gerade in den Anfängen des Minnesanges, also zu der Zeit, da er noch der „bäurischen Stegreifdichtung“ — wie Meyer will — gleich war; da er ihre Verse noch zu Liedern zusammensetzte; da er sich, noch „die alte Art fortsetzend, langsam aus ihr erhob“: daß gerade damals der Natureingang selten genug ist; daß gerade dies als charakteristisch für gewisse Volkslyriksarten Bezeichnete nicht überwiegt, sondern gleich im ersten Anbeginn dem conventionellen Frauendienste weicht: scheint mir gerade ein Beweis dafür zu sein, daß der Minnesang als Entwicklungsproduct der Volkslyrik nicht zu betrachten sei<sup>1)</sup>.

Was Berger dann weiter über das „Naturgleichniß“<sup>2)</sup>, über „Mythologisches“<sup>3)</sup>, „Liebesgrüße“ und „Wunschlieder“<sup>4)</sup>, „Verwünschungen“<sup>5)</sup>, „Gnomisches“<sup>6)</sup>, „Einzelne Bilder und Anschauungen“<sup>7)</sup> und „Rechtsalterthümer“<sup>8)</sup> sagt, führt uns auch zu keinem Resultate.

Er beweist damit nur, daß der ritterliche Dichter ein Kind seines Volkes war, mit den herkömmlichen Anschauungen, den Gebräuchen und Sitten des Volkes, auch seinem Sange bekannt; daß in ihm auch der ganze im Laufe der Jahrhunderte gesammelte Schatz von Wendungen, Bildern und sprichwörtlichen Redensarten lebte; keineswegs aber, daß der ritterlichen Dichtung eine ihr ganz ähnliche Volkspoesie vorausgegangen sei (wie sie Meyer bestehen lassen will), aus deren Versen die ersten Lieder der Minnesinger zusammengesetzt seien.

Von Bergers sonstigen Ausführungen habe ich nur noch des „Metrischen“ zu gedenken.

Wir finden bei ihm<sup>9)</sup> eine größere Menge von Versen der älteren

<sup>1)</sup> Über die Entlehnung der Natureingänge aus classischen Mustern hier zu handeln würde mich zu weit führen.

<sup>2)</sup> Berger a. a. O. S. 445—448.

<sup>3)</sup> ib. S. 449—451.

<sup>4)</sup> ib. S. 451—453.

<sup>5)</sup> ib. S. 453.

<sup>6)</sup> ib. S. 457

bis 464.

<sup>7)</sup> ib. S. 464—466.

<sup>8)</sup> ib. S. 467.

<sup>9)</sup> Berger a. a. O. S. 473 ff.



Minnesinger und der CB als „stabreimende Langzeilen und Halbzeilen“ zusammengestellt.

Wie er selbst sagt, will er damit darthun, daß der Sinn für die Alliteration noch nicht bei den ritterlichen Dichtern erloschen war. Er macht gar keinen Anspruch darauf, daß die angeführten Zeilen als mit den „feineren Regeln“ der bewußten Kunstform übereinstimmend angesehen werden sollen; er gibt zu, daß solche allitterierenden Zeilen sich dem Dichter unbewußt eingestellt hätten. Er will nur, daß man die Thatsache bestehen lasse.

Ich muß gestehen, daß es mir recht wahrscheinlich dünkt, wenn man annimmt, daß nach der Jahrhunderte langen Übung das Ohr noch fernerhin das feine Gefühl für den Stabreim bewahrt habe; daß das Wohlgefallen an demselben gelegentlich auch zur bewußten Anwendung geführt haben mag.

In den meisten Fällen jedoch — denke ich mir — wird die Alliteration unbewußt sich eingestellt haben; recht oft auch nur auf zufälligem Zusammentreffen beruhen.

Doch selbst für den Fall, den wir übrigens kaum für sehr wahrscheinlich halten, daß die Anwendung der Alliteration zur damaligen Zeit wirklich aus bewußtem Streben hervorgegangen wäre, so würde doch dadurch nichts weiter dargethan, als daß eben eine alte, vornehmlich epische Kunstform noch in der Sprache sich lebendig erhalten hätte.

Was hat aber dies mit dem „plötzlichen Aufbruche“ des höfischen Minnesanges zu thun?

Mir scheint, nicht das Geringste. In einer Hinsicht hält die Berger'sche Abhandlung, was sie verspricht: sie legt Beziehungen zwischen höfischem Minnesang und volkstümlichem Denken, Wesen und Dichten ganz im Allgemeinen und ziemlich ohne Abgrenzung der Zeit dar. Solche Beziehungen aber hat — meines Wissens — noch Niemand ernstlich bestritten.

In Bezug auf die Frage nach dem Ursprunge des höfischen Minnesanges bleibt uns Berger dagegen die Antwort schuldig; oder, wo er sie uns gibt, indem er sich Meyer anschließt, geschieht dies ohne innere Begründung und erwiesene Be-  
rechtigung.

## Capitel IV.

Die *Carmina Burana* und ihr Zusammenhang mit dem  
höfischen Minnesange.

Was Meyer sowohl wie Berger durch ihre Verszusammenstellungen — wie wir glauben nachgewiesen zu haben — vergeblich als Thatsache hinstellen versuchten: nämlich daß der älteste Minnesang als ein Entwicklungsproduct der „verloren gegangenen“ Volkslied-lyrik, dieser in seinen ersten Anfängen also gleich, erst später allmählig von ihr sich abwendend, aufzufassen sei; daß wir uns demnach von dieser verlorenen Volksdichtung, oder vielmehr Volkslied-lyrik ein richtiges und ziemlich deutliches Bild dadurch machen könnten, daß wir eben den Minnesang in seiner Anfangsgestalt uns vor Augen führten: das alles soll sich endlich aus den *Carmina Burana* erweisen lassen.

In ihnen glaubt nämlich Meyer eine ergiebige Fundgrube für solche Liedlein zu besitzen<sup>1)</sup>, wie sie ihm als Vorstufe für den höfischen Minnesang nöthig scheinen; das heißt: Lieder, Lieberlieder ähnlich oder gleich den Erzeugnissen des Minnesanges und dabei volksthümlichen Charakters.

Von den erhaltenen deutschen Strophen weist er selbst als für seinen Zweck nicht brauchbar eine Anzahl zurück<sup>2)</sup>.

Zunächst 129<sup>a</sup>, da es nicht lyrisch sei<sup>3)</sup> und auch keine lateinische Entsprechung habe<sup>4)</sup>; ferner 98<sup>a</sup>, 100<sup>a</sup>, 101<sup>a</sup>, 102<sup>a</sup>, 103<sup>a</sup>, 104<sup>a</sup>, 116<sup>a</sup>, 126<sup>a</sup>, 132<sup>a</sup>, 133<sup>a</sup>; 139<sup>a</sup>, 143<sup>a</sup>, 165<sup>a</sup>, 166<sup>a</sup> als nicht altvolksthümlich wegen Reinheit der Reime oder Reimkünstelei; ferner 109<sup>a</sup>, 117<sup>a</sup>, 125<sup>a</sup>, 140<sup>a</sup>, 163<sup>a</sup> als nicht formelhaft; ferner 111<sup>a</sup>, 124<sup>a</sup>, 135<sup>a</sup>, 144<sup>a</sup> als nicht volksthümlich wegen ihres Inhaltes; endlich 105<sup>a</sup> gleichfalls wegen seines Inhaltes.

Es bleiben also zunächst noch folgende mit dem Ansprüche auf Alter und Volksthümlichkeit versehen übrig und kommen demnach zur Besprechung ungefähr chronologisch geordnet:

vor 1160: 108<sup>a</sup>,  
vor 1180: 112<sup>a</sup>,  
vor 1190: 127<sup>a</sup>, 134;

<sup>1)</sup> ib. S. 177.

<sup>2)</sup> ib. S. 179.

<sup>3)</sup> Wie Meyer dieses Gedicht — es ist das bekannte *Swas hie gat unde* — „nicht lyrisch“ nennen kann, ist mir ganz unfaßbar. Sollte er vielleicht hier mit „lyrisch“ ritterliche Lyrik meinen? Dann müßte ich ihm allerdings sehr Recht geben.

<sup>4)</sup> Er prüft nämlich die Strophen zugleich auf ihre Originalität gegenüber den Lateinischen.

unbestimmt aber möglicherweise älter sind ferner die Strophen 107<sup>a</sup>, 136<sup>a</sup>; jünger, aber nicht über den Rietenburger hinauszuweisen sind 141<sup>a</sup>, 100<sup>a</sup>, 115<sup>a</sup>, 142<sup>a</sup>.

Ich beginne mit 108<sup>a</sup> = MF. 3, 7<sup>1)</sup>:

Were diu werlt alle min  
von deme mere unze an den Rin,  
des wolt ih mih darben,  
daz diu chünegin von Engellant  
lege an minen armen.

Meyer hält diese Strophe mit Martin<sup>2)</sup> „wegen der Anspielung auf die Königin von England“ und „der Frechheit der ganzen Stelle zwar nicht für ein altes Volksliedchen, sondern vielmehr für die Originaldichtung eines Fahrenden<sup>3)</sup>“;

doch aus den darüber verzeichneten lateinischen Strophen 108 glaubt er eine, 108, 4, als Umbildung eines alten Liedchens erweisen zu können.

Die Strophe lautet:

Late pandit tilia  
frondes, ramos, folia,  
thymus est sub ea  
viridi cum gramine,  
in 'quo' fit chorea.

Meyer reißt diese Verse aus ihrem Zusammenhange heraus, erklärt sie für die lateinische Umbildung eines deutschen Tanzliedchens, und das ganze Gedicht für eine Compilation.

Stichhaltige Gründe für seine Behauptung bringt er freilich nicht.

Ihm erscheint die Strophenfolge innerhalb des Gedichtes unrichtig. „Auf Frühlingseingang und Aufforderung zum Gesange folgen zwei Strophen voll Nachahmungen von Vogelstimmen; danach heißt es dann: *Pulchre cantant volucres* — eine unmögliche Zusammenfassung dieser zwei Strophen in eine Zeile. Die beste Ordnung entsteht dagegen, wenn wir Strophe 4 (Schmeller: Strophe 3) an Strophe 1 anrücken: die formelhafte Angabe des Vogelgesangs setzt den Natureingang in ganz regelrechter Weise fort.“ So sagt Meyer. Daß er Recht hat, glaube ich nicht.

Ich halte die überlieferte Strophenfolge für die einzig richtige. Gedanke schließt sich leicht an Gedanke: Kommt, laßt uns singen,

<sup>1)</sup> Meyer a. a. O. S. 180 ff.

<sup>2)</sup> Nach mündlicher Besprechung, wie er sagt.

<sup>3)</sup> Scherer, Deutsche Studien II, 7 (441).

denn Alles ist wieder grün geworden<sup>1)</sup>. Schon in der Morgenfrühe singt die Lerche etc.<sup>2)</sup>. Ja! die Vögel singen schön, die Erde strahlt in farbigem Glanze, von Wohlgeruch ist Alles erfüllt<sup>3)</sup>, die Linde breitet ihre Äste aus, unter dem Grase sprießen die Blumen hervor, ein Tanz hebt sich an<sup>4)</sup>; dazu rieselt mit lieblichem Murmeln ein Bach durch das Gras: kurz der Platz ist ganz herrlich, zumal ein sanfter Wind sich gerade recht angenehm erhebt<sup>5)</sup>.

Was an diesem Zusammenhange nicht in Ordnung sei, in wiefern man nach Strophe 2 (bei Schmeller) „*Pulchre cantant volucres*“ als „eine unmögliche Zusammenfassung“ der zwei vorausgegangenen Strophen ansehen soll, leuchtet mir nicht ein, umsoweniger, da Meyer nicht ein einziges beweisendes Wörtchen seiner kurzgefaßten Behauptung anzufügen für nöthig hält.

Recht klar ist mir dagegen geworden, daß Meyers Anordnung ganz zwecklos ist und weit eher der Erklärung bedürftige Gedankensprünge zumuthet. Er will also die Strophe 3 (bei Schmeller) an Strophe 1 (also hinter *prata, rus et nemus*) angefügt haben und dann die Strophen *mane garrit alandula* und *hirundo jam finsat* folgen lassen.

Was gibt aber das für einen Zusammenhang? Der vorhandene wird geradezu zerrissen:

Strophe 1: Kommt laßt uns singen, Alles ist grün.

Strophe 2: Schön singen die Vögel, die Erde steht in Farbenpracht, Wohlgeruch überall.

Strophe 3 u. 4: Es singt die Lerche in der Frühe etc.

Strophe 5: Die Linde breitet ihre Äste aus etc. etc.

Ich denke, das Gezwungene dieser Ordnung liegt auf der Hand. Das, was zusammengehört, Naturschilderung und Naturschilderung, Vogel-sang und Vogelsang sind glücklich getrennt; das ganze Gedicht, um seinen einheitlichen Charakter gebracht, macht nun einen unfertigen Eindruck.

Und wozu das Alles? Um die Strophe *late pandit tilia* herausreißen und für Nachbildung erklären zu können. Die Strophe gehört fest in den Zusammenhang hinein. Grund, sie für Neubildung zu halten, ist nicht vorhanden.

So wenig wie *viridi gramine*<sup>6)</sup> etwas beweist, hat die Nennung

<sup>1)</sup> *Musa venit* — *rus et nemus*. Strophe 1, Vers 1—5.

<sup>2)</sup> *Mane garrit* — *nemora vernata*. Strophe 1, Vers 6—10 und Strophe 2.

<sup>3)</sup> Strophe 3. <sup>4)</sup> Strophe 4. <sup>5)</sup> Strophe 5.

<sup>6)</sup> Wenn Meyer übrigens selbst weiß, daß die Formel *viride gramen* sich „auch in ursprünglichen Vagantenliedern (so 66, 5)“ findet, so hätte er sie nicht erst zum Beweise für den deutschen Ursprung anführen sollen. Es ist doch völlig zwecklos.

der *tilia* irgend welchen Werth, sobald dadurch Nachbildung darzu-  
thun beansprucht wird. Man kann daraus nur erkennen, daß der  
Vagant nicht immer sklavisches und gedankenlos seinem herkömm-  
lichen Phrasenschatze sich anbequemte, sondern daß er auch — was  
doch so ungemein natürlich ist — gelegentlich seiner Umgebung,  
dem Volksbewußtsein Rechnung zu tragen verstand<sup>1)</sup>.

Nun ist freilich Meyer auch nicht entgangen, daß Strophe 2  
(1<sup>b</sup> Schmeller) und 3 (2 Schmeller) nach seiner Umstellung nicht  
mehr in den Zusammenhang passen; darum müssen sie interpoliert  
sein. Es würde mich viel zu weit führen, wollte ich mich hier mit  
den weiteren Auseinandersetzungen Meyers befassen<sup>2)</sup>, zumal dadurch  
im besten Falle nur bewiesen werden könnte, daß der Autor allerlei  
Reminiscenzen verwerthet, nicht aber daß er ein Tanzliedchen (näm-  
lich v. 4) nachgebildet hätte.

Doch hätte selbst Meyer in allen seinen Behauptungen über das  
Gedicht 108 vollkommen Recht, was ich bestreite, so würde er damit  
nur die Existenz eines alten Tanzliedchens zur Thatsache gemacht  
haben.

Solch ein Tanzliedchen bedeutet aber nichts für die Behauptung,  
daß der Minnesang aus der Volkslyrik entstanden sei;  
solch ein Tanzliedchen hat auch mit den ältesten erhaltenen Stücken  
des höfischen Minnesanges nicht so viel gemeinsam, daß man sagen  
könnte, solche Liedlein wären die Vorstufe für eine Poesie  
wie die ritterliche Dichtung gewesen.

Bestritten haben wir, das sei nachdrücklich bemerkt, das  
Vorhandensein von Tanzliedern nirgends; im Gegentheil,  
wir legen auf sie einen ganz besonderen Werth, wie wir später noch  
eingehender berichten werden.

Wir kommen zu dem zweiten von Meyer behandelten Stücke  
CB. 112<sup>3)</sup>)

Refl. floret silva undique,  
nach mime gesellen ist mir wê.  
Gruonet der walt allenthalben:  
wa ist min geselle 'alselange'?  
Der ist geriten hinnen,  
owi, wer sol mich minnen?

<sup>1)</sup> Deutsche Tanzlieder werden den Vaganten wohl auch genug um die Ohren  
geschwirlt sein, so daß sie ihnen die Linde geläufig machen konnten, ohne directe  
Nachahmung.

<sup>2)</sup> Ich gedenke über die *Carm. Bur.* in Kürze eingehend zu handeln.

<sup>3)</sup> cf. Meyer a. a. O. S. 185.

Gegen die Ursprünglichkeit der deutschen Strophe gegenüber dem Lateinischen und ihren offenbar lyrischen Charakter habe ich nichts einzuwenden.

Für entschieden im Volke entstanden kann ich die Strophe aber nicht erklären; daran hindert mich sowohl das Latein als auch die Anwendung des Verbums *geriten* in dem gegebenen Zusammenhange<sup>1)</sup>.

Zum Beweise kann ich sie jedenfalls nicht gelten lassen.

Es folgen die Strophen 127<sup>a</sup> und 134<sup>a</sup>. Daß sie hier nicht zum Beweise angeführt werden dürfen, hat Meyer richtig erkannt. Sie stehen beide bereits vollkommen im Kreise des Minnesangs<sup>2)</sup>.

Die Strophen 107 und 107<sup>a</sup> fördern unsere Untersuchung ebenfalls nicht<sup>3)</sup>.

107<sup>a</sup> ist von vornherein aus demselben Grunde, wie die vorigen 127<sup>a</sup> und 134<sup>a</sup> auszuschneiden.

Meyers Beobachtung aber, daß das lateinische Gedicht so viel Formelhaftes zeige, daß man es nicht für eine Originaldichtung halten könne, was durch eine Zusammenstellung ähnlicher Verse darzuthun versucht wird, läßt, Alles zugegeben, höchstens auf einen gewissen Formelschatz des Vaganten schließen, wie man ihn sich immerhin recht gut vorhanden denken mag, ohne daraus einen Vortheil für unsere Besprechung nehmen zu können.

In 136<sup>a</sup> sieht Meyer wieder ein altes Volksliedchen<sup>4)</sup>, und zwar eines der ältesten Art. Damit hat er gewiß Recht. Wenn er aber auch diese beiden Strophen zu Überarbeitungen stempeln will, so hat er meiner Ansicht nach sich auf einen gänzlich falschen Weg begeben.

Seiner Ansicht nach hat das Lied ursprünglich nicht aus den beiden Strophen:

chume, chume geselle min,	Suzer rosenvarwer munt,
ich enbite harte din,	chum un mache mich gesunt,
ich enbite harte din,	chum un mache mich gesunt
chum, chum geselle min.	suzer rosenvarwer munt.

bestanden; ihn stört die Wiederkehr der Zeilen, obgleich er sich der Analogie Walthers (W. 87, 1) wohl bewußt ist.

Der Dichter habe sich die Reime leicht gemacht, sagt Martin; ich glaube nicht darin den Grund der Verswiederholung finden zu dürfen; vielmehr scheint mir dieser in der Melodie gelegen

<sup>1)</sup> cf. oben S. 122 unten. Übrigens bin ich mit der Fixierung des Gedichtes auf die Zeit vor 1180 wegen mangelnder Scheidung stumpfer und klingender Reime durchaus nicht einverstanden. Ich halte das Gedicht für viel später entstanden.

<sup>2)</sup> Meyer ib. S. 185—186.

<sup>3)</sup> ib. S. 186—188.

<sup>4)</sup> ib. S. 188—189.

zu haben und in der Bestimmung des Liedleins, beim Spiel oder Tanz von Paaren gesungen zu werden.

Gerade diese Wiederholung der Verse gibt dem Liede den charakteristischen Reiz, der es zu einem unbeschreiblich anmuthigen, schlichten Erzeugnisse der frühen Volkspoesie macht.

Durch die unmotivirte Meyer'sche Veränderung geht dieser Reiz ganz verloren. Was liegt denn wohl noch von der lockenden und fliehenden Bewegung des Spieles in der einen Strophe, die uns Meyer läßt, nachdem er beide Strophen halbiert und die Hälften zusammengesetzt hat:

Chume, chume geselle min  
ich enbite harte din,  
suzer rosenvarwer munt  
chum und mache mich gesunt.

Der herzige Schalk, der aus jenen beiden Strophen hervorlugt, ist wenigstens glücklich vertrieben.

Ob nun Jemand sich dazu verstehen dürfte, zwischen diesem jugendfrischen Tanz- oder Spielliedchen, dieser neckischen Improvisation einerseits und dem Minnesange der ritterlichen Kreise auch mit Rücksicht auf seine ältesten Zeugnisse anderseits einen derartigen Zusammenhang zu sehen oder auch nur zu empfinden, wie Meyer es verlangt, und wie wir es von seinem einmal eingenommenen Standpunkte aus ja auch zu fordern für nöthig fanden, erscheint doch sehr zweifelhaft.

Ich kann das Gedicht nicht für unsere Besprechung gelten lassen.

Besonderes Gewicht wird auf 141<sup>a</sup> gelegt<sup>1)</sup>. Es soll wiederum ein altes deutsches Volksliedchen sein<sup>2)</sup>.

An eine Nachbildung des lateinischen Gedichtes — wie Martin — denke ich hier nicht. Eher würde mir ein umgekehrtes Verhältniß einleuchten. Ich halte das Gedicht gleichfalls für ein Originallied, und auch der Zeitbestimmung 1175—1180 habe ich nicht gerade mit ausdrücklichem Widerspruche zu begegnen.

Jedoch in einem Punkte bin ich anderer Ansicht: ich halte es für entstanden unter der Voraussetzung der Einführung und des Einflusses des höfischen Minnesanges. Das zeigt ganz deutlich der Schluß des Gedichtes:

daz sol tragen ein stolzer man,  
der wol wiben dienen chan<sup>3)</sup>.

Damit verliert das Lied aber für uns ebenfalls seine Beweiskraft.

<sup>1)</sup> ib. S. 189—190.  
der Vogelweide S. 163.

<sup>2)</sup> cf. K. Burdach, Reinmar der Alte und Walther von  
<sup>3)</sup> Vgl. oben S. 71.

Dies war die letzte der Strophen, von denen behauptet wurde, daß sie in ihrer jetzigen Form ursprüngliche Volksliedchen darstellen könnten.

Von den Stücken, deren Alterthümlichkeit in der vorliegenden Gestalt nicht anzunehmen ist, muß ich das erste 100<sup>a</sup> gleich zurückweisen <sup>1)</sup>, weil es unzweifelhaft ein Tanzliedchen ist. Beginnt es doch gleich mit den Worten:

‘Springewir den reigen.’

Das folgende 115<sup>a2)</sup> ist ein einfaches Frühlingslied ohne jede Hindeutung auf Liebeslyrik. Es gehört jedenfalls nicht zu der Lyrik, als deren Entwicklungsproduct der Minnesang gelten soll.

Ganz dasselbe gilt von dem Herbstliede 142<sup>a</sup>, es hat für unseren Gegenstand keinen Werth <sup>3)</sup>.

Somit wären wir mit unserer Besprechung der deutschen Strophen in den *Carm. Buran.* zu Ende <sup>4)</sup>.

Ich fasse unser Resultat zusammen:

Nr. 108<sup>a</sup> blieb unbeachtet als Originaldichtung eines Fahrenden; 108 dagegen führte uns nur auf ein Tanzliedchen; Nr. 112 glaubten wir nicht volksthümlich nennen zu dürfen; Nr. 127<sup>a</sup> und 134<sup>a</sup> mußten wir als nicht alterthümlich, vielmehr bereits unter Einfluß des Minnesanges stehend ausschließen; Nr. 107 wies uns nur auf einen Formelschatz des Vaganten hin; Nr. 136<sup>a</sup> war ein Spiel- oder Tanzlied; bei dem letzten der von Meyer als alterthümlich bezeichneten Strophen: Nr. 141<sup>a</sup> blieb uns wiederum der Einfluß des Minnesanges nicht verborgen. Von den übrigen, in der jetzigen Gestalt offenbar nicht alterthümlichen Gedichten erkannten wir in Nr. 100<sup>a</sup> wiederum nur ein Tanzliedchen; bei dem Frühlingsliede Nr. 115<sup>a</sup> und ebenso dem Herbst- oder Winterliede Nr. 142<sup>a</sup> fehlt jede, auch die leiseste Hindeutung auf Liebeslyrik.

Mit einem Worte: wir haben auch nicht eine einzige Strophe gefunden, die uns das geboten hätte, was wir suchten: ein Lied, ein Liebeslied ähnlich oder gleich den Erzeugnissen des Minnesangs und dabei volksthümlichen Charakters und Ursprungs.

<sup>1)</sup> Meyer a. a. O. S. 191; 165<sup>a</sup> glaube ich mit Hinweis auf Meyers Zugeständniß schlechtweg übergehen zu können. <sup>2)</sup> Meyer a. a. O. S. 216. <sup>3)</sup> ib. S. 217.

<sup>4)</sup> Von den übrigen Liedern sind 98, 103<sup>a</sup> (Meyer a. a. O. S. 218) und 137<sup>a</sup> (ib. 219) Tanzlieder; bei allen anderen liegt Nachahmung lateinischer Muster vor.



## Capitel V.

### Schluß.

Wir glauben im Laufe unserer vorstehenden Untersuchung nunmehr gezeigt zu haben, daß die Versuche, den höfischen Minnesang als ein Entwicklungsproduct, als die höchste Blüthe einer Volksliedelyrik hinzustellen, nicht zu dem gewünschten Resultate geführt haben.

In den *winileodi*, den „Liebesgrüßen“ und *puellarum cantica* fanden wir keine directe Vorstufe für eine derartige Dichtung, wie die ritterliche es war: die *troutliet* begegneten uns nur in den ritterlichen Kreisen Österreichs; in den „Kürenbergliedern“ Volkslieder zu erblicken, wollte uns nicht gelingen; der Versuch Meyers, durch Verszusammenstellungen eine dem höfischen Sange entsprechende „bäuerische Stegreifdichtung“ zu erweisen, stellte sich als verfehlt heraus; die Berger'sche Untersuchung fiel einestheils mit der Meyer'schen, anderseits bestand ein Widerspruch zwischen des Verfassers Behauptung und Beweisführung; auch die Erörterung Meyers in Betreff der *Carmina Burana* ließ uns ohne Erfolg; wir kommen somit zu dem Schlusse:

Der höfische Minnesang ist nicht als ein Entwicklungsproduct der Volksliedelyrik zu betrachten; er hat sich nicht „zuerst noch ganz die alte Art fortsetzend“, „aus der bäuerischen Stegreifdichtung“ erhoben; die ihm zugehörigen Lieder sind nicht „Sträuße“, die von den höfischen Dichtern einfach aus den „Blumen“ der Volkslyrik „nur zusammengebunden zu werden brauchten“ und zusammengebunden wurden.

Aus diesem Schlusse ergibt sich unmittelbar die Behauptung, deren Beweis zugleich in der vorstehenden Abhandlung zu sehen ist: die dem höfischen Minnesange vorausgehende Volkslyrik trug nicht einen ähnlichen Charakter, wie die ritterliche Dichtung, vielmehr war sie ihrem ganzen Wesen nach von dieser verschieden.

Es ist nicht der Zweck dieser Arbeit, den gewonnenen negativen Resultaten ausführliche positive Erörterungen folgen zu lassen. Was ich hinzufüge, soll nur dazu dienen, meinen Standpunkt in den hier behandelten Fragen und den sich nothwendig anschließenden weiteren deutlich zu machen und die Ansichten über die Entwicklung der mittelhochdeutschen Poesie des vorliegenden Zeitraumes so anzudeuten, wie ich sie binnen Kurzem ausführlich darzuthun Gelegenheit nehmen werde.

Daß eine reiche Volkspoesie auch die Zeit lange vor dem höfischen Minnesange belebt habe, ist genügend belegt und nicht zu bezweifeln. Gebete, Klage- und Spott-, Lob- und Schelt-, Fabel-, Räthsel-, Wunsch- und Gruß-, besonders aber Tanzlieder werden hinreichend bezeugt. Sie geben Kunde von dem poetischen Triebe, von dem poetischen Können der Jahrhunderte und ihrer Kinder. Alle Empfindungen werden in der Dichtung auch der damaligen Zeit ihren Ausdruck gefunden haben; auch die Liebe wird selbstverständlich nicht stumm geblieben sein. Wohl am meisten bei Spiel und Tanz wird sie laut geworden sein.

Daß unendlich viel verloren gegangen ist, unterliegt keinem Zweifel. Doch genug — meine ich — ist entweder vorhanden oder läßt sich erschließen, um wenigstens ein ungefähres Bild von dem uns zu gewähren, was vielleicht in reicher Blüthe vorhanden war.

Ich muß hierbei vor Allem auf die *Carmina Burana* hinweisen.

Die deutschen Strophen derselben haben wir bei Gelegenheit der Meyer'schen Erörterung bereits zu betrachten gehabt und auf die lateinischen einen Blick geworfen. Wo uns Lieder entgegentreten, die volkstümlichen Ursprungs und nicht unter Einfluß des höfischen Minnesanges entstanden sind, da erkennen wir in ihnen Tanz- und Spiel- oder Jahreszeitenlieder; selbst wo uns aus dem lateinischen Liede, ich will nicht sagen ein deutsches Originalgedicht — sondern auch nur das lebendige Bewußtsein des Vaganten, ein Kind seines Volkes mit seinem Wesen und Sange zu sein, entgegenschaut, sind es nur derartige Lieder, die uns verrathen werden.

Ich erinnere an die Strophe 108, 4, ferner an 136\*, ebenso 100\*; ferner 115\*, 142\* und füge hinzu das bekannte Gedichtchen CB. 129\*:

Swaz hie gat umbe,  
daz sint allez megede,  
die wellent an man  
alle disen sumer gân.

Gewiß ist in dieser Strophe eine Art Blindkuhspiel oder dergleichen zu sehen.

Solche Lieder mögen wohl „wie Sommerfäden“ auf den „grünen Wiesen, auf denen die Bauern tanzten“, umhergefliegen sein<sup>1)</sup>; solche Lieder und wohl auch andere, wie das herzlich schlichte

Du bist mîn, ich bin dîn<sup>2)</sup>.

<sup>1)</sup> Scherer, Gesch. d. d. Lit. S. 202.

<sup>2)</sup> Burdach meint von dergleichen Liedern Ztschr. XXVII, S. 345: „Sie bringt hervor und verweht der Augenblick.“ Ich glaube, damit verkennt er das Wesen der

Wäre der Minnesang aus solchen Fäden gesponnen, die an „den chlössern des Adels“ hängen geblieben wären, so müßten seine ältesten ieder dies verrathen. Daß dem nicht so ist, haben wir gesehen<sup>1)</sup>.

Die höfische Dichtung ist und bleibt mit ihrem ganzen onventionellen Charakter ein Product der gesellschaftlichen Erhebung des ritterlichen Standes<sup>2)</sup>.

Neben seiner Entwicklung und Ausbreitung lebte der Volks-gesang ungestört weiter fort: in derselben Art und Weise, denselben Gattungen wie zuvor, Spiel und Tanz vor Allem bevorzugend.

Ihr Einfluß wird erst fühlbar in den Liedern Walthers, hauptsächlich aber Neitharts und seiner Nachfolger. Und was finden diese in dem Volksgesange noch jetzt, nachdem er sich ein Jahrhundert lang hätte entwickeln können, vor?

Dasselbe, was wir in den *Carmina Burana* vertreten und lebendig sahen: Spiel- und Tanz- und Jahreszeitenlieder.

Ihnen wandten sich die Dichter der sogenannten höfischen Dorfpoesie, ausgerüstet mit dem überkommenen höfischen Kunst-material zu.

Volkspoesie. Es ist eine von Burdach selbst nicht nur zugegebene, sondern sogar (S. 362) benutzte Beobachtung, daß in Volksliedern mehr die dritte als die erste Person sich findet, cf. das oben erwähnte *Stoos hie gat umbe* (die „Schnadahtipfe“ verwenden freilich auch oft die erste Person). Daraus folgt schon, daß solche Lieder den Charakter einer gewissen Allgemeinheit und zugleich die Fähigkeit an sich tragen, von mehreren verschiedenen Individuen angewendet zu werden. Freilich aufgezeichnet auf Pergament dürfen wir sie nicht suchen, sondern wir müssen ihre Gestalt in dem Laufe der Zeiten zu verfolgen trachten, wie sie die mündliche Tradition bewahrt hat. [Ich erinnere mich bei dieser Gelegenheit noch einer anderen, das Wesen des Volkes mißverstehenden Bemerkung Burdachs: „Die culturlosen Menschen haben wie die Kinder ein schlechtes Gedächtniß für die Vergangenheit.“ Und doch ist es nicht eine Behauptung, sondern allbekannte Thatsache, daß mit dem Wachsen der Cultur, mit dem Überwiegen der schriftlichen Fixierung die Abnahme der Fähigkeit, Thatsachen der Vergangenheit durch das Gedächtniß festzuhalten, Hand in Hand geht.]

<sup>1)</sup> Ich komme hierbei noch einmal auf die Meyer'sche Sammlung zurück. Gerade zu den in der späteren Volkslyrik so viel sich wiederholenden schlichten, heralichen Versen MF. 3, 1 ff. fehlen die Parallelen im höfischen Minnesange; außer dem Verse bei

Veldege:           lâ mich wesen dîn | unde wis du mîn           MF. 159, 9—10

bringt kein Gedicht mehr den treuherzigen Vers. Die Entsprechung

Veldege:           des sol si mîn von mir gewis           MF. 64, 15

kann man bei ihrem allgemeinen Sinne nicht wohl auf Entlehnung deuten.

<sup>2)</sup> Positives über den Ursprung des höfischen Minnesanges zu erörtern, behalte ich mir vor. Es läßt sich doch bei genauer Untersuchung einer Lösung nahe kommen.

Es beginnt eine Zeit der Wechselwirkung zwischen höfischer Poesie und Volksdichtung. Und wenn schon vor Neithart der Einfluß des Minnesangs auf die Volkspoesie sich vereinzelt mag gezeigt haben: so wirkt er jetzt allseitig, hier und da das Gepräge dieser verändernd, allmählig sogar theilweise sie in neue Bahnen lenkend<sup>1)</sup>.

E. TH. WALTHER

## ZUR ALEXIUSLEGENDE. II.

Im zweiten Theile meiner Arbeit<sup>2)</sup> will ich mich mit der von Maßmann in „Sanct Alexius Leben etc.“ Quedlinburg u. Leipzig 1843 (Band 9 der Bibl. der ges. deutschen Nat.-Lit.) als B herausgegebenen Darstellung der Alexiuslegende beschäftigen. Bisher war nur eine Hs. dieses mhd. Gedichtes bekannt, die bei Maßmann p. 68—76 abgedruckte Wiener Hs., die wir mit V bezeichnen wollen; dieselbe steht auf Bl. 243<sup>a</sup>—253<sup>a</sup> der Papierhs. Nr. XC der altdeutschen Hss. der Wiener Hofbibliothek (vgl. Hoffmann v. Fallersleben: Verzeichniß der altd. Hss. der k. k. Hofbibliothek zu Wien 1841, wo p. 176—181 die aus dem Jahre 1472 stammende Hs., allerlei, als: Gebete, Recepte, Legenden, einen Lucidarius u. s. w., am Schlusse als 14. Stück des Alexius enthaltend, eingehend beschrieben ist).

Durch die Güte des Herrn Prof. Dr. Meltzer, Directors des Wettiner Gymnasiums in Dresden, habe ich eine von diesem Gelehrten selbst genommene Abschrift einer zweiten Hs. erhalten. Über die ganze Hs. theilte mir Hr. Prof. Meltzer Folgendes mit:

„Die Hs. gehört der Kirchenbibliothek zu Annaberg im Erzgebirge an und trägt gegenwärtig die Signatur D 187. Sie ist von Papier, in Folio; die Schrift ist in der zeitüblichen Minuskel von einer und derselben Hand sehr sauber und leserlich ohne erhebliche Abkürzungen ausgeführt, und zwar *per manus Johannis Pauli notarii civitatis Misne* im Jahre 1447. Der Band enthält auf den ersten 154 Blättern vier prosaische Schriften geistlichen Inhalts. Am Ende des ersten unter diesen Tractaten ist der Name des Schreibers und die Jahreszahl nebst Datum (*sabbato Divisionis apostolorum* = 15. Juli),

<sup>1)</sup> Ich habe absichtlich bisher nicht des französischen Einflusses Erwähnung gethan, da ich nicht Behauptungen ohne Beweise — und zu solchen war hier nicht der Ort — bringen wollte. — Das was bereits über Nachahmungen deutscher Dichter aus der französischen Poesie erörtert worden ist, trifft im Grunde doch nicht die eigentliche Frage nach dem Ursprunge des höfischen Minnesanges, so daß ich mir einen Hinweis darauf glauben zu dürfen.

<sup>2)</sup> Vgl. Jahrgang 33 (1888) dieser Zeitschrift, S. 181 [vgl. dazu G. Paris, Romania 18, 299. O. B.]

am Ende des vierten abermals die Jahreszahl und das Datum (feria 1<sup>a</sup> post Sy. et Jude = 30. October) angegeben. Drei Gedichte bilden den Schluß:

1. Bl. 155<sup>a</sup>—159<sup>b</sup><sup>(7)</sup> Von der messe,
2. Bl. 159<sup>b</sup>—163<sup>a</sup> de sancto Cristofero,
3. Bl. 163<sup>b</sup>—166<sup>b</sup> de sancto Allexio.<sup>4</sup>

Diese zweite Hs. heiße A.

Von einer dritten Hs. erfuhr ich aus Franke: „Veterbuch 1. Lfg., Leipzig 1880“, wo wir auf p. 38 ff. eine eingehende Beschreibung derselben finden: Franke kommt zu dem Resultate, daß die unseren Alexius als Anhang zu dem den ganzen Band füllenden „Väterbuch“ enthaltende Pergamenths. Nr. 900 der kön. Universitätsbibliothek zu Königsberg, im 15. Jahrhundert geschrieben, aus dem nördlichen Theile Osthessens stammt. Unser Gedicht, das, wie gesagt, den Schluß der Sammlung bildet, steht auf Bl. 103<sup>a</sup>—105<sup>b</sup>. Da mir die Königsberger Bibliotheksverwaltung in zuvorkommendster Weise die Hs. zur Verfügung stellte, so war es mir möglich, das mich interessirende Gedicht abzuschreiben. Es heiße diese Hs. R. — Die Angabe Walter Müllers, Germania XXXI, p. 323, nach welcher man noch drei weitere Hss. unseres Gedichtes vermuthen müßte, beruht auf einem Irrthume, da die Königsberger Hs. des „Buches der Väter“ durchaus nicht der Hamburger, Hildesheimer und Straßburger nebenzureihen ist: die von den drei letztgenannten Hss. gebildete Gruppe des Väterbuches hat zwar auch einen Alexius, es ist das aber der von Maßmann mit E bezeichnete (vgl. a. a. O. p. 105—117).

Während V und A vollständige Texte bieten, haben wir in R, entsprechend der Eigenart oder vielmehr Unart des Schreibers der ganzen Hs.<sup>1)</sup> nur eine starke Verkürzung desselben vor uns: R zählt 265 Verse, gegen 518 in A und 517 in V. (Maßmann hat die in der Hs. wirklich fehlenden Verse V 144. 164. 232. 242. 426 mitgerechnet, vgl. ebenda p. 3, Anm. 1.) Der Schreiber von R eilt, damit er sein *finis libro sit laus et gloria Christo* hinter diese Legende setzen kann. Übrigens hat die große Flüchtigkeit des Schreibers wohl dem Inhalte, aber nicht der Schrift geschadet, denn diese ist sauber und klar, auf jeder Abtheilung der zweigespaltenen Seite stehen 24 Verse in schöner Schrift, die vielleicht noch auf das Ende des 14. Jahrhunderts weist.

Da bereits Franke die naheliegende Vermuthung, unsere Redaction B gehöre zum „Väterbuche“, auf Grund dichterisch-technischer Eigentümlichkeiten, betreffend Reim und Versbau, zurückgewiesen (p. 18)

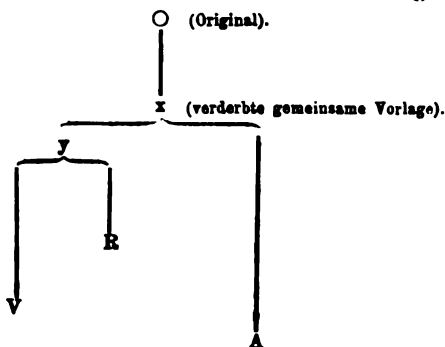
<sup>7)</sup> Ich verweise auf Franke p. 42.  
GERMANIA. Neue Reihe XXII. (XXXIV.) Jahrg.

und anderseits Jos. Haupt: „Über das md. Buch der Väter, Wien 1871“ nachgewiesen hat, daß der Alexius E, wenn nicht vom Dichter des Väterbuches, so doch von einem Zeitgenossen und Landsmanne desselben stammt (p. 73), habe ich auf diese Frage nicht näher einzugehen. Der von J. Haupt (a. a. O. p. 62) gemuthmaßte Grund für die Wahl von B in der Königsberger Hs. des Väterbuches ist wohl nicht zutreffend; warum sollte der kürzende Schreiber Skrupel gehabt haben, in E große Stücke fortzulassen, wie er es ja auch in B that? Da „das buch von sinte Allexio“ am Schlusse der Hs. steht, so ist wohl eher zu vermuthen, daß in seiner Vorlage ein Alexius gefehlt und er eine zufällig vorhandene Darstellung (eben unser B) vorgenommen und nachgetragen hat.

Daß B nicht etwa zu der anderen großen Sammlung von Heiligenleben, dem „Passional“ gehört, geht — ganz abgesehen davon, daß keine Hs. des letzteren dieses Alexiusleben gibt — auch daraus hervor, daß die Darstellung in B wesentlich von der des Jacobus a Voragine abweicht, dessen „Legenda aurea“ ja Vorlage für diesen Theil des Passionalis war (vgl. J. Haupt a. a. O. p. 45 ff.). Doch zurück zu den Hss. unseres B!

Alle drei Hss. zeigen ausgesprochen md. Charakter: ich verweise auf die Angaben, die sich bei Maßmann p. 3 und bei Franke p. 38 ff. finden. Für A, dessen Schreiber ja *notarius civitatis Misne* ist, genüge anzuführen<sup>1)</sup>: 19/20 *lyz : lyz*, 21/22 *geste : wuste*, 23/24 *gnug : trug*, 39/40 *mut : gut*, 49. *lyb vnd leit*. Ferner 123/124 *seder : weder*, 133/134 *seten : bitten*, 183/184 *gebin* (conj. praet.) : *lebin*, 397/398 *blebin : beschreiben* u. s. w.

Den Stammbaum der drei Hss. haben wir folgendermaßen anzusetzen:



<sup>1)</sup> Ich citire im Folgenden nach der beigegebenen Neuausgabe von B, da Maßmann zu gewalthätig mit dem Gedicht verfahren ist und die beiden neugefundenen Handschriften vieles zu ändern zwingen.

Also V. und R. bilden die eine Gruppe, A ist Vertreter einer zweiten. Diese Eintheilung gründet sich auf folgende Beobachtungen:

V und R zeigen die gleiche Verderbniß des Namens Euphemian: v. 27. *fennan* V, *femian* R, 171. *h' fennam* V, *her femian* R, 280. *h' re her femian* V. f. R., 386. *ffemiam* V (R liest den Vers anders); A liest immer *Eufemian*.

Ebenso ist für V R noch ein Fehler nachzuweisen in v. 199, wo beide *das sibende jâr* lesen, während es nach der Legende mit A heißen muß: *das sibenzehende jâr*. Dieser Fehler von y hat in V dann einen andern nach sich gezogen: dieses verbösert — entsprechend der Angabe in v. 199. — v. 398. *vier und drizec* zu *vier und zwenczig* (jâr). (Vgl. auch noch unten zu vv. 107. 108).

Eine andere Gruppierung der Hss. ist nicht möglich: denn wenn wir etwa auf Grund des v. 10 und des Schlußgebetes v. 511 ff., welche beide in V stark von R A abweichen, V eine besondere Stellung zuweisen wollten gegenüber den dann zu einer Gruppe gehörenden R und A, so ließen sich die gemeinsamen Fehler von R und V bei richtiger Angabe in A nur dadurch erklären, daß ein der Legende bis aufs Einzelste kundiger Schreiber in A den gleichen Fehler getilgt habe. Nun beweist aber die Variante von A zu v. 208 (wiederholt v. 332), daß der Schreiber nicht einmal das sprechende Muttergottesbild der Legende kennt, und wir haben demnach die oben gegebene Anordnung der Hss. als diejenige zu betrachten, die bei möglichster Einfachheit des Stammbaumes ohne Mühe die verschiedenen Abweichungen und Übereinstimmungen der Hss. unter einander erklärt.

Für eine gemeinsame verderbte Vorlage (x) aller drei Hss., welche also zwischen diese und das Original einzuschieben wäre, spricht das ganze letzte Drittheil des Gedichtes, wo die Hss. in auffallender Weise auseinander gehen, und um Einzelnes anzuführen, *vort* v. 151 in allen drei Hss., während nur *port* möglich ist, und v. 138 ff., wo die verschiedenen Hss. sichtlich einen alten Fehler der Vorlage zu bessern versuchen. (Vgl. auch zu v. 140—146. 256. 377 ff. 431. 432.)

Damit ist also für die Constituierung eines kritischen Textes der richtunggebende Grundsatz geboten: sobald A mit einem der beiden Vertreter von y zusammenstimmt, ist dieser Übereinstimmung entsprechend der Text anzusetzen.

Wie verhält es sich aber, wenn y<sup>1)</sup> gegen A steht?

<sup>1)</sup> Es ist gleich voranzuschicken, daß bei der kläglichen Überlieferung von R öfter V für sich als Vertreter von y wird zu gelten haben: gebe ich nicht ausdrücklich die Lesart von R, so ist die betreffende Stelle in R nicht belegt.

Zur Bestimmung des Werthes der beiden Gruppen gehen wir wohl am besten von denjenigen Versen aus, die nur in einer derselben nachzuweisen sind; je nachdem sie als dem Original gehörig zu erkennen sind oder nicht, werden sie für oder gegen die sie bietende Gruppe sprechen.

An Stelle von v. 24. 25 finden sich in A folgende vor:

22. *svenne der herre daz wol weste*

23. *daz si heten alle gnuoc]*

24. V. <sup>1)</sup> *So gieng er hin an allen gefug A Daz man weder von en trug*  
*Er ging hen als er wol weste*  
*Noch alle syme luste.*

25. V. *Vnd az mit dem alt erstē den er vant Vnd az mit den ermosten dy*  
*er fand.*

Die beiden Plusverse von A sind ohne Zweifel unecht. Eben, d. h. vv. 21. 22 begegnet der Reim *geste : weste*; wenn nun hier wieder der Reim mit dem gleichen Worte, diesmal aber in dialektischer Form vorkommt, so kann das nicht Arbeit ein und desselben Verfassers sein: einen solchen Grad der Geschmacklosigkeit dürfen wir keinem Dichter ohne dringendste Veranlassung zutrauen. Auch inhaltlich sind beide vv. durchaus flach und werthlos, elendes Gereimsel; mit ihnen ist auch die Variante zu v. 24 zu verwerfen, da dieselbe, an und für sich ansprechend, nicht in die Construction paßt, wenn die beiden in A folgenden gestrichen werden.

Zum Verständnisse der Lesung von v. 24 bei V möchte ich die beiden Stellen bei Maßmann p. 165 <sup>1)</sup> anziehen: „*sponsa pectus et genus indigne lacerabat*“ und „*sponsa quoque . . capillos indecenter evellens*“ u. s. w., aus der lateinischen Redaction A.

Der durch die ganze Art der Erziehung besonders kräftig geprägte Sinn für äußere Wohlanständigkeit wurde ebenso durch den unverhüllten Ausdruck mächtiger Gemüthsbewegungen, wie durch die Vernachlässigung jener Exclusivität verletzt, welche der Vornehme der Ritterbürtige den andern Ständen gegenüber zu wahren pflegte. Gegen den Gedanken, daß der hochgeborene Herr mit dem ersten Besten, den er findet, sich zu Tische setzte, empört sich die Wohl-erzogenheit des Dichters.

<sup>1)</sup> Ich gebe V nach der Schreibung von Maßmann und ändere nur nach den dort unterm Drucke gebotenen Abweichungen der Hs. selbst; freilich fällt ein Vergleich der Lesarten der ersten 21 Verse mit dem auf p. 3 bei Maßmann gegebenen buchstäblich treuen Abdruck dieses Theiles der Hs. nicht gerade zu Gunsten der Zuverlässigkeit M.'s betreffs der Einzelheiten aus. Ich selbst habe mich vergeblich nach Wien wegen der Hs. gewandt. A und B werden handschriftgetreu wiedergegeben.



Die nächste Stelle, wo wiederum A zwei vv. mehr bietet, finden wir v. 106 ff.

6. V *Si sprach, daz muoz vns A Sy sprach daz muoße vns kundig wesin czukünftec seÿ.*

7. *So hore libe frawe myn*

8. *Du salt kusch bis an dyn ende syn*

9. V. *Den selbigin orden wil ich tragen*

*Denselben orden wil ich tragin.*

Der Zusammenhang verlangt unbedingt die beiden Plusverse in A. Wenn wir mit Maßmann v. 109 als directe Fortsetzung von v. 106 annehmen, so ist der Vers unverständlich: welchem Stande will sie sich nun anschließen? Erst durch v. 107. 108 erhält er seine Erklärung: der Mann, welcher von seinem Weibe Keuschheit verlangt, verspricht seinerseits die gleiche Enthaltensamkeit.

Ein Grund für den Ausfall der Zeilen in V ist leicht zu finden. Er hatte v. 106 für *wesen seÿ* geschrieben, das Auge glitt deshalb beim Überblicken auf die Vorlage leicht über die folgenden zwei vv., ja mit *sîn* schließen.

Betr. v. 117. 118 müssen wir auf die lateinische Legende Bezug nehmen; die vv. sind nur in V überliefert und lauten: (M<sup>1</sup>) 115. 116).

*Er nam daz vingerlin von seyn' hant*

*Vnd gap ys der juncfrouwen alzehant*

Die vv. sind weder für den Zusammenhang unbedingt nöthig, noch geben sie besonders glatten Rhythmus; auch der hier allein belegte Reim ist auffallend, aber da es ja in B lautet: „*deinde trahit ei annulum suum aureum*“ (Maßmann p. 167 Z. 1 v. u.), so wird es gegen die Plusverse in V nichts einwenden lassen.

Es folgt nun eine Stelle, bei welcher die Gruppe y in beiden A. vertreten ist.

135. *dô sie getrunken unde gâzen*

136. *unde alle in fröuden sâzen,*

137. *beidiu frouwen unde man,*

1. V *Allexius neig sein' liben brawt* R. *Allexius neik syn' brut gynk*  
*Vnd schit von dan* *dan*

2. *Das das nymant wart gewar* *daz des nymant wart gewan (!)*

3. *Wenne seyne libe fraw clar* *wen si" lib alleyne gar*

<sup>1)</sup> M bedeutet im Folgenden immer die Maßmann'sche Ausgabe von V a. a. O. 8—76.

138. A *Do ging syne iunge brut an*  
*Das sy vil heiß weynen began*  
 139. *Daz des nymant wart gewar*  
 140. *Wenn syn lib alleyne gar.*

Hier zeigt sich, daß y zuverlässiger ist als A. Was das letztere bietet, ist inhaltlich ganz unmöglich: wenn die Braut beim Weggange des Bräutigams angesichts aller Gäste in Thränen ausbricht, so wird doch die Flucht einfach vereitelt; warum sollte die Braut auf die theilnahmevollen Fragen, die ihre plötzliche Trauer doch hervorrufen würde, die Ursache ihres Kummers verschweigen? Dem Schreiber A machte jedenfalls der in seiner Vorlage, wie in y schlecht überlieferte v. 138 Beschwerde, und so dichtete er keck bessernd darauf los, was ihm in die Situation zu passen schien, bekam dabei aber neben der Unwahrscheinlichkeit des von ihm Erzählten auch noch einen dreifachen Reim, deren sonst keine im Gedichte zu finden sind. Auch der Anschluß seiner Sondernverse an das Folgende ist durchaus verfehlt. Der Fehler liegt also in x, und wir werden mit y eine Besserung zu finden suchen. Da gegen eine Lesung: *Er neic der brüde und gie dan* spricht, daß Alexius doch zu lange nicht genannt ist, um ihn hier einfach mit *er* wieder einzuführen, und auch *der brüde* wegen des v. 140 folgenden *sîn liep* kaum brauchbar erscheint, so wird wohl zu setzen sein:

*Alexius neic und gie dan,*

wennschon der Rhythmus bei der ersten Lesung glatter ist.

v. 140 ist mit AR zu lesen gegen V, das hier geändert hat. Das *lib* beider Hss. wird man wohl nicht mit *lip* wiederzugeben haben, denn es ist doch unsinnig erzählen zu wollen, daß Alexius selbst sein Fortgehen bemerkt.

Hinter v. 140 finden wir nun einige vv., die nur in V belegt sind:

141. V *Vnt sines herzen grosse not*  
 142. *Silber unde ouch golt rot*  
 143. *Nam er vil ze siner zer*  
 144. *Er ilde balde uf daz mer*  
 145. *Daz sîn der vater ich worde gewar* (bei M. v. 139—143).

§ (Maßmann p. 168, Z. 4): „*post haec accepit de substantia sua et discessit ad mare*“ beweist, daß die vv. für das Original in Anspruch zu nehmen sind. Wir können Maßmanns Lesung annehmen: nur der erste Vers ist zu ändern. Dieser könnte höchstens eine Umschreibung für die Braut sein, aber diese ist ja im Verse vorher ausdrücklich genannt. Wir werden etwa lesen müssen:

*des betwanc sie grôziu nôt,*  
 oder in engerem Anschluß an die gegebene Lesart:  
*in sînes herzen grôzer nôt.*

Der Grund, warum diese vv. in A fehlen — bei R muß man sich mit dem Factum als solchem begnügen, das seine allgemeine Ursache in der Hastigkeit des Schreibers findet — ist mit einer gewissen Sicherheit anzugeben. Der Schreiber hatte eben *gewar: gar* gehabt, sein Auge glitt auf das nächste *gewar* und dort setzte er die Arbeit fort. Dieses Abgleiten ist aber nur erklärlich unter der Annahme von x, welches bereits den Reimvers zum zweiten *gewar* verloren haben mußte; denn stand der entsprechende Vers noch in der allen gemeinsamen Vorlage, so ist dessen Verlust in V und A kaum erklärlich. Wir dürfen wohl die Ergänzung von M (v. 144) annehmen: 146. *als er nu quam zem urvar*, oder etwa mit Flore 3512: *als er nu quam an daz var*.

v. 166 hat in V keine Entsprechung, aber da er in R und A belegt ist, so gehört er dem Originale:

R *her duerte do leng' wen ym gezcā*

A *Er truerte do lenger wenn ym gezcam.*

A muthet dem *athleta* (vgl. Maßmann p. 163 Z. 11) eine Schwäche zu, die durch nichts gerechtfertigt erscheint.

R gibt dem Gedanken Ausdruck, daß er — der Sohn des „gewaltigen und reichen“ Euphemian —, wenn er schon, um Gott zu dienen, seiner hohen Stellung in der Welt entsagt habe, doch nicht immer in solch schmählicher Armuth hätte verweilen, sondern wieder in Glanz und Reichthum hätte zurückkehren sollen. Derselbe Geist spricht aus dieser Zeile, der v. 24 dem Euphemian den Vorwurf nicht ersparte, daß es gegen Sitte und Wohlanständigkeit verstoße, mit den Bettlern sein Mahl einzunehmen.

Wie im eben genannten Falle fehlt auch der folgende v. 234 in V, ist aber auch in R nicht überliefert.

230. *der liute giengen im vil nā*

231. *unt truogen im alsô vil zuo.*

232. V *Das ys icz en verdrocz de*

A *Daz en vorduchte do*

233. *Er sprach h' leip daz ist ze vil*

*Er sprach leib es ist zcu vil*

234.

*Daz ich von dir nichten wil*

235. *Ich wil ruch fure ausz der vnmosz*

*Ich wil dich fûren uß der mußen.*

v. 232. lesen wir wohl am besten mit A, dessen viel selteneres *vorduchte* — das Mhd. Wb. gibt nur ein, Lexer zwei Beispiele — für diese Wahl spricht: *daz in des verdûhte dô* bezw. *duo*;

freilich läßt sich gegen die Lesung von V: *daz es in verdröz dō* nichts einwenden. Und für v. 233 werden wir wohl sicher V's *her leip* in den Text aufnehmen. In dem nun von A gebotenen v. 234, den wir dem Original zuzuweisen haben, ist außer *daz* in *des* nichts zu ändern, wenn man nicht entsprechend dem *euch* in V (zu v. 235) auch hier lieber *iu* für *dir* setzen will, was ja auch der förmlichen Anrede mit *her* mehr angemessen ist.

v. 235 ist in A sicher schlecht überliefert, V gibt wohl einen erträglichen Sinn, aber eine durchaus unrhythmische Zeile. Wir nehmen am besten einen Fehler in x an, so daß im Original gestanden hätte:

*man wil iuch füeren üz der mæze.*

Betr. des Ausfalles von v. 234 in V ist möglicherweise wieder einfach Übergleiten des Auges von „vil“ auf „wil“ anzunehmen, umso mehr, als ja im 13.—15. Jahrhundert im Mhd. recht häufig *uu* (*w*) für *v* = *f* geschrieben wird (vgl. Weinhold: Mhd. Gr.<sup>2</sup> §. 174).

Wir haben jetzt die Stelle v. 240 ff. zu betrachten:

240. *dā wolde er sīnen tōt emphān*

241. V *Vnd sīns endes dā erbeiten*

242. *Do begūde h' sīn anders czu leiten*

243.

A *Seet das mochte nicht geschen*

244. *in sluoc ein wint (daz sult ir spehen).*

Die Vergleichung mit B (Maßmann p. 169, Z. 3 u. 4): „*Deo itaque dispensante rapta est navis vento*“ etc. gibt zu gleicher Zeit die Möglichkeit, den Sinn des nur in V überlieferten v. 242 zu bestimmen, und sichert v. 241. 242 dem Original. Schon M hat eine Besserung des ganz verderbten Verses nach B versucht, und wir können uns mit kleinen Änderungen seiner Lesung anschließen:

241. *unt sīnes endes dā erbeiten,*

242. *got begunde ez anders leiten.*

v. 243 darf wohl ohne Anstoß aus A aufgenommen werden; der Inhalt ist zwar nicht bedeutend, aber durchaus passend und sinngemäß.

Die nunmehr zu untersuchenden vv. sind für y durch V und R gesichert, fehlen aber in A.

(einen brief) v. 328 *daran sīn leben wart bekant*

329. R *wi daz eyn megetyn sīn brut wār* V *Daz sīn brut ein maget wār*

330. *vnd er eyn degen unwandel w',* Vnd *er ein dege unwande wē'.*

Wieder können wir diese vv. durch B stützen, wo es (Maßmann p. 169, Z. 25 ff.) lautet: „*scripsit per ordinem omnem vitam suam] qualiter respuerit nuptias et qualiter conversatus fuerit in peregrinatione qualiterque contra voluntatem suam redierit Romum et in domo patris sui*“

*opprobria multa sustinuerit.*“ Denn durch den Satz „*qualiter respuerit nuptias*“ wurde ja die Erwähnung der Braut als *maget* ganz direct veranlaßt. Die vv. sind also zu lesen:

329. *das sîn brût ein maget wære*

330. *unde er ein degē unwandelbære.*

Zum Schluß führe ich noch die vv. 427. 428 an, die für y in Anspruch zu nehmen sind, da sie sich in V finden: (M. 421. 422)

423. *Si zestorte ir frewlich gebende*

424. *Ir czoppe beyde nā yn dy hende.*

Ein Vergleich mit der Darstellung in B (Maßmann p. 170, Z. 11 v. u.) „*Mater vero ejus haec audiens quasi leana rumpens rete ita scissis vestibis exiens coma dissoluta ad coelum oculos levabat*“ zeigt uns, daß die beiden vv. dem Originale zuzuweisen sind.

Das bisher Gebotene genügt wohl, um darzuthun, daß im Allgemeinen y vor A den Vorzug verdient: y stellt eine bessere, vor allem eine vollständigere Hs. dar. Freilich fehlen einzelne Verse in V; das haben wir aber wahrscheinlich — mehr dürfen wir, da ja R bei seiner großen Lückenhaftigkeit uns oft im Stiche läßt, nicht sagen — V allein zuzuschreiben (siehe o. zu v. 166), für dessen Auslassungen sich zumeist ein bestimmter Grund angeben läßt.

A hat sich nicht frei von Interpolationen und von — wenig glücklichen — Besserungsversuchen gezeigt: ich führe hier noch eine recht auffallende Stelle dafür an. v. 208 und dementsprechend v. 332 lesen die beiden Vertreter von y, bezw. V allein:

208. R *do rief eyn bilde lû styme.* V *Do rief ein bilde mit lawter styme.*

332. V *Vnt wy ym des bildes hulle was,*  
also entsprechend dem Codex der Legende, in die bereits der byzantinische Bearbeiter das sprechende Muttergottesbild eingeführt hatte. A verwässerte diese directe Beziehung auf die Legende zu den vv.

*Do riff dy gotis stymme,* bezw.

*Wy em gotis hulffe wart bereit.*

Außerdem aber zeigt A auch einige Lücken.

Ehe wir zu der Frage übergehen, welcher Hs. wir bei völligem Auseinandergehen der Lesungen zu folgen haben, ist noch auf einige Sonderverse, bezw. wohl besser Sonderzeilen in V und in R hinzuweisen.

Die in V nach v. 426 *Si sprach: nu ist mîn ungemach*  
stehende Zeile

*Vil gar czu irganin*

ist nur hier belegt und ermangelt auch in V selbst des entsprechenden Reimverses. Wenn wir nun nicht wegen dieser einen Stelle —

bei A erwies sich die eine Stelle nach v. 24 von selbst als Interpolation — annehmen wollen, daß in V interpoliert oder doch herumgebessert sei, so müssen wir sie in eine brauchbare Form zu bringen suchen. Es wäre also etwa zu lesen:

*harte gar ergangen.*

Schon x muß dann den zugehörigen Reimvers verloren haben.

Für R haben wir allerdings nur im letzten, überhaupt stark verderbten Drittel des Gedichtes die Thatsache festzustellen, daß es eine Reihe von Sonderversen bietet, die aber entweder sicher unecht oder höchst verdächtig sind: Für den bereits angegebenen

v. 328 *daran sin leben wart bekant,*

— V und A lesen fast gleich — hat R gesetzt:

*d' brief d' was geschriben so,*

was natürlich, da der Reim fehlt und V und A zusammenstimmen, zu verwerfen ist. Die ganze Stelle in R:

<i>d' brief d' was geschriben so</i>	<i>vnd ouch diz alwar</i>
<i>wi daz eyn megetyn syn brut wâr</i>	<i>ganczer vier vnd drisic iar</i>
<i>vnd er eyn degen vnuandel w'</i>	<i>hatte er di almuzs numen</i>
	<i>biz zeu dem tode was kumen,</i>

ist aus zwei verschiedenen Theilen des Gedichtes, v. 328—330 und v. 397—400, zusammengesetzt und nach Wortstellung und Rhythmus für Prosa zu halten.

Statt v. 366. *der iuocern tranc unde iuwer brot*

367. *sibenzehen iâr hât gnomen,*

wie A und — mit unwesentlichen Abweichungen — V liest, steht in R:

*der sibenczen almuze genui hot,*

was natürlich ganz verderbt ist, zumal der Schreiber *hot* mit *tôt* von v. 365 reimen zu wollen scheint.

Einen eigenen Zusatz (zwei vv. für einen des Originals) finden wir an der Stelle von

v. 394. *dirre heilec man ist iuwer kint*

— so im Wesentlichen nach V, A stimmt bis auf das fehlende *man* mit V überein —; R liest hier:

*iz ist Allexi di liber dy son  
dem dyn alemuze ist geton;*

der Reim *son : geton* sagt genug!

Einfach Unsinn ist die Zeile nach v. 408:

408. *er hete leide unt unsinne*

— nach V, R; A weicht etwas ab —. R fährt dann fort:

*durch den lieblich mynne.*

Gegen Ende des Gedichtes faßt also den kürzenden Schreiber von R, bezw. seine Vorlage, die Laune, das Gedicht noch zu erweitern. Auch nach v. 434:

*daz ir beginnet mit mir weinen,*

dem in V und A auch ein Reimvers mit gutem Sinne nicht fehlt, liest R wieder ganz unverständlich:

*meynes liben kyndes reynen  
den tot vnd elenedeschaft (!)  
d' hat v' lorn syne craft.*

Der erste Vers, der an sich brauchbar und gut ist, wird durch das Zusammenstimmen von V und A dem Originale mit Erfolg streitig gemacht, der 2. und 3. bilden wieder eine ganz unglückliche Zudichterei eines Schreibers, der denn auch noch nach v. 522, am Schlusse des Gebetes, eine Probe seiner poetischen Begabung liefert mit den folgenden vv., die eine Beachtung nicht verdienen:

521. *der ein ungemachez leben*  
522. *kan um lange fröude geben]*  
*als dirre selig mensche tet*  
*syn hulfe keyn gote*  
*wegen syn heileges gebet.*

— Der Rubricator hat diesem Zusatze dadurch eine treffende Censur ertheilt, daß er den letzten Vers roth ausgestrichen hat. —

Also R's Plusverse sind sammt und sonders werthlos und dem Originale abzusprechen.

Von V ist noch eine Stelle nachzutragen:

v. 490. *darzuo half der bâbest sêre;*

491. V *Daz ez also wol czam,* (falls M mit Recht die Va-

492. V *Daz ez dem heiligen zam,* riant zu V 489 gibt).

491. 492 fehlen in A und R, geben aber einen ganz verständigen Sinn — mit der Änderung von M.<sup>1)</sup> —, und so sind sie wohl dem Originale zuzuweisen.

An Stelle dieser zwei vv. finden wir in A wieder einen Besserungsversuch:

*Das noch alldo gecziret steet,  
Do manch hundert menschen hen goet,*

und alsdann

493. *Do lyt syn heiliger lip begraben.*

<sup>1)</sup> Vielleicht lesen wir besser:

*das es also vollegum,*  
*das es dem heiligen sam.*

Der Sinn wird dadurch etwas weniger flach und die Verse glatter.

Die ersten beiden vv. sind nicht nöthig, und der zweite mit seinem Singular des Verbs nach *manch hundert menschen* wenig ansprechend, außerdem unrhythmisch: da wir bei A bereits einmal eine Interpolation fanden (vgl. Variante zu v. 24), so setzen wir am besten diese beiden vv. dem Interpolator auch auf die Rechnung. Anders verhält es sich mit dem dritten v., der freilich auch nur in A belegt ist, aber dessen Reimvers 494:

*welch lôn sol nu diu sêle haben*

auch in V vorliegt. Wir haben bei V Auslassungen constatirt; hier verlangt der Gegensatz zu *sêle* dringend den in A erhaltenen Vers, der also dem Originale angehört.

Es ist nun noch die Frage zu untersuchen, welcher Hs. wir den Vorzug zu geben haben, wenn keine Übereinstimmung unter den dreien, bezw. unter zweien von ihnen herrscht. Nach dem bisher Gefundenen ist es klar, daß es sich dabei nur um V oder R handeln kann; A hat ja nachweislich den mindest getreuen und zuverlässigen Text, was natürlich nicht ausschließt, daß ihm in einzelnen Fällen, wie z. B. in v. 160. 161, der Vorzug vor V R gegeben werden darf.

Trotz der ausführlicher dargelegten Mängel von R ist nun sicher diese Hs. diejenige, die in vielen Fällen noch Älteres bietet, während in V und A öfter moderne Formen eingedrungen sind; so z. B. ist R noch völlig frei von dem Gebrauch von *ze* (bezw. *zu*) beim Infinitiv, das bei V und A nicht selten begegnet, wo der Rhythmus deutlich zeigt, daß es fehlen muß, vgl. zu v. 110 (V), 216 (V, A), 224 (V), 268 (V, A), besonders auch zu v. 183, wo A den bloßen inf. der Vorlage als conj. gefaßt und demnach den Vers gebildet hat:

*Daz sy em das almosin gebin : lebin.*

V ist gerade, was Syntax betrifft, noch weniger treu als A; ich verweise dazu auch auf v. 84:

*Der herre seynē sune hiez,*

wo *sune* wohl deutlich für den dat. spricht, den Maßmann auch in den Text aufgenommen hat — R und A haben richtige Lesung \*) —, ferner auf v. 251:

*Ich wente ich sulde also irsterben,*

wo A und R den einfachen inf. bieten; auf v. 299:

*Vil manege schande die er leit,*

statt dessen in A steht:

*Vil mancher schande er do leyt.*

Von einzelnen Wörtern und Wendungen, die in R erhalten sind

\*) *heizen* mit dat. ist unanstößig, vgl. Ztschr. f. d. Phil. XII, 217.



während sie in A oder V, oder in beiden durch jüngere, den Schreibern geläufigere ersetzt wurden, führe ich folgende an:

v. 46: *daz wart also vletic synt* gegen

A *Daz wart en also lobelich sind* und

V *Daz wart in gegeben sint*.

v. 89: *ze bette quam* mit A gegen *für daz bette* in V.

v. 127. 128: *nu enwl ich nym'me gedagen*

*ichen welle schrien vñ clagen*.

V und A haben in v. 128 den nicht verneinten ind. *wil*, und man muß zugeben, daß derselbe durchaus gut und richtig ist. Indeß hat doch gerade die eigenthümliche Construction in R ihren Reiz, wenschon sie wohl zu den allerseltensten gehört. Kinzel führt in seinem Aufsatze: „Zur Charakteristik des Wolfram'schen Stils“ *Zs. f. d. Ph.* V p. 5 ff. *gedagen* zwar nicht unter denjenigen Verben auf, bei denen Wolfram antiphrasis liebt, aber es ist wohl nicht schwer, dieses *gedagen* so zu erklären, daß die specielle Beziehung, welche ein *vermiden*, *verbern*, *vergezzen* u. s. w. hier auf das Reden hat, durch *gedagen* ausgedrückt ward. Daß unserm Dichter die antiphrasis durchaus geläufig war, geht besonders aus v. 294. 295 hervor:

*sin phlegeman des niht vergaz*

*er enbrachte im sine phründe dar,*

wo freilich auch wieder nur R den negierten conj. bietet gegen A und V.

v. 131: *des morgens do der tag ufbrach* gegen *anbrach* in A und V.

v. 159: *den lichtenlozen syn rotes golt* gegen *blinden* in A und V.

v. 170: *her volgete syn selden strazen*; V liest auch ganz gut *Vnt volgete einer tiuren strazen*, aber R ist unvergleichlich besser. A hat die Stelle ganz verwässert: *Er volgete syner straßen*.

v. 208: *do rief eyn bilde lut' styme* gegen V mit *lawter styme*, A hat wieder geändert.

v. 268: *do begonde er weyn sa czuhant* gegen V und A. In den folgenden sechs Stellen bietet R mit V, also y, gegen A das Richtige: v. 72: *holte*, v. 204: *ruogte*, v. 276: *aenic*, v. 290: *leides vil*, v. 341: *karfritage*, v. 468: *wie!*

Wir haben demnach als Grundsätze für die Gewinnung eines kritischen Textes von B die folgenden erhalten:

1. Stimmt A mit einem Vertreter von y, sei es V oder R, überein, so ist diese gemeinsame Lesung anzunehmen (doch s. 4.).

2. Stehen sich die beiden Gruppen y und A gegenüber, so verdient fast durchgängig y den Vorzug; die Annahme des Textes von A in solchem Falle bedarf besonderer Begründung z. B. durch das lateinische B.

3. Liest jede der Hss. verschieden, so ist in erster Linie auf den Text von R Rücksicht zu nehmen.

4. Die Übereinstimmung von V und A beweist noch nichts gegen R, wenn es sich um in jenen beiden vorliegende Modernisierungen des Ausdrucks u. dergl. handelt.

5. Alle vv. in V sind echt; R zeigt einige unbrauchbare Reimversuche eines Schreibers im letzten Drittel des Gedichtes und A ein paar leicht erkennbare Interpolationen.

6. In allen Fällen, wo y nur durch V vertreten wird, ist zuerst mit der Lesung von V ein Versuch zu machen: oft bietet allerdings auch A in einem solchen Falle den bessern Text.

Vergleichen wir den so gewonnenen Text mit dem bei M gegebenen, so fällt die außerordentlich starke Zahl viermal gehobener klingender Reimpaare auf. Maßmann ging von der Meinung aus, daß die beiden in der Darstellung der lateinischen Redaction A folgenden deutschen Gedichte A und B in der ungefähren Zeitfolge vor diejenigen zu stellen seien, die den Text der lateinischen Redaction B bieten (vgl. a. a. O. p. 1).

Ich muß es mir versagen, an dieser Stelle den Nachweis zu versuchen, daß das deutsche A mit seinen vocalisch unreinen Reimen (besonders zwischen langem und kurzem Vocal im klingenden Reime), mit seinen starken Apokopen, mit seiner großen Anzahl viermal gehobener klingender Verse wohl schwerlich dem 12. Jahrhundert angehört, sondern eher der zweiten Hälfte des 13. zuzuweisen ist: jedenfalls aber kann man, auch ohne diesen Beweis erbracht zu haben, behaupten, daß Maßmann sich von seiner einmal vorgefaßten Ansicht auch bei der Construction des Textes von B hat leiten lassen. Daher erklärt sich die unbedingte Scheu vor dem viermal gehobenen Verse mit klingendem Ausgange, den ihm seine Wiener Hs. oft genug nahe legte: B sollte möglichst den Stempel des Alterthümlichen oder doch des Nichtjungen erhalten.

Wenn wir ohne Voreingenommenheit jeder Art an die Gewinnung des Textes gehen, zeigt sich, daß ungefähr ein Fünftel aller Reimpaare bei vier Hebungen den von Maßmann verpönten <sup>1)</sup> klingenden Ausgang haben; hingegen sind für den dreimal gehobenen Vers mit klingendem Ausgange nur sehr wenige sichere Beispiele zu erbringen, nämlich nur vv. 163/164. 177/178. 219/220. 251/252. 427. 479/480.

<sup>1)</sup> Schon Franke hat in seiner Arbeit (p. 18 und 19) auf die von M. gewagte Vergewaltigung des Textes hingewiesen.

Die Reime des Gedichtes sind verhältnißmäßig rein: einzig auffallend ist wirklich nur 13/14 *geviel* : *enthielt* — denn vv. 14. 15, die beide nur in V und A und nur in mangelhafter Gestalt überliefert sind, können doch allein einen Sinn geben, wenn wir mit antiphrasis lesen:

*ouch pfluc er daz er sich niht enthiel(t)*

*erne machte die armen dicke frô —.*

Da nun Abfall des auslautenden *t* im md. beliebt ist (vgl. Weinhold Mhd. Gr.<sup>2</sup> § 200 — p. 194 zwei Beispiele dafür nach *l* —), so ist uns bereits ein Anhalt für den Dialekt des Dichters gegeben <sup>1)</sup>. Md. ist auch das zweimal im Reime auf *gezogen* belegte *gepflogen* (v. 73/74 und v. 363/364) leichter zu erklären. Denn die Analogieform *gepflogen* <sup>2)</sup> ist entschieden in Mitteldeutschland früher und öfter nachweisbar als in Oberdeutschland (vgl. Weinhold a. a. O. § 348); das mhd. Wb. bietet freilich nur drei obd. Beispiele dafür.

Aus md. Dialekt erhalten auch die Reime *gebet* : *anetrit* 201/202 und *gebete* : *anetrîte* 217/218 ihre Berechtigung. *anetrit* *stm.* Tritt, Stufe, Schemel ist im Mhd. Wb. als in Ehingen belegt angegeben, bei *anetret* stehen unsere beiden Stellen: wir haben hier den im md. so häufigen Wechsel zwischen *ë* und *i* anzunehmen.

Die Reime *gên* : *flên* 83/84 <sup>3)</sup>, *gân* : *emphân* 57/58, *stân* : *emphân* 239/240, *emphâ* : *dâ* 187/188, (*al*)*dâ* : *nâ* 229/230, 315/316 und 513/514 sprechen sicherlich nicht gegen einen md. Verfasser, in dessen Dialekt solche Contractionen viel häufiger waren, als im obd. Aus dem Versinnern führe ich noch an: 79. *trûte* für *trûwete*, 303. *spîten* für *spielen*, 489. *bûn* für *bûwen*; diese drei contrahierten Formen sind wir durch den Rhythmus gezwungen anzusetzen. Ebenso sind die Bindungen *stille* : *willen* 95/96 und 263/264 und *ende* : *henden* 453/454 bei einem md. Dichter eher zu vermuthen, als bei einem obd., freilich könnte *henden* (für *hende*) 454 erst vom Schreiber stammen.

Von sonstigen Reimen ist noch bemerkenswerth: *gap* : *ap* 167/168, ferner *rêht* : *gesleht* 69/70, *man* : *hân* 269/270, *an* : *Eufemiân* 279/280, *Laterân* : *man* 347/348, aus denen allen sich nichts Weiteres schließen läßt.

Der Reim *herren* : *êren* 31/32 ist md. durchaus ohne Anstoß, freilich begegnet er auch im obd.

<sup>1)</sup> Ein *hiel* für *hielt* scheint mir äußerst zweifelhaft, so lange nicht andere als Reimbelege vorliegen. O. B.

<sup>2)</sup> Sollte dies nicht die alte lautgesetzliche Form sein? O. B.

<sup>3)</sup> Aus dem Schlußgebet ist noch nachzutragen, v. 517/518: *ergên* : *flên* mit R, während A *geschên* : *flên* bietet. V hat, wie wir schon werden, ein anderes Schlußgebet.

Die Form *duo* für *dâ*, im Reime auf *zuo* (231/232. 261/262. 287/288) ist md. ebenfalls beliebt (vgl. Weinhold a. a. O. § 139). vv. 335/336 sind wohl am besten mit Apokope zu reimen nach V. denn intervocalisch reimen *s* und *z* im md. nicht, also *spts* : *stz*.

Zum Schlusse führe ich aus dem Gedichte selbst noch eine Reihe von Ausdrücken an, die entweder speciell md., oder doch md. häufiger als obd., für den md. Ursprung des Gedichtes sprechen, das uns ja auch nur in drei md. Hss. überliefert ist.

v. 70. *friete*. nach dem Mhd. Wb. nur in md. Denkmälern belegt, ebenso nach den im Lexer gegebenen Stellen, vgl. auch DWB IV, I 105.

v. 79. *trûte*; die für dieses Wort<sup>1)</sup> im Mhd. Wb. gegebenen Beispiele stammen aus dem md. Passional und Hermann v. Fritslar; der Beleg aus M. S. H. 3, 75<sup>b</sup> beweist nichts für obd. Gebrauch, denn die das Wort bietende Strophe nr. 38 ist als Randschrift bezeichnet, und Zingerle spricht in seiner Ausgabe des Friedrich von Sonnenbure dem Dichter auch diese — nur in der Jenaer Hs. überlieferte — Strophe ab.

v. 129. *anderweide* (vgl. z. B. Weinhold a. a. O. § 339).

v. 499. *erkreic*.

v. 502. *guoter* im Reime, also durchaus gesichert, st. Form des masc. für das ntr. (vgl. dazu z. B. Das hohe lied des Brun v. Schonebeck von Arwed Fischer (Germanist. Abhandl. v. K. Weinhold VII) p. 41). [Vgl. Literaturblatt 1877, Sp. 7. O. B.]

Aus allem Angeführten ergibt sich wohl so viel, daß wir das Gedicht mit Recht in das Gebiet des Md. weisen werden; eine genauere Localisierung ist nicht möglich, ebensowenig wie eine genauere Datierung. Jedenfalls dürfte der Dialekt des Verfassers dem ostfränkischen nicht zu ferne gestanden haben. (? O. B.) Unmöglich freilich ist es auch nicht, daß wir ihn mehr nach Norden, unter den Einfluß niederdeutscher Sprachgesetze, zu verlegen haben. Ich verweise auf die interessanten Formen in R: 70. *stecht* für *geslecht*. 217. *bete* für *gebete* (auch 344. *schach* für *geschach*), durch die allerdings der Versbau an den betreffenden Stellen bedeutend gewinnt, und nach deren Analogie man dann etwa auch in 73. *pflogen* für *gepflogen*. 201. *bet* für *gebet*. 359. *bît* für *gebît*. 380. *staît* für *gestaît* zu setzen versucht sein könnte, um die Überlastung der letzten Senkung zu vermeiden. [*bît* 306 ist wohl = *bît* d. h. *bîret*, weist also auf das Nd. O. B.]

<sup>1)</sup> In der Bedeutung „ehelich zusammengeben“.

Gleich im Anschlusse hieran bemerke ich, daß der Rhythmus ist im Allgemeinen ein glatter ist. Ausfall der Senkung begegnet ch öfter (vgl. 9. *síðín*. 34. *trúrén*. 55. 199. *jár quám*. 63. *geístliche*. *svotínzigest jár trát*. 138. *Aléxius néic únt gie dán*. 158. *krúmbén*. 6. *ein ándér*. 348. *heítigen* u. s. w.).

Synkope findet sich in den gewöhnlicheren Formen gar nicht ten, so z. B. fällt das *e* der Vorsatzsilbe *ge-* und *be-* vor *n*, *m*, *l*, *w* ifig aus (vgl. 23. *gnuoc*. 54. 80. *gnant*. 105. *gnesen*. 145. *gwar*. *l. gwant*. 352. *gmeine*. 395. *bliben* u. s. w. Auch in Flexionssilben len wir bei Nachbarschaft von *n*, *r* Synkope des *e* vgl. 8. 16. 29. *u*. 180. *sínn*. 265. *mínn*. 411. *míns*. 496. *mért*. Vgl. auch 79. 377. *l. bábst*. 258. *phennings*. 306. *kriucht*. 352. *frágtén*. 355. *gríft*. *l. endlich* u. s. w.

Apokope begegnet in den Formen wie 207. *zittert*. 215. 350. *idert*. 342. *minnert*. Ferner in *sím* 173. 217. 379. *eim* 341. und der adv.-Endung *liche*: 418. *bermlích*. 505. *stæteclích*. 520. *kluoclich*.

Für Überfüllung der Senkung sind die schwersten Fälle

195. *jåre ze jåre*,

198. *quême ze guôte*.

man auch an Apokope denken könnte, ferner die oben erwähnten *le* (v. 70 u. s. w.), dann etwa

2. *wílen ein hërre ze R*. 25. *áz mit den êrsten*.

108. *kiúsche biz án*. (unz begegnet nie im Gedichte, deshalb ist wohl hier die naheliegende Besserung nicht gestattet.)

176. *quâmen die knéhte*. 188. *liézen in dá*. 201. *kirchen an sín*. *slíezen begán*. 271. *êre so íz*. 274. *vergízzestu díner*. 276. *länge ích* (vgl. 442). 286. *ántlitzes bílde* (wo vielleicht auch *sín* im Verse streichen ist). 291. *tréppen begúnde*. 303. *úf in unt spíeten*. 323. *en am dríttén*. 353. *móhte gesín*. 375. *kúnde mit állen*. 508. *viere ímel*. 514. *líbe die sêle*.

Man sieht, die meisten dieser Fälle, die ich vollzählig gegeben, sind durch die Annahme von leichten Synkopen u. dergl. ohne zu entfernen [aber unnöthig. O. B.]

Über den viermal gehobenen Vers mit klingendem Ausgange, ich bereits oben gehandelt: Beispiele finden sich so zahlreich, es nicht lohnt, einzelne aufzuführen.

Ebenso macht der Dichter ausgiebigen Gebrauch, gegen Auftacte, der einige Dutzendmal begegnet, ich, wie v. 65. 199: *do er anz*. 85. 92. 102. 108. 163.

Zum nachstehenden Texte habe ich zu bemerken, daß ich in den Lesarten selbstverständlich nicht alle orthographischen Abweichungen der Handschriften gegeben habe. Im Übrigen ist bei der späten Entstehung der Hss. nicht zu verwundern, daß in der Flexion durchaus nhd. Formen herrschen, auch in R, das freilich sonst noch einiges Ältere erhalten hat, z. B. v. 99 *swaz*, ferner einige Male *da*, während in V und A *do* und *da* ungeschieden als *do* geht.

Im letzten Drittel habe ich mich zu einigen Anmerkungen veranlaßt gesehen, da die betreffenden Stellen im zweiten Theile meiner Arbeit — um ihn nicht zu breit werden zu lassen — keine Besprechung finden konnten.

Über die Beibehaltung des auslautenden *e* (vgl. 3/4. 29/30. 71/72. 209/210. 227/228. 311/312. 329/330. 351/352. 389/392. 413/414. 449/450. 461/462) ließe sich vielleicht streiten, zumal ich v. 335/336 *spis: ñz* (dat.) angesetzt habe und auch 101. 102 *reht* (adv.): *kneht* steht (69. 70 könnte man ebenso gut *rehte: geslehte*, wie *reht: gesleht* lesen); indeß glaube ich, würde die Streichung des auslautenden *e* nach langer Silbe dem Gedichte einen so jugendlichen Anstrich geben, wie er ihm nach allem Übrigen (vgl. nur die nicht geringe Zahl der Fälle, wo wir Ausfall der Senkung feststellten) nicht zukommt, und ich habe deshalb mich nicht zur Streichung des *e*, das in den Hss. bald erhalten ist, bald nicht, entschließen können.

Über die Hss. selbst ist noch nachzutragen, daß die einzelnen Versanfänge in allen durch große Buchstaben hervorgehoben werden.

In eime buoche man uns las,	al ir gewant was sidin,
daz wilen ein herre ze Rōme	10 er tete in lōn mit triuwen schin.
was,	dā bi hete er solhe tugent,
gewalter unde vollen riche,	daz sin alter unt sin jugent
er lebete schōne unt tugentliche.	den gerechten wol geviel.
5 driu tūsent dienten ime für	ouch pfāc er daz er <i>sick</i> niht ent
nach siner herzen willekur,	hiel(t).
swaz er si hiez unt gebot.	15 erze machte die armen dicke frō:
ir gurtel wān von golde rōt,	dri tische wān gesazt alsō,

Überschrift: f V. daz buch von sinte Alexio R. de sancto Alexio A.  
 1 ich daz buß A. " [wilen] A. d. hy vor ezu rome eý h. w. V.  
 3 [vollen] A. 1 des lehins sch. A. [schōne unt] toguntlichen A.  
 5 man dinten yn v. 1 man di R. dry hundred A. 7 en gebot V.  
 8 w. en vor g. A. 9 w. edil vnd s. V. 10 l. vnd hulffe sch. A. do  
 worn sy gepreyet oyn V. 11 98 f R. 13 d. g. lūten A. 14 ouch  
 phag h' daz daz h' niht hll V. o. tat er [sich] A. 15 [ne] V. A.  
 16 beleyt A.

- das man die spise muose reisen,  
 (mit M) 40 sint unser ger niht enhât  
 der ein der dients den armen weisen,  
 eines erben, der das guot besitze.“  
 der ander den witewen, als er hiez,  
 des trûreten alle sine witze  
 10 der dritte des rechten niht enliez:  
 unt sîner frouwen ouch alsam.  
 dar saste er pilgerin unt geste.  
 sie bâten dicke, als in wol zam,  
 swenne der herre das wol weste,  
 45 das in got bescherte ein kint;  
 das wart in alsô vlætec sint.  
 das si liebe unt leide an im sâhen.  
 dô die ammen des verjâhen,  
 15 unde az mit dem êrsten, den er  
 vant:  
 dar was sîn diemuot gewant.  
 Eufemiân hiez er mit dem namen,  
 Aglais sîn wîp mit grôzen schamen.  
 geistlicher liebe wâr si rîche,  
 30 sie lebeten beide tugentliche.  
 sîn hof stuont mit grôzen êren,  
 iedoch gebrach dem selben herren  
 eines schatzes. des er leit gewan.  
 wie dicke er trûren began  
 35 unt sîn schene frouwe ungespart,  
 das ein kindlîn in niht wart!  
 des hete er dicke swæren muot.  
 er sprach: „waz sol mir al mînguot,  
 60 silber, golt unt rîchiu wât,  
 sint unser ger niht enhât  
 eines erben, der das guot besitze.“  
 des trûreten alle sine witze  
 unt sîner frouwen ouch alsam.  
 sie bâten dicke, als in wol zam,  
 45 das in got bescherte ein kint;  
 das wart in alsô vlætec sint.  
 das si liebe unt leide an im sâhen.  
 dô die ammen des verjâhen,  
 das das kindlîn wart geborn,  
 50 dô segienc sîn trûren unt sîn zorn  
 unt sîner frouwen ouch alsô:  
 ir beider herze das wart frô.  
 er liez ez toufen alzehant,  
 Alexius wart sîn name gnant.  
 55 dô er in das sehete iâr quam,  
 das im diu lêre wol ansam,  
 er liez in zuo der schuole gân.  
 dô begunde er an sîn herze emphân  
 sô grôzen sîn al ungespart,  
 60 das er der schrift so wise wart,  
 das er die werlt begunde hassen  
 unt solhe liebe zuo im vassen,

17 setcsin V. neysen A. 18 dem a. weyssê V. eyne [der] A.  
 21 dorob' sateste her dy pilgerâ v. g. V. der erste der p. v. der g. A.  
 22 wenn denn das d. h. wuste A. 23 alle hatten A. 24 gefug V, für  
 diesen Vers liest A: das man weder von en trug | er ging hen als er wol  
 wuste | noch alle syme luste. 25 d. all' e. V. den ermeten dy A.  
 26 dorczu w. em s. mut g. A. 27 fennan V. femian R. by d. n. A.  
 28 Agles V. Aglas A. Agalest s. w. genamen R. 31—36 f. R. 32 ydoch  
 so g. d. selbigy h. V. 33 syns sch. das A. 34 vil d. A. 35 [unt]  
 .... al ungesp. V. 36 das in nie kein kint w. V. 37 [hete] R.  
 hatten sy A. 37. 38 in R umgestellt. 38 [al mîn] R. m. groz g. A.  
 39 s. unt g. u. r. war V. 40 sint das R. sit das er vnser nichten h. V.  
 sint mir got nicht gefûget h. A. 41 eyn erbe R. ein e. d. d. rîche b. V.  
 synen e. d. mîn g. b. A. 42 witezîn V. truren mir alle myne w. A.  
 43 mîn fr. A. [ouch] V. 44 baten beide als V. als dicke boten als R.  
 geesam A. 46 [in] R. in gegeben s. V. also lobelich s. A. 47 leit  
 rû lib R. 48 das v. V. das vernamen A. 49 do das AV. 50 das  
 verging s. tr. unde z. V. 51 rehte also V. 52 herze warn A. 53 tew-  
 lîn? V (nach M). hyß touffen den son zeuh. A. 54 w. her gen. R.  
 was VA. Alexius alle drei Hss., und so immer. 55 an das A. 57 scur  
 sch. R. do liez ern V. 58 in sîn h. V. begondes an B. so begunde  
 an A. 59 grose synnê V. syn so ung. A. 60 das is R. 61 cruh. VA.  
 das is gegunde di w'lt h. R. 62 [unt] al sulche R. l. ym esu f. V.  
 an sich v. A.

die man heizet geistliche minne.  
 got gap im solhe sinne.  
 65 Do er anz sweinsigest jâr trat,  
 sin vater in mit worten bat:  
 „sun, du solt ein megetin nemen,  
 diu dir künne wol ansemen  
 unt dir an êren fûege reht“.  
 70 dô frîete er im ein keisers ge-  
 sleht,  
 schœne, sûchtec unde riche,  
 unt holte si im tugentliche,  
 das grœzer fröude nie wart ge-  
 pflogen.  
 Alexius was alsô gezogen,  
 75 er wolde den vater niht betrûeben  
 noch sinen willen an im üeben.  
 er liez sie dô sesamene geben,  
 das sich fröute ir beider leben.  
 sie trûete ein bâbst mit siner hant,  
 80 Innocentius was er gnant.  
 dô diu naht den tac verstiez,  
 der herre sinen sun hiez:  
 „Alexi, du solt slâfen gên,  
 du solt triuten unde flên  
 85 dine brût. daz ez ir wol behage,  
 daz gibet iu fröude âne clage.

dis ist sît an dirre stunt.“  
 er enstrâfte niht des vater munt.  
 do er mit ir ze bette quam,  
 90 als in beiden wol gesam,  
 unt bi ir aleine saz,  
 sine lêre er mit dem munde maz:  
 er sprach: „vil liebiu frouwe min,  
 wilt du alsô mit mir sin,  
 95 daz du tuost al minen willen?  
 si sprach „jâ“ sunder stille:  
 „herre, swaz sô dir behaget,  
 ich bin din frouwe unt din maget.  
 ich sol dir undertænie sin,  
 100 daz gebietet mir die sinne min.“  
 Alexius sprach: „sô redest du reht.  
 jâ bin ich din herre unt din kneht  
 frouwe, ich bitte dich niht mē,  
 wan alles, daz dir wol anstē,  
 105 daz lip unt sêle müese guesen.“  
 si sprach: „daz müese uns künftec  
 wesen.“  
 „sô hoere, liebiu frouwe min,  
 du solt kiusche biz an din ende sin,  
 denselben orden wil ich tragen.“  
 110 daz begunde der frouwen wol  
 behagen.

63 d. m. nu heiseit g. libe V. das m. A. 64 al sulche R.  
 synnen V. gap ich em A. 65 daz er A. 67 mayt V. wyb A.  
 68 kume R. dir wol kan an cz. V. dir wol mag ge-cz. A. 69 fuget A.  
 f. R. 70 eynes k. slecht R. des k. V. er vreyte em A. 71 dy was  
 sch. A. 72 er holte im si t. V. dy gap man ym gar t. A. 73 ge-  
 hort V. groze R. 74 so A. 75 seynen v. V. f. R. 76 noch keys  
 em s. w. ub. A. f. R. 77 do liez er si z. V. dazcus. R. [dô] A.  
 78 [ir] R. so daz V. 81 also V. vorlyß A. 82 do her syn s. R.  
 seyn<sup>s</sup> sune V. 81. 82 in A umgestellt. 83 Alexius V. A. 84 vad  
 du A. 85 [ez] V. br. das ir b. A. din V. R. 86 daz is uch vr. sund'  
 el. R. 87 das A. das ist nu z. an der st. V. 88 [en-] V. A. syns A.  
 89 für daz b. V. 90 anzam V. Dahinter in R nochmals: vñ yn beide  
 wol ge. 91 unt er b. V. al. do was A. 92 die l. V. sin l. R. 94 by  
 mir R. 95 den w. meÿ V. alle m. w. A. [al] R. 96 [jâ] s. stillen R.  
 alsunder V. 97 h're wy so ys d. behayt V. swaz .... behait R. herre  
 was uch b. A. 98 di vr. v. d. mait R. 99. 100 f. R. 99 wil A.  
 100 gernenoch dem willen dyn A. 101 av redistu V. spr. du redest  
 r. A. 102 so bin R. ich b. d. h. u. ouch d. k. A. 103 ich b. d. frawe  
 n. m. A. 104 [wan] R, wan was V. 105—118 f. R. 105 [müese] V.  
 106 muoz unszukünftec seÿ V. kundig A. 107. 108 f. V. 108 cîus  
 uns für bis zu set-cen? 109 selbigin V. 110 fr. czu b. V.



- si sprach ze ime al überlüt:  
 „mîn sêle werde gotes brüt  
 unt dîn alsam, als wir verschei-  
 den.“  
 daz wart gelobet von in beiden.  
 15 daz gelobete ir beider munt alsô,  
 daz brâhte in sorge unt fröude dô.  
 er nam's vingerlîn von siner hant  
 unt gap ez der juncfroun alzehant.  
 er sprach: „vil liebiu frouwe mîn,  
 20 sô nim daz güldîn vingerlîn,  
 wan ich morgen von dir scheide,  
 ez si mit liebe oder mit leide;  
 kume ich niemer zuo dir sider,  
 sô gip mir's in dem himel wider.“  
 125 si sprach „gerne“ und weinte sêre,  
 als ir gap ir herzen lêre:  
 „nu enwil ich niemer mê gedagen,  
 ich enwelle schrien unde klagen,  
 biz ich dich anderweide ersehe  
 130 oder dînen tôt genzliche erapehe.“  
 des morgens dô der tac ûf brach,  
 daz alte reht aldâ geschach:  
 man begienc mit in der briute siten,  
 man begunde alt unt junge biten.
- 135 Dô sie getrunken unde gâzen  
 unde alle in fröuden sâzen,  
 beidiu frouwen unde man,  
 Alexius neic unt gie dan,  
 daz des nieman wart gewar,  
 140 wan sîn liep aleine gar  
 in sînes herzen grôzer nôt.  
 silber unde ouch golt rôt  
 nam er vil ze sîner zer.  
 er flte balde ûf daz mer,  
 145 daz sîn der vater iht wûnster gwar.  
 [als er nu quam an das var],  
 (nach M)  
 ze eime schiffe er dâ stiez,  
 daz in beliben niht enliez:  
 ez truoc in in ein ander lant,  
 150 dârinne er niemen was bekant,  
 fûrbaz in einen grôzen port.  
 daz was sîn wille unt sîn wort.  
 dô sach er eine grôze stat,  
 da er sint daz almuosen bat,  
 155 unt mitten dinne ein mûnster stên,  
 dar quam er fûr die tür gên.  
 er gap sîn gwant der armen diet,  
 daz silber den krumben beschiet,

111 vnd spr. weder en obirlut A. 112 trut A. 113 wenn w. A.  
 115. 116 in A umgestellt. 115 es g. .... aldo A. [ir] V. 116 fr.  
 u. surge nv V. so A. 117. 118 f. A. 119 [vil] R. 120 [so] V.  
 [so] nim hen A. 121 wen ich v. d. scheide morne V. 122 libe vn  
 mit R. 123 ich ezu dir niht sedir V. ich nicht zcu A. 125 vil z'e V.  
 126 also V. ires R. eres V. irs A. 127 [mê] V. [en] ... [mê] A.  
 128 ich wil V. ich wil weynen A. 129 andirwit a. V. anderweit s. A.  
 130 vnt V. genzlichen spee A. 131 anbrach VA. do des m. A.  
 132 alda reht R. do A. 133 begunde V. de" brut A. brut R. 134 das  
 unge vnd alde V. jung v. ald A. zuo b. in allen drei Hss., wohl Fehler  
 u. z. 135—137 f. R. 135 aßen A. 138 n. syn' br. gynk dan R.  
 u. seyn' liben brawt | vnd schit von dan V. do ging syne iunge brut an |  
 als sy vil heiß weynen began A. 139 gewan R. das das V. 140 lib RA.  
 renne seyne libe fraw clar V. 141—145 f. A. 141—150 f. R. 141 vnt  
 u. h. grosse n. V. 145 ich worde V. 146 f. in allen drei Hss. 147 lyff A.  
 148 nichtz hys V. en do nicht bl. l. A. 150 do ynne bek? (nach M) V.  
 le er nymande A. 151 vort alle drei Hss. vnt fûrbaz V. her gync  
 u. R. 152 [was] R. unde wort V. 153 guote st. V. 154 do synt  
 u. R. dorynne er A. 155 [unt] V. dorinne A. stet V. da vant er  
 uae R. 156 türe V. stan : gan in A. do alle drei Hss. 157 den  
 umen V. a. gew. gap er den a. d. A. 158 [er] d. kr. gi't R. teilte  
 h' d. kr. V.

- den liehtlösen's rôte golt:  
 160 alsus verzerte er sinen solt  
 unde er von der rîcheit liez.  
 in einen hader er sich stiez,  
 der was böese unt gar unguoter.  
 do enweste vater noch muoter  
 165 noch sîn brût, war er quam.  
 dâ dûrte er lenger, wan im zam.  
 swaz man ime durch got dâ gap,  
 dâ schiet er ie das halpteil ap  
 unt gap's den armen, die dâ  
 sâzen:  
 170 er volgete sîner sælde strâzen.  
 Vil trûrec was her Eufemiân,  
 er hiez ûz rîten unde gân  
 ûf alle strâzen nâch sîm kinde.  
 unt sîn muoter weinte swinde,  
 175 ouch sîn schœniu junge brût.  
 dô quâmen die knechte überlût  
 dar dâ sie in funden  
 unt sîn niht erkennen kunden,  
 vor einer kirchen, dâ er saz  
 180 unt sînn dienst gegen gote maz.
- sie giengen für in unbekant (sic!)  
 er racte gegen in sîne hant  
 unt bat im das almuosen geben.  
 dô lobete er sîn selbes leben:  
 185 „ich lobe dich, herre, durch den  
 sîn,  
 das ich dâ suo worden bin,  
 deich miner knechte gâbe emphâ.  
 sie gâben im unt liessen in dâ  
 unt griffen an ein ander pfliht,  
 190 er kantes wol unt sie sîn niht!  
 sie schiften in ein ander lant,  
 dâ er ze sehenne wart genant.  
 dâ leit er tac unde naht,  
 er diene gote mit ganzer makt  
 195 von jâre ze jâre manege zit.  
 er hete müede unt grôzen strit  
 das dolte er allex in dem muote,  
 das ez der sêle quâme ze guote.  
 Do er anz sibenzehende jâr quam,  
 200 dô gienc er hin, als im gesaz,  
 für die kirchen an sîn gebet.  
 dâ kniete er an der swelle antre

159 sin r. g. RV. blinden VA. bl. gap er das A. 160 ver-  
 teilte RV. [er] R. also VA. s. reichin s. V. 161 reichit V. der  
 er VR. 163 [gar] V. vnuaget' R. das w. eyne g. boze war A.  
 164 mu enw. noch v. V. syn v. noch syn m. R. das enw. weder v. n. a.  
 zwar A. 165 wa R. wo h' hy qw. V. wo er hen qu. A. 166 her i  
 do l. w. i. gezcā R, ebenso A, nur truerte für durete. f. V. 167 wa  
 her V. [dā] VA. das man R. 168 yo sneid her ys yo halp ap V.  
 das sneyt er das A. 169 gap den armen A. dy by ym s. VR. 170 si  
 seldom R. unt v. einer tiuren str. V. [sælde] A. 171 femia R.  
 fennam V. wart V. was der vater E. A. 172 liez VA. 174 so w. d.  
 m. gar sw. V. ouch w. s. m. sw. A. 175—178 f. R. 175 unt a. V.  
 176 oberlant A. sine kn. in VA ist wohl Fehler in x. 177 [dā]  
 do sy V. [dar] do hen do A. 178 vnd en V. sy en erk. nicht er-  
 kunden A. 179 k. her do s. A. 180 [unt] sîn d. key g. was V. sy  
 d. RA. 182 [gegen] V. reichte A. 183 csu g. V. das sy em d. a.  
 gebin A. 184 seynes V. syns A. 185—198 f. R. 185 dur minen s. V.  
 herre ich lobe dich A. 187 [knehte] A. das ich VA. 188 sy gelin  
 en v. lissen ys yn do V. 189 yn für ein V. sy gr. A. 190 [unt] y  
 en nicht A. 189. 190 in A umgestelli. 191 vnde ritten A. 192 in s  
 suoehene was ben. V. 193 das l. V. 194 gants seyn' m. V. 194  
 194 Allexius dynete mit aller macht | vil manchen tag vnd nacht is A.  
 195 vil manche A. 196 h. leit v. gr. A. 197 das tat A. 199 nibe  
 VR. yn das A. 200 em wol g. A. 201 kirche A. 202 als di sw. R.  
 nedir an der kirchē antrit V. vnd kn. vor d. A.

- von mitternaht biz gegen tage.  
 dô ruogte er siner sünden klage  
 5 unt tete dem libe sere wê,  
 dô quam ein regen unde snê,  
 daz er zittert von grimme,  
 dô rief ein bilde lûter stimme:  
 „stant ûf, du træger glockenære  
 0 unt ringe dem menschen sine  
 swære,  
 der ûzen ûf der swelle liget,  
 ê im die kelte angesiget  
 unde dâ ersterbe tôt.  
 lâz in hin in, es ist im nôt.“  
 5 daz wunderte sere den huteman,  
 die tür er ûf sliezen began.  
 dô vant er in ligen an sime gebete  
 ûf der swelle anetrete.  
 er sprach im zuo mit gruoze  
 0 unt viel im dô ze fuoze:  
 „wol her in, du sælec man,  
 dâ dirz weter niht geschaden kan.  
 ein bilde hât für dich gebeten.“  
 dô begunde er in daz münster  
 treten
- 225 ze winkel, dâ in nieman sach,  
 dâ er aber sin gezit sprach.  
 daz merkte dô der glockenære,  
 er sagete s morgens niuwe mære,  
 ein heilec mensche wære aldâ.  
 230 der liute giengen im vil nâ  
 unt truogen im alsô vil zuo,  
 daz in des verdûhte duo:  
 er sprach: „her lip, des ist ze vil,  
 des ich von iu niht enwil.“  
 235 man wil iuch fûeren ûz der mære.“  
 er kërte ûf eine ander stræze,  
 ûf daz mer al ungewant;  
 er wolde in Cilicien lant:  
 dâ hete sant Paul ein münster stân,  
 240 dâ wolde er sinen tôt emphân  
 unt sines endes dâ erbeiten.  
 Got begunde ez anders leiten.  
 seht, daz mohte niht geschehen:  
 insluoc ein wint, daz sult irspehen,  
 245 daz er quam ze Rôme wider,  
 daz beweinte er harte sider.  
 do er wider gegen Rôme quam,  
 eine rede er ze munde nam:

203. 204 in *A* umgestellt. 203 von der m. *R.* zcu dem *A.*  
 r m. biz hin gein t. *V.* 204 sunde *V.* vnd rurt s. sunde cl. *A.*  
 5 er tet *V.* tat er d. l. so w. *A.* 206 [ein] *RV.* reyn *VA.* 207 so  
 s *A.* mit gr. *V.* 208 mit l. st. *A.* riff dy gotis st. *A.* 209 kirche-  
 r *A.* 210 ring? *V* (*nach M.*) lychte den m. *A.* 211 duze ... swel-  
 n *V.* d. draußen vor der kirche lyt *A.* 212 kaltheit *R.* dy k. ym  
 g. *V.* 213 v. her erstorbe t. *V.* v. eer denn erstirbet t. *A.* 214 her  
*V.* laz es hen, es *A.* iz ist *R.* 215 [sere] *V.* denselbin m. *A.* hut-  
 an *R.* 216 czu slissen *V.* [er] uf beslisen gan *R.* do er zcu slyssen uf  
 gan *A.* 217 bete *R.* do er in vant an *V.* 218 swelln antritt *V.*  
 ellen an tret *A.* antrete *R.* 219—246 f. *R.* 219 [mit] *A.* 220 al-  
*V.* 221 gang h. *V.* seliger *VA.* 222 daz dyr d. *V.* 223 eyne  
 ymme *A.* 224 czu tr. *V.* 225 in ein winkel daz *V.* 227 marcte *V.*  
 enbarte d. kirchener *A.* 228 markte *V.* e. s. den luten gute mere *A.*  
 9 heiliger *V.* 230 do g. em dy lute alle na *A.* (aldo :) noe *V.*  
 1 so *A.* 232 das ys isz en verdrossz de *V.* [des] *A.* 233 daz *V.*  
 r] leib es *A.* 234 daz ich von dir *A.* f. *V.* 235 wohl Fehler in x;  
 1 w. i. f. u. d. vnmosze *V.* ich w. dich *A.* 236 do korte her sich *V.*  
 h *A.* 237 off *V.* 238 cecilian *V.* Cecilien *A.* 239 synte p. *V.*  
 nte pawel *A.* 241. 242 f. *A.* 242 do begûde h' sin anders czu l. *V.*  
 3 f. *V.* 245 d. der q. keyn *R.* w. *A.* 246 dicke *A.* 247. 248 in *R*  
 ngestellt. 247 keyn r. weder qu. *A.* daz e. w. zu r. qu. *R.* 248 zu  
 ne nam *R.*



sin vater ze tische saz,  
 flegeman des niht vergaz,  
 bræhte im sine pfründe dar.  
 is gar jâmerliche var,  
 æzliche az er unde tranc:  
 320 gote stuont al sîn gedanc.  
 aneger schande er dô leit  
 oesser knehte kûndekeit:  
 ie sie die schûzzeln ûf ge-  
 nâmen  
 ûr sîn gemachelin quâmen, 325  
 izzen ûf in unt spîeten an.  
 eit der vil sælige man  
 als man einen wurm trit,  
 & kriucht unt niemen bit.  
 cke sach er fûr in gân  
 vater unt sine muoter stân  
 ine schoene junge brût. 330  
 wart der munt des nie lût,  
 r iht sagete wer er wære.  
 erket'z jâmerliche mære:  
 iep als er in was,  
 r die herte suo im las. 335  
 eit er alsô lange dâ,

bis im ein siuche volgte nâ.  
 Als uns sîn bûechlin hât gelesen,  
 das er zem êrsten was gewesen,  
 da er sibenzên iârs almuosen nam,  
 320 ze Rôme als lange, bis das vol-  
 quam  
 nâch sines herzen willektûr.  
 dô quam im eines nahtes fûr,  
 er solde sterben am dritten tage,  
 got wolde kürzen sine clage,  
 325 das er des wurde wol gewar.  
 dô quam ein engel unt brâhte  
 im dar  
 einen brief unt legete in in die  
 hant,  
 daran sîn leben wart bekant,  
 das sîn brût ein megetûn wære  
 330 unde er ein degen unwandelbære,  
 unt was er dort sibenzên jâr leit,  
 wie im's bildes helfe wart bereit  
 unde alles das er ie begienc  
 unt wie er ze Rôme sint emphienc  
 335 sines vater tranc unt spîs.  
 ouch was daran geschriben mit fîz

wen *RA.* wan *V.* 294 syner pflege man do n. v. *A.* 295 er  
*A.* 296 so iem'lich was er genar *R.* yemmerlichen esworcz *V.*  
 ærlicher v. *A.* 297—314 f. *R.* 297 also *V.* so *A.* 298 kein  
 len ym alle seyne g. *V.* czu g. stunden alle syne g. *A.*  
 ge sch. die er l. *V.* 300 v. snoder kn. boßheit *A.* 301 wan *V.*  
 302 gemach *A.* 303 speitē en an *V.* do begossen sy en  
 305 als eyn worm den man tretit *A.* 305 vnd nymant nicht  
 i. 307 vnt d. h' vor en sach g. *V.* v. d. weynende s. e.  
 308 sin ... sin *V.* steen *A.* 309 u. ouch *V.* 310 das syn m.  
 311 d. er s. ny w. *A.* 312 hie hoert d. yēmerliche *V.*  
 313 so als lip er en allen w. *A.* 314 syn herczē *A.* 315—  
 folgendermaßen geordnet: 317. 318. 319. 320. 315. 316. 322.  
 5 ditz *V.* treib .... dar *A.* 316 das ym *R.* dy sycheit *A.*  
 317 eyn b. *V.* buch *A.* 318 genesyn *R.* 319 di allemuse  
 320 rome alz do qw. *V.* r. ouch das also v. *A.* 322 [do] *R.*  
 323 *R.* daz er sulde st. an dem mittage *A.* 324 ym kur-  
 325 er daz *V.* daz wol worde g. *A.* 326 brach ym [dar] *R.*  
 327 en ym in *V.* l. ym yn d. *A.* [unt legete in] *R.* 328 dor  
 l. b. *V.* d' brief d' was geschriben so *R.* 329. 330 f. *A.*  
 331 e. megetyn s. br. w. *R.* 330 dege vnwande we' *V.* vn-  
 ' *R.* 331—340 f. *R.* 331 u. alles daz e. y. geleid *A.*  
 v. i. d. b. hulle was [bereit] *V.* em gotis h. w. b. *A.* 334  
 335 u. sine speise : fleisse *V.* speyse *A.* 336 ouch stund do  
 1 vil leyse *A.*

- sin name unde ouch sin kumber  
gröz. 360 der bâbest unt der keiser geböt,  
sin hant den brief zesamene slöz,  
biz daz in der töt zefuorte,  
340 daz sich sin leben niemer ruorte.  
An eim karfritage daz geschach,  
daz sich minnert sin ungemach,  
daz got die sêle von im nam.  
dô geschach ein zeichen, daz wol  
zam:  
345 dô lûten sich die glocken alle  
gegen einander mit schalle  
in Rôme unt ouch ze Laterân  
umme disen heiligen man,  
daz nieman die strenge zôch.  
350 daz wundert manegen herren hôch.  
rich unde arme, gröz unt kleine,  
die frâgten um ditz wundergmeine,  
waz daz lûten mohte sin.  
dô sprach ein kleinez kindelin:  
355 „ir grift ein tumbes frâgen an,  
ez ist lihte ein heilec man,  
den die glocken baz erkennen,  
wan die liute, die in mit namen  
nennen.  
337 [ouch] A. 339 [daz] A. 340 vnd sich s. l. nichten r. A.  
341 an eyn k. R. fritage A. 343 zuo im V. 344 schwach e. z. [daz]  
w. z. R. z. lobesam A. 345 das sich dy gl. l. a. A. 346 weder e. m.  
großem sch. A. dez quamen di rom' m. sch. R. 347—351 f. R. 347 czu  
Rome A. 349 d. dy glocken n. geczoch A. 350 hern ouch A. 351 rieche  
arm V. 352 si fr. al um disiu mæ r V. si fr. mittenand' di sache R.  
353 daz wunder V. w. d. bedute m. s. R. gesin V A. 354—362 f. R.  
356 heiliger V. ist eczwa e. heiliger m. A. 358 [mit namen] do n. A.  
359 d. keyser v. d. habist g. A. 361 der er V. das er den luten qu.  
v. A. 362 syn scheffer gnug balde dar A. 363 syn sch. d. da h. gedogē  
syn R. [der schaffer] A. 364 h' gienc wolgezogen hyn R. Vnd sprach vil  
wol gecz. A. 365 d' armensch ist t. R. 366 der sibencsen almuze genau  
hot R. 367—369 f. R. 367 hot zo lange hie g. V. 368 yn s. h. A.  
czu k. V. 369 ich, sehe in scuh. A. 370 er in tot vant unde unge-  
want V. want den t. v. want A. er gienc zu ym vñ vant yn tot R.  
371—375 f. R. 371 unt bi V. synen br. gar w. g. A. 372 dy von  
l. A. 373 R. als in gezam V. 374 adir wer ob' en qwā V. 375 allen  
erin s. V. alle s. s. A. 376 d. b. ny ausz s. h. g. V. her kunde den  
brief nie g. R. 377 [noch] A. duo f. in allen drei Hss. 377<sup>a</sup>) dy  
waren alle sulcher gabe heyßer nur A. 378—380 f. R. 378<sup>a</sup>) den  
waz der brif vil tuer ju nur A.

<sup>a</sup>) Nach Allem, was wir von A wissen, liegt für die in y unbelegten Verse der Verdacht der Interpolation vor, und ich kann mich deshalb nicht entschließen, diese

in ze gwinnen ûz sîn gwalt,  
 380 als endlich was nieman gestalt:  
 bis sîn megetin zuo im quam,  
 diu greif dar, als ir wol sam,  
 der viel der brief in die hant  
 Eufemiân lie in lesen sehant  
 385 einen man, der dâ zuo *witsec*

was,  
 der sîn leben dar an las  
 unde alles, das er ie geleit  
 ûf von sîner kintheit.  
 dô weinte der schrîber harte sêre  
 390 Eufemiân bat in durch sîne ére,  
 das er im sagete, was dran wære.  
 „herre, es sint diu leitsten mære,  
 diu alhie *verjehen* sint.  
 dirre heilec man ist iuwer kint

395 Alexius, der hie tót ist bliben.  
 sîn leben ist hie ouch beschriben  
 unt sîn name, das ist wâr.  
 ganzer<sup>1)</sup> vier und drîzec jâr  
 hât er die almuosen gnomen,  
 400 bis er zuo dem tôde ist komen.  
 das jâmert mich an disme lesen,  
 min rechter herre ist er gewesen.“  
 „Owê mir, unde ist das wâr“,  
 sprach der vater unt roufte's hâr,  
 405 er zarte diu kleider von der sîten,  
 er kunde der stunde niht erbiten,  
 er *empflucte* den bart an sîme  
 kinne.  
 er hete leide unde unsinne.  
 mit den nageln reiz er sîne hût:  
 410 „Alexi, mîn vil liebez trût,

379 im z. *VA*. sîner hant *VA*. 380 also *V*. so erlich was er ein  
 gewant *A*. 381 juncfrowe über in *k. V*. syne brut *A*. 382 sy gr. also i. w.  
 an *exam A*. f. *R*. 383 do vil ir d. b. i. ire h. *A*. 384 ffemiam *V*. her  
 wart gelesen so *scuh. R*. alzeh. *VA*. 385—396 f. *R*, wo nur etwa v. 394.  
 395 *entsprechend steht*: Iz ist Alexi di liber dy son | dem dyn alemuze  
 ist geton. 385 do so wise *V*. e. schrîber d. d. z. nutze w. *A*. *Fehler*  
*in x?* 389 keiser *V*. schrîber sere *A*. 390 h<sup>1</sup> femiam *V*. 390. 391  
 Eufemian fragete was daran were *A*. 392 lengsten *V*. er sprach e. s.  
 leydige m. *A*. 393 d. mir ie für komen sint *V*. vernuwet *A*. *Fehler*  
*in x?* 394 disir heiliger m. *V*. der heilige [man] *A*. 395 blieben *V?*  
*(nach M)*. 396 s. name steet alhy b. *A*. 397<sup>2)</sup> gantz unt *V?* *(nach*  
*M)*. s. leben *A*. vnd ouch dis alwar *R*. 398 vier vnd czwenzig *V*.  
 399 das alm. *V*. hatte e. d. a. numen *R*. 400 bis das *V*. b. [er] ....  
 was k. *R*. 401—407 f. *R*. 401 lebin *A*. 402 syn recht heymet ist  
 hy gewesin *A*. *Dahinter in A<sup>3)</sup>* vnd dy em habin getan | leyt vnd aller  
 slachte wan. 404 do spr. sîn v. v. roffte seÿ hor *V*. 405. 406 in *A*  
*umgestellt*. 405 d. ol. reiß er *A*. 406 ny irbeitin *V*. irbeiten *A*.  
 407 [en] *VA*. roufte d. b. uß *A*. 408 leit *RV*. u. gar gross *V*. l. ußen  
 vnd ynne *A*. (*R setzt fort*: durch den lieblich mynne). 409—488 f. *R*.  
 409 nelyn *V*. m. [den] n. r. e. dy h. *A*. 410 Alexius *VA*.

Verse in den Text aufzunehmen. Ich schließe mich an dieser Stelle, die uns ganz besonders die Unvollständigkeit von *R* bedauern läßt, der Lesung von *M* an. Im Übrigen ist gerade diese Stelle geeignet, die Ansetzung von *x* im Stamme zu rechtefertigen. Die verderbten Verse besserte *A* in seiner Weise auf, während *V* sie jedenfalls ziemlich getreu und ohne bessern wollende Änderungen wiedergab.

<sup>1)</sup> Wohl einer der ältesten Belege für diesen Gebrauch von *ganz* im gen. plur. mit einer Zahl.

<sup>2)</sup> Die Verse 397—400 stehen in *R* unmittelbar hinter v. 380.

<sup>3)</sup> Wohl wie Vers 377<sup>2)</sup>. 378<sup>2)</sup> als wenig brauchbare Interpolation von *A* zu betrachten.

- min ougen licht, mins herzen  
tröst,  
wie hāstu dich von mir erlöst,  
daz du sō lange bi mir wære  
unt nie dich machtest offenbære  
415 *durch* armuot dīnem vater, kint!  
des muoz ich lange trāren sint  
unt leidec sīn biz an mīn ende!“  
er want gar bermlich sīne hende  
unt viel von āmaht uf die erden,  
420 dō muose er gelabet werden.  
Dō sīn muoter daz vernam,  
wer er was unde über in quam,  
si zestörte ir frouwelich gebende  
*unt zefuorte ir zöpfe mit ir hende.*  
425 daz golt si von den brūsten brach,  
si sprach: „nu ist mīn ungemach  
*harte gar* ergangen.  
.  
.  
.  
ein kint, geborn von mīnem libe!
- 430 wie hāstu mir armen wībe  
alsus betrūebet mīne wītz!“  
si *twuoc* im sīn schoene antlitze  
mit den zehern unt kusten uf  
sīne brust.  
„ir Rōmer, habet al die gelust,  
435 daz ir beginnet mit mir weinen.“  
do enlies si sīner vinger keinen,  
si *enlegete* in sundern an ir munt.  
si tete dō grōs jāmer kunt.  
si sluoc sich ze dem herzen dicke  
440 unt viel uf in mit manegem blicke  
unt trūte in, als es ir behagete,  
so lange biz daz si gar vermagete,  
daz si der bābet hies danne leiten.  
Dō quam mit grōsen arbeiten<sup>1)</sup>,  
445 diu dannoch was ein megetin.  
si sprach: „friunt unt herre mīn,  
was hāt dīn *herte* an uns ge-  
rochen?<sup>2)</sup>  
mīn ougen spiegel ist zebrochen,
- 411 minr o. V. 417 von m. warist A. werist V. 414 mochtist  
offinbarn V. v. du dich mir nicht offenbarist A. 415 dīnr a. unt deyn  
v. k. V? (*nach M*). vmmē ermut myn vil libes k. A. 416 triurec sīn V.  
417 ymer bis an das ende meyn V. 418 zo ymerlich V. 419 vor  
amechtiikeit V. unmacht zeu der e. A. 428. 424 f. A. 424 Ir esoppe  
beide nā yn dy h. 425 der brust A. 426 ist V. was A. 427 vil gar  
czu irgangin V. f. A. 428 f. in allen drei Hss. 429 [ein] V.  
431 alsis A. betrūebet also m. w. itze V. 432 wuoch V. beschawte A.  
433 ire trene vylen em uf s. br. A. 434 [die] V. 435 ir mit m. beg.  
czu w. V. beg. alle m. m. zeuw. A. 436—448 f. R, das aber nach  
436 folgende Fortsetzung gibt: meynes liben kyndes reynen | den tot vnd  
elenedeschaft | d' hat v'lorn syne craft. 436 keyne V. [do] sy lyß A.  
437 [en] l. en bes. a. eren m. V. [en] l. en besunder a. den m. A. 438  
tet vil groz A. 440 mit ganzem bl. A. 441 trewgete en als h' ir  
b. V. druckte en als irs b. A. 442 das ir gar v. V. [so lange] A.  
443 von danne V. h. von em l. A. 444—446 in A geordnet: 445.  
446. 444. 444 sīn brut m. gr. erbeitē V. syne brut m. großem ir-  
bebin A. 445 do noch A. deñe noch [was] V. 446 herre unt friunt  
m. V. 447 heil V. herlyn A. gebrochin V. 448 ein sp. minr owgen  
ist nu czubrochin V. mynn A.

<sup>1)</sup> Hier ist wohl wieder eine Spur von x, dem die Beziehung zu undeutlich war, da ja das Subject erst durch den Relativsatz gegeben wurde: x setzte *ein brüt* ein, was einen ungeschickten Vers (*grōs*) *en ar* [be]llen in der letzten Senkung!) gab. Vielleicht könnte man auch lesen: *dō quam ein brüt āns arbeiten*.

<sup>2)</sup> Zu lesen: *was hāt mīn herre an uns gerochen*, wie ich ursprünglich wollte, hindert wohl das gerade vorhergehende *herre*.



- den ich verwinde niemer mēre.  
 ) ich bitte dich, mīn schepfer hēre,  
 lās mich alhie bī im ersterben,  
 & mīne sinne gar verderben,  
 daz mīn swære habe ein ende.“  
 der bābest nam si bī den henden:  
 5 „juncfrouwe, lāt die ungebære,<sup>1)</sup>  
 wir suln den tōten ūf gebāren.  
 als sīner heilekeit geseme;  
 got sīnen diener suo im neme.“  
 Dō das schöne aldā geschach,  
 0 der bābest unt der keiser sprach,  
 dar suo die Rōmer algemeine:  
 ez wære ein mensche sūnden reine.  
 man truoc in hin mit grōzem sange,  
 im volgete eine werlt mit gange,  
 5 als sīner heilekeit wol sam.  
 dō er fūr das mūnster quam,  
 swersiech was unde an in ruorte, —  
 wie das sīn heilekeit zefuorte! —  
 er wære lam oder krump  
 470 unt wære blint oder stump,  
 die wurden alzehant gesunt.  
 das tete die gotheit durch in kunt  
 unde durch sīn heilec leben.  
 sīnt wart im grōzer wunsch ge-  
 geben.  
 475 wir suln des jāmers nu verdagen!  
 man lies in in das mūnster tragen,  
 dā der bābest ūber im sanc  
 unt manec phaffen sunge erklanc  
 unde ouch der kardenāle.  
 480 die Rōmer alzemāle,  
 die lobeten got um dīsen man.  
 der bābest selber daz began,  
 daz er in bestate suo der erden.  
 sīnt muose den liuten von im  
 werden

449 daz V. 450 schep<sup>1</sup> V. [mīn] scheffer sere R. sy sprach sch.  
 er herre A. 451 [alhie] R. hy irsterben A. 452 [gar] RV. anders  
 s. v. V. 453—464 f. R. 458 unt m. frōude nīm e. e. V.  
 5. 456 juncfrouwe ir sult iuch niht verwern | bīz daz wir in ūf ge-  
 n. V. er sprach: frawe ir sult nicht verczagen | bis wir en begraben A.  
 7 zimt V. wol angeczeme A. 458 sīne d. z. i. nīm V. wil nemen A.  
 9 do allis das do y g. A. 461 vnd d. r. alle g. A. 462 von s. r.  
 f. 463 den trug man hen A. 464 werlit noch m. V. vnd volgeten  
 mit reynem g. A. 465—466 in R umgestellt. 465 wirdikeit wol  
 z. A. als ym wol gesam R. 467 wer sich w. VR. an ym R. Vnd  
 r sich do an e. r. A. 468 syne h. das zeu furte A. 469. 470 waz  
 stum was er krūm | waz er blynt waz er tum<sup>2)</sup> R. er were hokericht  
 er krump | vnd were blint ader stump A. er wære blint oder lam | adir  
 : welchīn siuchen er dar kam. 471 w. alle gemeynlich sunt R. der  
 rt aldo alcz. g. A. 472—500 f. R. 473 heiligis A. 474 gr.  
 nde V. 475 w. s. nw des y. vord. V. w. wollen syn y. nicht ver-  
 gen A. 477 sang A. gesang V. 478 m. herren z. V. manch pf.  
 nge ober em ircl. A. 479 dar zuo die k. V. 480 ouch dy romer czu  
 le V. 481 [die] V. vnde desin m. A. 488 d. sy en bestaten A.  
 f do fūr sīnt A.

<sup>1)</sup> Eine ganz verzweifelte Stelle! Was M bietet, ist doch auch gänzlich un-  
 nachbar. Man sieht wieder das verderbte x, und ich gebe, um nicht zwei Zeilen  
 z fortzulassen, einen Versuch, der sich — wie dies das Verhältniß der Hss. ver-  
 gt — mehr an V anschließt, wenigstens in dem Reime, denn *gebāren* bei M kann  
 h nur *gebāren* sein, das „auf die Bahre legen“ bedeutet (vgl. Mhd. Wb. I, 145<sup>b</sup>  
 e). Für v. 455 könnte man auch, um den rührenden Reim zu meiden, lesen *junc-*  
*noe, wir suln des sīn gewære*, (= eifrig bedacht) *das wir den t. u. s. w.*

<sup>2)</sup> Unter dem jüngeren *tum* sind Spuren eines forttradrten Wortes wahrzunehmen,  
 r nicht mehr zu bestimmen.

- 485 gaden smac unde edel rach  
 dz sime grabe äne allen bruch <sup>1)</sup>,  
 das hinteges tages ze Rôme wert  
 von sime vater wart begert  
 ein münster bôwen in siner êre,  
 490 das zuo half der bâbest sêre,  
 das ez also volle quam,  
 das ez dem heiligen sam:  
 dâ liget sin heilec lip begraben.  
 Welch lôn sol nu diu sêle haben?  
 495 dâ von wil ich in iesuo sagen:  
 ir fröude mêrt sich alle tage.  
 si hât des himelriches smac,  
 da si niemêr getrâren mac.  
 das erkreie sin herter kumber  
 grôz,  
 500 das er ist den engeln gnôz.  
 sint gwan sin vater unt sin muoter  
 ein reinez leben sô vil guoter  
 unt sin liebiu trutin,
- das si gotes diene wolde si  
 505 stetlich bin an ir ende.  
 si wurden heilec äne wunde.  
 das erwarp der zweier lûte kint,  
 das die viere ze himel sint  
 lîten si jâmer âf der erden,  
 510 das muose in ze fröuden werden.  
 Nu mane wir den guoten man,  
 der dieses lebene sô began,<sup>2)</sup>  
 das er für uns bîtte dâ,  
 sint sie für, das wir hin nâ  
 515 mit gotes helfe mûosen komen,  
 sô dem lîbe die sêle wirt be-  
 nomen.  
 Amen! das das mûose ergên,  
 darumme suln wir gotes sîn.  
 er ist ein wiser kaufman,  
 520 der also kluoelich wecheln kan  
 der ein ungemaches leben<sup>3)</sup>  
 kan um lange fröude geben!

485 gnade swag .... rach V. v. guter gruß A. 486 brach V.  
 das werde uns allen buß A. 487 hûte des tagis A. 488 gewert V.  
 489 seyn m. gebawt yn V. zeu b. A. 490 half em A. 491 wol ezam V?  
 (nach M). 491. 492 sind in A ersetzt durch: das noch also gecirre  
 steet | do manch hundert menschen hen geet. 493 f. V. heiliger A.  
 495—498 (wohl infolge eines alten Fehlers in x) in VA so geordnet:  
 495. 497. 498. 496. 495 iterût V. do wil ich nicht sagin von A.  
 496 sich nacht vnd tag A. 497 hÿmelreich sm. V. den hymmelischen  
 won A. 498 do V. das A. 499 irkrigke V. irwarp A. 500 der  
 engel V. 502 leben do hatte V. lebin gut A. 503 und ouch sin brut  
 ezarte V. 504 dyn' wurden s. R. brut ist wordin V. welde A. 505 stete-  
 lichen R. bas V. vil stetlich A. 506 f. V. â. alle w. BA, wohl Fehler  
 in x. 507 das der warp R. 508 zeu dem h. R. 509 [der] V. deser A.  
 510 ezu zelikeit w. V. vreude R. in dort ze A. 511 f. R. bete V.  
 512 seÿ lebin also V. synes A. Dahinter in A: das er zeu einem guts  
 ende brachte | wenn er sich selber daran bedachte. Wohl interpoliert.  
 514 vor hen das wir darna A. 515 muosen w' mit g. h. k. R. 516 wen dy  
 zeile d. l. w. b. A. 517 das vnd das allen muße geschen A. 519 clug' R.  
 520 welschen R. so kl. geuolgen A. Dahinter in R nochmals: w' also  
 eluclich welschen kan. 521 kusch gemachesam l. A. vngemaches l. R.  
 522 vmme eyne l. fr. kan g. A. v. l. m. kan g. R.

<sup>1)</sup> M liest *râch*: *brâch*.

<sup>2)</sup> Hieran schließt sich in V ein anderes Gebet, das ich weiter unten gebe.

<sup>3)</sup> Dann ist also das *ungemache leben* der Entgelt für die *lange fröude*.

In *V* finden wir nach 512 folgende Verse<sup>1)</sup>:

1 wir seȳ müssen genissen	vnd mit ym lebin an e....
2 allis wedir drissen	an allis misse wende
3 das wir an arge list	das vns das geschen mu...
4 10 rgen kōmē do hyn ..... 253 <sup>a</sup>	das helfe vns Alexius der ...
5 11 de besitzen das ew.....	in allir heiligen namen
6 12 s ym got hat gege.....	nu sprechit allir Amen.

Nach 522 folgt in *R*:

als dirre selig mensche tet  
syn hulfe keyn gotē  
wegen syn heileges gebet.

In *A* steht nach eben diesem Verse:

hy endit sich daz lyde von sente Allexio  
got mache vns armen sunder fro  
daz vns das allen muße geschen  
nu sprechet alle Amen.

Wir haben wohl keinen Grund, diese Verse von *A* für das Original Anspruch zu nehmen, aber Entscheidendes dagegen läßt sich auch nicht führen, wenschon freilich der dritte Vers erst v. 517, wenigstens in *A* lbst, begegnete.

BERCHTESGADEN.

MAX FR. BLAU.

## ZUR TRISTANSAGE.

In dieser Zeitschrift, Jahrg. XXXIII, p. 17 ff., hat O. Glöde einen Aufsatz veröffentlicht u. d. T.: „Der nordische Tristanroman und die ästhetische Würdigung Gottfrieds von Straßburg“, welcher gen meine Auffassung von Gottfrieds Verhältniß zu seiner altfrz. Vorlage gerichtet ist. Es ist das die erste, angebliche Widerlegung der Resultate, welche ich vor nunmehr elf Jahren in meiner Abhandlung: „Zur Überlieferung der Tristansage“ (Die nord. und die engl. Version der Tristansage. Erster Theil. Heilbronn 1878, p. IX ff.) gewonnen hatte. Sicherlich wäre ich nun meinerseits der erste gewesen, der freudig zugestimmt hätte, wenn es Herrn Glöde wirklich gelungen wäre, zu zeigen, daß Gottfried in der That „Unebenheiten des Originals bessert oder ausgleicht, die Darstellung modernen Verhältnissen her bringt, sich volksthümlicher zeigt, aus bewußter Welt- und Menschenkenntniß ändert, Charaktere veredelt u. s. w.“; ich muß aber energisch bestreiten, daß dies der Fall ist; den Wissenden brauche

<sup>1)</sup> Vgl. Maßmann p. 3, der auch angibt, daß Bl. 253<sup>a</sup> rechts abgerissen ist.

ich das freilich nicht erst zu sagen; bei flüchtigeren Lesern jedoch mag das sichere und selbstbewußte Auftreten Glödes den Eindruck erwecken, als ob das Recht auf seiner Seite wäre, und darum darf ich im Interesse der Sache wohl nicht ganz schweigen.

Die zehn Seiten lange Abhandlung ist ein literarisches Curiosum. Die Erwartungen, die der Verf. selbst über seine Leistung erregt, werden auf das Kläglichste enttäuscht; so heißt es p. 18<sup>1)</sup>: „Über Heinzel's Arbeiten werde ich später sprechen“. Wo geschieht das? p. 21: „Ich will nun in der folgenden Untersuchung Kölbing's Einleitung genau (!) durchprüfen und sehen, ob seine Resultate als endgiltig entscheidende anzusehen sind.“ „Kölbing's Urtheil, das er sich durch gründliches philologisches Studium erworben hat, ist da, es muß von allen Seiten angesehen werden.“ p. 23: „Im Folgenden will ich die Vergleichung der (!) Prosabearbeitung mit dem (!) Gedicht Gottfried's vornehmen und die Schlüsse Kölbing's prüfen, die dieser aus der Vergleichung gezogen hat.“<sup>2)</sup> Danach wird doch Jedermann eine gründliche und detaillierte Erörterung meines ziemlich compresé gedruckten, 140 Seiten langen Aufsatzes erwarten; Herr Glöde beschäftigt sich mit demselben aber nur auf circa 3—4 Seiten und zieht nicht mehr wie 15 Verse Gottfried's und vier Zeilen der nordischen Prosa, nach meiner Ausgabe gerechnet<sup>3)</sup>, zu genauerer Vergleichung heran. Was diese anlangt, so muß ich sein Verfahren wenigstens ganz kurz beleuchten. Glöde geht nämlich nicht ganz redlich zu Werke; um den nordischen Text dürftiger erscheinen zu lassen, wie er in Wirklichkeit ist, druckt er ein kürzeres Stück davon ab, als wie thatsächlich dem dazu in Parallele gestellten Abschnitt aus G.'s Gedicht entspricht. Gottfried's *milte* entspricht S. p. 5<sup>16</sup>: *hinn vildasti í gjöfum*. Zu seinen Worten: *Er was der werlde ein wunne* stellt sich etwa das. *ðatsamasti í sínum meðferðum*; zu: *Der ritterschefte ein lère: fullgerr at öllum*

<sup>1)</sup> Hieher gehört auch folgender Satz auf p. 21: „Es soll darum hier eine Darlegung folgen, inwieweit auch die Form, in der uns Gottfried sein Gedicht hinterlassen hat, sein individuelles Gepräge trägt.“ Diese aus Lüth und Bechstein zusammengestoppelte 'Darlegung' ist netto 21 Zeilen lang.

<sup>2)</sup> Glöde bemerkt p. 25<sup>1)</sup>: „Ich gebe den Text hier ganz genau nach Kölbing's Ausgabe; einzelne Bemerkungen über Stellen, wo meiner Ansicht nach anders zu lesen ist, werde ich am anderen (sic!) Orte bringen.“ Wirkliche Besserungen meines Sagatextes werde ich jederzeit mit aufrichtigem Danke acceptieren; aber nach der Probe, die der Verf. in dem bei ihm abgedruckten Satze von seiner Kenntniß des Altnordischen geliefert hat (*mangrar* für *margrar* und die Abtheilung *við|dramap* und nun gar *all okonar*), wird er mir es nicht übel nehmen können, wenn ich, vorläufig wenigstens, von seinen „Bemerkungen“ nicht allzu hohe Erwartungen hege.

gerum yfir alla menn, er í þann tíma váru í því ríki. Außerdem wird aber von dem Sagaschreiber noch genannt: *vitr ok varr í raðaræðum, forsjáll ok framsýnn . . . hinn harðasti hörðum ok hinn grimmi grimmum*. Daß die in gebundener Rede verfaßte Version denselben Gedanken ein anderes Gewand gibt, wie die Prosadichtung, versteht sich ganz von selbst, wie denn ja der mhd. Dichter der Blütheperiode bei der Vergleichung mit einem Producte aus der Zeit der Nachblüthe nordischer Sagaschreibung von Anfang an im Vortheil ist. Das führt mich auf einen zweiten Punkt in Glödes Argumentation; es heißt dort p. 23: „Der nordische Prosaroman ist 1226 aus dem Französischen übertragen, uns nur in wenigen Bruchstücken in einer Membrane des 15. Jhd. erhalten, während die Sage vollständig nur in einer Papierhs. des 17. Jhd. aufbewahrt ist. Diese Thatsache hat Kölbinger nicht berücksichtigt, aber bei der Wichtigkeit der Frage . . . darf man sie nicht aus den Augen lassen, um gerecht zu urtheilen.“ Und dabei habe ich mich p. XIV f. über diesen Sachverhalt wörtlich so ausgesprochen: „Freilich dürfen wir uns eines dabei nicht verschweigen, was den Werth dieser Quelle (sc. der Saga) etwas herabmindert: wir besitzen dieselbe nicht in ihrer ursprünglichen Gestalt, wie etwa die *Elissaga* und die *Strengleikar*, sondern nur in einer durch die mehrfachen Abschriften nicht unbedeutend verschlechterten, nicht nur was die Sprache anlangt . . . sondern auch was den Inhalt betrifft, so wie eine Vergleichung mit den Membranfragmenten ergibt, zwar keine directen sachlichen Änderungen, wohl aber vielleicht nicht unbedeutende Kürzungen erlitten hat. Immerhin müssen wir noch sehr roh sein, daß von diesem werthvollen Denkmal überhaupt eine Hs. auf uns gekommen ist.“ p. 21 f. stellt Glöde es so dar, als ob ich die Form von Gottfrieds Dichtung, die derselben ihr individuelles Gepräge gebe, dem Stil, der zu solcher Vollendung nur durch jahrelange Übung heranreife, keine Beachtung geschenkt habe: „Dieses erwähnt Kölbinger mit keiner Silbe, als ob jeder beliebige Mensch der mhd. Periode dies auch hätte ausführen können.“ Gewiß spreche ich darüber im Verlaufe meiner Untersuchung nicht, weil ich es dort nur mit den sachlichen Momenten seines Berichtes zu thun habe; wider aber hat mein Gegner in der Hitze des Gefechtes einen von ihm selbst (p. 18) citierten Passus aus dem Schlusse meines Aufsatzes vergessen, wo ich dazu mahne, in Zukunft bei Vergleichung von mhd. Epen mit ihren afrz. Quellen, das Augenmerk in höherem Grade wie bisher auf die stilistischen Unterschiede zu richten, wodurch die Vorzüge

wie die Schwächen der deutschen Dichtungen in ein neues und helleres Licht treten würden.

Für welche Gattung von Lesern der Verf. Gottfrieds Einleitung hervorhebt (p. 23 f.) und sogar Citate daraus abdruckt und weiter die Schwertleite und die Minnegrotte als sein dichterisches Eigenthum bezeichnet, ist mir nicht recht klar; das Publicum der Germania dürfte sich ob dieser geringen Taxierung seines Wissens schwerlich sehr geschmeichelt fühlen. Brauche ich den daraus gezogenen Schlüssen gegenüber noch besonders zu betonen, daß ich geradeso wie Heinzel in seinem Aufsatz in der Ztschr. f. d. A. XIV einzig und allein auf die Theile des Gedichtes Rücksicht nehmen wollte und konnte, zu denen sich in den anderen Versionen der Sage Parallelen fanden, und daß auf sie allein das am Schlusse ausgesprochene Gesamturtheil sich bezieht?

Ich will nicht entscheiden, ob Leichtfertigkeit oder Böswilligkeit Herrn Glöde bei seinen Behauptungen und Argumentationen die Feder geführt hat. Nur einen Grundirrtum von ihm möchte ich noch betonen: „Daß Gottfrieds feinfühligste Art der Darstellung und sein poetischer Sinn überall die Sage übertreffen“, worauf Glöde besonders Gewicht legt, ist mir nie eingefallen, zu bestreiten. Worauf es mir vielmehr ankam, war dies. Heinzel ging seinerzeit von der Ansicht aus, die vielen Unebenheiten, welche die Darstellung der Tristansage in dem englischen Sir Tristrem aufweist, hätten schon der gemeinsamen Vorlage des englischen Dichters und Gottfrieds angehört und es mit dem Letzteren als Verdienst anzurechnen, daß er sie getilgt habe. Die Hinzunahme der nordischen Saga lehrt dagegen, daß diese Schwächen fast ausnahmslos nur dem Sir Tristrem anhaften, während Gottfried das Richtige bereits in seiner Quelle fand und somit zu geschmackvollen Besserungen keine Veranlassung hatte. Dann erscheint aber seine ganze Persönlichkeit als Mensch und Dichter in einem erheblich weniger idealen Lichte, wie nach Heinzel's Ausführungen. Dieses Ergebniß aber hat Glöde durch seinen Aufsatz nicht im Allermindesten umgestalten können<sup>1)</sup>.

Um jedoch die Leser dieses Blattes nicht nur mit Wiederholung von Bekanntem zu langweilen, benütze ich diese Gelegenheit, um auf eine, bisher, so viel ich sehe, unbeachtet gebliebene Parallele zu einem interessanten Zuge in Tristans Zweikampf mit Morolt hinzuweisen. Das

<sup>1)</sup> Vgl. auch Golthers Urtheil über Glödes Aufsatz, Ztschr. f. rom. Phil. XII, p. 363<sup>2)</sup>.

derselbe das Abbild eines skandinavischen Holmgangs ist, haben in neuester Zeit Sarrazin (Ztschr. f. vergl. Litt.-Gesch., 1. Band, p. 263) und Golther (Die Sage von Tristan und Isolde, München 1887, p. 24) mit Recht betont. Auf zwei Parallelen dazu innerhalb der englischen romantischen Dichtung hat E. Adam (Torrent of Portyngale. London 1887, p. 107, Anm. zu V. 1268) hingewiesen: den Kampf zwischen dem Riesen Cate und Torrent und den zwischen Colbrond und Guy of Warwick; Beide haben vor Allem das Motiv gemeinsam, daß der Riese es ablehnt, zu Pferde zu kämpfen, weil er zu schwer ist, als daß ein Reitthier ihn tragen könnte.

Was die Localisierung beider Kämpfe auf einer Insel im Meere anlangt, so findet sie sich ausdrücklich erwähnt in der jüngeren, in Leimpaaren verfaßten englischen Version des Guy of Warwick (ed. Lupitza, London 1875/76 = Guy B) v. 10133 f.:

*In a place, where þey schulde bee,  
Yn an yle wythyne thee see.*

Im weiteren Verlaufe des Berichtes freilich wird dies Moment auffallenderweise gar nicht mehr betont; Guy gelangt an den festgesetzten Platz zu Pferde, v. 10188 ff.:|

*And towarde the batell was rydande.  
When he into þe place come,  
Of hys stede he lyght anone.*

In der älteren Fassung, enthalten in der Auchinleck-Hs. (ed. Furnbull, Edinburgh 1840 = Guy A) fehlt diese Angabe p. 390 überhaupt. In Sir Torrent werden beide Kämpfer in Booten nach der Insel übergesetzt, deren Führer dann sofort wieder zurückkehren; v. 1284 ff.:

*Whan sir Torrent in to the ile was brought  
The shipmen lenger wold tary nought,  
But hied hem sone ageyn.*

Nach Tödtung des Riesen wird Torrent dann wieder mit dem Boote abgeholt und an das Festland zurückgebracht.

Dagegen möchte ich aufmerksam machen, auf eine bisher überhaupt wenig beachtete<sup>1)</sup> Darstellung des Zweikampfes zwischen Guy und Colbronde, in Bishop Percy's Folio Manuscript. Edited by Hales and Furnivall, Vol. II, p. 509 ff., ein Gedicht in der 12zeiligen Schweifreimstrophe; dort heißt es v. 202 ff.:

<sup>1)</sup> A. Tanner, Die Sage von Guy von Warwick, Bonn 1877, p. 52 f. erwähnt diese Fassung ganz kurz als enthalten in einem MS., „das sich im Besitze Percy's befand und wie es scheint (!) varia enthielt“ — eine etwas merkwürdige Umschreibung des bekannten Percy Folio MS.

- Then the gyant loud did crye,  
 To the king of Denmarke these words says hee:  
 „Behold & take good heede!  
 205 Yonder is an iland in the sea:  
 From me he can not scape away  
 Nor passe my hands indeed;  
 But I shall either slay him with my brand  
 Or drowne him in yonder salt strand,  
 210 Fro me he shall not scape away.  
 Then I will with my owne hand  
 Crowne thee king of litle England  
 For euer and for aye.  
 That was true, as the king of Denmarke thought,  
 215 Comanded 2 barges forth to be brought,  
 And either into one was done.  
 The palmer was the first, that ore did passe,  
 And as soone as hee to the iland come was,  
 His barge there he thrust him from.  
 220 With his foote and with his hand  
 He thrust his barge from the land,  
 With the water he lett itt goe,  
 He let itt passe from him downe the streame.  
 Then att him the gyant wold freane,  
 225 Why he wold doe soe.  
 Then bespake the palmer anon right:  
 „Hither wee be come for to fight,  
 Till the tone of vs be slaine:  
 2 botes brought vs hither  
 230 And therfore came not both together,  
 But one will bring vs home.  
 For thy bote thou hast yonder tyde,  
 Ouer in thy bote I trust to ryde,  
 And therfore, gyant, be ware!“  
 235 Trumpetts blew and bade them goe toote,  
 The one on horsbacke, the other on foote,  
 But Guy to god was darre.



Zu diesem Zuge stimmt inhaltlich ganz genau Sir Tristrem (Silbronn 1882) v. 1013 ff.:

<i>i seyden into þe wide</i>	„Our on schal here abide,
<i>þ her schippes tuo;</i>	<i>No be þou neuer so þro,</i>
<i>raunt bond his biside</i>	<i>Ywis!</i>
<i>i Tristrem lete his go;</i>	<i>Wheþer our to lius go,</i>
<i>raunt seyð þat tide:</i>	<i>He haþ anouz of þis.“</i>
<i>Tristrem, whi dos tow so?“</i>	

Die genau entsprechende, bekannte Stelle aus Gottfrieds Tristan (6795 ff.) brauche ich nicht erst auszuschreiben.

Nun geht aber das oben erwähnte strophische Gedicht, welches diese Zweikampfepisode aus dem Ganzen der Guysage herausgreift, zweifelhaft auf eine Quelle zurück, welche mit derjenigen, die dem Dichter des Guy der Auchinleck-Hs. vorlag, nahe verwandt war; man vgl. z. B. Guys Gebet vor der Schlacht in beiden Texten:

<i>Guy A v. 9903 (Turnb. p. 391 f.):</i>	<i>Guy and Col. v. 157 ff.:</i>
<i>„d, seyð Gii, þat rered Lazeroun</i>	<i>Crist, that suffered wounds 5</i>
<i>i for man poled passioun</i>	<i>And raised Lazarus from deth to</i>
<i>i on þe rode gan blede,</i>	<i>liffe,</i>
<i>i saued Sussan from the feloun</i>	<i>To (l. Do) grant me speech and sight,</i>
<i>i halp Daniel from þe lyoun,</i>	<i>And saued Danyell the lyons froe,</i>
<i>day wisse me and rede etc.</i>	<i>And borrowed Susanna out of woe,</i>
	<i>To (l. Do) grant vs strength and</i>
	<i>might etc.</i>

Ähnlich auch Guy B v. 10193 ff.

Aus alledem möchte ich folgern, daß in der frz. Guydichtung ursprünglich die Scene so dargestellt war, wie wir sie in der Fassung Percy Fol.-Hs. finden. Die Tendenz eines Abschreibers oder Überleiters — was bekanntlich oft auf dasselbe herauskommt — ging dahin, die Localisierung dieses Holmganges auf einer Insel zu vermeiden; was für eine Erwägung ihn dabei leitete, ist freilich schwer sagen<sup>1)</sup>. Dabei ließ er jedoch aus Versehen ein Verspaar stehen<sup>2)</sup>,

<sup>1)</sup> Ein merkwürdiger Parallelfall ist, daß die altnordische Tristramsaga oder französische Vorlage an der betreffenden Stelle dasselbe Moment gestrichen hat; Zur Überlieferung etc. p. XLVII.

<sup>2)</sup> Dergleichen ist in der Geschichte der Überlieferung der französischen Epen öfters unerhört; in der des Partonopeus of Blois habe ich einen ähnlichen Fall angewiesen, Germanistische Studien, herausgegeben von K. Bartsch. Zweiter Band, 104.

welchem in der jüngeren englischen Übertragung v. 10133 f. (s. o. p. 191) entsprechen. Ein weiterer Überarbeiter entfernte auch noch diesen letzten Rest, und eine Hs. dieser Classe lag dem Verf. von Guy A vor. Zu ihr gehören — wie ich einer freundlichen Mittheilung von O. Winneberger, der uns soeben mit einer dankenswerthen Arbeit über das Handschriftenverhältniß des frz. Guy erfreut hat, entnehme — ferner sämtliche auf uns gekommene frz. Hs. des Epos.

Ob der frz. Dichter diesen echt skandinavischen Zug von Todesverachtung aus der Tristansage entnommen hat oder ob beide aus einer gemeinschaftlichen Quelle schöpften, bleibt vorläufig eine offene Frage. Sicherlich wird man hier nicht von „zufälliger Ähnlichkeit“ sprechen können.

BRESLAU, den 18. April 1889.

E. KOLBING.

## SCHWÄBISCH *ε* ALS VERTRETER VON *a*.

Nach den Arbeiten von Franck (Ztschr. f. d. A. 25, 218 ff.), Luick (Beiträge 11, 492 ff.) und besonders Kauffmann (Der Vocalismus d. Schwäb. in d. Mundart v. Horb, Marb. Habil.-Schr. 1887), sowie meinem eigenen Aufsätze (Corresp.-Bl. f. d. Gel. u. Realsch. Württembergs 1887, 502 ss.) bleibt <sup>1)</sup> für eine Untersuchung über schwäbisch *ε* als Vertreter von älterem *a* noch die Vervollständigung des Materials und die Einzelerklärung. Dabei mag zuvor daran erinnert sein, daß vor Nasalen sämtliche *ε*-Laute geschlossen erscheinen.

Bei Aufzählung des Materials ergeben sich nun folgende Kategorien: 1. Plural von Substantiven; 2. Adjective auf *ig*, *lich*, *ern*, *er*; 3. die Deminutive; 4. die Nomina agentis auf *er*; 5. schwache Verba; 6. eine Anzahl Nomina, welche zunächst in keinem näheren Zusammenhange zu stehen scheinen. 7. gewisse Ortsnamen.

Im Einzelnen gilt in Betreff des Plurals der Substantive, daß, abgesehen vom neutralen Plural auf *er* und einigen wenigen Formen mit ursprünglichem Umlaut des *a* zu *ε* (wie *krefst*, *neyt*, *espö*), im Plural der starken Declination der Übergang des *a* in *ε* Regel geworden ist. Die Ausnahmen verschwinden ganz. Es sind in der

<sup>1)</sup> Homers Aufsatz in Heft I d. B. konnte begreiflicher Weise nicht mehr berücksichtigt werden.

5: Tübinger Gegend: *hag* (aber in Flrn. Plural *heg*), *halfier*, *barn*, *marter*.  
 2: In der schwachen Declination sind die Plurale mit *ē* bei Weitem  
 7: in der Minderheit, Regel ist hier die Erhaltung des *a*. Es weisen *ē*:  
 1: *lade*<sup>1)</sup> (masc.), *krage*, *mage*, *wage*, *balke*.

2: Die Adjective auf *ig*, wie die auf *lich*, zeigen mehr Bei-  
 7: spiele mit *a* als solche mit *ē*, doch sind die letzteren ebenfalls zahl-  
 7: reich. Eine ganz durchgehende Eintheilung ist hier nicht zu gewinnen  
 7: weder nach dem Gesichtspunkte der folgenden Laute, noch mit Be-  
 7: ziehung auf den Plural der zugehörigen Substantive. Zwar wiegen  
 7: unter den Adjectiven mit *ē* solche vor, bei welchen dem Vocale Laute  
 7: folgen, welche nach Braune im Oberdeutschen den Umlaut des *a* auf-  
 7: hielten (*schwēchlich*, *mēchtig*, *nēchtig*, *prēchtig*, *trēchtig*, *hēsig*, *dērmig*,  
 7: *erchig*, *bērtig*, *zērtlich*, *ferwig* — daneben *schnebelich*, *fēdig*, *tēglich*  
 7: [kaum volksthümlich], *eschig*, *tēschig*, *weßerig*), aber mehrere unter  
 7: diesen zeigen auch *a* (*balkig*, *kalkig*, *halmig*, *harzig*, *warzig*). Und  
 7: mehrfach fallen zwar die Plurale und die zugehörigen Adjective in  
 7: Anwendung oder Nichtanwendung des Lautwandels zusammen, aber  
 7: gegenüber Plural mit *ē* steht: *saftig*, *kragich*. Geschlossenes *e*  
 7: haben: *krefstig*, *negelig*, *gefällig*, *eckig*, und vor Nasal: *schemig*, *wemsig*,  
 7: *glensig*, *schwenzig*. Von den Adjectiven auf *-ern* zeigen *ē*: *fle[ch]sern*,  
 7: *wechsersn*, von denen auf *-er*: *heller* und in Ortsnamen *-cher*, *bēcher*.

Die Deminutive, jetzt auslautend auf *le*, haben ohne Ausnahme  
 7: *e*-Laut, und zwar haben *ē* die zu *kraft*, *nagel*, *asp* und die zu Sub-  
 7: stantiven, welche selbst *e* zeigen, alle übrigen aber *ē*. Neben *negelē*  
 7: (kleiner Nagel) steht *negelē* (Nelke).

Bei den Nomina agentis auf *er* wiegt *ē* bei Weitem vor:  
 7: *wēcher*, *pēchter*, *wēchter*, *lēder*, *scheffer*, *hefner*, *kleger*, *seger*, *schlēger*,  
 7: *erger*, *wegner*, *hēlter*, *ferwer*. Dagegen haben *a*: *lacher*, *schnarcher*.  
 7: Geschlossenes *e* weisen auf: *greber*, *spelter*, *schmelzer*, *setzer*.

Schwache Verba mit *ē* durch die ganze Conjugation sind:  
 7: *ernen*, *ferwen*, *gerwen*, *ezen*, *schetzen*, *schwetzen*, *heweren*, dazu aus der  
 7: starken Conjugation *weschen*. Im Praesens zeigt *ē*: *dērf* zu dürfen.

Die Nomina mit *ē*, welche sich nicht unter die schon genannten  
 7: Kategorien stellen lassen, sind: *echte* (octo), *gelechter*, *drēck*, *nēcket*,  
 7: *gescheft*, *ēlle* (omnes), *ēls*, *kēlter*, *reps*, *erwat* (Arbeit), *herb*, *pferd*, *kērl*,  
 7: *ferm*, *er*(= ahir), *ernt*, *mērre*, *schērrets*, *gerte*, *ē[r]sch* (= arwiz), *spērwer*,

<sup>1)</sup> Einfachheit halber sind gewöhnlich die Formeln der Umgangssprache,  
 mehrfach auch die des mhd. bei Beispielsangabe gesetzt und ist nur der in Betracht  
 kommende Laut in der Dialectform gegeben.

*esche, flesch, tesch* (sumpfige Bodenversenkung, und in *maultesch*), *meßer, gēter, geschwetz, lētz, vētz, hēweret*.

Unter den Ortsnamen erscheint *ε* besonders bei denen auf *-ingen*, und zahlreich vor Umlaut aufhaltender Consonanz, wie (mit Belegen aus dem württembergischen und fürstenbergischen Urkundenbuche): *Gēchingen*, *Hēchingen* (Hahingun 786, Hech. 1333), *Elchingen* (Neresh.: Alchingen 1140; Günsb.: Alichingen 1234, Elchingin 1220), *Meſchingen* (Malechingen 1154), *Elfingen* (Elv. 1252, Fränk.?) *Nellingen* (Eßl.: Nall. 12. u. 13. Jh. häufig), *Nellingsheim* (Nall. c. 1243), *Derdingen* (Tard. 1153, Terd. 1181), *Ersingen* (Ers. 1194), *Ertingen* (Ert. 1248), *Erz* (Arz. und Erz. 1246); durch eine Zwischensilbe vom Suffix *-ingen* getrennt: *Echterdingen* (Ahttert. 1226), *Schelklingen* (Schalkel. 1248, Schelkel. 1291), *Deſlmentsingen* (Talmezz. 1237), *Derendingen* (Tarod. 1098, Tered. c. 1204), *Ergenzingen* (Argaz. 1228, Ergoz. neben Argoz. c. 1150), *Mercklingen* (Marchel. 861, Merkel. 1275). Vor anderweitiger Consonanz findet sich *ε* bei *ingen*: *Besigheim* (Basenkain 1231, Fränk.?), *Detzingen* (Däz. 1263), *Hedelfingen* (Hadelv. und Haedelv. 1246), *Pfeffingen* (Pfaff. c. 1243, Pfeff. 1229), *Rexingen* (Raggas. 1150, Rach. 1228). Vor der Silbe *-in* zeigen *ε*: *Ellenweiler* (Aglinsw. 1245), *Meckenbeuren* (Mechinburren 1155). Dazu kommen sonst noch: *Sperwarisegge* (Sparewarisegge c. 1050, Sperw. 1192), *Heslach*, *Vesperweiler* (Vasburw. 1150). Mit *ε* vor Nasal scheinen erst in der Zeit des *ε*-Umlauts (s. u.) umgelautet zu sein: *Emerkingen* (Anemarch. 1241), *Gemrigheim* (Gamerinch. 1150, Fränk.?), *Memmingen* (Manm. 1223, Memm. 1247), *Schönnungen* (Suuan. 1225, Swenn. 1212), *Entringen* (Anthr. 1240, Enthr. 1245), *Benzingen* (Banz. 1237). Vollständig ist diese Zusammenstellung nicht, da mehrfach die Etymologie unsicher, oder die Aussprache des Namens mir unbekannt ist. Von den Personennamen muß wohl abgesehen werden. Als Vornamen sind sie verschwunden, und ihre Verwendung als Geschlechtsnamen zu verfolgen, würde zu weit führen.

Handelt es sich nun darum zu bestimmen, wann der in den angeführten Beispielen zu Tage tretende Lautwandel sich vollzog, so ist zu beachten, daß sich vielfach darunter Formen mit einer Lautfolge finden, welche nach Braune im Oberdeutschen den Umlaut bis ins 12. oder 13. Jahrh. aufhielt. Da nun nicht anzunehmen ist, daß diese Beispiele zunächst in *ε* umlauteten und dann in *ε* zurückgingen, so wird für diese wenigstens der Wandel des *a* in *ε* ins 12. und 13. Jahrh. zu setzen sein. Das Gleiche ergibt sich aber auch für die aufgeführten Ortsnamen auf *-ingen*. Berechnet man durch Schluß aus den folgenden, bezw. vorangehenden Jahren sämtliche, für die

einzelnen Jahrzehnte nachzuweisenden Formen, so ist auf die Jahre 1150—1260 das Ergebnis folgendes:

	$a$	$e$		$a$	$e$
1150 . . . .	14	1	1210 . . . .	11	5
1160 . . . .	11	1	1220 . . . .	11	7
1170 . . . .	11	1	1230 . . . .	8	7
1180 . . . .	11	2	1240 . . . .	5	11
1190 . . . .	11	3	1250 . . . .	1	12
1200 . . . .	11	4			

Weiter, als es geschehen ist, kann die Zusammenstellung nicht geführt werden, da das württembergische Urkundenbuch mit 1252 abbricht.

Für alle übrigen Formen mit  $\epsilon$  im Einzelnen die Zeit des Lautwandels nachzuweisen, wäre sehr schwierig und durch mancherlei Voraussetzungen bedingt. Gelingt es aber darzuthun, daß die ganze Erscheinung eine einheitliche ist, so ist mit der Zeitbestimmung eines Theils der Formen auch die der übrigen gegeben. — Doch lassen sich noch einige allgemeine Gesichtspunkte beiziehen. Die neutralen Plurale auf *-er* zeigen stets geschlossenes  $e$ . Haben wir es nun, wie sich unten zeigen wird, bei dem Übergange von  $a$  zu  $\epsilon$  ebenfalls mit einem Umlaute zu thun, so ist kaum anzunehmen, daß beide Arten desselben gleichzeitig neben einander her gingen. Dürfen wir somit den Übergang in  $\epsilon$  nicht zu weit hinaufsetzen, so kommt dazu, daß das aus  $a$  entstandene  $\epsilon$ , wo es gedehnt<sup>1)</sup> ist, sich unterscheidet von dem alten, bzw. durch Brechung entstandenen  $\epsilon$ , sofern ersteres als  $\bar{\epsilon}$ , letzteres als  $\bar{\epsilon}a$  ( $\bar{\epsilon}o$ ) erscheint. Somit mußte  $\bar{\epsilon}$  sich schon zu  $\bar{\epsilon}a$  hin entwickelt haben, als  $a$  in  $\epsilon$  gewandelt wurde. Auf der anderen Seite liegt aber auch ein Grund vor, nicht zu weit herabzugehen. Es konnte das unbetonte  $i$  noch nicht ganz mit  $e$  zusammengefallen sein, wenn es noch in spezifischer Weise auf die vorhergehenden Laute wirken sollte. Nun ist  $i$  nach Behaghel<sup>2)</sup> (z. Frage n. einer mhd. Schriftspr., in Basler Festschrift für Heidelberg p. 48) zum Mindesten tief ins 13. Jahrh. hinein erhalten. Unter dem Schutze des nachfolgenden

<sup>1)</sup> Im schwäbischen Neckargebiete von Tübingen an abwärts ist die alte Kürze nur erhalten vor Geminata, Affricata (und deren Vertreter  $ch$ ), sonstiger Doppelconsonans außer  $ht$ ,  $rw$ ,  $rs$ ,  $ret$  (dafür  $rsch$ ),  $rt$ ,  $rz$ ,  $rz$ , weiter zum Mindesten in einem Theile des Gebietes auch vor  $t$ ,  $p$  ( $\epsilon p a s = ebehöu$ , lenis vor  $h$  zu fortis) —  $k$  findet sich nicht nach ursprünglicher Kürze.

<sup>2)</sup> Wozu übrigens zu bemerken ist, daß im Schwäbischen  $i$  heute noch nicht irrationaler Vocal ( $e$ ) geworden, sondern als  $\epsilon$  erhalten ist.

Consonanten ist auch *ī* bis heute noch erhalten im Adjectiv auf *-ig*. Aber wir werden bei Erklärung des Lautwandels zu *ç* auch die Ansetzung des Einflusses selbst von auslautend *ī* (z. B. in der *i*-Decl.) nicht entbehren können. — Diese allgemeine Umgrenzung stimmt zu der oben gegebenen Zeitbestimmung.

Was aber die Frage nach der Art und dem Grunde dieses Lautwandels betrifft, so hat Kauffmann denselben als späteren, vom ersten geschiedenen Umlaut bezeichnet. Daß es sich um einen Umlaut handelt, ist für die Formen, welche unter Braunes oberdeutsches Umlautgesetz fallen, schon gegeben, und daß dieser Umlaut vom ersten geschieden ist, geht aus der oben gegebenen Zeitbestimmung hervor. Somit ist Grund genug vorhanden, von Kauffmanns Bestimmung aus die Einzelerklärung zu versuchen. Aber dabei genügt es dann nicht, die ganze Erscheinung direct aus der immer größer werdenden Unsicherheit und aus Analogiebildung zu den entsprechenden ursprünglich umgelauteten Formen abzuleiten. Damit ließe sich nicht verstehen, warum *ç* und nicht *ç* auftritt. Bei organischer Entwicklung liegt wohl *ç* auf dem Wege von *a* zu *ç*, für Analogiebildung aber ist *ç* ein eigener, von *ç* geschiedener Laut. — Nun bilden das nöthige Mittelglied für die meisten der in Betracht kommenden Erscheinungen die Formen mit ursprünglich *i* nach Umlaut aufhaltender Consonanz.

Im Einzelnen ist so für die Plurale der starken Declination mit *ç* auszugehen von Formen wie mhd.: *bache, nahte, balge*. Die hier im 12. und 13. Jahrh. durchdringende Palatalisierung ist wegen des Widerstandes der Consonanz nur bis *ç* gegangen. Sind aber hiemit einmal einige Formen mit *ç* erklärt, so lassen sich die übrigen als Analogiebildungen zu diesen ansehen, zumal eine Differenzierung im Stammvocal gegenüber dem Singular wünschenswerth wurde, als die unterscheidende Endung schwand (vgl. Kauffmann, §. 12 An.) Daher blieben nur wenig gebrauchte Plurale zurück. Von der starken Declination aus ist der Umlaut durch Analogie auch in die schwache eingeführt worden. Dabei bleibt offen, wie frühe die einzelnen Formen der Analogie unterlagen. Die Bewegung kann noch in Zukunft weiter gehen. Die oben gegebene Zeitbestimmung ist also für die Plurale nur als terminus a quo anzusehen.

Die Erklärung des *ç* in den Adjectiven auf *ig* scheint insofern schwieriger, als in der ersten Umlautzeit im Allgemeinen auch ohne Umlaut hindernde Consonanz der Umlaut unterblieb. Aber, wie oben aufgeführt, gibt es doch auch Formen, welche seit der ersten

Umlautzeit Umlaut zeigen, oder bei denen dieser wenigstens aus dem geschlossenen *e* folgt. Und zwar geht aus den Beispielen hervor, daß überdeutsch die Adjective auf *ig* in der ersten Umlautzeit umgelautet wurden, wenn ihnen ganz oder in der Mehrheit ihrer Formen umgelautete Substantive zur Seite standen. Als dann vor Umlaut aufhaltender Consonanz im Plural Umlaut zu *ε* eintrat, wurden die zugehörigen Adjective mitumgelautet. Daher wiegen gerade diese unter denen mit *ε* vor. Weiterhin vollzog sich die Ausdehnung auf die übrigen Adjective auf *ig* in Analogiebildung. Wie *bart* : *bertig*, so *schmabel* : *schnebelig*, und vor Nasal *glanz* : *glenzig*. So läßt sich dieser Umlaut im Adjective analog dem der Substantive erklären und Einfluß des Zwischenvocals braucht nicht angenommen zu werden, wenn auch zuzugeben ist, daß bei Beispielen wie *schnebelig*, *weßerig* darauf zurückgegriffen werden könnte (so Kauffmann, §. 12, Anm. für das Deminut.). Aus dem Wechsel von Suffix *ich* = *ig* mit *et* erklärt sich, daß auch *nacket* umgelautet wurde zu *necket*.

Ganz das bisher Gesagte gilt auch von den Adjectiven auf *lich*. An *schwächlich* schließen sich die übrigen mit *ε* an. Über die Adjective auf *-ern* läßt sich wegen der geringen Zahl der Beispiele nicht mit voller Bestimmtheit urtheilen. Die beiden *fle[ch]sern*, *wechsern* zeigen *ε* vor Umlaut aufhaltender Consonanz. Hier sei auch über die Adjective auf *-en*, schwäbisch *-e*, mhd. *-in*, obwohl sich unter denselben keine Formen mit *ε* finden, bemerkt, daß der Umlaut bei ihnen nicht weit durchgedrungen zu sein scheint und jetzt offenbar zurückgeht. Ohne Umlaut erscheint stets *tannen*, in Tübinger Gegend vorherrschend *bouchen*, neben *espen* häufiger *aspen*, neben *hilzen* mehrfach *holzern*, nur *eschen* ist allgemein gehalten durch die Substantivform *esche*. Über die Adjective auf *-er* s. bei den Substantiven gleicher Endung.

Den gleichen Weg, wie bei den bisher erklärten Formen, hat der Umlaut zu *ε* wohl auch bei den Deminutivis gemacht. Auch hier haben wir *krefle*, *negole*, *eckle*, *esple* und dann vor *ch* als Ausgangspunkt für die übrige Bewegung mit *ε* *böchle*. Nur ist für die Deminutiva aus dem Sprachschätze des mhd. noch weniger zu ersehen, da in diesem überhaupt wenig Deminutiva enthalten sind. Will man den Umlaut zu *ε* bei den Deminutiven auf einen Mittelvocal zurückführen, so stößt man bei Erklärung des Unterschiedes zwischen *krefle* und *negole* einerseits und *böchle* anderseits auf Schwierigkeiten. Die Form *negole* (Nelke) zeigt gegenüber *negole* den jüngeren Umlaut und erweist sich damit auch als jüngere Bildung, wobei aber auf-

fallend bleibt, daß im gleichen Worte eine solche neben der ältere soll aufgekommen sein.

Verwickelter wird die Frage bei den Nomina agentis auf -er, alt *ari*. Es stehen hier wohl auch neben Verbis mit *e* Nomin mit solchem, wie *decker*, *spelter*, *schmelzer*, *setzer*, aber man kann doch fragen, ob die wenigen Beispiele mit Umlaut aufhaltender Consonar und offenem *e* (*gerber*, *ferwer*) für sich allein den Ausgang zur allgemeinen Umlautsbewegung zu *er* gegeben haben. Es empfiehlt sich hier auch die Bildungen mit anderweitigen Vocalen beizuziehen, welche von umgelauteten Verben abgeleitet sind und denen Substantive in umgelautetem Plurale und Singular ohne Umlaut zur Seite stehen wie *flötzer* : *flotz* : *flötze*, *träumer* : *traum* : *träume*. Waren nun einmal die Plurale *hefen* und *wegen* gebildet, so entstehen die Reihen *hefen* : *hefen* : *hefen*, *wegen* : *wagen* : *wegen*. Dann folgten die übrigen nach auch die, welchen kein umgelauteter Plural zur Seite stand, wie *mæcher*, *scheffer*. Die zurückgebliebenen *lacher* und *schnarcher* sind wenig gebraucht. Bei anderweitigen Vocalen außer *a*, bei welchen der Umlaut im Plural nicht so weit ausgedehnt ist, finden sich auch Bildungen auf -er ohne Umlaut in verhältnißmäßig größerer Zahl. — An die Substantive mögen sich die Adjective auf -er anreihen. Hier findet sich aus der Zeit des Umlautes zu *e* *stetter* als Ableitung von Ortsnamen auf -*steti*, -*stetim* (nicht auf -*stat*). Somit ist hier der Umlaut nicht erst durch das Suffix -er gewirkt. Nach Analogie dieser Derivate von alten Ortsnamen werden nun auch solche von neuem gebildet: *Weilrseter* (Weil der Stadt) gebildet, wie *Mögseter* (*Mögset* = *Magstadt*). Als dann in der zweiten Umlautszeit vor dem Suffix -er der Nomina agentis Umlaut zu *er* eintrat, bildete man von Ortsnamen auf -*ach*, -*bach* die Derivate auf *acher*, *bacher*. Bei anderen Vocalen tritt der Umlaut auf in -*hefer* (-hof), -*derfer* (-dorf), -*aer* (-au), -*haiser* (-hausen). Seit die Endsilbe der Ortsnamen verflüchtigt ist, sind keine Neubildungen dieser Art mehr möglich, darüber sind auch alte Bildungen mehrfach verloren gegangen, und wo bei erhaltenem Vocal der Schlußsilbe neue Derivate auf -er gebildet werden, fehlt ihnen vielfach der Umlaut. — Hierher gehört auch *heller*, bei dem aber fraglich bleibt, ob es als selbständige schwäbische Bildung anzusehen, oder aus dem Fränkischen überkommen ist. — Endlich schließt sich noch an das Substantiv *sperwer* (*šperwol*) gegenüber älterem *sparswer*, welches dem Umlaut der Nomina agentis und der Adjective auf -er sich angeschlossen hat.



Unter den schwachen Verben zeigt der größere Theil derer mit umlautaufhaltender Consonantenfolge dennoch *ç* und muß also in Zusammenhang mit der ersten Umlautszeit umgelautet sein: *verkelten*, *spelten*, *schmelzen*, *scherfen*, *sterken*, *verderben*. Zurückgeblieben sind in der ersten Zeit und zeigen *ç* nach der oben gegebenen Zusammenstellung je eines mit *rf* und *rn*, dann zwei mit *rw*, wie auch nach Braune *rw* den Umlaut ganz besonders aufhielt. Als späte Bildung erklärt sich *heweren*: *hawer* = *fçrwen*: *farw[e]*. Aber auffallend bleiben die Verba mit *ç* vor *s* und *sch*. Sie scheinen überhaupt die einzig gebräuchlichen zu sein, in welchen diese Consonanten auf ursprünglich *a* folgen. Ihnen gegenüber ist die Menge der übrigen schwachen Verba zurückgeblieben und hat *a* erhalten. So kann man, zumal noch eine Anzahl Substantive mit *ç* vor *sch* hinzukommen und *waschen* zur starken Conjugation gehört, an Einfluß der dentalen Consonanten denken. Aber dem steht wieder das methodische Bedenken gegenüber, daß sonst dieser Lautwandel zu *ç* stets auf vocalischen Einfluß zurückzuführen ist.

Erproben muß sich die bisher angewandte Erklärungsweise an dem Reste der Nomina. Nun finden sich unter diesen wie unter den Verben eine ziemliche Anzahl Formen mit *ç*, also älterem Umlaute, trotz umlautaufhaltender Consonantenfolge. Es sind dies außer den Abstracten auf alt *i* (s. Braune, Beitr. 4, 555) *erb[e]*, msc. und ntr., der Positiv *hert*, sämtliche Comparative und Superlative und mit letzteren auch *herbst*. Dagegen haben vor ursprünglich umlautaufhaltender Consonanz organisch gewirkten Umlaut zu *ç*: *çachtç* (octo, nach Kauffmann, Beitr. 13, 394 neutr. plur., jedenfalls nicht zurückzuführen auf msc. mit *i*, wie *sibuni*, weil das *i* des Nom. plur. der i-Decl. als kurz im schwäbischen abgefallen ist, z. B. *gest*, das erhaltene *ç* im Auslaut aber frühere Länge oder früheren Diphthong voraussetzt), *zweç*, *herb*, *ernt*, *merr*, *gerte*, *ç[r]sch*, wobei in *dwahila* und *marila* einfaches *h* und *r* in der ersten Umlautszeit den Umlaut aufgehalten haben. In Analogiebildung schlossen sich an mit *r* + Cons. *kçrl* (zugleich auch unter dem Einflusse des Deminutivs), und *çrost* (lautend wie *hewerst*). Wenn weiter in sämtlichen Formen von *al-*, auch in *als* *ç* erscheint, so mag der Umlaut hier vom Neutr. plur. ausgegangen sein (Kaufmann, Voc. §. 12), wie bei *çchte*. Solche Ausbreitung ist wohl denkbar in einer Zeit, in der sich *ç* weit ausdehnte. Bei *letz*, *fçtz* kann die inlautende Affricata nach Vocal als aus doppelter Fortis verschoben auf geminierendes *i* hinweisen, und dann hat *z*, wie im Verbum, so auch in diesen Nomina den Umlaut

zu *e* gehindert. Aber nachzuweisen sind keine Formen mit zu Tage tretendem *i*. Über die Substantive mit folgendem *sch*, s. oben beim Verbum. Das etwa mit *a* übrig bleibende *masche* ist nicht volksthümlich (dafür *schlaufe*). Auch bei *meßer* ist das Ausbleiben des Umlautes in der ersten Umlautszeit höchst merkwürdig. Sollte das Wort in alter Zeit im schwäbischen nicht volksthümlich gewesen sein, oder ist von der bei Kluge Wb. angeführten Form *maz-sahs* auszugehen und der *ç*-Laut später aus dem Fränkischen herübergenommen? Bei *dyek* fehlt noch sichere Bestimmung der germ. Form. Wird *geter*, wie das schriftdeutsche Gitter auf *gegater* zurückgeführt, so ist damit noch nicht alles erklärt. Die alten neutralen collectiven *ja*-Stämme mit Praefix *ge-* zeigen regelrechten Umlaut zu *e*: *gefell*, *gegeg*, *geheck*. Somit muß *geter* eine Form jüngerer Bildung sein. Mit Umlaut aufhaltender Consonanz und Umlaut zu *ç* gegenüber einer Grundform ohne Umlaut gibt es aber keine völlig gleichartige Bildung, nur das ähnliche *gelechter*, in welchem die Länge des Vitals vor *ch* beweist, daß dies = germ. *h* und die Form alt ist. Will man diese einzige und nicht einmal ganz gleichartige Form nicht als Anlaß zur Analogiebildung ansehen, so kann man aber auch weiter ausholen und davon ausgehen, daß bald *ç* und nicht mehr *e* dem Bewußtsein als Umlaut von *a* erscheinen mußte, als einmal der Umlaut zu *ç* sich ausgedehnt hatte. Denn die Bildungen mit *e* lagen äußerlich betrachtet so weit ab von den zu Grunde liegenden Formen mit *a*, daß deren Zusammengehörigkeit viel weniger nahe lag, als der Wandel von *a* zu *ç*. Nun konnte der Umlaut anderweitiger neutraler Collective mit Praefix *ge-* veranlassen, daß das Collectiv zu *gater* mit dem damals als Umlaut zu *a* geltenden *ç* gebildet wurde. Dem läßt sich anreihen *geschwaz* zu *swaz*, welches aber sein *ç* auch unter dem Einfluß des zugehörigen Verbums erhalten haben kann, wie *heweret*. Nicht volksthümlich ist *er* = ahd. *ahir* (wofür *fëse*, *kolbe*, *kife*) und *gescheft*. Über *spewer* und *heller* s. oben bei den Nomina agentis, über *necket* bei den Adjectiven auf *ig*. Unter den Fremdwörtern geht *keller* zurück auf *kallor*, und es wird wohl die Endung *er* Anlaß zu Umlaut aus Analogie gegeben haben. Bei *pferd* erklärt sich die Erhaltung des *a* in der ersten Umlautszeit, wenn das Wort erst im 8. Jahrh. entlehnt wurde (Kluge, Wb.) und als Fremdwort zunächst dem Umlaut widerstand. Das Gleiche wird gelten für *krëtt* = mhd. *kratte* (Korb), wofür übrigens in Tübingen heute noch *kratt*. In *reps* muß das *i* der Form *rapid[ium]* den Umlaut veranlaßt haben. Dies bleibt aber auffallend, wenn das

Wort, wie Kluge will, erst nhd. entlehnt ist. Für *l̄erm* ist vorauszusetzen *l̄erman* aus *allerman*.

Einfacher liegt die Sache zum Schluß wieder bei den Ortsnamen. Die mit Umlaut aufhaltender Consonanz vor *i*, sowie *Sperwerseck* sind durch das bisherige erklärt. Bei *Hedelfingen*, *Rexingen* ist in der ersten Umlautszeit der Umlaut durch die dazwischen liegende Silbe aufgehoben, wobei dahingestellt sein mag, ob bei solchen Formen der Umlaut ein organischer ist, oder durch Analogie gewirkt. Nöthig ist die erstere Auffassungsweise nicht. Für *Besigheim* könnte *ü* anzusetzen sein, in *Pfeffingen* wurde das *a* zunächst noch gehalten, weil *pfaffo* als Bestandtheil deutlich zu Tage lag. Der gleiche Grund mag für *Memmingen*, *Schwenningen* gelten. In *Detzingen* hat wie auch sonst *z* in der ersten Umlautszeit den Umlaut aufgehoben. Bei *Heslich* erscheint der Umlaut vor der Endung *ich* = *ach* = *ahi*, wie auch sonst in jüngerer Zeit (z. B. *steckich* = *stockach*). *Vesperweiler* verankert seinen Umlaut erklärender Umbildung.

TÜBINGEN, 13. December 1888.

K. BOHNENBERGER.

## ÜBER DEN GEGENWÄRTIGEN STAND DER SUCHENWIRT - HANDSCHRIFTEN.

Mit zweien großen, bisher unbekannten Ergänzungen zu Suchenwirts Gedichten.

Seit Jahren war ich bemüht, die in verschiedenen Büchersammlungen zerstreuten Suchenwirt-Handschriften kennen zu lernen, zu beschreiben und kritisch zu vergleichen, um so eine breite Basis für eine möglichst vollständige, kritische Ausgabe der Gedichte Suchenwirts zu schaffen. Daß ich bei diesem Streben nicht wenig auf das Wohlwollen der Bibliotheksverwaltungen angewiesen war, leuchtet ein; ich bin in der angenehmen Lage, berichten zu können, daß ich freundliches Entgegenkommen nahezu überall, wo ich anklopfte, gefunden habe. Ich danke hiefür öffentlich auf das Wärmste, besonders dem Vorstände der kaiserlichen Hofbibliothek in Wien, Herrn Hofrath Dr. Ernst Ritter von Birk, und dem Scriptor daselbst, Herrn Dr. A. Göldlin von Tiefenau, dem Herrn Dr. G. E. Friess, Professor am Gymnasium des Benedictinerstiftes Seitenstetten, dem hochwürdigen Herrn P. Florian Schininger, Vorstand der Cistercienserabtei Schlierbach, dem Herrn Bibliothekar des Benedictinerstifte

Kremsmünster, P. Hugo Schmid, dem geehrten Verwaltungsausschuss des Böhmisches Museums in Prag, dem Geheimen Hofrath Professor Dr. W. Pertsch, Oberbibliothekar der herzoglichen öffentlichen Bibliothek zu Gotha, und Herrn Dr. Bender, Vorstand der Universitätsbibliothek zu Heidelberg [lange todt. O. B.]. Den ehemaligen Oberbibliothekar der königlichen öffentlichen Bibliothek zu Dresden, Geheimen Hofrath Professor Dr. E. W. Förstemann erreichen meine Dankesworte nicht mehr im Amte, der frühere Director der königlichen Hof- und Staatsbibliothek zu München, Professor Dr. Karl Halm vernimmt sie gar nicht.

Auch allen Freunden und Bekannten, die mich in irgend einer Weise gefördert haben, danke ich hiemit bestens, besonders den Herren Universitätsprofessoren Dr. Richard Heinzel in Wien, Dr. Hermann Paul in Freiburg im Breisgau und Dr. K. A. Barack, Oberbibliothekar der Universitäts- und Landesbibliothek zu Straßburg.

Es würde mich freuen, wenn durch die Veröffentlichung dieser Arbeit eine Anregung gegeben würde, den Spuren Suchenwirtscher Gedichte nachzugehen und etwa gefundene auf dem kürzesten Wege bekannt zu machen. Ich glaube, es ließe sich, besonders in Miscellanhandschriften, hie und da noch etwas finden. So habe ich erst jüngst, freilich für diese Untersuchung zu spät, aus den Beiträgen zur Quellenkunde der altdeutschen Literatur von K. Bartsch ersehen, daß trotz fleißiger Suche mir doch zwei Recensionen (Suchenwirtscher Gedichte) entgangen sind.

WIEN, im Juli 1888.

## 1. Handschriften.

### I. A.

Aus Katalogen und durch zahlreiche Anfragen auf verschiedenen Bibliotheken sind mir einundzwanzig Handschriften, welche Gedichte Suchenwirts enthalten, bekannt geworden. Die bedeutendste von allen ist A, eine Papierhandschrift der k. k. Hofbibliothek in Wien, Nr. 13045, 8°. Durch den erst in neuester Zeit erfolgten Einband (rother Juchten, im Geschmacke des 14. Jahrhunderts gepreßt, mit schön bronzierten stilvollen Schließen, auf dem Rücken mit Goldbuchstaben „Peter Suchenwirt“) erhält die Handschrift ein quartförmiges Aussehen. Die drei leeren Blätter nach dem vorderen sowie vor dem rückwärtigen Deckel sind eine Zuthat des außerordentlich geschickten (bereits verstorbenen) Buchbinders Fr. Krauss in Wien; er hat es auch verstanden, die stellenweise an den Blattenden sehr abgegriffene und ausgefranste Handschrift aufs Beste zu reparieren.

Die Handschrift selbst besteht aus zweihundertzweiundfünfzig Blättern. Die mit Blei angebrachte fortlaufende Paginierung ist bis pag. 48 richtig, da aber die nächste Seite auch mit 48 bezeichnet ist, so ist von hier an jede Zahl um eins zu niedrig. Um einerseits den Fehler auszugleichen, anderseits aber nicht in dauernden Widerspruch mit der nun einmal vorhandenen Zählung zu gerathen, citiere ich in der Folge 48<sup>a</sup> und 48<sup>b</sup>. Die Paginierung stammt aus unserer Zeit; jedenfalls war sie schon vorgenommen, bevor die Handschrift gebunden wurde; denn dadurch wurden die Zahlen von 421 ab mehr oder minder weggeschnitten. Höchst wahrscheinlich rührt sie von Alois Primisser<sup>1)</sup> her, gewesenem Custos des k. k. Münz- und Antikencabinetes und der k. k. Ambrasersammlung zu Wien; dafür spricht auch, daß sie nur bis Seite 483 (richtig 484) reicht, denn Seite 1 bis 483 bringen ausschließlich Suchenwirtische Gedichte. Sie sind schon 1827 in seiner bekannten Ausgabe der Werke Peter Suchenwirts veröffentlicht worden, jedoch abweichend von der in der Handschrift eingehaltenen Aufeinanderfolge. Diese zu kennen, ist aber aus mehreren Gründen nöthig; sie ist aus nachstehender Tabelle ersichtlich.

Verlaufende Zählung der Gedichte	Pri- misser's Zählung	Von Seite ... der Handschrift bis Seite ...	Überschriften der Gedichte	Geschrieben vom
1	—	1, Z. 1—7	<i>Titel fehlt</i>	1. Schreiber
2	I	1, Z. 8—9, Z. 10	Von Chünik ludwig von Ungerlant	
3	II	9, Z. 11—12, Z. 20	Von der Kayserin von Paÿrn	
4	XXIII	12, Z. 21—17, Z. 12	Ein red von der Minne	
5	IX	17, Z. 13—27, Z. 24	Di von Elrwach vō hñ puppli	2. Schreiber
6	XLV	28 bis Ende derselben Seite	Ein red von hübscher lug	
7	XXIV	29, Z. 1—42, Z. 12	Die Minne vor Gericht <i>NB. Der Titel stammt von P</i>	
8	XI	42, Z. 13—54, Z. 10	Von Graff vlreich von Phfanberg	

<sup>1)</sup> Dafür sowie für seine Suchenwirt-Ausgabe steht im Nachfolgenden gewöhnlich P.

Fortlaufende Zählung der Gedichte	Pri- missers Zählung	Von Seite ... der Handschrift bis Seite ...	Überschriften der Gedichte	Geschrieben
9	X	54, Z. 11—64, Z. 19	Von h'n puppilȳ von Ehrwach <i>NB. Zweite Rede</i>	2. Schre
10	XII	64, Z. 20—70, Z. 19	Von her herdegen von PetAw	
11 <sup>1)</sup>	—	70, Z. 20—80, Z. 18	Von h'rn v̄lreich von wallsse <i>NB. Erste Fassung</i>	3. Schre
12	III	80, Z. 19—89, Z. 14	Von h'zrog Albrecht vō Östereich (II. †)	
13	XIII	89, Z. 15—99, Z. 3	Von hñ v̄lr von walse <i>NB. Zweite Fassung</i>	4. Schre
14	XIV	99, Z. 4—114, Z. 3	Von h'rn fridreichen dem Chreuzspekch	
15	VII	114, Z. 4—124, Z. 13	von purgf Albrechten von Nurnberch	5. Schre
16	VI	124, Z. 14—134, Z. 7	von kernden h'ezog hain- reich	
17	XXI	134, Z. 8—142, Z. 20	Die reD haist D' brief	6. Schre
18	XXV	143, Z. 1—156, Z. 22	Die schön abentewr	
19	XXVI	157, Z. 1—159, Z. 16	Daz geiaD	8. Schre
20	XXVII	159, Z. 17—163, Z. 14	D' Rat von Dem vngelt	
21	XV	163, Z. 15—171, Z. 25	von Leutolten von Stadekk	
22	VIII	171, Z. 26—182, Z. 5	Vō her pyrcharten eller- bach Dem alten	9. Schre

<sup>1)</sup> Den Text dieses Gedichtes begleitet am linken Rande der Handschrift mit Blei angebrachte Verszählung (von fünf zu fünf Versen). Sie stammt scheinlich von derselben Hand wie die Paginierung und findet sich auch in Nr. 17, 20, 21, 24, 25, 27, 31, 35, 39 und 44.

Pri- missers Zählung	Von Seite ... der Handschrift bis Seite ...	Überschriften der Gedichte	Geschrieben von
XXVIII	182, Z. 6—193, Z. 28	die haist d <sup>c</sup> widertail	10. Schreiber
XVI	193, Z. 29—203, Z. 20	von Graff vltreichen von Tzili	
XXIX	203, Z. 21—213, Z. 16	Von Dem phenig	
XXX	213, Z. 17—223, Z. 20	Von D <sup>c</sup> mynn slaff	
XVII	223, Z. 21—231, Z. 25	Von hern Fridreichen von lochen	
XXXI	232, Z. 1—241, Z. 20	Das ist Di verlegenhait	11. Schreiber
XXXIX	242, Z. 1—252, Z. 20	Daz sind Di tsehen gepot	12. Schreiber
XXXII	253, Z. 1—255, Z. 20	Daz ist Di geitichait	13. Schreiber
XXXIII	256, Z. 1—262, Z. 10	Daz ist Der getrew rat	
XIX	262, Z. 11—266, Z. 15	Daz ist Di red vom Teichner	
IV	267, Z. 1—299, Z. 7	Von H'tzog Albr' Ritt'schaft	14. Schreiber
XXXIV	299, Z. 8—305, Z. 7	Von Der fürsten tailung	15. Schreiber
XVIII	305, Z. 8—330, Z. 12	Von h'n Hansen Dem Trawn <sup>c</sup>	16. Schreiber
XL	330, Z. 13—342, Z. 9 <sup>1)</sup>	Daz sint Die fyben tod sind	17. Schreiber

<sup>1)</sup> S. 342, Z. 10—343 Ende unbeschrieben.

Fortlaufende Zählung der Gedichte	Pri- missers Zählung	Von Seite ... der Handschrift bis Seite ...	Überschriften der Gedichte	Geschrieben
37	XLI	344, Z. 1—418, Z. 7 <sup>1)</sup>	Die sibē frewd Mariae <i>NB. Vgl. S. 209.</i>	18. Schre
38	XLII	420, Z. 1—428, Z. 4	Die red von Dem Jungsten gericht	
39	XXXV	428, Z. 5—432, Z. 24	Von Zwain Pābsten	
40	XXII	433, Z. 1—442, Z. 14	Die reD haizt D' new rat	19. Schrei
41	XLIII	442, Z. 15—445, Z. 17	Die reD haizt D' frōmD sin	
42	XLIV	445, Z. 18—450, Z. 21	Die reD ist Equiuocum	
43	XXXVI	451, Z. 1—454, Z. 21	Die reD' haizt D' vmbchert wag̃n	
44	XXXVII	455, Z. 1—460, Z. 3	Von Der fürstē chrieg vnD von Des reiches stetē	
45	XXXVIII	460, Z. 4—477, Z. 4	Daz sinD aristotiles rēt	20. Schre
46	V	477, Z. 5—483, Z. 9	Von h'rtzog albo sāligen in östreich	

Der Raum nach der 9. Zeile auf Seite 483 ist unbeschrieben ebenso die nächsten 15 Seiten (vgl. S. 230); dann folgt auf zweien Seiten ein Tobiassegen<sup>2)</sup>, die letzten drei der Handschrift selbst angehörigen Seiten sind hier und da mit bereits abgeblaßten Wörtern kritzelt.

Die Schrift des Tobiassegens stammt wohl noch aus dem 15. Jahrhunderte, jedenfalls ist sie jünger als die von A. Volm

<sup>1)</sup> S. 418, Z. 8—419 Ende unbeschrieben.

<sup>2)</sup> Er ist mit keiner der beiden in der Ztschr. f. d. Alt., 24. Bd. (1880), S. 11 mitgetheilten Fassungen identisch, doch zeigt er mit V. 1—50 des ersten dort angeführten Segens einige Ähnlichkeit.



VII. (erschienen 1875) der *Tabulae codicum manu scriptorum praeter graecos et orientales in bibliotheca palatina vindobonensi asservatorum* setzt (pag. 180) ganz allgemein A in das 15. Jahrhundert; ich möchte die Handschrift dem Ende des 14. oder doch spätestens dem Anfange des 15. Jahrhunderts zuweisen.

Freilich ist die Schrift in A nicht eine durchgehend gleichmäßige: es haben eben mehrere Hände daran gearbeitet. Für den in einer Columnne mit abgesetzten<sup>1)</sup> Versen — ihre Zahl ist auf keiner Seite höher als dreißig und sinkt, wenn man von den in der Tabelle Nr. 36, 37 und 46 berührten Fällen absieht, nur selten bis fünfzehn — gegebenen Text der Gedichte wurde ausschließlich schwarze Tinte verwendet, nur in Nr. 41 sind die vier letzten Zeilen mit rother Tinte geschrieben. Roth sind auch die Überschriften der Gedichte bis auf Nr. 23, deren Titel schwarz ist. Bei drein Gedichten fehlen die Überschriften: bei Nr. 1 und 7 wegen Lückenhaftigkeit der Handschrift, bei Nr. 37 durch den Schreiber, welcher den für den Titel auf S. 343 reichlich vorhandenen Raum zu benützen unterließ. Da aber Suchenwirt im fünften Verse vor Schluß dieses Gedichtes sagt:

*Di siben frewd haizt Daz geticht,*

so läßt sich mit ziemlicher Sicherheit die fehlende Überschrift ersetzen. — Als Gegenstück dient das Gedicht Nr. 44, dessen Titel zweimal geschrieben wurde: Ende der S. 454 und zu Anfang der S. 455.

Roth ist auch sehr häufig die Initiale der einzelnen Gedichte, und zwar in sechsunddreißig von sechsundvierzig Gedichten der Handschrift, in Nr. 31, 33 und 35 ist sie roth verziert; nur in wenigen Gedichten (Nr. 18, 22, 23, 34 und 36) entbehrt sie ganz der rothen Farbe.

Der Anfangsbuchstabe jedes ersten Verses ist groß<sup>2)</sup>, bei den Anfangsbuchstaben der übrigen Verse ist es meistens der Fall; klein (mit nur wenigen Ausnahmen) sind sie bloß in Nr. 19 und 21; in Nr. 35 beginnen (doch mit einzelnen Ausnahmen) die ungeraden mit großen, die geraden Verszeilen mit kleinen Anfangsbuchstaben, in Nr. 18, 20, 34 und 36 wechseln sie ohne Regel, doch so, daß in 18 und 34 die großen, in 20 (stammt von demselben Schreiber wie 19 und 21) die kleinen Anfangsbuchstaben vorwiegen.

<sup>1)</sup> Einige Ausnahmen zeigen sich in Nr. 18 und zu Anfang von Nr. 37.

<sup>2)</sup> In den Nummern 38—45 ist er sogar auffällig groß.

Unbekannt ist mir, wie P in der Beschreibung von A (dieselbe reicht, von einigen Zeilen der Einleitung auf S. XLIII, XLIV, LII und LIII abgesehen, von S. XLV—XLVIII) zur Behauptung kam: „Die Verse sind alle abgesondert geschrieben, jeder mit einem roth durchstrichenen Anfangsbuchstaben“ (S. XLVI). Ein Blick in die Handschrift zeigt die Unrichtigkeit der letzteren Behauptung. Nur die vom ersten und vorletzten Schreiber herrührenden elf Gedichte (Nr. 1—4 und 38—44 auf S. 1—17 und 420—460) zeigen die großen Buchstaben am Anfange der Verse roth durchstrichen, und zwar vertical oder wagrecht die ersteren, die letzteren von oben nach unten. In allen anderen Gedichten sind die Anfangsbuchstaben, abgesehen von jedem ersten Verse und ganz vereinzelt Ausnahmen, einfach schwarz; nur in Nr. 37 wechseln schwarze Anfangsbuchstaben ziemlich regelmäßig mit von oben nach unten roth durchstrichenen. Ganz allein in diesem Gedicht begegnen auch rothe Anfangsbuchstaben, fast auf jeder Seite einer, und zwar zu Beginn der Darstellung einer jeden der sieben Freuden, gewöhnlich zu Anfang eines Citates oder nach einem größeren Abschnitte.

Am Anfange der Verse herrscht somit der große Buchstabe ziemlich unbestritten. Seine Anwendung ist aber auch im Innern der Verse ausgedehnter als in mhd. Zeit, aber ganz inconsequent; letzteres ist schon aus den in der Tabelle S. 205—208 angeführten Überschriften ersichtlich, desgl. aus dem Texte der Handschrift, welcher häufig genug (so in Nr. 2, 5, 9, 20, 22, 24 bis 27, 29, 33, 36—39, 41, 43—46) nicht einmal alle Orts- und Personennamen mit großen Anfangsbuchstaben bringt, wohl aber nicht selten wenig bedeutende Wörter (besonders in Nr. 36 und 37); so begegnet in Nr. 15 der Vers 239:

*O Edler purgraf albrecht*

u. s. w. Anders in Primmers Ausgabe: denn diese ist kein diplomatisch treuer Abdruck von A; P hat sich vielmehr bezugs der großen Anfangsbuchstaben für den Druck eine feste Norm gebildet und schrieb alle Personen- und Ortsnamen, sowie alle persönlich oder allegorisch gebrauchten Ausdrücke (Der Phennings sprach XIX 140, in XXIV der Mai, der Winder, die Minne, Staete, Gerechtheit u. s. w.) mit großen Anfangsbuchstaben, desgl. den Anfang der directen Rede nach einem Doppelpunkte.

Letztere, sowie alle Anführungs- und Bindezeichen, kurz nahezu sämtliche Unterscheidungszeichen gehören dem Herausgeber

an. Nur die wenigsten der hier in Betracht kommenden Zeichen der Handschrift lassen die Deutung eines mit Absicht gesetzten Unterscheidungszeichens zu; die meisten erscheinen als Spielereien der Schreiber. So trifft man den Punkt nach dem Titel eines Gedichtes nur sehr selten (Nr. 2 und 6), zuweilen aber einem lateinischen *c* ähnliche Zeichen (Nr. 5 und 6) oder eine Kritzelei (Nr. 11), meist mit zwein oder drein vorgesetzten Punkten (Nr. 33, 35, 39 und nach dem ersten Titel von 44). Der Punkt findet sich auch am Ende eines Gedichtes nur ausnahmsweise (Nr. 21), desgl. der Strichpunkt (Nr. 13, hier wie in 21 vor dem Worte *amen*), öfter aber Kritzeleien (Nr. 11, 12, 18, 26, 36, 37, 40 und 45), oder Doppelpunkte mit einem Striche oder Schnörkel (Nr. 4, 33—35). Durch Verbindung von Doppelpunkten, Strichen und Schnörkeln bilden die Schreiber ganze Zeilen; so unter dem letzten Verse von Nr. 27 (während in Nr. 41, 42, 44 und 45 auf den letzten Vers ein rother Strich in der Länge einer Zeile folgt), aber auch innerhalb von Nr. 37, und zwar roth nach V. 502, mit dem S. 367 schließt, und einmal schwarz nach V. 1473 (Ende der S. 414). Am Ende der Verse setzt der vorletzte Schreiber gerne einen schiefen Strich, besonders in Nr. 38 und 39, nicht so häufig in den gleichfalls von seiner Hand stammenden Gedichten 40—45; belanglose Punkte finden sich in Nr. 21 nach den Versen 123, 199 und 220, in Nr. 36 fast nach jedem Vers; in Nr. 22 nach V. 221 steht der Punkt am richtigen Platz. Punkte oder wagrechte Striche setzt öfter am Ende der Verse der Schreiber von Nr. 28, der von Nr. 5—9 mehr oder minder häufig fast durchaus unberechtigte Doppelpunkte; Punkte, Doppelpunkte oder Schnörkel (öfter Mehreres zugleich) begegnen an den Versenden von Nr. 13 hie und da, von Nr. 37 aber ungemein häufig.

Durch die ganze Handschrift jedoch ausgedehnt ist der Gebrauch der Abkürzungszeichen. Hieher gehört 1. *a*) für in- und auslautendes *er*: vgl. die Überschriften von Nr. 5, 9, 13 u. s. w.; besonders gerne wird so die Vorsilbe *ver* gekürzt. In dieser Verwendung nimmt das Zeichen auch häufig die Gestalt *an* *c* (so in den Überschriften zu den Nummern 23, 26, 35 u. s. w.), weit seltener erscheint dafür *c* (Überschrift zu Nr. 33); *b*) für *e* vor *r*: vgl. die Überschrift von Nr. 46; für auslautendes *r*: *Vo* A S. 93 = P XIII, 103; *d*) für in- und auslautendes *re*: *tŵ* A S. 3 = P I, 70; *e*) für *-echt* und *-recht*: vgl. die Überschriften von Nr. 33 und 46; *f*) für *-reich* und *-eich*: *Frid*<sup>p</sup>, *himelro* A S. 482 und 483 = P V, 123 und 147. In den beiden letzten Fällen wird das Zeichen öfter

verschnörkelt; g) ausnahmsweise für *ur* : *antwort* A S. 445 = P XLIII, 71.

2. In Verbindung mit *p* wird *-er*, *-re* und *-ro* öfter mit *p* gegeben: *plein* A S. 144 = P XXV, 38; einige Mal begegnet *spchen* und in Nr. 37 *ppheten*; nur einmal findet sich *p̄* = *pre* : *riūpcht* A S. 430 = P XXXV, 57.

3. " = inlautendem *ra* : vgl. Überschrift zu Nr. 15, *tīb*, *pcht* A S. 20 und 22 = P IX, 71 und 108, ähnlich in Nr. 18, 22, 24 und 37.

4. Ganz ausnahmsweise wird inlautendes *re* und *ro* durch einen *e*-förmigen Haken oder durch zwei Punkte bezeichnet: *betgen* = betrogen, *spchen* = sprechen A S. 139 und 140 = P XXI, 115 und 145, *tīen* und *tīn* = *trewen* A S. 170 = P XV, 176 und 188.

5. — und zwar a) für fehlendes *e* vor *n* : *chrenchñ* : *bedenchen* A S. 4 = P I, 73; b) für in- und auslautendes *n* oder *m* : *grūt* : *munt* A S. 4 = P I, 77, ungemein häufig *vō*, *vrūpt* : *chumpt* A S, 189 = P. XXVIII 239, *dē* A S. 295 = P IV, 509; c) für inlautendes *en* : *tugt* A S. 186 = P XXVIII, 143, *m̄sch* öfter in Nr 36; d) allgemein *vñ* = *und* oder *unde*; e) ausnahmsweise für fehlendes *g* in *samptā-nacht* (Nr. 46, V. 86); f) nur in Nr. 37 zur Abkürzung der Namen Johannes (*Jōhes*) und Jerusalem (*Jrlm*).

6. *g* = *us* : *Jeronim*<sub>g</sub> u. s. w., aber nur in Nr. 37.

7. Durch Combinierung des ersten und fünften Zeichens entsteht *~* : *pchn* = *prechen* (*prēhen*) A S. 8 = P I, 183, kommt nur vereinzelt vor.

8. Durch Verdoppelung des fünften Zeichens entsteht *==* : *phē-nūg* = *phenning*, nur in Nr. 25. Allerdings erscheint dieses Zeichen auch häufig in Nr. 37, aber dessen Schreiber verwendet es in allen denjenigen Fällen, wo die anderen Schreiber das fünfte Zeichen gebrauchen.

Gewissermaßen lassen sich als Abkürzungszeichen auch die Haken betrachten. Sie erscheinen oberhalb der Buchstaben (entweder unmittelbar über denselben oder etwas seitlich) geradezu überraschend häufig, doch nicht immer in derselben Form. Seite 1 der Handschrift zeigt allein folgende fünf Formen: 1. ' ; 2. ˘ ; 3. ˘ ; 4. ˘ und 5. ˘ ; sonst begegnen noch 6. ˘ oder ˘ (sehr häufig über *y*); 7. ˘ (nicht sehr oft und dann meist über *e*); 8. ˘ ein deutliches *e*; 9. ausnahmsweise, z. B. in Nr. 36 die Form ˘, endlich 10. ein Punkt, aber nur über *e* und *y* und allein in Nr. 38; am

ufigsten findet sich die 1. und 4. Form, am wenigsten (abgesehen  
1 9 und 10) die 2., 3. und 5.

Die Form ist übrigens gleichgiltig für die Bedeutung des  
kens. Diese erhellt aus seiner Verwendung a) zur Bezeichnung  
r Vocale, Diphtonge und deren Umlaute.

So wird der Umlaut des kurzen *a* auf mhd. Weise gegeben und  
ch durch *ā* : *tāgeleich* A S. 107 = P XIV, 197, ferner durch *ē* :  
*ēgleichen* A S. 457 = P XXXVII 56; daneben aber — S. 455 —  
V. 4 des nämlichen Gedichtes von derselben Hand *chaegleich*.

*ae* ist die gewöhnliche Bezeichnung für den Umlaut des *a*, doch  
rd *ae* (auch *æ* geschrieben) nicht selten durch *e* vertreten : *an*  
*xer* : *swer* (*swær*) A S. 13 = P XXIII, 13, *chem* = *kæm* A S. 293

P IV, 470; in dem letzten Gedichte (A S. 267 ff.) erscheint das-  
lbe Wort auch so geschrieben : *chēm*; P schreibt IV, 519 dafür  
ēm. Allerdings findet sich diese Form des Hakens über einem *e* zur  
zeichnung von *æ* zuweilen, z. B. A S. 456 *swære* : *lære* = P  
XXVII, 36 oder A S. 470 *wêrst* (*wærst*) = P XXXVIII, 216 und  
er, zumal in IV, aber gerade nicht an jener Stelle. — A S. 169 =  
XV, 175 begegnet *ē* = *æ* in *reīten* : *steten* (*stæten*), doch sind die  
lle gar nicht häufig. Ausnahmsweise findet sich *ē* und *é* = *æ* : A  
87 = P. III, 148 *lār* (*lære*) : *swēr* und A S. 334 f. = P. XL,  
und 101 *wér* und *tréger*.

*ā* erscheint zuweilen auch für mhd. *ä* : *gewārt* A S. 1 = P I, 16.

Mhd. *ē* wird ausnahmsweise durch *é* gegeben : *ér* : *mér* A S.  
4 = P XL, 79, und vereinzelt durch *ē* : *ērn* A S. 7 = P I, 171.

Die Flexions-*e* werden häufig — besonders vom achten Schreiber,  
sen Text schön und genau ist — nur durch Haken angedeutet :  
S. 57 *horn* = P X, 80 (unrichtig *horn* für *horen* oder *hæren*), A  
216 *warn* = P XXX 75.

*o* = *æ* und *ö* : *hōret* und *vrómden* (adj.) A S. 4 = P I, 86 f.;  
; letzte Wort begegnet A S. 445 auch in der Schreibung *frömd*,  
für P XLIII, 51 *frōind* liest.

*au* wird oft durch *aū* gegeben (ungemein oft *aūz*), sehr häufig  
ch *aū* (wie denn überhaupt *v* und *w*, wenn sie als *u* zu lesen  
d, gewöhnlich den Haken tragen), nur ganz ausnahmsweise durch  
m Reime *prūt* : *hūt* A S. 235 = P XXXI, 71 von dem elften  
reiber, der auch noch durch andere Anzeichen seine alemanni-  
he Abkunft verräth.<sup>1)</sup>

<sup>1)</sup> Er hat eine unschöne, nicht besonders genaue Hand und gebraucht immer  
(= auch), *fröden* (V. 154 *frölein*) und *hauset* (= *hätet*); er liebt auch Consonanten-

*eu* = *ew*, sehr häufig *ew*, seltener *ew* (der 19. Schreiber hat dafür Vorliebe); nicht so oft erscheint *aw* (*läwt* A S. 258 = P XXXIII, 44), *äu* (*vráuden* A S. 216 = P XXX, 75) oder *eu* (*leüdet* : *veüchtet* A S. 11 = P II, 65 [letzteres Wort hier ohne Haken]).

*öu* = *ou* und *ou* : *vroüdenreich*, *vróuden* A S. 215 und 219 = P XXX, 52 und 143.

*u* mit und ohne Haken steht 1. für gewöhnliches *u* (A S. 86 = P III, 135 *rúbein* : doch sind diese Fälle im Ganzen nicht zahlreich, wenn man von denjenigen absieht, die bei den Halbdiphthongen *u* besprechen sind).

2. Für *ü*, wo sich solches in Eigennamen und Fremdwörtern erhalten hat, z. B. *lasur* : *figur* A S. 183 = P XXVIII, 27, *virid* (*Üztrieht*) A S. 21 = P IX, 97.

3. Für *ü*, *uo* (sehr häufig durch *ue* gegeben) und *üe* : *soira* : *flürn* (mhd. *uo* : *u*) A S. 95 = P XIII, 151, hingegen *furte* : *spurt* (mhd. *uo* : *u* oder *ü*) A S. 169 = P XV, 153, ebenso P VI, 89, 90 und XXX, 49, 50; *stübel* : *übel* (mhd. *üe* : *ü*) A S. 440 = P XXII, 176; *wüffen* : *rueffen* (mhd. *üe* : *üe*) A S. 165 = P XV 53; *chüele* : *gestüele* A S. 215 = P XXX, 53, seltener Schreibeise, ebenso *früe* : *rue* (*ruowe*) A S. 217 = P XXX, 89, *frü* = *vrue* A S. 337 = P XL, 143 (A S. 477 = P V, 13 ohne Haken *tu*) und *pehüet* (*beküet*) A S. 482 = P V, 134. Ausnahmsweise begegnet bei dem alemannischen Schreiber von Nr. 28 *ü* für *ü* und *üe* : *hiülf*, *eiü*, *betrüeb* V. 29, 135 und 132 (vgl. S. 213).

Für *ei* (= mhd. *i*) findet man auch *i* mit darüber gesetztem Haken; dieser wird links oder rechts von *i* angebracht, wobei das *i* seinen Punkt in der Regel verliert (*mín* : *vein* A S. 2 = P I, 22). Daneben begegnen nicht selten inconsequente Schreibweisen, wie *preisen* : *hüfeysen* A S. 8 = P I, 195, ja sogar *chleine* : *staine* (mhd. *ei* : *ei*) A S. 260 = P XXIII, 82, obwohl A das alte organische *i* sonst gewöhnlich mit *ai* bezeichnet (vgl. alem. *chlä*? O. B.).

Der Haken ober *i* steht sehr häufig auch für den Diphthong *iu*, wobei *i* meistens seinen Punkt verliert : *geschidt* (= *geschiet*) : *berid* A S. 10 = P II, 39.

Der Haken über *i* vertritt auch zuweilen die Stelle des I-Punktes, auffallend häufig in Nr. 22 : *meínes*, *chünig*, *ain* u. s. w.; anderseits wird der I-Punkt (abgesehen von *i* = *ei* und *ie*) oft weggelassen, wie

häufungen wie *thisch*, *tzlier*, *soffph* u. s. w., dagegen schreibt er wieder *frucht*, *mü* (V. 161); die Adjectivendung *iu* wendet er gerne an, aber auch im Acc. sing. fem. V. 72, 92 u. s. w.) und im Nom. plur. masc. (V. 64).

aus manchen Überschriften der Gedichte, besonders aber aus den Gedichten Nr. 23—27 zu ersehen ist, deren Schreiber die Eigenthümlichkeit hat, die I-Punkte, falls er sie anbringt, meistens etwas rechts von *i* zu setzen.

b) Die Haken dienen aber auch oft zur Bezeichnung der Svarabhakti (vgl. Johannes Schmidt, Zur Geschichte des indogermanischen Vocalismus 1875, 2. Abtheilung, S. 382 ff.), sowohl wenn sie metrisch gerechnet wird (*Die ar̃m leut di sten da vor* A S. 337 = P. XL, 148), als wenn dies nicht der Fall ist (*ar̃mbrust* A S. 166 = P XV, 65, *zorñ, gesworñ* A S. 217, wofür P XXX, 87 *tzoren : geworen* schrieb).

Übrigens gibt die Handschrift die Svarabhakti nicht selten durch *i*, zuweilen durch *e* (vgl. J. Schmidt a. a. O.); hie und da fehlt auch jede graphische Bezeichnung der Svarabhakti, selbst wenn sie metrische Geltung hat, so in P XXXVII, 34, 39, 54 und 102 (= A S. 456 ff.), wo statt *arm* zu lesen ist *ar̃m* (= XL, 148) oder *armen*, ebenso P XXXVIII, 85 und 294 (= A S. 464 und 474). P XXXIX, 41 (A S. 243) begegnet *dem per̃ge : herberge*.

c) Interessant ist die ziemlich ausgedehnte Verwendung der Haken zur Bezeichnung der Halbdiphthonge *a'*, *a'* oder *ä'*, *e'*, *o'* oder *ö'*, *i'*, *u'* oder *ü'* besonders vor *r* mit folgendem Consonanten, aber auch vor anderm Stammschluß (J. Schmidt a. a. O. S. 375, 384 f.; hingegen findet Weinhold in den *a'*, *o'*, *u'* unechten Umlaut: Bairische Grammatik §. 9 und 42, 25 und 57, 32 und 109).

Nicht alle diese Laute waren den Schreibern in der Bezeichnung gleich geläufig, am wenigsten die aus *a* entstandenen: *dāz* und *dāz* A S. 116 und 267, wofür P VII, 51 *dez* und IV, 10 *daz* setzt, lassen sich hier mit Sicherheit nicht anführen. Vgl. übrigens *verlaern* = *verlärn* aus *verlorn* im Reime auf *hochgeporn* A S. 47 = P XI, 124, *vaern* = *värn* aus *vāren* im Reime auf *jarn* A S. 41 = P XX, 316 und *getzaemt* = *gezämt* aus *gesamt* gereimt auf *erlamt* A S. 51 = P XI, 255.

Zahlreicher und in verschiedenen Theilen der Handschrift finden sich Beispiele für *e'*, am häufigsten im Gedichte Nr. 29. *ér* (subst.) : *ær* (adv.) A S. 248 und 251 = P XXXIX, 151 und 203; *wër*<sup>1)</sup> (Abwehr) : *hër* (exercitus) A S. 307; 308; 312, 315; 323; 326 = P XVIII, 51; 77; 159, 221; 413; 479 : *mër* (mare) A S. 309; 310 =

<sup>1)</sup> Die Schlierbacher Handschrift schreibt V. 93 *weer*, V. 418 *Heer*.

P XVIII, 93; 119; *hértze* A S. 83 = P III, 65 und 68, *phért* A S. 434 = P XXII, 32, *swért* (schwört); *hércz* und *wérben* : *stérben* A S. 247, 250, 252 = P XXXIX, 121, 177 und 219; *swémt* A S. 278, 292 = P IV, 194, 448; *ént*, *ménsh*, A S. 336 = P XL, 125, 128, *strében* : *lében*, *das récht* A S. 248, 251 = P XXXIX 131, 208; *ie* (pron.) A S. 308, 316 = P XVIII, 76, 246. Vgl. übrigens auch *se* (subst.) A S. 109 = P XIV, 231, 249 (Weinhold, Bair. Gr. §. 75 b) : *es* (adv.) A S. 321 = P XVIII, 364 : *ich ges* A S. 89 f. = P XIII, 7, *es* (adv.) A S. 152 = P XXV, 257 und *ëe* (adv.) A S. 86 f. = P III, 139, 162.

Belege für die übrigen Halbdiphthonge finden sich in den verschiedensten Gedichten der Handschrift und sind sehr zahlreich, so *tsórn* : *hórn*, *gepórn* : *dórn*, *wórtén* : *órten* A S. 55, 82, 248 = P X, 29, III, 33, XXXIX, 133; in *der chrón* : *schón* A S. 8 = P I, 189; *des tódes* A S. 81 = P III, 22, *gúten tróst* : *hat erlóst* A S. 10 = P II, 43 (hingegen A S. 49 = P XI, 193, derselbe Reim ohne Haken); *grózze flust* A S. 48\* = P XI, 155; das in demselben Gedicht oft wiederkehrende *chlóster* (sing.) ist nur in V. 21 und 35 ohne Haken geschrieben, *nót* : *tót* A S. 13 = P XXIII, 15; in *hóchem mût* A S. 2 = P I, 27; bei sämtlichen hier angeführten Belegen für *o'* fehlt in P der Haken.

*gecziert* : *súchenwirt* (der Haken wurde im zweiten Wort vergessen), *vír* : *begír* A S. 299 und 160 = P IV, 569 und XXVII, 13, überdies ungemein viele ähnliche Fälle außerhalb des Reimes; hieher gehören auch die ohne Haken geschriebenen Belege: *daz viech* : *siech* (mhd. *i* : *ie*) A S. 252 = P XXXIX 221, *niender* : *winder* A S. 237 = P XXXI, 109 (vgl. K I<sup>1)</sup>, S. 22), *ich siech* (video) A S. 38 = P XXIV, 246.

*dürch* A S. 111 = P XIV, 287 u. o., *churtzen* (adj.) A S. 37 = P XXIV, 222 u. ö.; P ließ in beiden Fällen den Haken wegg; nicht selten haben ihn auch die Schreiber vergessen, z. B. *snur* : *serler* (mhd. *uo* : *u*) A S. 440 = P XXII, 170 (vgl. auch S. 214); *ús* A S. 10 f. = P II, 25, 50, 64 (bei P an allen drei Stellen ohne Haken) und sonst ungemein oft, desgl. *úntz* und *únder*, letzteres auch in Zusammensetzungen; hieher gehört auch *tun* (inf.) : *sun* (= Sohnes) A S. 44 = P XI, 53; *prúst* (sing.) und *czúcht* (subst.) A S. 86 und 250, beide Fälle bei P III, 133 und XXXIX, 184 ohne Haken.

<sup>1)</sup> KI hier und im Folgenden für A. Koberstein, Über die Sprache des österreichischen Dichters Peter Suchenwirt. Lautlehre.



*chum her für : du mich für* (mhd. *u : ue*) A S. 448 = P XLIV, 55, *erfür : verlür* (mhd. *ue : ü*) A S. 155 = P XXV, 325; vgl. auch S. 214.

Einen verlässlichen Einblick in diese mannigfache Anwendung des Hakens erhält man aus dem schon S. 210 angegebenen Grunde aus P nicht, am ehesten noch über die Gruppe *a*. Doch hat er aus Versehen zuweilen die Form des Hakens geändert (*freüden* XLIV, 109 und 118, wo A *freüden* hat u. s. w.) und den Haken ganz weglassen (I, 13 *mir*, II, 2 *dir*, 35 *ir*, XXIII, 66 *diner*, IX, 173 *lichte* u. s. w., wo A den Haken hat), wodurch manchmal das Metrum leidet (so II, 12, wo *traüern* = *trauern* zu lesen ist u. s. w.). Anderseits hat er Haken gesetzt, wo A sie nicht hat, so II, 53 *gebânt*, während er dieselbe Form I, 147 und 204 mit A *gebent* schrieb. Wichtiger ist die principielle Änderung, *uo* und *ue* mit *ü*, hingegen *ü* mit *u* zu geben (Einleitung S. LII). Ein Blick jedoch in Primisser's Text genügt, zu zeigen, daß er sein Princip leider nicht streng durchgeföhrt hat.

Das P mehrere durch Haken angedeutete Svarabhakti in seinen Text aufgenommen, kann uns ebenso sehr Wunder nehmen, als es uns begreiflich erscheint, daß er sich gegenüber der Gruppe *c* ablehnend verhielt: er erklärt derlei Haken durch die Nachlässigkeit der Schreiber (Einleitung S. LIII).

Halten wir auch derzeit diesen Vorwurf nicht für gerechtfertigt, so könnte man doch geneigt sein, ihn aus einem andern Grunde zu erheben, wenn uns nämlich Formen begegnen, wie *suchen*, *mutes*, *suszen* (A S. 1, 5, 9 = P I, 5, 104 und II, 8) u. s. w., die nothwendig den Haken verlangen, oder wenn wir den Haken ungleichmäßig angewendet finden (*vor : tór*, *erchórn : geporn*, *vor sünden und vór schanden* A S. 2, 3, 4 = P I, 43, 44, 47, 48, 88 u. s. w.). Unser Urtheil wird aber milder ausfallen, wenn wir bedenken, daß diese Erscheinungen im Verhältniss zu dem bedeutenden Umfang der Handschrift nicht zu zahlreich sind, dann daß an dieser großen Handschrift mindestens zwanzig Schreiber gearbeitet haben, und zwar zu einer Zeit, wo nicht nur die Quantität in starkem Schwanken, sondern die gesammten sprachlichen Verhältnisse in mehr oder minder lebhaftem Flusse waren, so daß für die schriftliche Fixierung mancher neuen oder doch erst jetzt zum sichern Bewußtsein gelangenden Erscheinungen (z. B. der Halbdiphthonge *a'*, *e'*) den Schreibern bereits geläufige Behelfe nicht zur Verfügung standen.

Aus denselben Gesichtspunkten werden auch die oft von einem und demselben Schreiber herrührenden inconsequenten Schreibungen der Consonanten, besonders der Geminationen und Consonantenverbindungen zu beurtheilen sein (*sel* und *sell* (= *sēle*) A S. 245 und 251 = P XXXIX, 79 und 197; *Eoen* und *Efen* A S. 388 f. = P XLI, 922 und 933, *phfat* und *phat* A S. 139 und 142 = P XXI, 126 und 189; *wardt* (verb.): *ze widerpart* A S. 21 = P IX, 85, *gesait* : *laid* (acc.) A S. 262 = P XXXIII, 117, *unverslunten* : *überwunden* A S. 451 = P XXXVI, 22, *geritten* : *versniten* A S. 120 = P VII, 153, *das* sehr oft, so A S. 143 ff. (P XXV), hingegen *waz* (verb.) : *graz* (subst.) V. 33, V. 129 wieder *was*, V. 123 *wazzer*, V. 361 *wasser*, *fleis* : *weiz* V. 219, aber *weis* V. 186 und 208, *liessen* : *stiazzzen* V. 335, wie denn unter allen Schreibern gerade der siebente die größten Inconsequenzen in der Schreibung der S-Laute zeigt; *erschrikchet* : *unvertzurichet* A S. 259 = P XXXIII, 58, *drukete* : *verrukete* A S. 280 = P IV, 225, *gejechen* (inf.) : *gesehen* (part.) A S. 57 = P X, 83; hingegen begegnen beide Formen von demselben Schreiber mit *ch* A S. 31 = P XXIV 50 und mit *k* A S. 65 = P XII, 25 u. s. w.; vgl. K I, 12 und III<sup>1)</sup>, Note 11, I, 20, 34—37, 39, 42 und II. Note 8, ferner I, 50 und 51 u. s. w.); desgl. die ungemein zahlreichen, oft recht auffälligen, zuweilen geradezu den Eindruck von Willkür machenden Apocopen und Syncopen (z. B. *reiche* und *reiches* im zweimal geschriebenen Titel zu Nr. 44), Erscheinungen, welche selbst wieder auf die Schreibung der Vocale wie der Consonanten vom großen Einflusse sein mussten (vgl. Weinhold, Bair. Gr. §. 14 und 15 und K I, 53, 2), aber wie schon aus Koberstein's Untersuchungen (besonders I, 53—55, II, §. 11—22, 49, 75 Punkt 1 und 2, 77 Punkt 3 und 4, III, §. 1—9. 36—39 u. s. w.) erhellt, sicherlich nicht durchaus auf Rechnung der Schreiber zu setzen sind. — Wenn wir überdies unsere Handschrift in Bezug auf genaue Schreibung mit gleichzeitigen Urkunden und anderen größeren Schriftstücken vergleichen, dann wird unsere anfängliche Neigung zu einem etwas abträglichen Gesammturtheil über die Schreiber von A bald weichen, ja, wir werden ihnen sogar das Lob einer verhältnißmäßigen Sorgfalt nicht vorenthalten.

Dieses wird auch nicht geschmälert durch die in A vorkommenden Schreibfehler und Lücken. In Bezug auf erstere ver-

<sup>1)</sup> II für die zweite. III für die dritte Abtheilung von Koberstein's Untersuchungen über Suchenwirt's Sprache.

halten sich die verschiedenen Theile der Handschrift, je nach Beschaffenheit der Schreiber, sehr ungleichmäßig. Selbst in den einem Schreiber angehörigen Gedichten zeigt sich nicht immer der gleiche Grad von Sorgfalt; das beste Beispiel bietet der 19. Schreiber: er erscheint in Nr. 39, 40, 43 und 45 ziemlich genau, in 41 genau, in 8 und 42 sehr genau, hingegen in 44 nicht genau; in den vom zehnten Schreiber herrührenden Gedichten hingegen ist eine immer mehr zunehmende Genauigkeit nicht zu verkennen.

Die meisten Schreiber haben den von ihnen gelieferten Text revidiert und so manche Irrthümer verbessert<sup>1)</sup>; so hat der 14. Schreiber an seiner Arbeit (572 Verse) nahezu vierzig Correcturen vorgenommen; vier blieben noch über zwanzig Fehler in dem ebenso schön als deutlich geschriebenen Gedichte zurück. — Hier und da (P XVI, 206, XX, 181 und 182) findet sich auch eine Rasur.

An ungefähr 60 Stellen merkt man, daß die Verbesserungen nicht vom Schreiber, sondern von anderer (aber alter) Hand herrühren; die meisten derartigen Correcturen entfallen auf die nicht besonders deutliche, wohl aber recht fehlerhafte Abschrift des siebenten Schreibers, fast ebenso viele kommen dem zehnten und zehn dem vierzehnten Schreiber zu Gute.

Trotzdem finden sich noch über zwei und ein halbes Hundert Verstöße. Aber die weitaus größere Hälfte davon ist nicht nur gleich als Fehler erkennbar, sondern auch von dem halbwegs bewanderten Leser unschwer zu corrigieren. Bei mehr als reißig sinnlosen Stellen ist das nicht so leicht; verhältnißmäßig participieren daran am meisten außer dem neunten Schreiber der fünfte, der sich überdies durch lange wagrechte Striche auszeichnet, wie er seinen *g* und *t* anfügt, mit Nr. 15<sup>2)</sup> und der 19. mit Nr. 44.

<sup>1)</sup> P hat solche Änderungen auch dort, wo sie Beachtung verdienen, nicht immer gewürdigt; so schrieb er IX, 32 *reyffes*, obwohl in A das *e* durchgestrichen und über *e* ein wagrechter Strich gesetzt ist, III, 128

*Unuerleich und ummütes par,*

obzudem der Schreiber das sinnlose dritte Wort in *mütes* geändert hat, XVI, 191 *elacht*, wiewohl an das *a* ein *e* angehängt worden ist u. s. w.:

<sup>2)</sup> Für die auffällige Schreibung im Verse:

*Was er der iser helen schar*

steht P VII, 101 *Iserhelen*, richtig wäre *Ierahelen*, entsprechend XXXIX, 31 und 34; die unsinnigen Verse:

*sein edel hertz im mer geriet*

*Von manhait noch von wüde*

sieht P VII, 124 zu bessern gesucht, indem er *nimer* setzte; das Richtige ist *im nie*, was auch der Schlierbacher Codex hat.

An circa achtzig Stellen wurde durch nicht beseitigte Schreibfehler der Reim getrübt, zuweilen auch gestört. Die Fälle vertheilen sich durch die ganze Handschrift; doch größeren Antheil haben der 11. Schreiber, der 19. mit Nr. 43, der 10. mit Nr. 27 (*crowden* : *verhauen* wurde von P XVII, 32 in *vrowen* geändert, kommt somit nahe dem richtigen *frawen*) und der siebente (über *lamme* : *tamme*, das auch P XXI, 85 aufgenommen hat, vgl. K I, 9 und 29, dann II, Note 45; *gewolkent* im Reime auf *gezirt* P XXV, 48, läßt sich nach cgm. 4871 leicht in *gewolkeniert* bessern, was auch schon K III, §. 67 angesetzt hat). — Nur zweimal (XXIV, 195 und XV, 107) trat Störung des Reimes ein, weil die Schreiber das Reimwort ansubringen vergaßen, und dreimal, weil sie einen ganzen Vers übersehen, nämlich in P XXXII nach V. 18, in XXII nach V. 169 und in V nach V. 41.

Im Innern der Verse fehlen einzelne Wörter öfter, aber auch nicht häufig; neun von den sechzehn Fällen rühren allein vom fünften Schreiber her. Neben diesen geringfügigen Lücken hat die Handschrift leider auch größere; vier davon waren schon dem Herausgeber bekannt. Gleich die erste Seite beginnt mit den sieben Schlußzeilen eines satirischen Gedichtes (vgl. S. 238); mit S. 28 endet in A Vers 23 von Nr. 6; auf S. 29 ganz oben beginnt V. 2 von Nr. 7, es fehlen somit vom ersteren Gedichte 91 Verse, von letzteren der Titel und mindestens der erste Vers, somit im Ganzen zwei Blätter; desgl. zwischen dem letzten Verse auf S. 85 und dem ersten auf S. 86 (= P III, 116 und 117): es sind nämlich (vgl. S. 238) 89 Verse abgängig, doch ist äußerlich nur der Mangel eines Blattes zu erkennen. Ein Blatt fehlt nach S. 121: zwischen V. 185 und 186 von P VII ist eine Lücke von 41 Versen (vgl. S. 238). Außer diesen bemerkte ich noch zwei größere Lücken von je 52 Versen: in Nr. 9 nach S. 55 (P X, 34) und in Nr. 27 nach S. 225 (P XVII, 52); beide sind äußerlich nicht auffällig (vgl. S. 238). Keine dieser sechs größeren Lücken fällt den Schreibern zur Last, sie erklären sich vielmehr aus der Geschichte der Handschrift.

Leider läßt sich dieselbe mit Sicherheit nicht einmal bis in das vorige Jahrhundert verfolgen. 1820 erfuhr P von der Existenz derselben durch Hofrath Josef von Hammer (nachmals Freiherrn von Hammer Purgstall), der ihn seinem Freunde, dem Fürsten Prosper von Sinzendorf, dem Besitzer der Handschrift, empfahl. P sagt in der Einleitung zu seiner Ausgabe nur, daß die Handschrift „seit langer Zeit unerkant“ unter den Büchern des kenntnißreichen

Fürsten Prosper von Sinzendorf gelegen, der sie ihm mit größter Bereitwilligkeit zur literarischen Benützung überließ (S. XLIII).

Dieses hervorragende österreichische Adelsgeschlecht (vgl. Dr. Constant von Wurzbach, Biographisches Lexikon des Kaiserthums Österreich, 35. Theil. Wien 1877. S. 12—27) reicht bis in das 11. Jahrhundert zurück. Heinrich, welcher um 1044 lebte, nannte sich nach dem in Oberösterreich gelegenen Orte Herr von Sinzendorf<sup>1)</sup>; das Geschlecht erhielt zu Anfang des 17. Jahrhunderts den Freiherrn-, 1653 den Reichsgrafenstand. Zu Anfang des 16. Jahrhunderts erscheint es in zwei Hauptlinien gespalten: in die jüngere, nach dem untersteierischen Schloß und Städtchen Friedau benannte Fridauische oder Neuburgische Linie, welche 1767 im Mannesstamme ausstarb, und in die ältere Feyerreggische Linie, welche sich später nach dem niederösterreichischen Schlosse Ernstbrunn nannte. Der letzte männliche Sprosse dieser Linie und des ganzen Geschlechtes ist der früher genannte Prosper von Sinzendorf, welcher 1803 die Würde eines Reichsfürsten erhalten hatte. Er liebte die Wissenschaften und den Umgang mit gelehrten, geistreichen Personen und legte eine ansehnliche Bibliothek an, zu welcher auch unsere Handschrift gehörte. Ob diese der Fürst erst erworben oder — was höchst wahrscheinlich ist — schon als altes Erbstück seines Geschlechtes überkommen habe, hätte P leicht in Erfahrung bringen können; aber er berichtete darüber nur die oben angeführten Worte: ihn interessierte vielmehr der Inhalt der Handschrift.

Bereits 1821 war er mit der Durcharbeitung der Handschrift fertig, und noch im selben Jahre machte er von dem reichen Inhalte derselben den Freunden der alten Literatur und Geschichtskunde umfassende Mittheilung im 14. Bande der Wiener Jahrbücher der Literatur, Anzeigeblatt S. 10—51. Der Aufsatz erschien gleichzeitig bei Carl Gerold in Wien, auch als Separatabdruck (aber nur in zwölf Exemplaren) unter dem Titel: Nachricht von einer neuentdeckten Handschrift mit deutschen Gedichten aus dem 14. Jahrhunderte, verfasst von Peter Suchenwirt aus Österreich. Mitgetheilt von Alois Primisser. 44 Seiten 8°. Am ausführlichsten sind die Auszüge aus den historischen Gedichten im engeren Sinne (den sogenannten Ehrenreden); sie umfassen

<sup>1)</sup> Das Dorf, in welchem sich das Stammhaus dieses Geschlechtes befand, liegt im Traunviertel, in der Nähe des Cistercienserstiftes Schlierbach und gehört zu der (1784 selbständig gewordenen) Pfarre Nußbach, vgl. B. Pillwein, Geschichte, Geographie und Statistik des Erzherzogthums ob der Enns (1827—1839), 2. Bd., S. 409.

nahezu dreißig Seiten; ungefähr acht Seiten sind den Sittengemälden und Lehrgedichten gewidmet, eine Seite den geistlichen Dichtungen und Reimkünsten. Bemerkungen über des Dichters Leben und sonstige dem Berichterstatter bekannt gewordene Handschriften, welche einzelne Gedichte Suchenwirt's enthalten, erfüllen die drei letzten Seiten der umfangreichen Anzeige.

Hat P gleich seit seiner ersten Kenntniß der Handschrift diese vor Allem als eine wichtige geschichtliche Fundgrube betrachtet und dem Nachweise dieser Anschauung den größten Theil seiner Mittheilungen gewidmet, so erscheint uns nicht auffallend, daß seine Anzeige besonders bei Historikern das regste Interesse wachrief und gerade von diesen zuerst der Wunsch geäußert wurde, P möge den spannenden Inhaltsangaben der Gedichte Suchenwirt's ehebaldigst eine vollständige Ausgabe dieser selbst folgen lassen. P erklärte sich bereit; aber bald wäre die Ausführung in Frage gestellt worden: Fürst Prosper von Sinzendorf war auf einer Reise nach Karlsbad aus dem Wagen gestürzt und in Folge davon im August 1822 gestorben. Er war unvermählt geblieben; durch testamentarische Verfügung fiel mit seinem Besitz auch die Bibliothek und somit auch unsere Handschrift an den Sohn seiner Schwester Maria Anna, den Grafen Georg von Thurn (Wurzbach a. a. O.). P sagt nur, daß er auch von ihm wie von dem früheren Besitzer bezugs Benützung der Handschrift das größte Wohlwollen erfuhr. Er rechtfertigte dasselbe vollkommen; bereits 1827 erschien bei Wallishäuser in Wien Primisser's Ausgabe: „Peter Suchenwirt's Werke aus dem vierzehnten Jahrhunderte. Ein Beitrag zur Zeit- und Sittengeschichte“. LIV und 392 Seiten 8<sup>o</sup>1).

Unstreitig hat sich P dadurch ein wahres Verdienst erworben: eine nicht unbedeutende Lücke der Literaturgeschichte ward hienüt ausgefüllt und literarische Denkmäler, für die Geschichtsforschung nicht weniger wichtig als für die Sprachwissenschaft, dadurch allgemein zugänglich gemacht. Daß P die historische Bedeutung der Suchenwirtschen Gedichte gleich bei der ersten Durchnahme der Handschrift richtig erkannte und in seiner Anzeige entsprechend würdigte, ward bereits hervorgehoben. Es ist auch aus seiner Ausgabe,

<sup>1)</sup> Leider starb der unermüdlich thätige Mann bald nach dem Erscheinen seines Werkes im 32. Lebensjahre; vgl. Bergmanns Aufsätze: „Alois Primisser und sein literarisches Wirken“ in Nr. 99 der Blätter für Literatur, Kunst und Kritik vom 13. December 1837 und: „Die fünf Gelehrten Primisser“ im 5. Bande (1861) der Berichte und Mittheilungen des Alterthumsvereins zu Wien S. 177–204.

aus dem Titel sowie aus der ganzen Anlage derselben ersichtlich. Denkt er doch zunächst „den Freunden der Geschichte“ hiemit zu lienen (Einleitung S. XLIV). Daß diese Dichtungen auch als Sprachlenkmale einen bedeutenden Platz in Anspruch nehmen, hat P S. XLIV) zwar behauptet, aber weder in der Anzeige noch in der Ausgabe bewiesen. Man darf annehmen, daß er den sprachlichen Werth wohl geahnt, aber keineswegs klar erfaßt hat. Zu dieser Annahme berechtigt nicht nur das in der Einleitung S. LIII Gesagte, sondern auch die im Anhang S. 389 und 390 gegebenen „Grammatischen Bemerkungen“, nicht minder das Wörterbuch und vor Allem der Text.

Wären unsere mittelalterlichen Schreiber immer und allerorten vollkommen getreue Copisten gewesen, dann wäre es bei Veröffentlichung einer Handschrift unnöthig, besondere Aufmerksamkeit dem Schreiber zuzuwenden. Da aber die wirklichen Verhältnisse anders waren, kann sich der Herausgeber nicht der Mühe entschlagen, Antheil und Zuthat des Schreibers zu sondern von dem, was des Dichters ist. Von einer solchen Arbeit findet sich bei P keine Spur, denn daß er zweimal angibt, es seien an der Handschrift mehrere Hände thätig gewesen, oder daß er einige der größten Schreibfehler anmerkt, kann man wohl nicht als solche gelten lassen. Es hat vielmehr den Anschein, daß er die Sprache der von verschiedenen Schreibern herrührenden Gedichte für eine und dieselbe hielt und überdies für identisch mit der Sprache des Dichters. Allerdings zeigt die Sprache der einzelnen Gedichte nicht solche Unterschiede, wie sie zwischen dem Ober- und Niederdeutschen bestehen, denn die Schreiber von A gehören alle dem süddeutschen, und zwar bis auf eine einzige nennenswerthe Ausnahme (vgl. S. 213 u. 214) dem bairisch-österreichischen Sprachgebiete an. P beachtete nicht die auffälligen, die großen süddeutschen Dialecte charakterisierenden Kennzeichen, noch weniger die minder aufdringlichen Nuancierungen <sup>1)</sup> in den, verschiedenen Theilen des öster-

---

<sup>1)</sup> So gebraucht der zweite Schreiber (deutlich, aber nicht besonders genau) mit Vorliebe die Adjectivendung *eu* und *seu* im Nomin. plur.; der dritte liebt *b* für *w*, *da* für *do*, die Ableitungssilbe *lich* (wo der vierte Schreiber *-leich* hat), gebraucht lieber *f* als *v*, ist kein großer Freund der Haken, die er besonders über *u* und *i*, wenn sie Diphthonge vertreten, oft wegläßt, wohl aber macht er gerne an den *t* lange Querstriche, an *h* und *ch* lange Schnörkel. Der zehnte Schreiber unterläßt oft die Bezeichnung des Umlautes bei *u* und *au*. Der 17. Schreiber (unschön und wenig genau) setzt gerne *w* für *u*, *o* für *a* (wie der siebente) und *e* für *o*, er hat Vorliebe

reichischen Sprachgebietes entstammenden Gedichten, oder er wollte sie nicht beachten, wie man nach seiner Äußerung (S. LI): „Bloße Schreibformen und mundartliche Verschiedenheiten sind ein schlechter Gewinn, wenn weiter nichts Neues von Bedeutung gefunden wird“, anzunehmen vielleicht berechtigt ist. Daraus erhellt jedoch, daß Primmer's Text nicht auf einer kritischen Bearbeitung beruht; er ist aber auch kein diplomatisch getreuer Abdruck wegen der bereits (S. 210 u. 217) angeführten Gründe sowohl, als auch wegen Auflösung sämtlicher Abkürzungszeichen und besonderer Anwendung des *u* und *v*, des Gebrauches von *z* und *tz* für *cz* und *zz* (Einleitung S. LII), wegen mancher Lesefehler, sowie endlich wegen Änderungen, die er im guten Glauben zu bessern, hie und da vornahm, die aber den Text nicht selten thatsächlich verschlechterten. Immerhin — und das steht außer Zweifel — hat P selbst durch diesen Abdruck der Sache mehr gedient, als wenn er einen kritisch bearbeiteten Text gegeben hätte; um eine solche Aufgabe richtig zu lösen, dazu fehlten ihm die Kräfte.

So urtheilte bald nach dem Erscheinen der Ausgabe der damalige Professor zu Pforta, August Koberstein, in der Einleitung (S. 2 u. 3) zu seinem Werke: „Über die Sprache des österreichischen Dichters Peter Suchenwirt“, das er auf Grundlage dieser Ausgabe begonnen und von dem 1828 als erste Abtheilung die Lautlehre erschien (Naumburg, 56 Seiten 4<sup>o</sup>). Das Jahr 1842 brachte als zweite Abtheilung (lateinisch) die ganze Lehre von der Declination (Naumburg, 68 Seiten 4<sup>o</sup>); die Conjugation behandelte er in der 1852 erschienenen dritten Abtheilung (Naumburg, 45 Seiten 4<sup>o</sup>). Koberstein hatte sich überdies viel mit Vorarbeiten beschäftigt, um in gleicher Weise auch die Lehre von der Wortbildung und Syntax zu behandeln, und zuletzt sollte ein vollständiges System der metrischen Gesetze folgen,

---

für Wörter mit Svarabhakti, welche er häufig durch *i* ausdrückt; dadurch ist er ein Seitenstück zum zwölften (nicht besonders sorgfältigen) Schreiber und auch darin, daß wie dieser *^* und *'*, er *'* und *·* oder *'* ungemein oft über *e*, zuweilen selbst in der Flexion setzt. In Bezug auf den letzten Punkt bildet der 18. (sehr genaue) Schreiber einen Gegensatz, indem er außer *i* keinen Halbdiphthong bezeichnet; er stimmt aber mit seinem Vorgänger darin überein, daß er gleich ihm *h* für *eh* schreibt, selbst im Reime; er behält *h* vor *t*, wo die anderen Schreiber durchaus *ch* haben. Auch dadurch unterscheidet er sich von allen anderen Schreibern, daß er im Gebräuche der Haken einer bestimmten Regel folgt: er verwendet *~* über *u* für *uo* (*ue*) und *'* für alle Umlaute und *ie*; an den 16. Schreiber, der in seinem ebenso schönen als richtigen Text sehr fleißig die Halbdiphthonge bezeichnet, erinnert er, daß er noch häufiger wie dieser im Anlaute *k* gebraucht u. s. w.



an die Suchenwirt sich gehalten (vgl. K III, S. 1); leider hat Koberstein diesen Plan nicht ausgeführt. Hingegen schrieb er 1843 als Anhang zur ersten und zweiten Abtheilung die Abhandlung: Über die Betonung mehrsilbiger Wörter in Suchenwirt's Versen (8 Seiten 4<sup>o</sup>). Damals wäre er der richtige Mann gewesen, einen ordentlich kritischen Text von Suchenwirt's Gedichten zu liefern; denn wenn auch zu keiner Zeit zu besorgen war, daß Koberstein unsern Dichter in die Schnürjacke mhd. Reime gezwängt hätte, wie dies später Karajan mit Teichner wirklich that, das läßt sich doch nicht leugnen, daß Koberstein in dem Bestreben, möglichst genau zu bestimmen, was dem Dichter und was den Schreibern gehört, noch in der ersten Abtheilung einem etwas strengen Purismus gehuldigt hat. Beispielsweise erinnere ich nur daran, mit welchem Aufgebot von Scharfsinn und Überredung Koberstein (I, S. 17 f.) unsern Dichter vor dem Vorwurfe, er habe einige klingende Verse mit vier Hebungen verbrochen, zu retten suchte. In II, pag. 7, zeigte er sich in diesem Punkte schon weit weniger rigoros u. s. w.

Wer wie Schreiber dieser Zeilen jedes einzelne von den Tausenden von Beispielen, die Koberstein in langen, oft ganze Seiten füllenden Reihen zusammenstellte, in P aufschlug, der kann eigentlich erst ermessen, was Koberstein, ganz abgesehen von seinem Wissen, an Geduld und Ausdauer geleistet hat. Diese seltene Akribie wirkte auf mich derart, daß ich auch nach absolvierter Universität mich gerne mit Suchenwirt beschäftigte und als Gymnasiallehrer zu Krems den Gedanken faßte, ein allseitiges getreues Bild von Suchenwirt's Leben und Wirken zu entwerfen, seine Bedeutung mit Rücksicht auf seine Zeitgenossen zu bestimmen und seinen absoluten Werth festzustellen. Die Abhandlung sollte im Jahresberichte 1871 veröffentlicht werden, da sie aber für eine Programmarbeit zu umfangreich war, konnte nur die erste Hälfte gedruckt werden. Sie erschien auch als Separatabdruck im Selbstverlag unter dem Titel: Der österreichische Didaktiker Peter Suchenwirt, sein Leben und seine Werke. 54 Seiten 8<sup>o</sup>.

Trotz mehrerer wohlwollenden Besprechungen konnte ich mich nicht entschließen, auch die zweite Hälfte zu veröffentlichen: ich dachte vielmehr daran, eine neue Ausgabe der Suchenwirtschen Dichtungen zu veranstalten. Ende 1874 versuchte ich, mit dem Besitzer der Handschrift durch gütige Vermittelung des bairischen Gesandten am Wiener Hofe, des Herrn Grafen Otto Bray-S., in Verbindung zu treten. Im Jänner 1875 erfuhr ich, daß

Besitzer Graf Georg Thurn bereits 1866 gestorben sei; sein gleichnamiger Sohn besitze aber die Handschrift nicht, sie sei schon bei Lebzeiten seines Vaters gestohlen worden, sei darauf in der Ankündigung eines Antiquars aufgetaucht; wohin sie gekommen, sei ihm unbekannt. Alle meine Pläne waren zerronnen.

Doch gab ich nicht Alles verloren und veröffentlichte darauf gleichlautende Anfragen in Nr. 62 des Jahrganges 1875 des Leipziger Börsenblattes für den deutschen Buchhandel und im Literarischen Centralblatt (Nr. 12) sowie im vierten Hefte der Zeitschrift für österreichische Gymnasien (S. 330); aber es kam keine Antwort — auch nicht auf eine nochmalige Anfrage im Leipziger Börsenblatt (Nr. 7 des Jahrganges 1876).

Da erhielt ich von meinem Freunde Dr. G. E. Friess, Professor am Obergymnasium zu Seitenstetten, im März 1877 einen Brief, worin er mir mittheilt, er sei durch eine Notiz im Nachlasse des ehemaligen k. k. Staatsarchivars Dr. von Meiller auf einen im oberösterreichischen Stifte Schlierbach befindlichen Codex gelenkt worden, welcher außer dem Gesuchten auch eine bedeutende Anzahl Suchenwirtscher Gedichte enthalte, darunter auch solche, welche in Primisser's Ausgabe sich nicht finden. Über letztere machte er mir einige Angaben mit der Bitte, ihm bekannt zu geben, ob und wo diese ediert seien. Ich schrieb, daß dies nicht der Fall sei, worauf er sich entschloß, einen Abdruck derselben für die kaiserliche Akademie der Wissenschaften in Wien zu besorgen.

Dieser Brief spornte mich an, noch einen Schritt bei dem Grafen Georg Thurn zu thun. Da ich nicht ganz gewiß wußte, ob Graf Bray die Nachforschung auch mit dem nothwendigen Nachdruck geführt habe, so bat ich meinen damaligen Collegen am Franz Joseph-Gymnasium in Wien, den in vielen aristokratischen Kreisen wohlbekannten Professor Dr. Franz Weihrich, in dieser Angelegenheit Schritte zu thun. Er war so freundlich, sich der Sache eifrig anzunehmen; der Herr Graf<sup>1)</sup> übergab ihm ein an mich gerichtetes, vom 18. April 1877 datirtes Schreiben, worin er mir mittheilt, daß die Bibliothek seines Vaters, bevor sie nach Bleiburg in Kärnten übertragen ward, sich durch viele Jahre zu Wien in einer eigens zu diesem Zwecke gemietheten Wohnung befunden habe. Dorthin wurde 1827 die durch Primisser's Ausgabe berühmt gewordene Handschrift gestellt. Das

<sup>1)</sup> Er ist im Juni 1879 gestorben.

erfuhr ein Schreiber des gräflichen Wirthschaftsrathes Pfusterschmied Ritter von Hartenstein, der, da der Graf in Folge seiner militärischen Stellung von Wien abwesend war, den Schlüssel zur Bibliothek in Verwahrung hatte. Der Schreiber wußte sich Zutritt zur Bibliothek zu verschaffen und entwendete die Handschrift; doch kam man zur Kenntniß des Diebstahls erst 1846, als die Handschrift in einer Zeitung zum Verkaufe angeboten wurde. Lange vorher war aber der Dieb wegen anderer Unredlichkeiten bereits entlassen worden.

Ich war nicht weiter als im Jänner 1875: die Handschrift ist gestohlen; aber wo wird sie verwahrt? — Bald sollte auf unerwartete Weise die Frage gelöst werden. — Als der seither verstorbene Universitätsprofessor Hofrath Karl Tomaschek in der am 6. Juni 1877 abgehaltenen Sitzung der philosophisch-historischen Classe der kais. Akad. d. Wiss. die Arbeit des Professors Friess vorlegte und betonte, daß der Schlieberbacher Codex um so höher im Werthe stehe, da die Sinzendorf-Thurn'sche Handschrift seit langer Zeit verschollen sei, erklärte Hofrath Dr. Ernst Ritter von Birk, Vorstand der k. k. Hofbibliothek zu Wien, dieselbe sei nicht verschollen, sie befinde sich seit 1846 in der Wiener Hofbibliothek.

Also dahin war sie gekommen! Aber um des Himmelswillen, wie kann ein Laie in juridischen Dingen jemals auf den Gedanken kommen, daß eine in Wien gestohlene, noch dazu einem alten Adelsgeschlechte gestohlene Handschrift von der Wiener Hofbibliothek angekauft werde? Das geschah, wie Herr Hofrath Ritter von Birk mir mitzuthellen die Güte hatte, so. — Der entlassene Schreiber getraute sich mit seiner Beute nicht an die Öffentlichkeit; bald wäre dieselbe gänzlich vernichtet worden. Er hatte sich nämlich nach Wiener-Neustadt gezogen; daselbst war am 8. September 1834 bei heftigem Sturmwind ein ungeheurer Brand ausgebrochen, welcher über 350 Scheunen und 500 Häuser zerstörte. Über vier Millionen Gulden Conv.-Münze betrug der Schaden, 47 Menschen — nach anderen Berichten 51 — verloren ihr Leben in den Flammen! Diese wütheten derart, daß, wie ein gleichzeitiger Bericht (Darstellung der k. k. Stadt Wiener-Neustadt, Wien 1834, S. 172 f.) sagt, „selbst Kellergewölbe bis auf den Grund ausbrannten!“<sup>1)</sup> — Und

<sup>1)</sup> Vgl. darüber auch Sebastian Brunner, Wiener-Neustadt. Wien 1842, S. 40 f., ferner Rückblick auf den Brand von Wiener-Neustadt. Von einem Augenzeugen im 3. Bande der österr. Zeitschrift für Geschichte- und Staatskunde Nr. 36 und 37. — Die Wiener-Zeitung vom 10. September 1834 spricht nur von einem Gerüchte, daß die Stadt abgebrannt sei; erst am 13. September brachte sie eine Darstellung des Brandes!

damals lag die gestohlene Handschrift in einer dünnen Cartonschachtel in einem Keller von Wiener-Neustadt! Was mag sie da gelitten haben!

P, der, was Beschreibung und Geschichte der Handschrift betrifft, sich stets der äußersten Kürze befließt, gedenkt nur (Einleitung S. XLIII) „ihres unscheinbaren und schadhafte Äußeren“, das ihm schon damals, als er sie zum ersten Male sah, auffiel. Hätte er doch gesagt, worin letzteres bestand! Es muß schon sehr schadhafte gewesen sein; offenbar war damals bereits die Handschrift mehr oder minder in einzelne Lagen aufgelöst: wie ließen sich sonst die verschiedenen bedeutenden Lücken zu Anfang und im Innern erklären? Herausgerissen wurden die fehlenden Blätter nicht, sie können nur herausgefallen sein, denn diese Lücken waren alle schon zu Primisser's Zeit, wenn er auch nicht alle erkannte. — Zu seiner Zeit schon war ferner die Handschrift fast unleserlich an manchen Stellen, weil sie verblaßt oder verlöscht waren, ganz besonders S. 1 und 2, wahrscheinlich auch S. 153 (Nr. 18, V. 280 ff.) in der unteren Hälfte, besonders in den Anfängen der Verse. Ob die oberen Hälften der Seite 42 (Nr. 7, V. 330—341 und der Seiten 450—461 (Schluß von Nr. 42, 43, Anfang von 45) schon damals (wahrscheinlich durch eingedrungene Feuchtigkeit) verblaßt waren, oder ob dies später geschah, läßt sich ebenso wenig entscheiden, als die Frage, aus welcher Zeit die ungemein zahlreichen Flecken der Handschrift (am Rande, aber auch im Innern, z. B. S. 1—12, 15—17, 38, 42, 51, 86, 89, 113, 125, 134, 140, 144, 149—156, 175, 176, 203, 218—220, 231, 256—258, 300, 315, 322, 344, 367, 382, 398, 415—418 u. s. w.) sowie die Risse S. 211 und 305 stammen. Gewiß ist nur, daß der Zustand der Handschrift während der Verborgenheit sich verschlechterte.

Endlich — es waren fast zwei Decennien seit der Entwendung vergangen — faßte der Dieb Muth und näherte sich dem Wiener Antiquar Johann Schratt. Dieser stellte dem Unterhändler Wilhelm Gramerstädter, dem Sohne des Diebes, einen Revers aus, worin er ihm bestätigte, die von P 1827 herausgegebene Handschrift am 10. Februar (?) 1846 zum Commissionsverkaufe übernommen zu haben, und verspricht, diese durch die Wiener-Zeitung um 100 Stück Ducaten feilzubieten, das Manuscript, falls der Verkauf nicht gelinge, in demselben Zustande, wie er es übernommen, zurückzustellen, im Verkaufsfalle aber 50 Gulden nebst den für die Ankündigung ausgelegten Geldern zu beanspruchen. — Schratt that seine Schuldigkeit; er ließ

eine ausführliche, im Vergleiche zum Revers ungewöhnlich gut gehaltene Ankündigung der Handschrift am 17. März in die Wiener Zeitung einrücken.

Das genügte. — Trotzdem die in einzelne Lagen aufgelöste Handschrift, welcher eine gewöhnliche Schachtel aus Pappe als Aufbewahrungsort diente, nicht im Mindesten einen imponierenden Eindruck machte, fanden sich doch Kauflustige; besonders Ungarn, für dessen König Ludwig den Großen Suchenwirt so viele Worte des Lobes hatte, strebte nach dem Besitze der Handschrift. In diesem entscheidenden Momente griff die Wiener Hofbibliothek ein und erwarb um den verlangten Preis die Handschrift<sup>1)</sup>.

Und Graf Georg Thurn? Dieser lebte damals als Feldmarschalllieutenant und Divisionär in Pest (vgl. Wurzbach a. a. O. 45. Theil, S. 120) und erfuhr erst aus der Wiener Zeitung, daß ihm seine werthvolle Handschrift entwendet worden war; bevor er noch Schritte thun konnte, war sie schon verkauft. Aber auch der Recurs, den er später wirklich ergriff, fiel nicht zu seinen Gunsten aus; die Hofbibliothek hatte mit der Handschrift auch den von Schratt ausgestellten Revers und einen Abdruck seiner Ankündigung in der Wiener Zeitung<sup>2)</sup> erworben, und diese für einen rechtsunkundigen Menschen höchst unbedeutenden Dinge schützten die Hofbibliothek in ihrem kostbaren Erwerbe. Doch führte der Recurs zur Bestrafung des Diebes, Schratt kam um seine Provision. — Dies die wahre Geschichte einer verlorenen Handschrift.

Wäre die Handschrift nicht gestohlen worden, so befände sie sich schon längst im fernen Bleiburg. Daß sie aber an ihrem jetzigen Orte leichter zugänglich und ungleich besser geborgen ist, unterliegt keinem Zweifel. Und dies ist bei dem sehr

---

<sup>1)</sup> Und zwar noch im Monate März, wie ich aus dem Zettelkataloge der Handschriften ersah. Herr Scriptor Dr. A. Gödlin von Tiefenan, wie immer liebenswürdig und gefällig, gestattete mir nämlich einen Einblick in denselben. Dadurch wurde es erst möglich, die Ankündigung der Handschrift in der Wiener-Zeitung zu finden und das Datum des Reverses richtigzustellen. Jedermann liest dieses mit 10. April. Das kann es aber nicht bedeuten: Schratt kann nicht Anfangs April die Übernahme der Handschrift zum Verkaufe bestätigen, nachdem dieselbe am 17. März bereits von ihm in der Wiener-Zeitung zum Verkaufe angeboten und bald darnach von der Hofbibliothek angekauft worden war. Es kann somit die für den Monat gesetzte römische Zahl nur II mit einem Schnörkel oder einen unvollendeten III bedeuten.

<sup>2)</sup> Beide wurden später der Handschrift vor dem rückwärtigen Deckel beigebunden.

hohen Werthe der Handschrift nicht gleichgiltig. Ihr Verlust wäre unersetzlich selbst jetzt noch; sie ist die Suchenwirt-Handschrift κατ' ἐξοχὴν. Ihr Werth wird erst klar durch die Betrachtung der übrigen Handschriften.

## II. a†.

Die Tabulae codicum erwähnen nichts davon, daß A eine andere Handschrift beigelegt ist, nämlich a, eine Abschrift des Suchenwirtschen Gedichtes *Von Der mynn slaff* von unbekannter Hand des vorigen Jahrhunderts, wie schon nach der Schrift anzunehmen ist. Die Abschrift bestand ursprünglich aus einem halben und einem Viertelbogen; man denke sich einen ganzen Papierbogen von oben nach unten in vier gleich breite Streifen zerschnitten und jeden derselben auf beiden Seiten mit 46—50 abgesetzten Versen beschrieben. Der halbe Bogen hatte zwei solche Columnen, er wurde Ende 1878 auf meine Anregung von dem seither verstorbenen Custos J. Haupt in zwei Streifen zerschnitten; somit umfaßt jetzt die Abschrift drei Streifen. Um sie vor Verlust zu sichern, wurden dieselben auf den drei ersten leeren Blättern nach dem letzten Gedichte in A (vgl. S. 208) befestigt.

Da das Gedicht *Von Der mynn slaff* nur in A erhalten ist so liegt die Annahme, daß diese Handschrift als Vorlage für a gedient habe, sehr nahe. Unterstützt wird dieselbe noch durch Vergleichung des Gedichtes in beiden Fassungen: sie zeigt Übereinstimmung, oft sogar in den kleinsten Kleinigkeiten. Abweichungen kommen wohl in a vor, doch erklären sie sich fast sämtlich aus dem Drange des Abschreibers, Schreibweisen und Sprachformen der alten Fassung zu modernisieren. So hat er Anfangs eine regelrechte Interpunction eingeführt und sämtliche Hauptwörter groß geschrieben, aber bald fügt er sich mehr und mehr der alten Schreibweise. Nur die *i'* oder *i* gibt er durchaus mit *i* und schreibt *ie* nur dort, wo es schon das Original bringt; *u* mit dem Haken · drückt er durch Umlaut des *u* aus (*tüt : gütt : mütt* V. 163, 241 u. s. w.), die durch den Haken angedeuteten Flexions-*e* ignoriert er gewöhnlich. V. 6 schreibt er *ihrer* für *ir*, 17 und 191 *Das* für *dā*, 18 *Hofmaisterin* für *hofmaisterine*, 83 *cwalm* für *twalm*, 128 *um* für *umb* u. s. w.

---

† Dieses Zeichen zeigt an, daß P die Handschrift nicht gekannt oder doch in seiner Ausgabe der Gedichte Suchenwirt's nicht benützt hat.

Änderungen wie *siezzer* für *suezzer* V. 13, *wiste* für *weste* V. 23, *gorten* für *garten* V. 5, *Dor* für *dar* V. 54 und 55, Auflösungen von Abkürzungen wie in *meinē ptech* V. 188 (ebenso in V. 5) mit dem Accusativ mag weniger der Drang zu modernisieren als des Schreibers österreichische Mundart veranlaßt haben.

Einige Abweichungen sind durch unrichtiges Lesen entstanden, so V. 7 *chrencel*, 8 *sprechen*, 31 *niemand* *wekchen* (A hat *nieman D' wekchen*), 76 *tät*, 91 *no*; *alters ain* in V. 109 ließ er ganz weg; offenbar war es ihm unverständlich.

Erscheint somit a im Ganzen für die Textkritik belanglos, so kann man dieser jungen Handschrift als Beleg, daß Suchenwirt's Dichtungen auch im vorigen Jahrhundert nicht ganz vergessen waren, ein historisches Interesse nicht absprechen.

### III. B†.

Anders verhält es sich mit B. Diese Papierhandschrift gehört der oberösterreichischen Cistercienserabtei Schlierbach, trägt dort die Signatur I, 27 und wurde mir durch die Güte des hochwürdigen Herrn Stiftsvorstandes Florian Schininger unter Bürgschaft des Professors G. Friess in Seitenstetten (vgl. S. 226) zur Benützung überlassen. Sie stammt aus dem ersten Viertel des 17. Jahrhunderts und zählt Alles in Allem 403 Blätter in Folio, von denen 54 unbeschrieben sind.

Ihre Entstehung verdankt sie dem gelehrten Job Hartmann Enenkel von Albrechtsberg<sup>1)</sup>, Freiherrn auf Hoheneck und Goldeck. Das besonders in Niederösterreich begüterte Geschlecht läßt sich bis 1009 zurück verfolgen; es wurde 1477 ritterlich, in der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts freiherrlich. Der letzte des Mannesstammes, der oben genannte Job Hartmann, 1576 geboren, wurde kaiserlicher Rath und Kämmerer, Landrath von Oberösterreich, 1613 Regent der niederösterreichischen Lande (d. i. n. ö. Regimentsrath) und starb in seinem 50. Jahre am 9. Februar 1627 zu Wien. Vgl. Hoheneck, Genealogische und historische Beschreibung der löblichen Stände in dem Erzherzogthum Österreich ob der Enns, 3. Band (1748), S. 122 bis 154 und Zeitschrift f. d. Alt. 28. Band (1884), wo Philipp Strauch in der Abhandlung: Studien über Jansen Enikel S. 35—64 die Frage, ob der Verfasser der Weltchronik und des Fürstenbuches aus demselben Geschlecht wie der Schreiber von B stamme,

<sup>1)</sup> An der Bielach bei Melk.

verneint und die Literatur über Letzteren zusammenstellt. — Enenkel war selbst dichterisch thätig; die Gelegenheitsdichtung war sein Feld (vgl. unter andern die Nummern 21—25, 29 und 38 der Handschrift 10100 der Wiener Hofbibliothek); er war ein warmer Liebhaber deutscher Literatur, großer Bücherfreund und besaß eine reichhaltige Sammlung von Handschriften, die aber nach seinem Tode nach allen Richtungen zerstreut wurden. Vieles kam in die Wiener Hofbibliothek (vgl. Strauch a. a. O.), zwei Bände Genealogien in das n. ö. Landesarchiv, anderes in das Museum Francisco-Carolinum in Linz u. s. w. Auf welche Weise B in das vom Kaiser Ferdinand II. 1620 den Cisterciensern übergebene Stift Schlierbach kam, ist mir nicht bekannt.

Ein Jahrhundert darnach benützte wahrscheinlich Freiherr von Hoheneck<sup>1)</sup> diese Handschrift zu seinem oben angeführten Geschichtswerke (vgl. S. 244 f.); gewiß ist, daß sie Dr. von Meiller's Aufmerksamkeit erregte und durch dessen Nachlaß das Interesse des Professors G. Friess, welcher in seiner Abhandlung: Fünf unedierte Ehrenreden Peter Suchenwirt's, Wien 1878, 30 S. (Separatabdruck aus dem Octoberhefte des Jahrganges 1877 der Sitzungsberichte der philos.-histor. Classe d. kais. Akad. d. Wiss., LXXVIII. Bd., S. 99 ff.) der gelehrten Welt nebst Mittheilungen aus dem Codex auch eine kurze Beschreibung desselben gab.

Es sind in demselben zwei Zählungen angebracht. Eine alte, vom Schreiber Job Hartmann Freiherrn von Enenkel herrührende, die beim Einbinden des Codex in Pergamentdeckel durch das Beschneiden des Papiers ganz oder theilweise wegfiel, zählt nach Seiten, erreicht Seite 819 und rechnet die zwei letzten Blätter, die zum Deckel gehören, nicht mit, wohl aber die zwei, die zum Vorder-

---

<sup>1)</sup> Ausdrücklich beruft sich Freiherr von Hoheneck an sehr zahlreichen Stellen seines Werkes auf in seinem Archive befindliche, aus Baron Enenkel's Feder stammende genealogische Manuscripte. — Möglich ist es, daß unsere Handschrift schon in der ersten Hälfte des 17. Jahrhunderts von Valentin Preuenhieber sam. benützt wurde. Dieser handelt unter Nr. 12 seines *Catalogus supremorum capitaneorum Austriae superioris* von Hans von Traun und beruft sich dabei auf ein *Manuscript de rebus gestis D. Joan. Baronis a Traun* (Preuenhieber, *Annal. Styr.* S. 416). Er gibt aber den Inhalt desselben leider nur in ganz allgemeinen Zügen, die zwar zur höchst wahrscheinlichen Annahme, daß unter dem angeführten Manuscript nichts anderes als Suchenwirt's Rede auf Hans von Traun gemeint sei, völlig ausreichen, nicht aber zur Entscheidung, ob Preuenhieber das Gedicht in der Fassung von A oder B vor sich gehabt habe. Bis auf das Todesjahr passen seine Angaben eben zu beiden.



deckel gehören, von denen aber nur noch ein Blatt vorhanden ist. Gegen den Schluß ist in Enenkels Zählung ein Fehler gekommen: er sollte 804 Seiten erreichen. Stellenweise (wie bei den Gedichten Suchenwirt's) ist die zum Theile weggeschnittene Zählung von neuerer Hand mit Tinte angebracht. Außerdem findet sich eine Zählung nach Blättern; sie stammt aus neuester Zeit, ist mit Blei hie und da angebracht, namentlich wenn ein neues Stück in der Handschrift anfängt. Das eine noch vorhandene Blatt nach dem Vorderdeckel ist eingerechnet. Dort, wo 200 steht, sollte 201 stehen, es ist somit die Zählung von hier an bis zum Schlusse unrichtig.

Der Deckel ist namentlich an den unteren Ecken durch Wurmstich schadhaft; auf dem Rücken steht von älterer Hand geschrieben: *Historia de Sancto Severino*.

Diese Vita nimmt aber nicht vielleicht den größten Raum der Handschrift in Anspruch, mit ihr beginnt die Handschrift, von ihr hat sie die Aufschrift. Die übrigen Stücke sind gleichfalls historisch, stehen mit der Geschichte Österreichs in engerer oder weiterer Beziehung und sind nach den in der Wiener Hofbibliothek befindlichen Handschriften geschrieben. Das größte Stück darunter und überhaupt der Handschrift ist *Fürstenbuch von Oesterreich und Steyerland | Beschriben vor mehr als 350 Jahren | von | Herren Jansen dem Enencheln*. Der Abschreiber macht unterhalb dieses Titels die Bemerkung, daß diese Abschrift von Hieron. Megiser, dem er sie 1613 nur zum Anschauen gegeben, 1618 zu Linz in Druck gelegt worden sei, erst 1623 habe er sie wieder zurückerhalten<sup>1)</sup>. Viereinhalb Blätter nach dem Fürstenbuche, von Seite 434—485 nach Enenkel's Zählung, folgen Gedichte Suchenwirt's, jener Theil des Codex, auf dem allein aus später ersichtlichen Gründen der wahre Werth dieser umfangreichen Handschrift beruht.

Der Titel steht S. 434 und lautet: *Dises Heldenbuech oder beschreibung XX. Oesterreichischer umb die 1300. 1330. 1350 1380 berühmten helden Ritterlicher Thaten Ist abgenommen vnd gescriben mit meines underscribnes handen, aus dem alt vor 200. Jahren gescribnen buech bei herren Wolf Christoffen Velderndorfer zum Neidenstein<sup>2)</sup> Zu befinden: vnd miers mitgetheilt Im 1625. Jar. Dabei noch*

<sup>1)</sup> Megiser erwähnt in der Vorrede zu seiner Ausgabe des Fürstenbuches nichts von dem, wohl aber beruft er sich auf zwei alte auf Pergament geschriebene Exemplare des Fürstenbuches in der kaiserlichen Bibliothek zu Wien.

<sup>2)</sup> Wolfgang Christoph Freiherr von Velderndorf (geboren 1572) gehört einem niederösterreichischen Adelsgeschlechte an, das sich bis in das elfte Jahrhundert ver-

*andere mehr Poetische beschreibung oder getichte, samt eingemischten historien von Oesterreichen Sach, absonderlich in ein buech gescriben.*

Die nächste Seite ist leer. Von Seite 436 an folgen 21 Gedichte Suchenwirt's in nachstehender Ordnung:

Fortlaufende Zählung der Gedichte	Zählung nach Friess und Primisser	Von Seite ... der Handschrift bis Seite ...	Überschriften der Gedichte
1	I	436 <sup>a b 1)</sup>	Lobgedicht auf Moriz von Hawnsfeld <i>NB. Titel fehlt</i>
2	II	436 <sup>b</sup> —438 <sup>a</sup>	Von Hern Hansen von Chappell
3	III	438 <sup>a</sup> —439 <sup>b</sup>	Von Herzog Albrechten von Oesterreich
4	IV	439 <sup>b</sup> —441 <sup>a</sup>	Von Hern Albrechten von Rawhenstein
5	V	441 <sup>a</sup> —442 <sup>b</sup>	Von Hern Sumolf Lappen von Erwich
6	I	442 <sup>b</sup> —444 <sup>b</sup>	Von Chünig Ludweigen von Ungernland
7	II	444 <sup>b</sup> —445 <sup>b</sup>	Von der Chaiserinn von Payern
8	IX	445 <sup>b</sup> —447 <sup>a</sup>	Von Hern Puppli von Ellerbach
9	XIV	447 <sup>a</sup> —450 <sup>b</sup>	Zum Lobe Friedrichs von Chrowapeck <i>NB. Titel fehlt</i>
10	XVIII	450 <sup>b</sup> —456 <sup>b</sup>	Von Herren Hansen von Traun
11	XI	456 <sup>b</sup> —460 <sup>a</sup>	Von Graff Ulreichen von Phannberg
12	X	460 <sup>a</sup> —463 <sup>a</sup>	Von Hern Puppli von Ellerbach
13	XII	463 <sup>a</sup> —464 <sup>b</sup>	Von Hern Hertweigen von Petras
14	XIII	464 <sup>b</sup> —467 <sup>a</sup>	Von Hern Ulreichen von Walse

folgen läßt. Den Namen hat es von dem kleinen Orte Velderndorf, ehemals mit Völlerndorf, Völderndorf, Felderndorf, jetzt Feilendorf, in der vom a. b. Landesauschusse 1882 herausgegebenen Übersichtskarte der Flußgebiete von Niederösterreich Fallendorf genannt; es liegt 9 Kilometer westlich von St. Pölten zwischen der Sirning und Bielach. 1618 kam Wolf Christoph von Velderndorf auch in den Besitz der kleinen Herrschaft Neidenstein (auch Neutenstein genannt), die an dem Schlosse Neidenstein und dem Orte Unter-Grafendorf (am rechten Ufer der Pankling zwischen Jeutendorf und Böheimkirchen) besteht. Seit Anfang des vorigen Jahrhunderts hat Neidenstein zu wiederholtenmalen seinen Besitzer gewechselt, so daß nicht „von dem alten Buch“ keine Spur mehr zu finden ist. Vgl. J. Fr. Gauhe, *Des Heil. Röm. Reichs genealogisch-historisches Adelslexikon*, 1740, 1. Bd., S. 528 f.; J. Seifert, *Hoch-Adeliche Stammtafeln*, 1721, 1. Theil, Nr. 19, und Fr. Schweickhardt, *Ritter von Sickingen, Darstellung des Ershertzogthums Österreich unter der Enns, Viad ober dem Wienerwald*, 3. Bd. (1836), S. 15—17 und S. 100—101.

<sup>1)</sup> a = linke, b = rechte Spalte.

Zählung der Gedichte	Zählung nach Friess und Primisser	Von Seite ... der Handschrift bis Seite ...	Überschriften der Gedichte
15	(VI) <sup>1)</sup> , P III	467 <sup>a</sup> —470 <sup>a</sup>	Von Herzogen Albrechten von Oesterreich
16	(VII) <sup>1)</sup> , VII	470 <sup>a</sup> —472 <sup>b</sup>	Von Purchgraff Albrechten von Nürnberg
17	VI	473 <sup>a</sup> —475 <sup>a</sup>	Von Herzog Hainreichen von Kernden
18	XV	475 <sup>a</sup> —477 <sup>b</sup>	Von Hern Lewtolden von Stadekk
19	VIII	477 <sup>b</sup> —480 <sup>a</sup>	Von Herren Purkharten von Ellerbach dem alten
20	XVI	480 <sup>b</sup> —482 <sup>b</sup>	Von Graven Ulreichen von Cyli
21	XVII	482 <sup>b</sup> —485 <sup>b</sup>	Von Hern Fridreichen von Lochen

Während der erwähnte Titel eine undeutliche, verzogene Currentrift<sup>2)</sup> zeigt, sind die Gedichte in schöner, gut lesbarer lateinischer Schrift des 17. Jahrhunderts geschrieben, auf jeder Seite zwei Columnen, jede zu ungefähr fünfzig Zeilen. Die Verse sind abgesetzt und beginnen bald mit großen bald mit kleinen Buchstaben. Die Überschriften sind in größerer Schrift geschrieben; es durchaus nur schwarze Tinte verwendet.

Bei dem ersten Anblicke fallen die großen Anfangsbuchstaben im Innern der Verse auf, deren Verwendung weit ausdehnter, aber schon consequenter ist als in A. Im Übrigen ist jedoch die Schreibweise der Handschrift mit der von A im Ganzen übereinstimmend. Beide Handschriften sind nicht frei von Inconsequenz: dasselbe Wort, sogar in demselben oder nächstem Verse, zeigt zuweilen verschiedene Schreibung. Unter den Buchstaben ist nur *ß* neu, wechselt aber häufig mit *zz*. Das Dehnungs-*h* nach dem *t* begegnet nur, so B S. 463 = P X, 242 *thet*, Friess VI, 52 *that*. Während A ebenso oft *tz* wie *cz* verwendet wird, ist in B Vorliebe für *cz* merkbar.

Von den in A zur Bezeichnung von Vocalen und Diphthongen gebräuchlichen Haken kommen häufiger vor <sup>c</sup>, dann <sup>·</sup> und <sup>˘</sup>, selten <sup>^</sup>, nachweisweise <sup>°</sup>; hingegen liebt unsere Handschrift beson-

<sup>1)</sup> Vgl. S. 238.

<sup>2)</sup> Sie gleicht ganz Enenkel's Autograph in der Handschrift der Wiener Hofbibliothek Nr. 10100<sup>a</sup>, welche f. 165<sup>a</sup><sup>b</sup> ein Gedicht von ihm bringt „für Herrn Peter Scherenberg auf sein Dama einer Poplin zu Siena in Toscana“.

ders das Zeichen <sup>˘</sup>. Dieses vertritt alle Haken von A, und zwar in der Seite 213—217 dargelegten dreifachen Verwendung derselben. Doch fehlt in B der Haken als Zeichen der Diphthonge öfter als in A; so begegnen nicht wenige *u* für *uo*, *ue* und *i* = *ie*. Danach wird uns das häufige Fehlen des Hakens in B, wo es sich um Halbdiphthonge oder gar um Svarabhakti handelt, nicht so sehr wundernehmen; sind doch selbst in A die durch Haken bezeichneten Svarabhakti nicht besonders zahlreich. Immerhin ist aber nicht zu leugnen, daß der Schreiber von B nur geringe Vorliebe für Formen mit Svarabhakti zeigt; denn selbst die in A durch *e* oder *i* ausgedrückten gibt B nicht immer. Der Punkt ober *i* fehlt oft, doch, wenn er gesetzt wird, befindet er sich meist über dem *i* und nicht (wie in A oft) seitwärts davon, so daß die Schrift lesbarer ist.

Die Unterscheidungszeichen sind nur selten. Am Ende des letzten Verses von Nr. 1, 2, 4 und 5 begegnet ein Punkt, desgl. nach dem Titel von Nr. 3, 15 und 16; in Nr. 5 V. 96, Nr. 15 V. 25, 37, 42 und in Nr. 16 V. 3 finden sich auch Beistriche, in Nr. 9, 118<sup>a</sup> (dieser Vers fehlt in A) ein Ausrufungszeichen. Ich glaube, selbst diese wenigen Zeichen dürften von Enenkel herrühren.

Der Abkürzungszeichen sind zwei: — und *s*. Wie in A steht ersteres bisweilen unnötig, wird aber sonst nicht nur oft, sondern auch in ausgedehnter Weise verwendet als in A (vgl. S. 212), indem es nicht selten für auslautendes *e* (*ueind* Nr. 1, 193, Nr. 8, 127), einmal auch für auslautendes *s* (Nr. 14, 158 *dē*) steht. B S. 468<sup>b</sup> begegnet *dē* (= *des*), was Friess VI, 60 irrig mit *das* aufgelöst hat. *n* = *nn* und *m* = *mm* findet sich oft (*dañen* Nr. 19, 183 und 185, *Hawbtmañ* in einem nach 448 eingeschobenen Verse von Nr. 10, *casame* 10, 271 u. s. w.), 12, 166 u. ö. *Īhu* = *Jesu*. — <sup>˘</sup> hat eine etwas engere Bedeutung als <sup>˘</sup> in A (vgl. S. 211 f.); es bezeichnet in der Regel *er*, doch auch *ur* (sehr häufig *d'ch*), ganz ausnahmsweise *ar*, *ir* (*bew't* : *art* Nr. 14, 169, *wde* = *wirde* Nr. 5, 3) und *ert* (*hund'*, *dörffer* in Nr. 21, 18 Ergänzungsvers. Häufig begegnet *Osterr'* oder *Oesterr'*, selten *Oster*<sup>˘</sup>.

Was die Schreibfehler (im Sinne von Versehen durch Eile oder Vergessen) betrifft, so sind dieselben verhältnismäßig häufiger als in A. Höchst wahrscheinlich hat Enenkel seine umfangreiche Abschrift, nachdem er sie fertig gebracht: nicht mehr mit der Vorlage verglichen; manche Versehen hat er gebessert: sie mögen ihm gleich beim Schreiben aufgefallen sein. Übrigens konnte ja auch seine Vorlage hie und da fehlerhaft sein.

Unzweifelhaft ist es, daß durch manche solche Verstöße der Text leidet; an nahezu dreißig Stellen erscheint dadurch der Sinn gestört.

In den Reimen begegnet selten Auffälliges. Von den zwanzig hieher gehörigen Fällen zeigen fast alle nur ganz unbedeutende Versehen, wie sie leicht beim Abschreiben unterlaufen; sie lassen sich auf den ersten Blick corrigieren, aber auch die paar anderen bedeutenderen Reimstörungen sind unschwer zu beheben. Eine derselben:

*voglsanch noch mayen Lust  
den herczen gaben wenig güt*

in Nr 18, 85 möchte ich auf Enenkel's Rechnung setzen; seine Vorlage wird gleich A gehabt haben *luft* : *guft*. Da ihm letzteres Wort vielleicht unverständlich war, hielt er es für Verderbniß und suchte zu bessern; er hat aber nur den Text verschlechtert. Dasselbe glaube ich von einigen anderen verderbten Stellen außerhalb des Reimes. So heißt es in Nr. 10, 508:

*do was der Winter recht so chalt;*  
es stand schon (wie in A) *nicht*; dieses wurde aber, da Enenkel den Sinn nicht verstand, in *recht* geändert. Nr. 14, 56 schreibt er:

*er was ein über holdes Kraft*

(A über *heldes*), 14, 212 darin *falsch* (A *vasch*), 15, 31 *unschulden* A von *schulden*), 16, 184 *Senuise* graben (A *Gen muse*), 21, 89 *beztrogt* (A *bevogt*).

Wie viel von all den Ungenauigkeiten auf Flüchtigkeit oder Mißverständniß Enenkel's, wie viel auf Unlesbarkeit oder Fehlerhaftigkeit seiner Vorlage zu setzen kommt, läßt sich nicht entscheiden. Immerhin ist ihre Gesamtzahl im Verhältnisse zum Umfang der Handschrift gering. Eine sorgfältige Vergleichung zeigt nicht nur Übereinstimmung unserer Handschrift mit A im großen Ganzen, sondern oft in den kleinsten Details; ja, sie ist mitunter geradezu überraschend. So hat P XI, 158 f.:

*Da von mein vrewd vergellet,  
Ir süzzikait ist worden sawer,*

hingegen B mit A *in*, und V. 322 *Got vater setze*, B und A aber *Got herre vater*; P VII, 51 *leben, dez*, A *dáz* (vgl. S. 215), B *das*, V. 139 P *Chriehen*, AB *chriehen*, V. 190 P *Waegen*, AB *wegen*; P VI 45 *Dez ist daz leben*, AB *der*; P XV, 184 *Getrewer*, AB *getrewn*; P VIII, 32:

*Mit wort, gedanchen, güter tat,*

AB mit *vorgedankchen*, V. 84 P *erslagen*, A hatte wie B *geslagen*, doch hat der Schreiber in A nachträglich die erste Silbe geändert, V. 137:

*Die flucht pracht er ze wal hernider,*

A *zamal*, B *zumal*; P XVII, 85 *An der Oder*, A B *Ader*, V. 127 *Dem von Maekelburch*, B *mit dem Meklburg*, A hatte *mit dem*, aber *mü* sieht verlöscht aus, V. 131 P *gewunn*, B *gewunnen*, desgl. A, aber *en* ist ausgestrichen. — Diese Stellen, die sich sehr leicht bedeutend vermehren ließen, bezeugen nicht nur die große Übereinstimmung zwischen B und A, sondern lassen auch die Annahme zu, daß Enenkel seiner Vorlage, wo sie ihm keine Schwierigkeiten bereitete, in der Regel getreu gefolgt ist. Es ist also zu schließen erlaubt, daß die oben berührten Ungenauigkeiten größtentheils auf Rechnung der Vorlage zu setzen seien.

Dazu stimmt, daß die Sprachformen fast ausnahmslos mit denen von A congruent sind. Doch zeigt unsere Handschrift keine Vorliebe für den in A häufigen Wechsel von *b* und *w*, hingegen findet sich fast durchaus *die*, wo A *di* hat, auch gebraucht Enenkel nie die Formen *schol*, *scholde*, sondern immer mit dem einfachen Anlaute *s*; sonst steht *sch* statt *s* ganz vereinzelt in Nr. 12, 49 und 129, auch die Form *mancher* begegnet nur ausnahmsweise.

Überhaupt macht Enenkel's Abschrift der Suchenwirtischen Gedichte, von den Schriftzügen abgesehen, ganz den Eindruck einer alten Handschrift, obwohl sie erst 1625 angelegt wurde. Früher kann sie nach Enenkel's Angabe auf dem schon beregten Titel nicht entstanden sein, aber auch nicht viel später, da Enenkel 1627 starb; andere Theile des Codex sind freilich schon bedeutend früher (1613) geschrieben worden. Wenn nun Jemand die Handschrift, auf deren unbedeutendes Alter reflectierend, geringschätzig beurtheilen möchte, so würde dies dem Werthe derselben widersprechen.

Dieser ist nach dem bisher Gesagten trotz ihrer Jugend sehr bedeutend. Er wird noch dadurch erhöht, daß sie fünf neue Gedichte bringt, von denen besonders vier historisch verwerthbar sind; dadurch wird die große Lücke am Anfange von A nahezu ganz ausgefüllt. Aber auch vier andere Lücken in A fanden durch B ihre Ergänzung; davon waren zwei schon P bekannt, die eine von 89 Versen in A Nr. 12 nach dem V. 116, die andere von 41 Versen in A Nr. 15 nach dem V. 185. Professor Friess veröffentlichte zugleich mit den fünf Ehrenreden unter Nr. VI und VII auch die Ergänzungsverse zu diesen beiden Lücken<sup>1)</sup> (a. a. O. S. 26—30). Zwei andere

<sup>1)</sup> Zu ändern sind folgende Stellen, und zwar in I, 17 *frumde* in *fromda*, 20 *werden* in *werdem*, 25 *mullen* in *müllen*, 45 *so* in *do*, 84 *manigen* in *maniger*; in II ist zu lesen: 1 *pitt* mit u. s. w., 4 *helffe*, 8 *inn. und*, in V. 18 hat B *gemawore*, in 25 *willen*: *pillen*, 48 *wo. noert*, 68 *mondeleich*, 85 *was*, 100 *der*, 104 *geslagen*, in 51 hat

Lücken, jede zu 52 Versen, sind bisher unbemerkt geblieben, die eine in A Nr. 9 nach V. 34, die andere in A Nr. 27 nach V. 52: die Ergänzungsverse beider Lücken gebe ich im Anhang zu dieser Untersuchung.

Daß aber diese fünf Gedichte und vier Ergänzungen wirklich von Suchenwirt herrühren, unterliegt keinem Zweifel. Allerdings sagt Enenkel ausdrücklich mit keinem Worte, daß die von ihm abgeschriebenen Gedichte dem Suchenwirt angehören; aber am Ende seiner Abschrift (S. 485 b) hängt er dem Schlusse des letzten Gedichtes noch die Bemerkung an: *Hie habent die rede von den Wappen ein ende.* — Hier bringt also Enenkel ein Ganzes, die fünf fraglichen Gedichte erscheinen in Verbindung mit 16 anderen, welche unbestritten längst als Suchenwirt's Eigenthum allgemein gelten. Zudem steht das fünfte dieser Gedichte wenigstens mit seinem Schlusse in A, in jener Handschrift, welche ausschließlich Gedichte Suchenwirt's enthält. Es ist aber mehr als wahrscheinlich, daß nicht nur der Anfang des fünften Gedichtes, sondern auch die vier anderen Gedichte einmal in A gestanden haben (vgl. S. 228 f.). Daß Suchenwirt sich in den fünf Gedichten nicht nennt, ist kein Einwand; das Gegentheil wäre sogar auffällig, da er dieses in keiner seiner Ehrenreden thut, diesen aber sind die fünf Gedichte in allen Stücken conform. Wie dort handelt es sich auch hier um das Lob österreichischer Edlen: er preist Moriz von Haunfeld, Jans von Chappell, Herzog Albrecht II. von Lahmen und Albrecht von Rauhenstein. Alle bis auf den Herzog sind todt; das fünfte Gedicht ist satirisch. — Auch die Ausführung des Themas ist um kein Haar anders: er beginnt mit dem Bekenntnisse seiner poetischen Ohnmacht und der Anrufung der göttlichen Hilfe und endet mit der Empfehlung der Seele des Verstorbenen an die Gnade Gottes und mit der Beschreibung des Wappens seines Helden. Auch was Diction, Sprache und metrischen Bau betrifft, gleichen die fünf Gedichte ganz den anderen Ehrenreden. Letzteres gilt auch von den Ergänzungen. Daß sie echte, wesentliche

entfallen der, in 87 er; in III ist zu lesen: 10 *gvalt*, 11 *mein*, 63 *trewen*, 65 *chrümbe*, 109 *möden*, 116 *in*, in 47 hat auszufallen *die vor weisen*; in IV ist zu lesen: 25 *ir*, 54 *frömd*, 61 *heldes*, 82 *magd*, 133 *nagel*, 135 *helle*, 141 *under*; in V hat B V. 2 *ernünet*, 28 *nu*, 30 *der*, 43 *erd*, 48 *dem*, 73 *do er*, 87 *gürtel*, 92 *einen*, 93 *im*, 102 *Spälbrank*, 105 *geschehen*, 110 *glider*, 111 *warn*, 142 *hüt*; in VI: 21 *gesach*, 34 *frowdenreichs*, 44 *arnew*, 48 *uō jugent*, 57 *nu dar*, 60 *des*, 67 *mir* (nicht *nur*), 80 *schilde*, 88 *was*; in VII: 18 *von dem*, 24 *selbes* und 39 *den* (nicht *der*).

Theile, keine müßigen Erweiterungen der Gedichte sind, sieht Jeder, der nur aufmerksam die Nummern 12, 15 und 27 in A mit ihren Ergänzungen in B liest; dasselbe gilt von der Ergänzung zu A Nr. 9 (Rede vom verstorbenen jungen Ellerbach), deren Echtheit und Nothwendigkeit am deutlichsten aus A Nr. 5 (Rede auf den lebenden jungen Ellerbach), V. 58—113 erhellt.

Der Werth von B zeigt sich auch, wenn in A Wörter fehlen, wie z. B. A Nr. 15, 75, 192; Nr. 16, 72, 75, 214; Nr. 27, 51, 178; ferner wo A schwer leserlich oder unlesbar ist, wie A Nr. 1, 18, 43; Nr. 9, 144; Nr. 13, 111, 117 (zweite Recension); endlich wo A fehlerhaft oder sinnlos ist, z. B. A Nr. 15, 199; Nr. 16, 66; Nr. 22, 182, 231, 243; Nr. 27, 53. — Es hat sich nämlich als unzweifelhaft herausgestellt, daß unsere Handschrift nicht selten dem Sinne nach Besseres bietet als A.

Das Urtheil über den Werth der Handschrift wird keineswegs dadurch umgestoßen, daß B zuweilen Verse versetzt, einen Vers etwas früher oder später als A oder statt eines Verses in A einen neuen bringt; so ist V. 119 von Nr. 13 in B = V. 120 von Nr. 10 in A, V. 120 in B:

*derselb mit sterk un ehren geuast*

ist ein neuer Vers, der in A nicht vorkommt. Letzteres gilt auch von folgenden Versen in B:

Nr. 14, 30 *wañ er ye lobes chunde warten*

„ 14, 172 *darnach der degem here*

„ 19, 152 *si chomen ungeladen*

„ 21, 106 *die was enuallen swer*

„ 21, 107 *wie wid' in wer daz ganz lant.*

Der Werth der Handschrift wird selbst dadurch nicht beeinträchtigt, daß sie hie und da Lücken hat. Von den größeren gibt Enenkel selber Rechenschaft. So schreibt er B S. 436 vor Beginn von Nr. 1: *Diser Helden beschreibung ist ein abgang, wegen etlicher aber nit gar uiler herausgerißner bletter*; B ist also gleich A zu Anfang lückenhaft, von Nr. 1 fehlt Titel, Einleitung und ein Theil des Mittelstückes. Und nach V. 138 von Nr. 8 bemerkt er S. 447\* der Handschrift: *Hier ist auch ein abgang wegen eines oder zweier herausgerißner bletter*. Die zweitnächste Zeile lautet:

*do wart er zu derselben stunt,*

und es geht so fort, daß es für den oberflächlichen Beobachter den Anschein hat, als ob nach der Lücke das Gedicht vom jungen Ellerbach fortgesetzt werde. Aber das, was nach Enenkel's Bemerkung



folgt, ist ein ganz anderes Gedicht: es handelt von Kreuspeck. Somit fehlt von Nr. 8 nach V. 139 alles bis zum Schlusse, das sind 104 Verse, und von Nr. 9 der Anfang, nämlich V. 1—40.

Von den kleineren Lücken ist die größte in Nr. 10 nach V. 124: sie erstreckt sich auf zehn Verse. In Nr. 3 läßt die Unterbrechung des Reimes nach V. 41 den Ausfall von mindestens einem Verse erkennen; ganz dasselbe zeigt sich noch an fünf anderen Stellen: in Nr. 9 fehlt V. 80, in 11 V. 150, in 12 V. 164, in 14 V. 28<sup>1)</sup> und in 20 V. 136. — Andere Lücken umfassen nicht einmal einen ganzen Vers. So sind die Verse 64—73 von Nr. 1 an ihren Enden mehr oder weniger unvollständig. Enenkel hat das fehlende Stück des Originals gezeichnet und in die Umrisse hineingeschrieben: War hinweg gerissen. Dieselbe Zeichnung und die gleichen Worte darin finden sich S. 436<sup>b</sup> der Handschrift zu Beginn von Nr. 2; hier sind die Verse 1—10 zu Anfang mehr oder minder verstümmelt. In Nr. 9 fehlt das letzte Wort (und damit der Reim) des V. 311, desgleichen im V. 206 von Nr. 16; in Nr. 18 V. 226 fehlt *amen*. — Die Gesamtzahl der ganz oder theilweise fehlenden Verse in den verschiedenen Lücken dieser Handschrift erreicht noch lange nicht die Höhe derer in A.

Dieser Handschrift, welche nach Alter, verhältnißmäßiger Sorgfalt in Sprache und Vers und in erster Linie durch den Umstand, daß sie von allen Suchenwirt-Handschriften die größte Anzahl von Gedichten enthält, den ersten Platz unter allen unbestritten einnimmt, reiht sich zunächst dem Werthe nach B an. Es ist dies gerechtfertigt durch das hohe Alter des Originals von B, durch die im Ganzen vertrauenswürdige Wiedergabe desselben, durch sorgfältige Schonung der Sprachformen und metrischen Verhältnisse, sowie endlich dadurch, daß sie die zweitgrößte Anzahl Suchenwirtscher Gedichte, darunter bisher unbekannte Dichtungen und wichtige Ergänzungen zu den Lücken von A, bringt.

Ja, es ist begreiflich, daß bei so engen Beziehungen zwischen A und B der Gedanke auftauchen könnte, es sei das von Enenkel auf dem Titel zu Suchenwirt's Gedichten erwähnte „*alte buech*“, das ihm als Vorlage diente, kein anderes als die Handschrift A. Nehmen wir diesen Gedanken als erwiesen an — daß in A die fünf ersten Gedichte von B fehlen und A vier Lücken aufweist, die B ausfüllt,

<sup>1)</sup> Hier ist keine Unterbrechung des Reimes, wohl aber eine Störung der Reimordnung, insoferne durch den Ausfall des V. 28 drei Verse aufeinander reimen, während sonst in den Ehrenreden die Reime gepaart sind.

würde ihm am wenigsten widerstreben: die fünf Gedichte können ja in A gestanden haben (gewiß ist dies in Bezug der Nr. 5 von B) und nach Enenkel's Benützung erst weggefallen sein, wie ja auch die Lücken erst später entstanden sein können — so wäre damit die Frage nach dem Original von B gelöst und für A das gewonnen, daß ihr bisher aus verschiedenen Kriterien erschlossenes Alter nun bis 1425 zurückgeführt und belegt wäre, und es würde sich dann, wie sich später zeigen wird, dasselbe noch bis 1402 documentarisch hinaufrücken lassen. Soviel dabei A gewänne, ebensoviel würde B dadurch verlieren: B würde nicht mehr eine verlorene selbständige Handschrift von 1425 oder 1402 repräsentieren, sondern zu einer Copie von A herabsinken, die nur dadurch Werth hätte, daß sie die in A im Laufe der Zeit entstandenen Schäden zu reparieren geeignet ist.

Doch der Gedanke, daß A die Quelle von B gewesen, ist gar nicht haltbar;

a) denn in A ist ja die erste Rede von Ellerbach dem Jungen vollständig, während Enenkel nicht weiter als bis V. 138 schreiben konnte, weil danach in seiner Vorlage eine Lücke war von einem oder zwein Blättern, wie er meint. Da nun in B 104 Verse fehlen, so käme das in A einer Lücke von zwein Blättern gleich.

b) In A ist die Rede von Kreuspeck vollständig, während in B die Überschrift nebst den ersten 40 Versen fehlt. Dabei bleibt es in hohem Grade auffällig, daß der Titel der Handschrift von zwanzig österreichischen Helden spricht, während die Sammlung 21 Gedichte zählt. Es hat für das erste auf mich den Eindruck gemacht, als ob Enenkel die Verse nach der Lücke für eine Fortsetzung des vorausgehenden Gedichtes gehalten hätte; dann allerdings wären es 20 Gedichte. Aber es heißt einem Enenkel doch viel zumuthen, wenn man ihn eines solchen Irrthums fähig hält. Konnte Enenkel diesen mit der Anzahl der Gedichte disharmonisierenden Titel nicht schon in seiner Quelle vorgefunden haben?

c) Es ist auch in A eine andere Folge der Gedichte. Es muß in der Vorlage für B auf die erste Rede von Ellerbach dem Jungen gleich die Rede von Kreuspeck gefolgt sein, während in A die nächste Ehrenrede von Ulrich von Pfannberg handelt, der die Reden von Ellerbach dem Jungen (zweite Rede), Herdegen von Pettau, Ulrich von Walse, Herzog Albrecht II., Ulrich Walse (zweite Recension) sich anreihen. Jetzt erst kommt die Rede von Kreuspeck.

Nicht so zwingend wie das Vorhergehende ist, daß in B auf e von Kreuspeck die über Hans von Traun folgt, welche vorletzte Ehrenrede ist. Die Folge der übrigen Ehrenreden u so wie in A.

Fraglich bleibt es, ob bei den großen Unterschieden zwischen in der Rede über Hans von Traun (zehn Verse von A fehlen, weist B 24 neue Verse, an sieben verschiedenen Stellen ein<sup>1)</sup>), auf, sonstiger zahlreicher Abweichungen nicht zu ge- A hiefür die Vorlage gewesen sein konnte. An sich schon; ß ja — und auch Suchenwirt-Handschriften bieten hiefür — wie die Abschreiber verfahren. Aber bei der sonstigen keit Enenkel's ist es — selbst bei seiner nahen Beziehung

Und zwar nach dem Verse 431:

*zu Herczog Rudolf, un sich ergeit  
in sein schirm mit güt und hab;*

Verse 434:

*samt Otten dem Haslauer fruet  
und Hezlein den Enenchel guet  
wil laidig uon irem leben hie  
den also ez im sturm ergie;*

Verse 448:

*der Bischof wolt im nicht erlan  
er wurd des chrieges Hawbtman;*

Verse 486:

*rait mit uirczig Pferdten alles fleis;*

Verse 487:

*als der chrieg wid' mit Fräichreich  
angieng, czog er gar tugentleich  
czu helf dem uon Engellant  
chünig, d' in darczu mit bet besant  
der in schickht Kaleis zentschütten  
darzū er sich nicht lang lies bitten  
er half der stat, den Franczoys jagt  
des manheit manig wernd' chlagt  
Do er nacher mit sighafter hant;*

Verse 498:

*ein guldein chetten an hals im hankcht  
darzue sechshund't march im schankcht  
Sein zu denken der Princz im gab  
ein chostleich Ring und ander hab;*

ist durch folgende drei Verse ersetzt:

*mit zwaihundert auf sechshūdt rait  
slüg ei un jagt dew unu'rait  
zum land hinaus, wart aber wunt.*

zu dem Hause Traun<sup>1)</sup> — sehr zweifelhaft, daß wenn ihm A vorgelegen, er so geändert hätte.

Wenn nun A die Quelle für B nicht gewesen sein kann, was hat es dann mit dem „alten buech“ für ein Bewandtniß?

(Fortsetzung folgt.)

FRANZ KRATOCHWIL.

Manche dieser Zusätze geben für die Geschichte des Helden erwünschte Details, sie wurden auch von dem Freiherrn von Hoheneck in dem 1732 erschienenen zweiten Bande seines Werkes in der Geschichte des Hauses Traun (S. 678—717) verwerthet; ob nach dem „alten buech“ auf dem Neidenstein oder — was mich viel wahrscheinlicher dünkt — nach Eckenkel's Abschrift, darüber berichtet er nichts. Hoheneck sagt S. 687 nur, er finde es angezeigt, ein „uraltetes“, nach Hans' von Traun Tod „verfaßtes Leichengedicht“, wenn auch „zum Theil nur summariter“ aufzunehmen. Er gibt dann S. 687 f. die Verse 1—14 und 37—40, die ebenso wie die S. 690 und 691 angeführten Verse 521—526, 543—553 (Beschreibung seines Wappens) und 560—570 (Schluß) mit B übereinstimmen. Der von Hoheneck S. 688—690 gebrachte Auszug des Gedichtes harmoniert vollständig mit den Varianten und Zusätzen von B bis auf zwei Stellen. B und A nennen (V. 117) den Namen der Festung, welche Traun während der Sperrung von Calais dem englischen Könige wiedergewann, nicht, beide erzählen die Hilfe, welche Traun dem Bischofe von Passau gegen seine unruhigen Bürger leistet, fast mit denselben Worten (A V. 446—470, B hat nur um zwei Verse mehr). Hoheneck aber nennt S. 688 den Namen derselben Cadamum, ob auf Grund seiner Quelle oder nur als eigenen erklärenden Zusatz, ist nicht zu ersehen; ebenso verhält es sich, wenn er S. 690 anführt, der Bischof von Passau habe Albrecht von Winckl geheißt; von den Aufständischen, welche 700 Pferde gehabt haben, aber von der Feste Georgenberg hart bedrängt wurden, seien 300 gefangen genommen worden. — In beiden Fällen, glaube ich, hat Hoheneck die erwähnten Angaben nicht dem Gedichte entnommen; die auf Passau bezughabenden Details wenigstens konnte er sehr leicht aus den Annalen von Garsten in dem 1727 erschienenen ersten Bande der Germania sacra (S. 475) von Hansiz erfahren haben.

<sup>1)</sup> Er hatte sich 1617 in zweiter Ehe mit Barbara Herrin von Absenberg und Traun vermählt; vgl. Wissgrill, Schauplatz des landsässigen niederösterreichischen Adels (5 Bände 1794—1804) 2. Bd., S. 410 ff.

## L E U T E.

---

Nicht alle mhd. *iu* sind überall gleich ausgesprochen worden. Darauf weist die jetzige Aussprache des alten *iu* in schwäbischen Gegenden. Behaghel hat mich gesprächsweise darauf aufmerksam gemacht, daß der Unterschied durch den Ursprung bedingt sei. Ich war durch Formen wie *nui*, *druī*, *bruier* und durch das längere Fortbestehen der Schreibung *iu* in den entsprechenden Formen in bairischen und Würzburger Urkunden zu der Ansicht gebracht worden, Stellung im Auslaut und vor Vocal sei Ursache der besonderen Aussprache. An der richtigen Erkenntniß hinderte mich vor Allem ein Wort: *liute*. Ich glaube nun allerdings, daß das umgelautete *ū* im Oberdeutschen seine eigenen Wege gegangen ist, und daß die alten *iu*, nachdem sie beim Eintritt der neuen Diphthonge getrennt wurden, sich schließlich wieder meist zu einer Gruppe einigten. Die Unterscheidung zwischen *ū* (so will ich den Umlaut des *ū* hier der Einfachheit halber bezeichnen) und *iu* erhellt aus verschiedenen Umständen. Einmal ist *ū* an einzelnen Stellen eher *eu* geworden als *iu*, oder eher als *eu* aufgefaßt worden denn *iu*, so in Kaiser Rudolfs Landfrieden für Baiern vom Jahre 1281, wo *pāul*, *hōvser*, *drævhen* steht, aber *frivnt*, *div*, *iriv*, *diup* u. s. f. Sodann wird, nachdem *eu* für *iu* durchgedrungen, sehr oft scharf zwischen altem *ū*, nun *æu*, und altem *iu*, nun *eu* unterschieden s. u. Endlich findet sich noch zur Zeit des Monophthonges die Schreibung *ū* für den Umlaut (im oben erwähnten Landfrieden noch ein verspätetes *hūser*, 1286 in einer Urkunde von Ried *chrūtzes*, in den Carmina burana im jüngeren Theil fol. 110 v. *lūt* reimend mit *mūt*), wo *iu* für den alten Diphthong steht. Doch fehlen mir für letztere Thatsache genügend zahlreiche Belege.

Nur ein Wort fügt sich der durch obige Auseinandersetzung gebotenen Trennung nicht: das Wort *leute*<sup>1)</sup>. Niemand hat, so viel ich weiß, bisher bezweifelt, daß dasselbe zu den *iu*-Stämmen zu zählen, und doch stellt es sich selbst ganz unzweifelhaft zu den umgelauteten *ū*-Stämmen. In den ober- und niederbairischen Urkunden von 1284 bis 1349, in denen ich das Wort gefunden habe, ist es nur in 3—4

---

<sup>1)</sup> Auf das einmalige Vorkommen von *deutech* im Landfrieden von 1281, *geræotte* Urk. von 1297\* lege ich so lange kein Gewicht, als ich keine weiteren Belege finde. Die mit \* versehenen Jahreszahlen weisen auf Urkunden, die ich selbst gesehen, \*\* auf zwei verschiedene solche Urkunden des gleichen Jahres.

nicht von *eu* gesondert, was kein Beweis für die Gleichheit des Lautes ist. Sonst haben wir

1. *leute*; für altes *iu* aber *iu*, so 1291\* *gezivch*, *nivnzich*, 1295\* *div*, *geziok*, *nivntzic*, ebenso 1296\*, 1307\*, 1309\* (hier *lewt*, *leit*, dagegen *triuzehen*, *nivntem*, aber auch *nævn*), 1313\*.

2. *lôte*, *lôte* oder *lute* gegenüber *iu* 1300\*, 1306\*, 1307\*, 1309\*, 1310\*, 1314\*, 1314\*\*, 1316\*, 1318\*, vielleicht auch 1315\*, 1323\*.

3. *laut* gegenüber *iu* 1307\*, *lôte* und *leut* neben *Heuserer* einerseits, *div*, *neinzckik* (!) anderseits.

4. *læut*, *lævte*, *læút*, *laeut*, *lávot* gegenüber *iu* oder *eu* 1293, 1294, 1295\*, 1304\*, 1306\*\*, 1307\*\*, 1309\*, 1315\* (ebd. *haúfern*), 1316\*, 1318\*, 1323\*, 1324 (ebd. *chraeuz*, *Maeufel*), 1326\*\*, 1331\*, 1335\*, 1338\*, 1349 u. s. w.

5. Einzeln 1297\* *laut*, *pævren* : *geræute*, 1328\* *leut* : *frieunt*, *alliev*, *baidiev*.

Genug Beispiele dafür, daß sich *leute* von den übrigen Worten mit *iu* sondert; wo Umlaute von *ü* neben *leute* belegbar sind, stellt unser Wort in so gut wie allen Fällen zu diesen. Auch noch in späteren Urkunden ist das Verhältniß dasselbe; um 1500 freilich ist hievon nichts mehr erkennbar, da heißt es *leite*, *durchlaichtiger*, *fraindin*, *vertraulich*, *Praisén*.

Die Scheidung ist aber nicht bloß bairisch im engeren Sinn gewesen. Freilich so zahlreiche Belege wie aus München und Umgebung (die sich künftig noch vermehren lassen werden) weiß ich sonst nicht beizubringen, aber doch genügende, um das Vorhandensein im Süden und Norden zu beweisen. In zahlreichen Urkunden von Ober- und Niederösterreich und Steiermark <sup>1)</sup> wird durchaus *iu* oder *eu* geschrieben, also *chreutz* wie *freunt* und *gezenk*, aber schon 1274 (Reinsberg) *levte* : *triiven*, *geziuge*, 1278 (Wilden) *laeut* : *vriunt*, *nivven*, 1278 (ebd.) *laevt* (oft) : *vriuntlich*, *geziuge*, *lewen-*, *ebentiuren*, 1281 (Kaiser Rudolf, aber in Regensburg) *levt*, *pául*, *hóvser*, *húser*, *dræchen* und *dævtsch* : *friunt*, *driv*, *diup* u. s. w., 1292 (Wien) *levte* : *geziuge*, *diu* 1293 (Aychsperg) *leut* : *getziugen*, 1293 (Weidhouen) *leut* : *nivn*, *diu*, 1292 (St. Paul in Kärnten) *larute* : *sev* (*eas*), *nevntzich*, 1293 (Wien) *leute* : *ziug*, 1295 (Lack) *läuten* : *geziug*, 1297 (Wien) *laute*, *belæuttet* : *geziugen*, *neunzigist* u. s. w.

Im Schwäbischen habe ich alte Belegstellen nicht gesammelt. In der Gegenwart stellt sich <sup>2)</sup> in der Memminger Gegend, wie ich

<sup>1)</sup> Belege in den *Fontes rer. Austr.* II. bes. Band 1 und 81.

<sup>2)</sup> [H. Fischer theilt mir gütigst mit, daß in ganz Schwaben *leute*, deutsch und *geroute* sich zu *häuser* stellen.]

selbst gehört, *leit* zu *haiser*; auch nach den Proben bei Firmenich ist weithin *leit*, *leut* von den übrigen *iu*-Stämmen getrennt. In einem fliegenden Blatt des vorigen Jahrhunderts (Frommann, Mundarten VII, 488) aus Schwaben finde ich: *leit*, *seu* aber *tuiffel*, *frvind*, *uwer* u. s. w. Das alem. *liut* = *flüget* muß durchaus nicht ursprünglicher sein als die älteren bairischen und die ostschwäbischen Formen.

Es wird also wohl neben *liuti* im Ahd. auch *luti* anzusetzen sein. Während man bei '*dütsch*' wohl Einfluß der niederrheinischen Form annehmen könnte, ist es doch gewagt, bei *lute* das Gleiche zu thun. Es müßte denn — was noch zu beweisen wäre — das Wort in Baiern und Schwaben einmal verloren gegangen sein. Die Namen, die mit *liut-* gebildet sind, stellen sich zu den *iu*-Stämmen; *Liutold*, *Leutold* findet sich zugleich mit *leute*. Rein lautliche Entwicklung ist wohl ausgeschlossen (trotzdem man wegen *dæutsch* und *geræotte* an Einfluß des *t* glauben könnte). Anlehnung an den Stamm *lüt* ist ganz unwahrscheinlich. Woher kommt dann die Form *\*luti*?

MÜNCHEN, Juni 1889.

O. BRENNER

## MHD. *iu* UND *ü*.

Um die interessante Thatsache, auf die Brenner im Vorstehenden hinweist, richtig beurtheilen zu können, wird es sich empfehlen, die Untersuchung noch auf etwas breitere Grundlage zu stellen.

Daß der alte Diphthong *iu* und der aus *u* vor *i* entstandene Laut keineswegs überall, wie man bis jetzt annahm, in einem Laute zusammengefallen sind, ist zweifellos. Zu dieser Überzeugung bin ich schon vor einiger Zeit geführt worden, als ich meinen Beitrag für Paul's Grundriß bearbeitete, und zwar durch den Thatbestand in den heutigen Mundarten:

1. Schmeller verzeichnet aus dem von ihm bearbeiteten Gebiete sieben verschiedene Entsprechungen für nhd. *du*, d. h. für den Umlaut von *u*, dessen ältere Stufe ich mit Brenner durch *ü* wiedergeben will; für den alten Diphthong *iu* zählt er 16 mundartliche Vertretungen auf; vgl. die Mundarten Baierns N° 164—170 und 246—261. Von diesen lasse ich N° 168 bei Seite, das ich nicht recht zu beurtheilen weiß; ferner N° 251 und 256, weil *ü* kaum unter den gleichen Bedingungen auftreten dürfte, unter denen hier *iu* erschien. Dann bleiben für *iu* 14, für *ü* 6 Entsprechungen. Theilweise nun fallen diese

beiden Reihen zusammen: alle die Laute, die altes *ú* fortsetzen, begegnen auch als Vertreter von altem *iu*; vgl. N° 164 mit 247, 165 mit 249, 166 mit 250, 167 mit 252, 169 mit 253, 170 mit 255 und 261. Dagegen sind sieben heutige Laute nur Nachkommen von *iu*, nicht von *ú*; vgl. N° 246, 248, 254, 257, 258, 259, 260.

2. Aus den Darlegungen von Kauffmann (der Vocalismus des Schwäbischen in der Mundart von Horb S. 23 und 24) ergibt sich, daß altes *ú* im Schwäbischen durchaus zu *ei* geworden, während *iu* theils als *ui*, theils als *ei* erscheint.

3. In einem Theile des Westmitteldeutschen — keineswegs im ganzen Mitteldeutschen, wie meist gelehrt wird — ist *iu* mehrfach zu *ú* geworden und wird heute durch *au* vertreten; daneben erscheint es in den gleichen Mundarten auch als *äu* (*ai*, *ei*). Für *ú* begegnet nur *äu* mit seinen Nebenformen.

2. und 3. ergeben sich theilweise schon aus dem von Schmeller Gesagten.

Daß aus den Reimen der mhd. Dichter sich irgend ein Anhalt gewinnen lasse, um das Verhältniß von *iu* und *ú* zu beurtheilen, möchte ich bezweifeln. Zur Probe habe ich darauf hin die ersten 10000 Verse Gotfrieds durchgesehen. Hier finden sich nur zwei Reime von *iu* auf *ú* (*ü*), nämlich *stiure* : *aventiure* 2419, *tiure* : *aventiure* 8660. Daraus kann aber nichts geschlossen werden, denn Wörter mit *iu* und *ú* sind im Reime überhaupt selten: *ú* begegnet nur in dem Ausgang *-iure*, und zwar wird dieser fast ausschließlich durch Substantiva mit der französischen Endung *-ure* gebildet, vgl. v. 919, 1607, 1991, 1997, 3267—70, 4185, 4271, 4339, 4577, 6651<sup>1)</sup>. Mit altem *iu* begegnet der Ausgang *-iure* nur 1115, 8989, 9023. Ferner findet sich *-iu* v. 1459, 2945, 7151; *-iuhet* 3431; *-iute* 2695, 2775, 6779, 8803, 9523; *-iuwe* 219, 1789—92, 4155, 5034, 9559.

Dagegen hat nun Brenner gezeigt, daß eine Scheidung von *iu* und *ú* auch aus mittelalterlichen Schreibungen deutlich hervorgeht. Schon vor ihm aber, was Brenner entgangen ist, hat Leitzmann die gleiche Wahrnehmung für das Alemanische des badischen Oberlandes gemacht: in Grieshabers Predigten wird altes *iu* durch *iu*, altes *ú* durch *u'* dargestellt (Beitr. 14, 493). Ich verweise ferner auf zwei umfangreiche bairische Texte. Erstens die von Schönbach heraus-

<sup>1)</sup> Wie vorsichtig man sein muß, wenn man fremde Eigennamen für lautgeschichtliche Untersuchungen verwerthen will, zeigt der Gebrauch, den Gotfried von dem Namen *Blanchefleur* macht: es reimt meist auf *-iure* (919, 1607, 1991, 4185, 4217, 4339); daneben wird es gebunden auf *emur* 1359, auf *erfur* 1383.



gegebenen Oberaltacher Predigten. Hier wird *iu* durch das Zeichen *iu* wiedergegeben, seltener durch *eu*, dies letztere meist im Pronomen der 2. Pers. Plur.: es mag sein, daß im einsilbigen Worte sich *iu* früher zu *eu* gewandelt als im mehrsilbigen. Für *ú* erscheint in dem von mir durchgeprüften Stücke (S. 121—173) das Zeichen *iu* nur in *diuchten* 153, 3, *gediucht* 153, 40, *eu* nur in *cheusch* 129, 38; *chreutz* 153, 4; sonst werden für den Umlaut die beiden Zeichen *ú* und *æu* verwendet; einmal begegnet *u*: *bedutet* 125, 26. Zweitens die von Keller veröffentlichten *Gesta Romanorum*: *iu* erscheint hier als *eu* (*ew*), *ú* als *æu*.

Als Störenfried tritt nun das Wort *Leute* auf. Es wird, wie in Brenners Quellen, so auch in den von mir genannten stets mit dem Zeichen geschrieben, das sonst dem Umlaut gilt. Es gibt aber noch einige andere Wörter, die in der älteren Sprache den Diphthong *iu* aufweisen und doch die gleiche, anscheinend regelwidrige Schreibung zeigen wie *Leute*. Leitzmann nennt aus Grieshabers Predigten die Wörter *betu'ten*, *entu'schen*, *erlu'htet*. Für *diutsch* bietet Brenner selber einen Beleg der Schreibung *dæutsch*, ohne freilich Gewicht darauf zu legen; *bedu'ten* bzw. *bedæuten* ist in Schönbachs Predigten oft genug belegt (z. B. 121, 36; 122, 21; 122, 24; 122, 27; 122, 36. 37. 41; 125, 27; 129, 20; 130, 38; 139, 16; 142, 30), ebenso in den *Gesta* (S. 7, Z. 2 v. u.; 8, 3; 16, 15 v. u.; 31, 16 v. u.); auch *lich-ton*: *læuhten* begegnet in beiden Quellen: Predigten 144, 27, *Gesta* S. 2, Z. 19 v. u.; 8, 3 v. u.; 9, 21. Dazu kommt noch aus Brenners Belegen *geræutte*. Eine eigenthümliche Stellung nimmt das Zahlwort *neun* ein: Leitzmann gibt zwei Belege für die Schreibung *niune*, zwei für *nu'ne*; Brenner bietet ein *næun* neben zahlreichen Belegen für den alten Diphthongen; die Oberaltacher Predigten haben sieben Beispiele mit *iu* (*eu*), zwei mit *ú* (*ou*) s. unten; die *Gesta* bieten *naiwenden* (S. 17), *næwnæhenden* S. 31; also Belege für *iu* wie *ú*. Ich bemerke noch, daß in den von mir durchgesehenen Proben mitteldeutscher Mundart ich weder für *Leute* noch für ein anderes der genannten Wörter Formen mit *au* begegnet bin<sup>1)</sup>. Wie sind nun diese auffallenden Abweichungen zu erklären?

An Entlehnung aus irgend einer anderen Mundart kann unmöglich gedacht werden; ebensowenig ist anzunehmen, daß *ú* für *iu* eingetreten nach Analogie irgend welcher danebenstehenden Wörter

<sup>1)</sup> *Durchlaucht*, *erlaucht* können Analogiebildungen sein so gut wie *kärte* — *karte*, *gekärt* — *gelärt*.

mit *ü*. Daß der dem Vocal nachfolgende Consonant nicht die Ursache der Veränderung sein kann, wird für *bedeuten*, *deutsch*, *Leute*, *Geräte* durch *heute* bewiesen, das stets mit dem Zeichen erscheint, das dem alten Diphthong zukommt (vgl. Oberaltacher Predigten 121, 3; 124, 8; 131, 23; 132, 8; 132, 20; 133, 8; 144, 5. 37; 156, 23; 160, 16; 161, 6; 173, 24). Für *neun* durch *Freund*, von dem das Gleiche gilt (vgl. Oberaltacher Pred. 124, 27; 125, 9. 13. 14. 15. 24; 126, 9. 11; 127, 16; 129, 7. 9). Für *leuchten* freilich stehen mir keine Gegenbeweise zu Gebote. Daß das Nebeneinander von ein- und mehrsilbigen Formen keinen Einfluß auf die Entwicklung des alten *iu* gehabt haben kann, zeigt wieder die Form *hiute* neben *bedüten*. Es bleibt anscheinend nur der von Brenner vorgeschlagene Ausweg. Man müßte dann überall ahd. Nebenformen mit *ü* annehmen, die zu den Formen mit *iu* im Ablautsverhältniß stünden. Aber auch dieser Auffassung stehen große Bedenken im Wege. Graff verzeichnet über 200 Belege für den Stamm *liut-*, für die Stämme *diut-* und *niun-* je etwa 30, gegen 50 für den Stamm *luht-*, gegen 20 für den Stamm *riut-*, zusammen also etwa 330 Belege für *iu*-Stämme. Dem gegenüber steht ein Beleg von *lut-*, den ich nicht nachprüfen kann, ein Beleg von *du-*, zwei Belege für *nun-*, einer für *luht-*, zwei für *rut-*, von denen ich einen wieder nicht nachprüfen kann. Drei weitere Beispiele von *luht-* gehören dem 12. Jahrh. an; für *luhtent*, das Graff aus Willeram anführt, bietet Seemüller nur die Lesart *luhtent*. Macht zusammen 5—7 Beispiele für *u* als Stammvocal. Hätten nun im Ahd. wirklich die 4-Formen bestanden, die später die *iu*-Formen gänzlich verdrängt hätten, so wäre es ein unbegreiflicher Zufall, daß sie in unseren Quellen nicht häufiger Bezeichnung gefunden hätten. Dazu kommt ein eigenthümlicher, von mir bis jetzt übergangener Umstand, der bei Brenners Annahme keine Erklärung findet: in den Oberaltacher Predigten werden die Casus des Plurals *Leute* stets mit *ü* oder *au* geschrieben; in dem von mir geprüften Stück zähle ich 69 Belege. Dagegen der Sing. erscheint stets mit *iu*: 148, 36; 151, 15; 156, 26; 157, 23. 26; 162, 39; 165, 17; 172, 31 = 8 Beispiele; doch wohl genug, um die Annahme eines Zufalls auszuschließen. Gerade so vertheilt sind die *iu*-Formen und die *ü*-Formen bei der Zahl *neun*: es heißt *niune*, *niunzic*: 124, 24; 124, 31; 125, 4 (je zwei Beispiele); 125, 29. Dagegen *die nōun* 158, 3; *die nūne* 158, 6.

Wollte man *ü* in den beiden Wörtern auf ahd. *ü* zurückführen, so müßte ein uralter Wechsel des Accents zwischen Singular und Plural von *liut* und *niun* angenommen werden. Einen solchen kennt

man nun allerdings das Indogermanische beim Neutrum (Joh. Schmidt, die Pluralbildungen der indogermanischen Neutra S. 147). Allein erstens ist nicht erwiesen, daß *liut* im Indogerm. Neutrum war; zweitens ist zweifelhaft, ob es schon im Indogerm. einen Plural *Leute* gab, da das Wort als Collectiv ursprünglich wohl nur einen Singular besaß (Schmidt a. a. O. S. 28); drittens wäre es höchst merkwürdig, wenn jener vorgeschichtliche Wechsel sich bis in's Mhd. hinein behauptet hätte, während im übrigen Germanischen keine Spur davon erhalten ist.

Welche Eigenschaft ist denn nun den Wörtern *bedeuten*, *deutsch*, *ferente*, *leuchten* gemeinsam, welche Eigenthümlichkeit lag in *Leute* und *neune* vor, während sie bei *neun* und dem Sing. von *Leute* fehlte? Nichts Anderes als das ursprünglich der Stammsilbe folgende *i* (*j*): *liutjan*, *diutisc*, *gariuti* etc. Und wir müssen offenbar annehmen, daß, wie nicht nur *u* zu *o* gebrochen wurde, sondern auch *iu* vor folgendem *i* sich zu *io* wandelte, so auch nicht nur *u* zu *ü*, sondern auch *iu* zu *ü* umlautete. Daß aber *iü* sehr leicht zu *û* werden und so mit *û* aus *ü* oder *i* zusammenfallen konnte, liegt auf der Hand.

Es kann nicht verwundern, wenn der lautgesetzliche Stand der Dinge mehrfach durch Ausgleichungen zerstört ist. Z. B. sollte es heißen *ziuhu*, aber *ziuhit*, also bair. *ziuhe* — *zæuhet*; es hat aber der Vocal von *ziuhe* und vom Imperativ *ziuh* den Sieg über den Vocal von *ziuhes* — *ziuhet* davongetragen. Ebenso hat sich etwa *tiuri* nach *ures*, *tiuro* umgestaltet.

GIESSEN, Juli 1889.

O. BEHAGHEL.

## EINE HANDSCHRIFT DES PFAFFEN AMIS.

Die Perg.-Hs., deren Eingang durch ein Versehen schon in Band 33, 46 abgedruckt worden ist, wurde von den Herren Rector Schmidt und Professor Einert in Arnstadt gefunden als Umschlag einer Rechnung des Amtes Clingen, Schwarzburg-Sondershausen, vom Jahre 1513—14. Die genannten Herren hatten die Güte, mir eine Handschrift zuzusenden. Mit ihrer Erlaubniß gebe ich die folgenden Bemerkungen.

Der Dialect ist nd. Schon die Übertragung in eine andere Mundart veranlaßte eine Menge Änderungen des ursprünglich obd.

Textes. Der Schreiber verfuhr aber auch sonst, wo jener Grund nicht vorlag, mit der Überlieferung sehr willkürlich und hat diese nach Belieben umgestaltet. Die auffallendsten Änderungen bilden die dreifachen Reime, welche er da anbrachte, wo ihm in der Darstellung eine Pause geboten schien. Zu dem vorhandenen Reimpaare machte er einfach einen neuen Vers hinzu, den er entweder zwischen die beiden ursprünglichen einfügte oder auf sie folgen ließ. Es sind nur bedeutungslose Flickverse, die nicht für die dichterische Fähigkeit ihres Verfassers sprechen.

Da die Außenseite der Blätter mehrfach verwischt ist, auch der Verfertiger des Umschlags diese für seine Zwecke vielfach zerschnitten und dann zusammengeklebt hat, so sind nur etwa 900 zum Theil verstümmelte Verse vorhanden, die zwischen V. 1 und 2237 fallen. Den Schwank von der Messe, Nr. X bei Lambel, hat der Abschreiber wahrscheinlich schon in der Vorlage nicht mehr vorgefunden, da diese Geschichte in der Gruppe, welcher unsere Hs. angehört, übergangen wurde. Die Hs. gehört nämlich zu jener Umarbeitung, welche Lambel in der Einleitung (Erzählungen und Schwänke<sup>1</sup>, S. 15) bespricht. Das ergibt sich schon aus der Stellung der Erzählung Nr. VIII, welche auf Nr. V folgt. Ferner fehlen wie in GHK (Benecke's Bezeichnung): V. 277 und 278, 709—714, 913 und 914; es stehen = GHK gegen R: V. 227 und 228 sowie 1552<sup>b c</sup>. Auch die Übereinstimmungen im Wortlaut zwischen unserer Hs. mit GHK gegen R sind so zahlreich, daß an einer gemeinsamen Vorlage nicht gezweifelt werden kann. Dagegen ist ihr Verhältniß innerhalb der Gruppe GHK nicht mit Sicherheit zu bestimmen. An einigen Stellen stimmt sie mit R gegen GHK; ein paarmal hat sie mit HK gemeinsame Fehler. Von Wichtigkeit ist die Entscheidung dieser Frage nicht, da die Hs. überhaupt für die Kritik entbehrlich ist; Lambels Text wird durch ihre Beziehung nirgends geändert. Mit der Straßburger Hs. (v. d. Hagens Grundr. S. 353) und den Drucken (Zs. 9, 400 und 30, 376) steht sie in keinem Zusammenhang.

PFORZHEIM.

GUSTAV EHRLSMANN.

BEMERKUNGEN ZUM DEUTSCHEN WÖRTER-  
BUCHE.Bd. VII, Lief. 10 (*Pflasterung* bis *Platz*).

Die folgenden kleinen Bemerkungen zu einer der neueren Lieferungen des Grimmschen Wörterbuches bedürfen um so weniger einer längeren Rechtfertigung, als eine gleichartige der folgenden Lieferung desselben Bandes gewidmete Betrachtung, zu Neujahr 1889 im Anzeiger der Zeitschrift für deutsches Alterthum veröffentlicht, über Ziel und Zweck dieser Bemerkungen das Erforderliche ausspricht. Beide Zusammenstellungen sind nach gleichen Gesichtspunkten und unter Benutzung etwa derselben Quellen gemacht; sie werden sich daher in ihrem Werthe nicht von einander unterscheiden und sich auch darin gleichen, daß sie neben erwünschten Ergänzungen oder Berichtigungen manches Entbehrliche bringen. Daß in den Bemerkungen den Fremdwörtern viel Platz eingeräumt ist, liegt hauptsächlich an dem Buchstaben P. Man wird aber finden, daß ich nur auf solche Fremdwörter eingegangen bin, die entweder bei Lexer selber Erwähnung gefunden haben oder eine Beachtung aus dem Grunde zu verdienen scheinen, weil sie, wenigstens nach meiner Überzeugung, dem weiteren Kreise der Gebildeten geläufiger sind als andere sprachlich oder begrifflich naheliegende, welche Lexer übergangen hat. Die mehrfach hervortretenden Hinweise auf den norddeutschen Sprachgebrauch wird man mir so wenig übel nehmen, wie ich Lexer einen Vorwurf daraus mache, daß er diesen Sprachgebrauch weniger eingehend behandelt. Mit dem Landschaftlichen hängt das Volksmäßige eng zusammen, und wenn dies letztere ohne Schminke vorgeführt werden sollte, so war einiges Derbe oder auch Schwankhafte nicht wohl zu vermeiden. Abweichend von früheren Besprechungen des DWb. habe ich diesmal mehrfach auf Sanders hingewiesen, der im Grimmschen Werke wohl kaum genannt wird. Seine und seiner Gehilfen Sammlungen sind offenbar zum deutschen Wörterbuche ebensogut zu benutzen wie die anderer Sammler, und es erscheint sogar als Pflicht, das in seinen Wörterbüchern enthaltene Brauchbare auch für das Grimm'sche Wörterbuch zu verwerthen. Am wirksamsten würde dies natürlich in der Art auszuführen sein, daß für die noch nicht im DWb. bearbeiteten Buchstaben des Alphabets ein einfach nach den Anfangsbuchstaben geordnetes Verzeichniß der bei Sanders aufgenommenen zusammengesetzten Wörter angelegt würde, die sich ja wegen der von Sanders gewählten Anordnung nach dem Anlaut der Stammsilbe leicht verstecken. Wem aber sollte man diese zeitraubende und vielfach durch dürres und werthloses Gestrüpp führende Wanderung zumuthen? Die Bearbeiter des Deutschen Wörterbuches haben in der That Besseres zu thun. Aber man beklagt ja, wenigstens in Preußen, die Überzahl von jungen Philologen, die bei einem halben Dutzend wöchentlicher Lehrstunden immer noch viel Muße haben, selbst wenn sie, wie ich annehmen will, daheim mit Eifer in die großen Geheimnisse der Ziller-Stoyschen Lehrweisheit einzudringen suchen. Würde

des Werthlosen bei Jean Paul  
 die Kantianer ansinnen, daß ich  
 Gestalt .... zum Fenster hinauswerfe  
 kerne? Das mit Pflaumenkern  
 der Gegend sehr übliche und dem-  
 (desgl. bei Heinsius, Heyse, Sanders,  
 Pflaumenstein wird übergangen.  
 in einfach ländlichen Verhältnissen  
 Pflaumensteinbeutel oder, wie  
 mt, Pflaumenbeutel, d. h. ein leinenes  
 en, das erhitzt alten, kranken oder frie-  
 gelung oder anstatt der Wärmflasche ins  
 ngen ist auch der Pflaumenschmeißer,  
 derben ungezogenen Jungen; ich habe das  
 n und im westlichen Theile der Provinz  
 (land) gehört, gedruckt nur bei Sachs-Villatte  
 aus mit bretailleur, fanfaron wiedergeben  
 egen durch polisson oder butor übersetzen.  
 prünglich der unbefugterweise in die Pflaumen-  
 hnet werden soll oder eine andere Beziehung zu  
 icht zu sagen. Pflaumenschütteln gebraucht  
 der 384 (1735) in einem Gedicht 'auf die Ein-  
 ten Zeltbettes eines guten Freundes', als Bild  
 enusses:

ander wär es, daß dir hie  
 ter Pflaumenschütteln träumte.  
 d folgenden Worte Stoppes lassen über den  
 nen Zweifel; ihm ist das Bild überhaupt ge-  
 edichte 1, 9 (1728):

ja fliehet immerhin  
 en Stand, um den ihr euch so dränget,  
 ung nach voll süßer Pflaumen hänget.

aus Stoppes Parnaß belegt, die sich auch  
 neuen Teutschen Gedichten 2.

flaumentoffels Butte  
 auf schwach, von meiner Fröhl-  
 sten Theil in ihren Raum zu  
 lich (1729) belegt steht schon  
 n Reichspfl. Reichs-  
 Das Wort in die

die bezeichnete Arbeit auf ein halbes Dutzend geeignete angehende Gymnasiallehrer vertheilt, so könnte sie rasch ausgeführt sein, vielleicht unentgeltlich, vielleicht gegen eine in diesem Falle, wie ich glaube, ebenso willkommene wie wohlverdiente Entschädigung. Am Riemen lernt der Hund bekanntlich Leder fressen; es ist daher nicht unwahrscheinlich, daß einer oder der andere der so zunächst in Handlangerdiensten für das Deutsche Wörterbuch Beschäftigten später auf gleichem Felde selbständig fortarbeiten würde. Doch das sind weiterführende Gedanken. Näher liegt es, daß ich mich wegen der Breite entschuldige, die in der Vorführung mancher Belege herrscht. Durch kurze Angabe von Stichwort und Fundstelle würde sich der Inhalt der folgenden Bemerkungen auf sehr viel kleinerem Raume geben lassen; aber es ist doch gewiß manchem Leser erwünscht, einen gebotenen Beleg gleich im Zusammenhange zu sehen, und die Wenigsten werden alle hier genannten Quellen bequem zum Nachschlagen bei der Hand haben. Ich wenigstens habe nicht selten bei ähnlichen mir zugegangenen Sammlungen den Zusammenhang einer kurz angedeuteten Stelle mit Bedauern vermißt, zumal da sich gegen die richtige Auffassung und begriffliche Einordnung eines Wortes öfters Bedenken erheben, die ohne Kenntniß des Zusammenhanges nicht zu lösen sind. Ein Beispiel für diesen Fall findet man später unter *Pichelei* gegeben. Daß endlich allen im Folgenden gemachten Ausstellungen die vollste und dankbarste Anerkennung der auch in der besprochenen Lieferung des Wörterbuches vorzüglichen Leistung Lexers zu Grunde liegt, sei für mit der Sache weniger bekannte Leser hiermit ausdrücklich ausgesprochen; für Lexers selbst bedarf es solcher Versicherung nicht mehr.

Pflaume. Sachs im Encycl. Wb. 2, 1320<sup>a</sup> erinnert, daß das Wort bei Soldaten so viel wie Erinnerungszeichen oder Medaille bedeute. Dieser Sprachgebrauch ist mir aus früherer Zeit allerdings sehr bekannt, doch eben nur in Anwendung auf die Denkmünzen für 1813, 1814, 1815; die entsprechenden Zeichen seit 1864 habe ich nicht mehr so nennen hören. Pflaume im weiteren Sinne von Obstfrucht steht in Fröhlichs Gedicht Ellengröße:

*Die Pappel sprach zum Bäumchen:*

*Was machst du dich so breit*

*Mit den geringen Pfläumchen?*

Pflaumenbauer (fehlt) ist eine in ganz Schlesien übliche als beleidigend geltende Bezeichnung des Bauern. Dieselbe muß ausgegangen sein von den selbstbewußten Groß- oder Getreidebauern, welche auf ihre geringeren Standesgenossen, die anstatt ausgedehnter Getreidefelder nur einen beschränkten Fleck um ihr Haus zum Obst- oder Gemüsebau besaßen, die sog. Gärtner (DWb. 4, 1, 1, 1422), spottend herabsahen. Vgl. die entsprechenden Ausdrücke Krautjunker, Putenjunker (dies wird von Sanders nicht richtig erklärt) und Zwiebeljunker (J. G. Müller Emmerich 6, 330).

Pflaumenkern als Sinnbild des Werthlosen bei Jean Paul Hesperus 98 (Hpl.): *Dürfen wir denn die Kantianer ansinnen, daß ich das kleine Bild der schönsten besten Gestalt . . . zum Fenster hinauswerfe wie Äpfelschalen und Pflaumenkerne?* Das mit Pflaumenkern gleichbedeutende, in niederdeutscher Gegend sehr übliche und dementsprechend auch bei Campe (desgl. bei Heinsius, Heyse, Sanders, Sachs-Villatte) verzeichnete Wort Pflaumenstein wird übergangen. Hierbei sei auch erwähnt der in einfach ländlichen Verhältnissen Norddeutschlands vorkommende Pflaumensteinbeutel oder, wie man ihn auch abkürzend nennt, Pflaumenbeutel, d. h. ein leinenes Säckchen mit Pflaumensteinen, das erhitzte alten, kranken oder frierenden Leuten in Ermangelung oder anstatt der Wärmflasche ins Bett gelegt wird. Übergangen ist auch der Pflaumenschmeißer, die Bezeichnung für einen derben ungezogenen Jungen; ich habe das Wort in der Provinz Sachsen und im westlichen Theile der Provinz Brandenburg (Westhavelland) gehört, gedruckt nur bei Sachs-Villatte gefunden, der es übrigens mit *bretailleux*, *fanfaron* wiedergeben will; ich müßte es hingegen durch *polisson* oder *butor* übersetzen. Ob mit dem Worte ursprünglich der unbefugterweise in die Pflaumbäume Werfende bezeichnet werden soll oder eine andere Beziehung zu Grunde liegt, weiß ich nicht zu sagen. Pflaumenschütteln gebraucht Stoppe Parnaß im Sättler 384 (1735) in einem Gedicht 'auf die Einweihung eines neuerbauten Zeltbettes eines guten Freundes', als Bild des sinnlichen Liebesgusses:

*Kein Wunder wär es, daß dir hie*

*Von lauter Pflaumenschütteln trüumte.*

Die vorausgehenden und folgenden Worte Stoppes lassen über den Sinn der Wendung keinen Zweifel; ihm ist das Bild überhaupt geläufig; vgl. Teutsche Gedichte 1, 9 (1728):

*ja fliehet immerhin*

*In den vergnügten Stand, um den ihr euch so dränget,*

*Der eurer Rechnung nach voll süßer Pflaumen hänget.*

Der Pflaumentoffel, aus Stoppes Parnaß belegt, findet sich auch einige Jahre vorher in dessen Teutschen Gedichten 2, 21:

*Ha! Pflaumentoffels Butte*

*Wär viel zu eng und schwach, von meiner Fröligkeit*

*Auch nur den vierdten Theil in ihren Raum zu nehmen.*

Pflegamt, aus Hederich (1729) belegt, steht schon bei Schottel 495<sup>a</sup> (1663): *Pflegamt, so ein Reichspfleger oder Reichsvogt vor diesem in den Reichsstädten gehabt.* Das Wort wird wohl in die älteste nhd.



Zeit zurückreichen, während im mhd. dafür das auch später noch übliche einfache pflege gebraucht wird. Zu pflegen mit d. Gen. im Sinne von treiben, womit umgehen (I 1<sup>e</sup> Sp. 1738) vermißt man neben der Stelle aus Aventin die weit bekanntere aus 1 Mose 18, 12: *nu ich alt bin, sol ich noch wollust pflegen, und mein Herr auch alt ist?*

Vermißt wird Pfleg[e]statt oder Pfleg[e]stätte, ein heute sehr beliebtes Wort, das, wie es scheint, ganz unentbehrlich ist, wenn eine höhere Schule eingeweiht oder ein rückblickendes Erinnerungsfest solcher Anstalt gefeiert wird; vgl. Zs. f. Gymn. Wesen 40, 700 (1887): *Pflegstätte königstreuer, deutscher und christlicher Gesinnung; Pflegstätte ernster Wissenschaftlichkeit*; ebd. 701: *Pflegstätte geistiger Bildung und Gesittung* und 704 *Pflegstätte der Bildung und Wissenschaft*. Ebenso Grenzböten 1887, 4, 125 (vom 13. Oct. 1887): *Wenn noch Jemand daran zweifeln wollte, daß die deutschen Gymnasien wahrhafte Pflegstätten des deutschen Geistes sind, so würde es erlaubt sein, sich auf das Ansehen des Reichskanzlers zu berufen, der mehr als einmal der deutschen Jugend, und ganz besonders der studierenden, das glänzendste Zeugniß ausgestellt hat*. Pflegeschwester fehlt in beiden mir bekannten Bedeutungen: 1. eine zur Pflege von Leidenden verordnete Schwester (eines geistlichen Ordens oder eines entsprechenden Vereins). 2. ein neben einem Sohne angenommenes weibliches Pflegekind; vgl. Immermann Epigonen 201 (Recl.) *Ihr Vetter Ferdinand hat, ohne es zu wissen, sein Pflegeschwesterchen geliebt*. Pflegewirth steht in Günthers Lebensbeschr. 70 (1732): *Mein neuer Pflege-Wirth erwieß mir alle Güte*. Zu pflegsweis wäre auch die übergangene von Schottel 461<sup>a</sup> aus Goldast angeführte Form pflegersweis hinzuzufügen.

Zu Pflicht im neueren Sinne des Wortes werden sehr reichliche Beispiele gegeben, mit Recht auch aus Kant; umsomehr vermisse ich Hauptsätze wie Kant Krit. d. pr. Vern. 108 (Kehrbach): *die Ehrwürdigkeit der Pflicht hat nichts mit Lebensgenuß zu schaffen*; desgl. Goethe 19, 20 (Spr. in Prosa 2 u. 3): *Versuche deine Pflicht zu thun, und du weißt gleich was an dir ist. Was aber ist deine Pflicht? die Forderung des Tages*. Die volksmäßigen Wendungen von der verdammten oder verfluchten Pflicht und Schuldigkeit sind vielleicht mit Absicht fortgelassen und dem Buchstaben V überwiesen; wenigstens finde ich sie in dem bis jetzt neuesten Hefte des Wörterbuches (Bd. 12, 2, Sp. 193 u. 344) von Wulcker verzeichnet, worauf gelegentlich wird zurückzukommen sein. Auffällig aber ist, daß die

Verbindung eine *Pflicht* abstaten nicht erwähnt wird; dementsprechend fehlt auch das Wort *Pflichtabstattung*, das wir 1732 in J. U. Königs Widmung vor seiner Ausgabe der Schriften Bessers finden: *weniger in Geschenke, welches hier Euer Excell. von mir gewiedmet wird, als vielmehr eine Pflichtabstattung*. Das unbelegte *Pflichtbeflissenheit* steht bei Hermes Manch. Hermäon 2, 166. *Pflichtarbeit* ist wohl ein neues Wort, doch heute zumal in der Mehrzahl nicht selten im Sinne von Dienst- oder Amtsgeschäften. Ein Beleg bei Wiese, Lebenserinnerungen und Amtserfahrungen 2, 126: *Nach langer Pflichtarbeit durfte ich mich noch eine gute Weile freigewählten Studien und Beschäftigungen hingeben*. *Pflichtbar*, das aus d. J. 1653 nachgewiesen wird, steht auch in einer aus d. J. 1616 herrührenden Schrift bei Londorp Acta publica 2, 270<sup>b</sup>: *so sey der Pfaltzgraff pflichtbar sich des Richterlichen Ampts zu vnternemen*. *Pflichtbrüchig* wird aus Ludwig (1716) und Frisch belegt; *Pflichtbrüchigkeit* fehlt, findet sich aber schon 1619 in einem Schreiben des Grafen Matth. von Thurn bei Londorp 2, 803: *hat mir gebühren wollen, die Frag aufzugeben, wer an solcher Pflicht Brüchigkeit (so im Druck) schuldig*. *Pflichtbruch* und *pflichtbrüchig* vor Stieler und Ludwig schon bei Schottelius 517<sup>a</sup>. *Pflichteifer* (Gervinus, G. Freytag) Niemeyer Grunds. der Erz. 3<sup>7</sup>, 378 und 411 (1819): *Möge die besser gewordene äußere Lage vieler Erzieher und Lehrer sie nur nicht träger und bequemer machen, statt jenen unbedingten Pflichteifer, der auch die Arbeit im Schweiß des Angesichts nicht scheut, desto mehr zu beleben*; das fehlende *Pflichtenkunde* bei Jahn Ges. Wke. 1, 278 = Volksthum 263 (1810): *Schriften, die zur Selbstbelehrung und Bildungsvollendung oder zur weiblichen Pflichtenkunde gehören*; ebd. 2, 553: *die Gottesgelahrtheit war auf die Glaubenslehre... verkümmert, auf Knifflichkeitslehre (Casuistik) und auf Pflichtenkunde nach ihrem Sinn*. *Pflichtergeben* (Tiecks Übers. von Shakespeares Cymbeline) in einem Gedichte Bessers aus d. J. 1687 S. 685:

*Du hast sie erst erzeugt aus Pflicht-ergebener Treu,  
Auf daß nicht dein Geblüt dem Lande möchte fehlen.*

Daß das wohl erst in unserer Zeit von Lehrern oder Schulaufschern ebildete *Pflichtfach* fehlt, ist kaum ein Mangel, wenn auch die Absicht löblich ist, hier wie in anderen Verbindungen das fremde Wort obligatorisch durch *Pflicht* zu ersetzen. Beispiele wären zahlreich zu finden in den Schriften, die sich mit der angeblich dringend notwendigen Umgestaltung unserer Gymnasien beschäftigen; im Hinblick auf solche Schriften wird das Wort dann auch in den Grenz-

boten 1888, Nr. 9 (1. Viertelj., S. 466) gebraucht: *Zeichenunterricht bis Obersecunda als Pflichtfach, in Prima nach freier Wahl*; ebd. Nr. 21 (2. Viertelj., S. 384 u. 385): *indem die Mathematik noch unerheblich verstärkt, Englisch in den oberen Classen und Zeichnen wenigstens bis Obersecunda als Pflichtfach eingeführt werden muß*. Vgl. später Pflichtstunden. In diesem besonderen schulmäßigen Sinne haben wir auch das Wort Pflichtleistungen (unerläßliche Leistungen in den sog. Pflichtfächern), das von Lexer nur in seiner allgemeinen Bedeutung aus Haltaus angeführt wird, in den Grenzboten 1887 (4. Vierteljahrsschr., S. 125): *Sicher ist es doch, daß Anregung, Gelegenheit und Muße wie für die Pflichtleistungen, so auch für die Pflege besonderer Neigungen gewährt wird*. Pflichtgehorsam und pflichtgehorsamst als ein früher üblicher Ergebnisausdruck am Schluß von Briefen hätte Aufnahme verdient; vgl. auch Wieland Horazens Br. 1<sup>2</sup> 71 (1782): *als eine Art von unterthänigen pflichtgehorsamsten Freunden*. Pflichtgemäß (Rabener, Scheffel, G. Freytag) sollte nach dem Plane des Wörterbuches auch aus Goethe belegt werden: *pflichtgemäß, befehlgemäß zu handeln, befördern das gemeine Glück*. Maskenzüge, Bd. 11, 1, 325 (Hpl.) Pflichtgeschäfte ist wohl ein nicht zu seltenes Wort; ich begnüge mich mit einem Beispiel aus Johannes v. Müller, Bd. 30, 182 der Ausg. v. 1834 (Brief vom 3. Juni 1788): *Daß ich die Briefe nicht emsiger beantwortet, kommt sowohl von Pflichtgeschäften, als von der Nothwendigkeit, mich mit einer neuen Laufbahn bekannt zu machen*. Pflichtgrundsätze fehlt, obwohl es Goethe in Hans Wursts Hochzeit gebraucht:

*Hab' ihn gelehrt nach Pflichtgrundsätzen*

*Ein paar Stunden hintereinander schwätzen.*

Pflichtlich, zwar auch aus dem Mittelniederdeutschen belegt, ist jetzt dem Norden Deutschlands fast fremdartig, im Süden aber, besonders im Schwäbischen, wie die Beispiele aus S. Frank, Lavater, Uhland, Kurz, Mörike und der Schwäbischen Chronik (Sanders) zeigen, ganz üblich. Ich füge hinzu Palmer Evangel. Pädagogik 275: *Menschen, die pflichtlich auch in das schlechteste Lustspiel gehen zu müssen meinen*. Zu Pflichtliebe wäre auch pflichtliebend zu fügen aus J. G. Müller Emmerich, 5. Theil, 372 (1788): *wenn die etlichen Dutzend Menschen auf den Thronen sammt und sondern gnügsame, pflichtliebende Menschen wären*. Zu pflichtlos wäre auch das freilich seltene, doch schon von Adelung verzeichnete Wort Pflichtlosigkeit zu fügen, das Scherer in der Litteraturgeschichte 3 gebraucht: *die Freiheit ihres Lebens, ihre Pflicht- und Zuchtlosigkeit*,

*ihre Unfähigkeit den eigenen Willen zu verleugnen.* (Freie Übers. von Cäsar: Cum a pueris nullo officio aut disciplina assuefacti nihil omnino contra voluntatem faciant.) Pflichtmäßig wird von Lexer ausdrücklich bis zum J. 1731 aufwärts belegt; darum sei auf Basilius Fabers Thesaurus aus d. J. 1710, S. 1522 verwiesen, wo das Wort als Übersetzung von obnoxie auftritt; ob es schon in den früheren Auflagen des Buches steht, ist mir unbekannt. Pflichtmäßigkeit (aus Schillers philos. Schr. u. W. v. Humboldts Briefen an eine Freundin belegt) steht 1763 bei Kant Träume eines Geistersehers 63 (Kehrbach): *die Annehmlichkeit, welche die Erweiterung des Wissens begleitet, wird sehr leicht den Schein der Pflichtmäßigkeit annehmen.* Pflichtrücksicht fehlt; vgl. Hippel Ehe 159 (Brockh.): *wenn ihr keine Pflichtrücksichten zu beobachten habt.* Pflichtschuldig: unter den Wendungen kanzleimäßigen Briefstils wäre aus dem 17. Jhdt. auch schon zu nennen: ich verharre pflichtschuldigt, was wir z. B. am Schluß der aus dem April 1688 herrührenden Zuschrift Ph. J. Speners zu seinen Evangelienpredigten des J. 1687 finden. Pflichtstrenge: Dahn, Kampf um Rom 2<sup>e</sup>, 311: *Antonina überbietet alle Frauen an Pflichtstrenge.* Pflichtstunden, neues Schulwort, bedeutet die Anzahl von Stunden, welche ein Lehrer während einer Woche zu erteilen verpflichtet ist. Man sagt also: *In Preußen hat ein Oberlehrer 20, ein ordentlicher Lehrer 22 Pflichtstunden.* Das Wort wird in neueren amtlichen Verfügungen als allgemein bekannt gebraucht, z. B. Centralblatt für die Unterrichtsverwaltung in Preußen 1878, S. 488: *sofern über die Anzahl der Pflichtstunden nichts enthalten, so treten selbstverständlich die allgemein geltenden Bestimmungen ein;* ebenso Circularverf. vom 6. April 1880: *wenn sämtliche übrigen Lehrer zur vollen Maximalzahl der Pflichtstunden herangezogen sind.* Ebenso steht bei Wiese Höheres Schulwesen, 3. Aufl., besorgt von O. Kübler, das Wort als allgemein bekanntes Stichwort im Schlußverzeichnis und im Buche selbst Bd. 1, 34; 2, 260, 261, 263; aber in der 2, 261 angezogenen Verfügung vom 13. Juli 1873 (Centralbl. 1873, S. 457) wird der Ausdruck Pflichtstunden noch nicht gebraucht. Die Prägung und der häufige Gebrauch des Wortes ist bezeichnend für unsere Zeit, in welcher Rechte und Pflichten der Lehrer bestimmter umgrenzt worden sind als früher. Herbere Beurtheiler werden vielleicht schließen, daß seit dieser Zeit die Lehrer viel von der ruhigen und behaglichen Berufsfreudigkeit eingebüßt haben und ihre Thätigkeit vorzugsweise als eine nicht gerade gern getübte Pflicht betrachten. Pflichttheil im übertr. Sinne wird nur aus

Gutzkow belegt; früher steht es so bei Jahn 2, 629 (Volksthum 220): *Jedermann im Volk muß sein Pflichttheil an der Landesehre haben, Lust nach Last und Freud nach Leid.* Zu Pflichttreue (drei Beisp. aus G. Freytags Bildern) war doch zu bemerken, daß das Wort von Adelung noch nicht verzeichnet, von Campe als ein neues aus Wolke belegt wird. Pflichtverkennung gebraucht Vilmar Schulreden <sup>215</sup> als gelinderen Ausdruck gegenüber der Pflichtvergessenheit: *Zeugte es schon von Beschränktheit und Pflichtverkennung, wenn er...: von weit schlimmerer Beschränktheit und Pflichtvergessenheit würde es zeugen, wollte er...* Auffallend ist das Fehlen von Pflichtversäumniß, da das Wort heute doch häufig von Lehrern mit Beziehung auf ihre Schüler, von Behörden mit Beziehung auf Beamte gebraucht wird. Die Instruction zum preuß. Kirchengesetz vom 30. Juli 1880 unterscheidet ausdrücklich und richtig an mehreren Stellen zwischen kirchlichen Pflichtversäumnissen und Pflichtverletzungen. Von Pflichtwegen verdiente immerhin Aufnahme, sollte es auch nur eine Nachbildung des gewöhnlichen von Rechtswegen sein. s. Kortum Jobsiade 1, 104: *wenn sie nicht etwa von Pflichtswegen den alten Herrn mußte wärmen und pflegen.* Auch Pflichtwidrigkeit verdiente Erwähnung: es scheint in unserer Zeit wenigstens häufiger gebraucht zu werden als das aus Schiller und W. v. Humboldt belegte Gegentheil Pflichtmäßigkeit. Ein Beispiel bietet eine in Löpers Anmerkungen zu Goethes Dichtung und Wahrheit (Bd. II, 368 der Hempelschen Ausg.) abgedruckte Mittheilung Kriegks: *gewisse Pflichtwidrigkeiten, welche bei Concursachen vorgekommen waren: desgl. Schleiermachers Predigt am Neujahrstage 1801 (Predigten II, 252): daß er nichts zu bewegen hätte von der Rache derer, die im Genuß ihrer Pflichtwidrigkeit durch seine gewissenhafte Abstrage gestört werden.*

Zu pflücken entbehrt man ungern Usteris einst allgemein gebräuchliches und noch jetzt nicht verklungenes

*Wirst auch das Lössen, weil auch das Lösschen glückt,  
Pflückst die Rose, eh sie verblüht.*

Rückerts Vers: *Es geht, Löss, eh sie verblüht* ist sicher nur eine Erinnerung an Usteris und könnte ohne fehlen.

Pflüg. Bei der Angabe der mehrfachen Verwendung des Pfluges hatte es auch Erwähnung verdient, daß in früherer Zeit über die Ställe rothe willig verstreut (denn der Pflüg gezogen wurde zum Zeichen, daß ein Wiederaufbau des Stalles nicht stattfinden sollte.

spiele dazu wären reichlich vorhanden; eins der schönsten ist hier das bekannte aus Chamisso's Schloß Boncourt:

*So stehst du, o Schloß meiner Väter,  
Mir treu und fest in dem Sinn,  
Und bist von der Erde verschwunden,  
Der Pflug geht über dich hin.*

Wendung hinter dem Pfluge wird durch mehrere passende spiele belegt, doch für Rückerts in seiner Allgemeinheit zu wenig agendes *Hinterm Pflug der Bauer* sähe ich lieber die bekannten len aus Uhlands Döffinger Schlacht:

*Noch lange traf der Bauer, der hinterm Pfluge ging,  
Auf rostge Degenklingen, Speereisen, Panzerring.*

flugart bei Bahrdt Lebensbeschr. 2, 331: *Salis versuchte eine htere Pflugart ihnen (den Graubündnern) bekannt zu machen, aber fuhren fort, mit ihrem centnerschweren Geschirr und vier Pferden ackern.* Pflugleine (übergangen) nennt man die zur Leitung des aggespannes gebrauchte, etwa 16 Meter lange Leine, von der ke einer schwächeren Zeug- oder Wäschleine. Sie unterscheidet 1 von der beim Fahren üblichen Kreuzleine theils durch ihre größere ge, theils durch die Art der Befestigung am Gebisse des Leit-res. Da das jedem Landmann oder Kenner ländlicher Verhältnisse annte Wort auch bei Adelung, Campe, Heinsius, Heyse, Sanders lt, so mag auf ein Beispiel hingewiesen werden. F. W. Ziegler s. Novellen 1, 189, schildert, wie Jemand in einem brandenburgi-en Fenn dem Ertrinken nahe ist, und läßt einen Dazukommenden rufen: *Hat denn nicht einer einen Strick oder eine Pflugleine, die n ihm um den Hals schlingen und womit man ihn dann herausziehen nte?* Pflugmann als dichterische Bezeichnung des Pflügers wird neuerer Zeit nur durch eine Stelle Gleims belegt; vgl. Görres anasius 4157 (1838): *Erkennt ihr nicht den starken Pflugmann, die Pflugschar über seinen Acker in Mitte all dieses Unheils führt, ! ihn bestellt, damit er tauglich werde, auch dort die neuen Saaten zunehmen, die er ihm bestimmt?* Hier ist natürlich Gott der Pflug-an. Pflugschar zur Bezeichnung der Friedensarbeit im Gegen-se zum Schwert, als dem Sinnbilde des Krieges, wird mit passen-Beispielen belegt; ungern aber vermißt man Körners bekannte l schöne Zeilen:

*Zerbrich die Pflugschar, laß den Meißel fallen,  
Die Leier still, den Webstuhl ruhig stehn!*

Pflugwagen (fehlt) ist eine andere Bezeichnung des Pfluggestells; s. Voß zu Vergils Landbau '25 (1789): *Die buchene Stelze führte der Pflüger zur Lenkung des Pflugwagens, durch welchen die Pflugschar flach und tief gestellt werden konnte.* Pflugzeit (aus Voß und Stolberg) steht schon 1663 bei Schottelius 440\*. Pflugziehen wird aufgeführt, doch ohne Beleg; ein solcher findet sich auch nicht unter Pflug 4, Sp. 1777, wohin verwiesen wird. Unter den Arten des Pflugziehens wünscht man auch das als Strafe verhängte verzeichnet zu sehen. Vgl. Jahn Ges. Wke. 2, 370: *Das Schwert mußte erst entscheiden, und als der Landgraf Sieger blieb, die Vornehmsten der Befehlshaber gefangen nahm, da bestrafte er sie durch das Pflugziehen.*

Ein Wort wie Pforte findet natürlich sehr mannigfache Anwendung, so oft nur in eigentlichem oder übertragenem Sinne von einem Zugange oder Eingange (gelegentlich auch vom Ausgange) geredet wird. Neben Uhlands goldner Pforte des Lebens (d. h. dem glückverheißenden Eingange in das Leben) würde passend die dunkle Pforte ihren Platz finden, eine nicht seltene Bezeichnung für Grab und Tod. Besonders passend erscheinen hier die Zeilen von Salis aus seinem einst vielgesungenen Liede 'das Grab' (1783):

*Sonst an keinem Orte  
Wohnt die ersehnte Ruh;  
Nur durch die dunkle Pforte  
Geht man der Heimat zu.*

Unter den Beispielen für Pforte im Allgemeinen fehlt es nicht an bedeutungsschwachen; für dieselben böte besseren Ersatz Geibel Spätherbstbl. 151:

*Wollt ihr in der Kirche Schoß  
Wieder die Zerstreuten sammeln,  
Macht die Pforten weit und groß,  
Statt sie zu verrammeln.*

Desgleichen würde ich für Pförtnerin anstatt des einzigen aus Platens Abbassiden entnommenen nichtssagenden Beispiels das inhaltreichere aus Geibels Gedenklättern '198 gewählt haben:

*Soll denn ewig als Pförtnerin  
Am Kirchthor die Dogmatik stehen?  
Gönnt endlich, jedem einzugehen,  
Der sich bekennt zu seines Heilands Sinn.*

Wenn übrigens gegenüber dem aus dem J. 1482 belegten unumgelauteten pfortner das umgelautete pförtner ausdrücklich erst aus Stieler bezeugt wird, so ist an Helber (1693) 24, 5 (Neudruck von

J. 1883) zu erinnern, der uns 'pförtner, sonst portner' bietet. In seiner Bedeutung nicht klar ist mir das übergangene Wort Pfortstube, das ich im Ergänzungswörterbuch von Sanders 537 in der Form portstube aus Stumpf nachgewiesen und auch mit einem Fragezeichen versehen finde. Es kommt auch in neuerer Zeit noch vor, so bei J. G. Müller in den Straußfedern 2, 21 (1790): *Röschen ließ die Ohren hängen und schlich hin wie der Bauer, wenn er in die Pfortstube kriechen soll.* Das in Zusammensetzungen vorkommende -pfortig erscheint nicht bloß in Verbindung mit einem Zahlwort; vgl. bei Geibel Gedenkbl. \*263 die freilich kühne Bildung:

*bildwerkpfortige Giebel entlang  
mein Fuß die Stätten der Jugend,  
die verwitternden, sucht.*

Pfosten ist auch der Pfahl, an den der zur Züchtigung Verurtheilte gebunden wird:

*Arme Bauern, an dem Pfosten  
Werden blutig sie gestrichen.*

Herder Volksl. 2, 99 (1779).

Pfote. Die Diphthongierung in Pfaute (aus Bebel 1589) findet sich auch bei Londorp 2, 696<sup>s</sup> (um 1621): *Teuschland in seine Pfauten gänzlich bringen.* Die Form Pfate ist über 1569 und 1572 hinaus noch im J. 1598 zu finden bei Sebiz Feldbau <sup>2</sup>739: *wenn der Wolf mit seiner Pfaten und Klauen irgends ein Thier schlägt, muß es gleich dahin fallen.*

Pfriem wird als Geräth des Schneiders erwähnt, doch auffälliger Weise nicht als das des Schusters; eines Beleges hierfür bedürfte es eigentlich nicht, zumal da man ja auch die Fortsetzung Schusterpfriem (-pfriemen) hat; doch möge hingewiesen werden auf R. Reinicks hübsche Legende von der Berufung der Künstler, Z. 42—44:

*Der König sah nur an sein Scepter,  
Grammaticam nur der Präceptor,  
Der Schuster seinen Pfriem und Leist,  
Der Kriegesknecht sein Schwert zumeist.*

Pfropf bildet auch gelegentlich die umgelautete Mehrheitsform Pfröpfe, so bei H. P. Sturz <sup>1</sup>1, 199 (aus d. J. 1768): *die Akademie der Wissenschaften untersucht nicht immer Maschinen, um Pfröpfe aus Bouteillen zu ziehen,* desgl. Pröpfe bei Raabe Horacker 34: *rothbelackte Pröpfe,* doch ebd. 35: *der Pfropfen wich.* Zu den sehr spärlich gegebenen Wendungen mit Pfropf und Pfropfen wäre



hinzuzufügen: *am Pfropfen riechen* oder *am Pfropfen riechen lassen*. Kinder nämlich, die unbescheidener Weise Antheil am Weine der Erwachsenen begehren, werden, gelegentlich unter wirklicher Darreichung des Pfropfens, mit der scherzenden Erinnerung abgefertigt: *Du kannst am Pfropfen riechen*. Dann wird die Wendung überhaupt gebraucht, wo von scheinbarer Betheiligung an einem Genusse, doch thatsächlicher Ausschließung von demselben, gesprochen wird. In ihrem Ursprunge undeutlich ist mir die in Norddeutschland wenigstens häufige Wendung: auf den Pfropfen setzen = in schwere Verlegenheit setzen, beschämen. So setzt der Lehrer den Schüler auf den Pfropfen, wenn er durch eindringendes Fragen dessen Unwissenheit nachweist; dieser sitzt dann auf dem Pfropfen. Beide hier vermißte Wendungen bringt Sanders im Ergänzungswörterbuch. Unter Pfropfenzieher wird auf Pfropfzieher verwiesen. Soll damit die letztere Form als die üblichere bezeichnet sein, so muß wenigstens für Norddeutschland das umgekehrte Verhältniß behauptet werden. In der heutigen Zeit verdiente übrigens neben dem althergebrachten Pfropfenzieher auch der neuere Pfropfenheber Aufnahme.

(Fortsetzung folgt.)

GROSS-STRELITZ.

A. GOMBERT.

---

## *MESSER*

---

Oben S. 202 denkt Bohnenberger daran, *Messer* sei, wegen des offenen *e*, dem Schwäbischen vielleicht ursprünglich fremd. Aber damit ist nichts gewonnen. Allerdings hat z. B. das Pfälzische hier offenes *e* (Lenz, Handschuchsheimer Mundart), ebenso das Hessische. Aber hier ist die Schwierigkeit der Erklärung die gleiche. Zudem bietet auch das Aleman. *ε*, so in Ottenheim (Beitr. 13, 220), in Leerau (Hunziker, Aargauisches Wörterbuch S. 180), in Basel (Seiler S. 204), während für das Bairische allerdings *ε* bezeugt wird (Beitr. 11, 499). Verdankt das *ε* sein Dasein einer Angleichung? Jedenfalls nicht an *metzen*, denn dieses hat in Leerau andern Vocal als *Messer*.

O. BEHAGHEL

---

S. 213, 9 l. *chlaegleich* statt *chaegleich*.

---

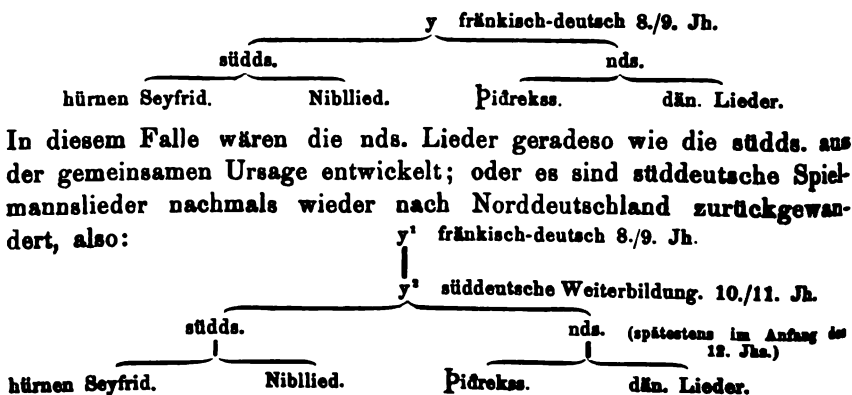
1896  
LIBRARY

## NORDDEUTSCHE UND SÜDDEUTSCHE HELDEN- SAGE UND DIE ÄLTESTE GESTALT DER NIBE- LUNGENSAGE.

In meinen Bemerkungen zur Wielandsage (Germ. 33, S. 480) habe ich die Wanderung der meiner Ansicht nach in ihrem letzten Grunde fränkischen, für gewöhnlich als deutsch bezeichneten Heldensage zu bestimmen versucht. In dem aufgestellten Schema trat bereits meine Auffassung des Verhältnisses zwischen süddeutscher und norddeutscher Heldensage zu Tage: die letztere gründet sich auf süddeutsche Spielmannslieder, die im 11. und 12. Jahrhundert gesungen wurden und in derselben Zeit nach Niederdeutschland, d. h. Westphalen und Hannover gelangten, aus welchen auch unsere mhd. Dichtungen hervorgingen. Im Folgenden will ich es versuchen, die nur in Kürze gegebenen Andeutungen etwas weiter auszuführen und mit Beweisgründen zu stützen, und die daraus mit Nothwendigkeit sich darbietenden Folgerungen zu ziehen. Die erste Frage ist die nach dem Vorhandensein einer niederdeutschen Heldensage, d. h. von Liedern, welche in Niederdeutschland umgingen und in niederdeutscher Sprache verfaßt waren, gleichviel aus welchen Vorlagen sie auch stammen mögen. Der Beweis, daß die Behauptung des Prologes der Þidrekssaga, Dänen und Schweden hätten längst nach den sächsischen Vorbildern eigene Lieder gedichtet, vollkommen zu Recht besteht, darf als sicher erbracht gelten. Am meisten einleuchtend ist er von Svend Grundtvig und Bugge geführt worden<sup>1)</sup>. Wenn dänische Volkslieder dieselben Stoffe behandeln wie die Þidrekssaga, dabei aber die letztere an eigenartigen, echten und alten Sagenzügen übertreffen, so ist klar, daß sie nicht in der norwegischen Saga ihre Quelle haben können, vielmehr erster Hand auf dieselben Vorlagen zurückweisen, aus denen auf der anderen Seite die Þidrekssaga entstammt. Es erwächst hieraus die Aufgabe, durch Vergleichung der beiden nordischen Quellen den Sageninhalt der zu Grunde liegenden niederdeutschen Lieder zu erschließen. Weder die Þidrekssaga noch die dänischen Lieder (natürlich auch die aus ihnen geflossenen schwe-

<sup>1)</sup> Danmarks gamle folkeviser IV, p. 586—600; 602—678.

dischen, norwegischen, färöischen und isländischen, die ja nur als Übertragungen zu betrachten sind, als solche jedoch sehr bedeutsam für die Wiederherstellung des ursprünglichen dänischen Originals werden, wie dies Grundtvig in seinen ausgezeichneten Untersuchungen mehrfach darthut), dürfen einseitig zur Vergleichung mit der süddeutschen Sage herangezogen werden, sondern immer nur alle zugleich im Hinblick auf ihre gemeinsame Quelle. Diese also gewonnenen nds. Lieder zeigen in ihrem Inhalt einen genaueren Anschluß an die süddeutschen, als man von einer gesonderten Betrachtung der *Píðrekssaga* aus anzunehmen gewillt ist. Durch die Beachtung dieser Tatsache wird die Auffassung des Verhältnisses süddeutscher und norddeutscher Heldensage sehr wesentlich beeinflusst. Was von einzelnen Sagen gilt, insbesondere von der Nibelungensage, wo sich diese Erscheinung am deutlichsten verfolgen läßt<sup>1)</sup>, das zeigt sich auch bei mehreren anderen und ist überhaupt auf die ganze Masse der in der *Píðrekssaga* vereinigten Gedichte auszudehnen, da dieselben zusammen als Sagenkreis von Dietrich von Bern eingewandert sind, nicht etwa einzeln losgelöst und zu verschiedenen Zeiten. Das Alter deutscher, d. h. nds. Heldensage läßt sich vorläufig jedenfalls für die erste Hälfte des 12. Jahrhunderts (1131) durch die viel citierte Stelle des Saxo<sup>2)</sup> als gesichert annehmen. Um diese Zeit müssen zum Mindesten die Vorläufer der in die *Píðrekssaga* und in die Volksweisen aufgegangenen nds. Lieder in Norddeutschland eingewandert gewesen sein. Zwei Möglichkeiten bieten sich dar, um das Vorhandensein nds. Lieder zu erklären: entweder hat sich im 8. oder 9. Jahrh., als die fränkischen Sagen nach Deutschland wanderten, die nds. Sage abgezweigt, also:



<sup>1)</sup> Bugge in Danmarks gamle folkeviser IV, p. 600.

<sup>2)</sup> Lib. XIII, bei Müller, p. 638 [bei Holder 427, 32. O. B].

Wir haben die Gründe für und wider einen der beiden Wege abzuwägen und danach die Entscheidung zu treffen.

Bei Betrachtung der in der *Pǫðrekssaga* überlieferten Geschichten ist zunächst zu beachten, daß dieselben, soweit sie zur Nibelungensage gehören, nicht in vollem Umfange auf niederdeutsche Quellen zurückgeführt werden dürfen. Die Sagen von Sigurd und den Niflungen waren seit lange in isländisch-norwegischer Überlieferung vorhanden. Daraus ergab sich natürlich von selber eine Vereinigung des einheimischen mit dem zugewanderten<sup>1)</sup>. In die Darstellung der norwegischen Saga gingen nordische Züge über, welche in den nds. Liedern nicht vorhanden waren. Wenn man den Inhalt der letzteren gewinnen will, müssen diese Bestandtheile ausgeschieden werden, was sich zum Theile mit der größten Leichtigkeit bewerkstelligen läßt. Als nordisch ist zu bezeichnen die Bemerkung in Cap. 163, daß der Drache, den Sigurd erschlägt, Regin heißt und ein Bruder des Schmiedes Mimir ist; Cap. 166, daß sich Sigurd beim Kochen der Fleischstücke des Wurmes die Finger verbrennt, daraufhin die Vogelstimmen versteht und in Folge dessen Mimir tödtet; Cap. 167, daß das Schwert Sigurds Gram genannt wird und das Roß Gráni; ebenso Cap. 168, daß sich Sigurd bei Brynhild das Roß Gráni holt. In Folge des in isländisch-norwegischer Sage berichteten Rittes durch den vafrogi war man gewohnt, das Roß mit Brynhild in Zusammenhang zu bringen; nur hieraus erklärt es sich, daß man Gráni in die Sage einführte in einer Weise und an einer Stelle, die im Zusammenhang des Ganzen geradewegs widersinnig sind<sup>2)</sup>. Cap. 227 ist nordisch, daß Sigurd und Brynhild einmal mit

<sup>1)</sup> Storm, *Aarbøger for nordisk oldkyndighed* 1877, p. 320—21; Klockhoff, *Studier öfver Thidrekssaga af Bern* (Upsala universitets årsskrift 1880) p. 4. Auf diesen Punkt ist darum Gewicht zu legen, weil man ihn auch anders zu erklären versucht hat, freilich mit ziemlicher Erfolglosigkeit. Rasmann hält in seinen Schriften Westphalen für die Urheimat der Nibelungensage. Von dort seien im 9. Jahrhundert die Eddalieder ausgegangen, aber ein Grundstock blieb zurück. Damit vermischten sich die später in Niederdeutschland eingewanderten süddeutschen Sagen, und darum roten uns in der *Pǫð.* scheinbare Entlehnungen aus der nordischen Sagenform entgegen. Diese Auffassung vertritt Rasmann in seiner Schrift: *Die Niflungasaga und das Nibelungenlied* (1877), namentlich p. 35 ff., 66 ff., 79 ff., 81 ff. Nicht überall liegt die Entlehnung aus dem Nordischen so klar am Tage wie in den hier aufgeführten Fällen. Es bedarf oft sehr genauer Sichtung, die Zudichtungen des theilweise völlig frei schaffenden Verfassers der *Pǫð.* loszulösen, um nicht ungerechtfertigter Weise diese Neuerungen der nds. Sage zu unterschreiben.

<sup>2)</sup> Abhandl. d. I. Cl. d. Akad. d. Wiss. zu München, Bd. XVIII, Abth. II, p. 454 f.

einander verlobt waren<sup>1)</sup>; Cap. 226, daß Sigurðs und Guðrúns Hochzeit gefeiert wird, ehe Sigurð und Gunnar nach Brynhild ausfahren; Cap. 348, daß Sigurðs Leiche auf Guðrúns Bett geworfen wird und sie so, wie in der isländischen Version, neben dem todtten Gemahl erwacht; Cap. 383, daß Gunnar in den Wurmgarten geworfen wird; Cap. 170 hat Oda vier Söhne, außer Gunnar, Gernoz und Gisler auch noch Guthormr, der natürlich aus dem Berichte der Edda übernommen. Diese hier erwähnten nordischen Sageneinflüsse sind äußerlich und von sehr untergeordneter Bedeutung; sie haben kaum eine wesentliche Änderung an der überkommenen deutschen Form hervorgerufen und stehen darin der ebenfalls rein äußerlichen Wiedergabe der übernommenen deutschen Namen durch die entsprechenden nordischen, also Gunnar statt Gunther, Guðrún statt Grimhild, Sigurð statt Sigfriedr, Gram statt Balmunc, Mimir statt Mime vollkommen gleich. Solche nordische Einwirkungen konnten sich nur bei der Nibelungensage und bei der Wielandsage bemerkbar machen, wo nordische Gegenstände vorhanden waren. Die letztere scheint jedoch völlig davon freigeblieben zu sein: es wurde auch kein Versuch gemacht, die nordischen Namen der Volundarkvida einzusetzen. Bei den übrigen Stoffen der Þidrekssaga sind wir also der Mühe entheben, einzelne Züge, die in Norwegen eindrangen, vor der Zurückführung auf die nds. Vorlagen ausscheiden. Fremdartige Neuerungen können aber auch in anderer Hinsicht sich entwickelt haben. Dies gilt vornehmlich bei Bestimmung der geographischen Verhältnisse in der Þidrekssaga. Hierbei ist zu unterscheiden zwischen dem, was bereits in den niederdeutschen Vorlagen stand, und dem, was erst die norwegische Darstellung verschaffte. Für das Vorhandensein einer niederdeutschen Heldensage, welche in volksträgigen Liedern lebte, spricht entschieden auch der Umstand, daß Niederdeutschland selbst zum Schauplatz der Ereignisse geworden ist.<sup>2)</sup> Hunsland und Sasat, Amils Königssitz, sind meistens als Westphalen zu verstehen, außer in der Nibelungensage, aus deren Darstellung mit Sicherheit hervorgeht, daß unter Hunsland und Sasat in diesem einzelnen, bestimmten Falle nur Ungarn und Oxy entsprechend der süddeutschen Quellen verstanden sein kann.<sup>3)</sup> Hieraus ist also zu entnehmen, daß einmal in den niederdeutschen Liedern die Geographie gerade so wie in den süddeutschen

<sup>1)</sup> Grimm, *Nibelungenlied* II, 26.

<sup>2)</sup> Storn, *Wie stehen zum Þidrekssaga*, *Karlsburg in nordisk oldkyndighet* 1877, p. 329 & 330. Vgl. Poggendorff, *Nordhäuser Studien zur Þidrekssaga*, 1884.

<sup>3)</sup> *Þidrekssaga*, *Studien* I, 2. Phil. 34 p. 22 & *Nordhäuser*, a. a. O. p. 32.

geschaffen war, daß von Anfang an kein Unterschied bestand, sondern erst nachmals ein solcher geschaffen wurde dadurch, daß Niederdeutschland als Schauplatz der Sage galt und deshalb dort mehrfache Änderungen vorgenommen wurden. Sind diese Neuerungen zum großen Theile der nds. Sagenentwicklung zuzuschreiben, so hat aber auch die norwegische Saga einige Änderungen in dieser Richtung veranlaßt, welche aus ungenügender Kenntniß der deutschen Örtlichkeiten entsprangen. Doch sind auch diese nur äußerlicher Art und berühren die Handlung der Sage wenig.

Wenn wir die in Form und Inhalt den süddeutschen so nahe stehenden norddeutschen Nibelungenlieder mit den ersteren vergleichen, so müssen sich hiebei Anhaltspunkte auffinden lassen, welche auf die ursprüngliche Heimat der Sage und damit wohl auch auf das Abhängigkeitsverhältniß der Lieder hinweisen. Als die fränkische Sage im 8. oder 9. Jahrhundert nach Deutschland kam, erfuhr sie dort nachmals im 10. und 11. Jahrhundert in den süddeutschen Gegenden samenhafte Zuthaten, welche unter dem Eindruck der Kämpfe an der Ostmark mit ungarischen Stämmen sich vornehmlich auf die zweite Hälfte, die Fahrt der Nibelungen zum Hunnenkönig und ihren Untergang erstreckten. Anerkanntermaßen enthält die Darstellung des Nibelungenliedes viele Züge, die sich erst in jenen Zeiten bilden konnten, und die mit dieser Ausführlichkeit in der ursprünglichen Sage des 6. Jahrhs. und überhaupt bei den Franken nicht als vorhanden gedacht werden dürfen. Mit sichtlicher Vorliebe und Sachkenntniß ist die Reise der Burgunden von Worms den Main entlang durch Ostfranken zur Donau und durch das Donauthal über Bechelarn nach Etzelnburg geschildert. Natürlich setzt diese Beschreibung voraus, daß die Sage in jene Gegenden gedrungen war. Dem ersten Dichter der Nibelungen standen diese genauen örtlichen Angaben nicht zu Gebote. Nun finden wir die Einzelheiten der Fahrt auch in der *Píðrekssaga* vor, dort allerdings entstellt durch einen Fehler des norwegischen Verfassers, der aber deutlich erkennen läßt, daß in der Vorlage, dem nds. Liede, Alles in Ordnung war<sup>1)</sup>. Bereits hieraus ist zu entnehmen, daß die norddeutsche und süddeutsche Sage unter einander näher verwandt sind, und daß zur Erklärung dieser Verwandtschaft der Hinweis auf ihre alte gemeinsame Quelle in der fränkischen Sage nicht ausreicht. Eine der anziehendsten Gestalten

<sup>1)</sup> Rhein und Donau fließen zusammen Cap. 362; ein Wasser heißt *Møre*, d. i. *Möringen*.

des zweiten Theiles ist Markgraf Rüdeger; dieser wurzelt aber gänzlich in den süddeutschen Verhältnissen. Die Markgrafen im Nibelungenlied entstammen aus der Ottonenzeit, wo es sich um die Festigung der Grenzen handelte; sie sind undenkbar für die Zeit der Entstehung der Sage. Mit Recht hat Thausing<sup>1)</sup> darauf hingewiesen, daß in den Hunnenkämpfen eine Erinnerung an die Kriege Heinrichs III. in Ungarn 1042—1044 lebt; Vieles in diesen Schilderungen ist auf die nationale Erhebung jener Zeiten zurückzuführen. In Volker, dem ritterlichen Spielmann und Kampfgenossen Hagens, ist auch unschwer eine später erdichtete Gestalt zu erkennen, für welche in der alten Sage kein Platz war. Betrachten wir die Nibelungensage im Ganzen, so zeigt sich, daß sie ebenso getreu die geschichtlichen Ereignisse des 5. Jahrhs. und die Örtlichkeit des Rheines bewahrt hat, als anderseits Widerspiegelungen späterer Zeiten und genaue Kenntniss süddeutscher Gegenden hervortreten. Dadurch werden wir zur Annahme einer doppelten Hauptbearbeitung der Sage geführt, oder jedenfalls zu der einer tiefgreifenden Umarbeitung des Überkommenen in Süddeutschland. Daß die alte fränkische Sage nichts von alledem wußte, läßt sich aus ihr selber, soweit sie in isländisch-norwegischem Gewande sich erhielt, nachweisen. Die Eddagedichte sind von allen diesen Ausführungen, welche nur die nach Deutschland ausgewanderte Sage betrafen, völlig frei geblieben. Aber die *Píðrekssaga* faßt dieselben in vollem Umfange in sich; und noch mehr als bei dieser selbst oder ihren unmittelbaren niederdeutschen Quellen, in denen sich ja das Bestreben der Localisation auf norddeutschem Boden kundgibt, war dies bei den älteren niederdeutschen Liedern der Fall<sup>2)</sup>. Es ergibt sich hieraus mit zwingender Nothwendigkeit die Abhängigkeit der nds. Heldensage von der süddeutschen, die demnach in späterer Zeit unter den lebhafter gestalteten Wechselbeziehungen wiederum nordwärts zurückwanderte. In der ersten Hälfte des 12. Jahrhs. ist sie dort bezeugt; früher als in der zweiten Hälfte des 11. Jahrhs. kann aber die Rückwanderung kaum erfolgt sein, somit ergibt sich rund 1100 für die wahrscheinliche Zeit der Übernahme süddeutschen Heldensanges in Norddeutschland. Mit dieser Zeitbestimmung vereinigt sich recht wohl, was wir von einheimischen niederdeutschen Sagen wissen. Storm<sup>3)</sup> hat nachgewiesen, daß ein

<sup>1)</sup> Germ. 4, p. 435—436. Die Nibelungen in der Geschichte und Dichtung.

<sup>2)</sup> Storm, Aarbøger 336; die Dichtung, welche der Saga zu Grunde liegt, ist in ihrem Ursprunge süddeutsch.

<sup>3)</sup> Aarbøger p. 341 ff.

Theil des Sagenstoffes nicht süddeutscher, sondern norddeutscher Entstehung ist. Die Kämpfe der Hunnen (d. h. der Sachsen und Westphalen nach der Ausdrucksweise der Saga) mit Friesen und Wilkinen (d. h. Wilzen, Wenden, Dänen) stammen aus den Kriegen der Ottonen gegen jene Völker im 10. Jahrhundert; Heinrich II. kriegte Anfang des 11. Jahrhunderts im Osten von „Saxland“ mit Polen und Russen. Attila der Hunnenkönig trat an Stelle der deutschen Kaiser; d. h. der einheimische nds. Heldensang schloß sich an den zugewanderten süd-deutschen an, und das dort bemerkbare Bestreben, die Vereinigung aller Sagen um einen gemeinsamen Mittelpunkt, König Dietrich von Bern, kam im Verlaufe der Zeit immer mehr zur Geltung. Niederdeutsche Heldenlieder wurden gerade damals gesungen, als süd-deutsche einwanderten. So trafen die letzteren auf einen wohl vorbereiteten Boden, was ihre rasche Annahme und Ausbreitung durch ihr Verwachsen mit dem bereits vorhandenen Grundstock wesentlich erleichterte.

Die Nibelungensage in der Þidrekssaga entspricht dem Lied vom hürnen Seyfrid<sup>1)</sup> und dem Nibelungenlied. Die Übereinstimmung mit letzterem beginnt Cap. 228 mit Gunnars Brautnacht. So ist auch in der Þidrekssaga scheinbar eine Trennung dieser beiden Denkmäler anzuerkennen, und Döring<sup>2)</sup> versuchte die Benützung der beiden mhd. Quellen nachzuweisen. Daß unser zwischen 1190 und 1205 entstandenes Nibelungenlied der Þidrekssaga und den dänischen Liedern vorlag, verbietet sich von selber durch die Erwägung der Zeitverhältnisse. Die Frage darf also nur so gestellt werden, ob bereits in den nach Norddeutschland gewanderten Liedern eine ähnliche Scheidung des Stoffes eingetreten war, wie nachmals in den genannten zwei mhd. Gedichten. Im Nibelungenliede ist die Spielmannsdichtung in höhere und feinere Kreise emporgehoben; äußerliche und innerliche Vorzüge zeichnen es demnach vor den übrigen Spielmannsgedichten aus. Sigfrid wird in ritterlich höfischer Art erzogen, er wirbt um Kriemhildes Minne; glänzende Hoffeste und Trauerfeierlichkeiten im kirchlichen Sinne sind ausführlich beschrieben; die Charakteristik der Personen ist psychologisch vertieft und die Handlung dadurch abgerundet; nicht wie in der Spielmannsdichtung herrscht die bloße Freude am Erzählen vor. Rohe Züge sind getilgt oder wenigstens derartig verfeinert, daß sie für eine gesittetere Anschauung nichts

<sup>1)</sup> Über das Alter der Sagenform des h. S. vgl. meine Ausgabe [Braunes Neudrucke Nr. 81 u. 82] S. XIX ff.

<sup>2)</sup> Ztschr. f. d. Phil. 2, p. 1—79; 256—292.



Verletzendes enthalten. Es ist klar, daß die meisten derartigen Änderungen dem mhd. Denkmal als solchem angehören und erst in diesem auftraten, dagegen in den vorhergehenden Liedern nicht vorhanden waren. Wenn uns der Unterschied zwischen dem hürnen Seyfrid und dem Nibelungenlied in ihrer heutigen Gestalt allerdings sehr groß erscheint, so kommt dies bei ihren Quellen in Wegfall, weil das Nibelungenlied auf dem Boden der älteren Spielmannsdichtung begreiflicher Weise von allen den unterscheidenden Merkmalen wenig enthielt. Beim hürnen Seifrid ist die rohe Form der späten Überlieferung in Abzug zu bringen. Dann aber wird die Überlieferung in beiden Gedichten eine einheitlichere sein und nicht mehr eine entschiedene Trennung derselben nothwendig erscheinen lassen. Unter diesem Gesichtspunkte muß die Nibelungensage in der *Piðrekssaga* aufgefaßt werden. Der Bericht der *Saga* und die ihr zu Grunde liegenden nds. Lieder sind durchaus einheitlich, die Spielmannsdichtung von den Nibelungen. Ebenso verhielt es sich mit der süddeutschen Sage im 11. und 12. Jahrhundert; nur das Nibelungenlied ist aus ihrem Kreise herausgetreten. Zwischen der Jugendgeschichte Sigfrids und den letzten Kämpfen der Nibelungen ist in der Darstellung der Spielmannslieder und der *Piðrekssaga* keine Verschiedenheit bedingt. Die Vergleichung mit der nds. Sage gibt ein vortreffliches Hilfsmittel an die Hand, den Stand der älteren süddeutschen Sagenüberlieferung uns wieder zu erschließen und die eigenartige Kunst des Nibelungenliedes namentlich auch in ästhetischer Hinsicht, insofern es am Inhalte änderte, zu bemessen. Es ist begreiflich, daß Sigfrids Abenteuer beim Schmied als dessen Lehrling unmöglich war, sobald seine Erziehung den Ansprüchen des höfischen Anstandes entsprechen mußte. Die Scene, wie Sigfrid Brünhilde bezwingt, ist im Nibelungenlied offenbar umgebildet: Sigfrid ringt mit ihr, nimmt ihr einen Ring und Gürtel ab, ohne jedoch ihre Minne zu genießen<sup>1)</sup>. Dagegen berichtet die *Piðrekssaga* Cap. 229: *oc þa tær hann til Brynildar oc fær skiott hennar mæydom*. Das Aufgeben dieses in der rohen Auffassung der Spielmannsdichtung vorhandenen Zuges ist bedeutungsvoll für das ethische Urtheil über Sigfrids Schuld oder Unschuld. Die Kämpfe bei den Hunnen sind in den älteren Liedern viel wilder als im Nibelungenlied; das letztere hat die furchtbare Grausamkeit Kriemhildes, die nach der älteren Sage (*Ps.* Cap. 392) die Verwundeten zu Tode quält, mit richtigem Gefühl getilgt. Daß in Süddeutschland Lieder vorhanden

<sup>1)</sup> Bartsch Str. 649—681.

waren, ganz im Geiste der Quellen der *Pidrekssaga* gehalten, von denen sich aber das *Nibelungenlied* unterschied, zeigt sich anlässlich des Auftritts zwischen Hagen und Ortliep, dem Kinde der Kriemhilt, über welchen der Bericht der *Saga* (Cap. 379) und des prosaischen Anhanges zum *Heldenbuch* (*Heldensage* p. 298 f.) gegen das *Lied* zusammenstimmen; ebenso am Schlusse, wenn Dietrich die Kriemhilt erschlägt, während im *Nibelungenlied* dies von Hildebrand erzählt wird.

Auch die Betrachtung der übrigen in der *Pidrekssaga* vorhandenen Sagen läßt erkennen, daß die norddeutsche und süddeutsche *Heldensage* gegenüber einer älteren süddeutschen des 8. und 9. Jahrhunderts im Allgemeinen und im Besonderen zusammengehen, und zwar so, daß jeder Gedanke, als hätten wir es mit einer jeweiligen Weiterbildung einer gemeinschaftlichen Ursage im Norden und Süden zu thun, von Vorneherein ausgeschlossen wird. Wären süddeutsche und norddeutsche Sagen, vom gleichen Ausgangspunkte beginnend, ihre eigenen Wege gewandelt, so könnten nicht die im 13. Jahrhundert erfolgten Aufzeichnungen, die also 400 oder 500 Jahre von der entlehnten fränkischen Sage entfernt sind, so genau übereinstimmen, namentlich nicht, wenn es sich um auf beiden Seiten gleichmäßig durchgeführte Neuerungen handelt. In Bezug auf diese muß natürlich die eine vorangegangen, die andere nachgefolgt sein. Unter den in die *Pidrekssaga* übergegangenen süddeutschen stehen an erster Stelle diejenigen, welchen mhd. Dichtungen entsprechen, wie *Eckenlied* und *Rother*; die Berührungen gehen vielfach bis zu wörtlicher Übereinstimmung<sup>1)</sup>, was darauf hinweist, daß theilweise der Wortlaut der Originale des 11. Jahrhunderts gewahrt blieb und in die norddeutschen und süddeutschen Dichtungen überging. Dies wäre ebenfalls unmöglich aus gemeinsamen Quellen des 8. oder 9. Jahrhunderts zu erklären. Die sprachliche Entwicklung zwischen dem 8. und 13. Jahrhundert hätte tiefgreifende Änderungen veranlaßt. Die Übereinstimmung muß aber sich sehr weit erstreckt haben, wenn sie noch so deutlich selbst aus der norwegischen Prosa<sup>2)</sup> heraus an die mhd. Werke anklingt. Von anderen Sagen läßt sich nachweisen, daß sie im 11. Jahrhundert in älterer einfacherer Form vom Süden nach dem Norden wanderten, aber nachmals eigenartige Ausbildung erfuhren, z. B. von den Gedichten, aus denen der Kampf der Dietrichsrecken

<sup>1)</sup> Edsardi Germ. 23, p. 99 ff.; 25, p. 48—67.

<sup>2)</sup> An einigen Stellen erkennt man noch deutlich den poetischen Stil der nds. Lieder, der an den unserer mhd. Heldendichtung sich anschließt; einiges bei Edsardi, Germ. 25, p. 66 Anm.

mit Isungs Söhnen (Ps. Cap. 45—56) einerseits, der große Rosengarten (wohl auch Dietrichs siegreicher Zweikampf mit Sigfrid in der Rabenschlacht Str. 672—683) anderseits hervorgingen. Nur sehr Weniges von der älteren deutschen Sage, welche den Stand des Fränkischen bewahrte, wo also jene süddeutschen Zuthaten noch nicht vorhanden waren, hat sich erhalten, das Bruchstück des Hildebrandsliedes aus dem 8. Jahrhundert. Aber auch aus dem Wenigen läßt sich entnehmen, daß damals die Sage noch in anderen Bahnen lief. Odovakar ist Dietrichs Gegner, ein Zug, der später gänzlich schwand, dadurch, daß Sibich, welcher zu Ermenrich und den Harlungen gehört, überhaupt die Verrätherrolle übernahm, und somit Dietrich nachmals seinem Neide entflo<sup>1)</sup>. Die fränkische Sage hat, wie auch aus der nordischen Gestalt des zweiten Theiles der Nibelungensage ersichtlich ist, die geschichtlichen Grundzüge wohl gewahrt, welche nachmals in der deutschen Fortbildung mehr und mehr zurücktraten. Völlig verschieden vom alten Hildebrandslied ist die Darstellung der Þidrekssaga (Cap. 406—409). Damit stimmt aber auch das deutsche Hildebrandslied des Kaspar von der Roen zusammen. Edzardi<sup>2)</sup> behauptet für das letztere zwar niederdeutschen Ursprung, doch sind die angeführten Gründe nicht völlig bestimmend, die Möglichkeit der süddeutschen Herkunft ist nicht ausgeschlossen. Jedenfalls ist die Sage auf einem ganz anderen Standpunkt als im alten Lied. In gleicher Weise hat sich norddeutsche und süddeutsche Überlieferung vom Alten entfernt, nicht jede gesondert für sich.

Nachdem wir erkannt haben, daß die Þidrekssaga und die mhd. Gedichte auf gemeinsame Quellen zurückzuführen sind, darf der Versuch gewagt werden, den Stand der hochdeutschen Sage während dem 11. Jahrhundert zu ermitteln. Natürlich ist das den nord- und süddeutschen Liedern Gemeinsame ohne weitere Fragen als alt zu betrachten; dagegen ist bei allen eigenartigen Abweichungen auf der einen Seite zu bestimmen, ob dieselben bereits in der alten Sage standen und nur zufällig sich hier erhielten, dort aber vergessen wurden, oder ob wir es mit Neubildungen, beziehungsweise mit Doppelberichten zu thun haben. So müssen einige Vorfragen zunächst entschieden werden. Sehr wichtig ist Cap. 165 der Þidrekssaga: Sigurds Besuch bei Brynhild. Wie ist überhaupt das Verhältniß Sigurds und Brynhilds in der Ps. aufzufassen? Eine Verlobung fand nicht

<sup>1)</sup> Ähnliche Auffassung bei Storm, Sagnkrædsene om Karl den store og Diderik af Bern p. 72.

<sup>2)</sup> Germ. 19, p. 315—326: zum jüngeren Hildebrandsliede.

statt; die Worte in Cap. 227 stammen aus der nordischen Sage. Wenn dagegen Sigurd wenigstens bei Brynhild war, ehe er sie Gunnar zur Frau vorschlug, also sie kannte, ohne daß jedoch ein innigeres Verhältniß sich daran angeknüpft hätte, so könnte man diesen Zug als deutsche Sage auffassen und für die letztere wenigstens eine vorhergehende Bekanntschaft Brünhildes und Sigfrids behaupten, wenn auch eine Verlobung mit aller Entschiedenheit geleugnet werden muß. Nach der Ps. weiß Sigurd nichts von seinen Eltern. Er nennt Brynhild seinen Namen, aber vermochte über sein Geschlecht keine Auskunft zu ertheilen; da sprach Brynhild: *ef þu veitst æigi at sægia mér, þa kann ec at sægia þér, at þu ert Sigvrðr Sigmundar son konungs oc Símbæ*. Wenn etwas echt und sinnvoll ist bei dieser Begegnung, so ist es diese Mittheilung über Sigurds Herkunft. Sie wird als sagenmäßig bestätigt durch zwei Strophen des Seyfridliedes:

- 47 nun was der held Seyfride      gewesen seyne jar,  
das er vmb vatter vnd mütter      nicht west als vmb ein har.  
er ward vil ferr versendet      inn eyne finstern than,  
darinn zoch jn ein meyster,      bisz er ward zû eym man.
- 48 er gwan vier vnd zwentsig stercke      vnd yegklich sterck ein man.  
do sprach zû jm das zwerge:      will dir zû wissen thon,  
deyn mütter hiesz Siglinge      vnd was von adel geporn,  
deyn vatter künig Sigmunde      von den so bist du wordn.

Diese Strophen setzen dieselbe Sage voraus, wie die niederdeutschen Lieder. Jedoch ertheilt der Zwerg Eugel Seyfrid Auskunft, nicht wie in der Ps. Brynhild. Was sonst im Cap. 168 enthalten ist, bedarf einer genaueren Prüfung. Sigurd holt sich Gráni aus dem Gestüt der Brynhild; als er zu ihrer Burg kommt, hat er mit den Wachtmännern einen Kampf zu bestehen. Das Roß Gráni ist eine Zuthat der nordischen Sage; aus dieser ist es in die Ps. eingedrungen, die niederdeutschen Lieder wußten so wenig von ihm als die süddeutschen. Die norddeutsche Sage erzählte, Studar<sup>1)</sup>, des Heimir Vater, habe ein Gestüt verwaltet, aus dem die berühmtesten Helden und Dietrich selber ihre Rosse bezogen, daher stammten Falka, Skemmingr und Rípa. Es ist wahrscheinlich, daß auch Sigfrid nicht zurückgesetzt werden sollte und darum aus demselben Gestüt ein Roß bezog; natürlich konnte dies nach der Þidrekssaga nur Gráni sein. Die schwedische Saga berichtet auch Cap. 16: *i then skog, som Brynnilla ägher ther*

<sup>1)</sup> In Ps. steht allerdings Studas, aber die schwedische Bearbeitung hat die richtige Namensform Studar (68, 18), sonst Studder oder Studer = ahd. stuotári, der Stüter, Verwalter eines Gestüts, gewahrt.

äre IIII hūsta, en heter Grane, oc annar heter Skimling oc tridie heter Falke oc IIII. heter Rispa (das in Ps. entsprechende Cap. 188 hat diesen Satz nicht). Brynhild besitzt das Gestüt, aus welchem jene Rosse stammen. Cap. 18 berichtet von ihr: *firir norðan fiall i Svava þar er su borg er heitir Sægarð. þar reð firir hin ríka oc hin fagra ok hin mikilata Brynhilldr, er fegrst er kvenna i Suðrlondum ok va norðr af speki ok storvirkium er gor verða firir hennar sakir ok sinit munu fyrnaz*; ähnlich Nibelungenlied 326:

ez was ein küneginne	gesezen über sê:
ir geliche enheine	man wesse ninder mē.
diu was unmāzen scēne,	vil michel was ir kraft.
si scōz mit snellen degenen	umbe minne den scaft.

Der Hinweis auf die großen Thaten, welche um Brynhildes willen geschehen, spricht dafür, daß auch in Bezug auf ihre Gewinnung in der nds. Sage Ähnliches berichtet wurde, wie im Nibelungenlied, obwohl die Ps. diese Dinge ausfallen ließ. Dann fährt die Ps. fort: *i einum skog eigi þaðan langt stendr bu mikit, er atti Brynhilldr ok reð firir sa maðr er Studas het*. Der Gestüthof wird dann ausführlich beschrieben. Es fragt sich, ob die nds. und damit früher auch die süddeutsche Sage wirklich Brünhilt zur Besitzerin einer Pferdezucht gemacht haben. Auch nicht der geringste Anlaß dazu liegt in ihrer Geschichte selber vor. Aber eben ihr Gestüt ist der Grund, weshalb Sigurð sie aufsucht. Auch Cap. 168 ist völlig auf nordische Sage gegründet; es beruht auf einer Einmischung nordischer Züge. Die Einwirkungen der nordischen Sage sind hier etwas tiefer gehend als in den oben namhaft gemachten Fällen; sie haben eine eigene neue Scene veranlaßt. Des Studar Sohn ist Heimir; Brynhild nach der jungen nordischen Sage ist Heimirs Pflgetochter, und lebt auf Heimirs Hofe. Dies war dem Verfasser der Ps. natürlich bekannt. So brachte er auch einzig und allein in Folge der Namensgleichheit Heimir, den Gesellen Dietrichs, mit Brynhild in Verbindung; er und sein Vater standen in ihrem Dienste, und so wurde Brynhild zur Besitzerin des Gestüts. Als solche wird sie ja gerade in Cap. 18, wo von Heimir zum ersten Male die Rede ist, erwähnt. Ein weiterer, ebenso äußerlicher Grund lag in Sigurðs Geschichte. Es ist nicht unmöglich, daß bereits nds. Lieder ihm wie dem Dietrich ein Roß aus der edelsten Zucht zuschrieben. Dieser Zug wäre aber dann bereits ein neugebildeter, nicht der alten deutschen Sage zugehöriger, welcher entstand, als die übrigen Sagen immer mehr nur als Episoden der Geschichte Dietrichs aufgefaßt wurden und sich deshalb auch

allerlei Änderungen gefallen lassen mußten. Die *Píðrekssaga* wies ihm das Roß Gráni zu. Gráni aber steht in unlöslichem Zusammenhang mit dem Ritt durch den *vafrogi*, den die jüngere nordische Sage auf Brynhild übertrug. Also auch auf diesem Wege brachte die *Ps.* Brynhild und die Pferde mit einander in Verbindung. War einmal Brynhild die Besitzerin der Rosse, so lag es für den Sagaschreiber nahe, Sigurd den Gráni bei Brynhild selber holen zu lassen, also die in Cap. 168 erzählte Begegnung zu erfinden, da ja die ihm geläufige nordische Sagenform von einer Verlobung und einem Zusammentreffen Sigurds und Brynhilds wußte. Was die Kämpfe mit den Wachtmännern anlangt, welche Sigurd zu bestehen hat, so erinnere ich an *Oddrúnargrátr* 17:

pá var víg vegit      völsku sverði  
ok borg brotin      sú er Brynhildr átti —

wo die Werbung um Brynhild mit Kämpfen verknüpft ist<sup>1)</sup>). Somit ist Cap. 168 die Begegnung Sigurds und Brynhilds Erfindung des Verfassers der *Ps.*; die nds. Lieder wußten nichts von einer solchen zu erzählen; Cap. 168 stammt nicht aus der deutschen Sage und darf unter keinen Umständen verwendet werden, um nachzuweisen, daß auch die deutsche Sage einmal berichtet habe, Sigfrid und Brünhild hätten sich gesehen, ehe Sigfrid mit Gunther zu ihr zog. Die deutsche Sage hat niemals etwas von einer Verlobung erzählt, aber auch nicht einmal von einer Begegnung. Was sich irgendwo davon vorfindet, ist nordische Erfindung und darf nicht in die deutsche Sage zurückgetragen werden. Auch die letzte scheinbare Stütze der *Píðrekssaga* für diese Annahme erweist sich als hinfällig. Allerdings bleibt ein Zug des Capitels als echt und alt bestehen, nämlich daß Sigfrid über seine Herkunft Kunde erhält. Jedoch war Brünhild nicht von Anfang an dazu bestimmt, und es ist ein reiner Zufall, daß die *Ps.* sie dazu ausersah, wahrscheinlich auch wiederum auf Grund der nordischen Nibelungenlieder, in denen Brynhild mehr als alle übrigen durch langathmige Weissagungen und Reden sich auszeichnet, die ihrem ursprünglichen Charakter wenig anstehen. Sobald die Sage voraussetzte, daß Sigfrid nichts von Vater und Mutter wußte, so mußte ihn einmal später Jemand darüber aufklären, wie Eügel in dem *Seyfridsliede*, Brynhild in der *Ps.* Die fränkische Sage berichtete aber einmal ebenso, und die alte nordische Sage folgte ihr

<sup>1)</sup> Weiteres hierüber in meiner Abhandlung über die Nibelungensage (Abb. d. Akad. d. Wiss. zu München, Bd. XVIII, p. 453).

darin. Die Person des Grípir zeugt noch dafür. Man hat bereits mehrfach auf eine Ähnlichkeit zwischen Grípir und Eugel hingewiesen und dieselbe mythologisch zu erklären versucht. In Wirklichkeit verhält sich die Sache so, daß nach der fränkischen Sage ein Mann den Sigfrid über seine Herkunft aufklärte, vielleicht sein Oheim. So lange er ihm diese Mittheilung zu machen hatte, war seine Stellung in der Sage sehr wohl begründet. Nachmals aber fiel dieser Zug weg, indem die Jugendgeschichte Sigurds im Norden gänzlich umgestaltet wurde; Grípir jedoch blieb stehen und erhielt die unmotivierte Aufgabe, dem Sigurd in prophetischer Weise sein Lebensschicksal aufs Genaueste her zu erzählen. Die *Píðrekssaga* hat die im Nordischen als Grípir, im Deutschen als Eugel erhaltene Gestalt überhaupt fallen lassen und ihre Rolle an Brynhild übertragen. Cap. 168 ist lehrreich für die Beurtheilung der Thätigkeit des Sagaschreibers, die doch nicht überall eine bloß mechanische Übersetzung war, sondern stellenweise in selbständiger Erfindung hervortritt, aber vielleicht nur da, wo er die zwei sehr verschiedenartig lautenden Berichte des Isländisch-norwegischen und des Niederdeutschen zu vereinigen suchte. Cap. 168 löst sich somit befriedigend und einfach in seine Bestandtheile auf, und damit ist für die Forschung festgestellt, wie sie dasselbe auffassen hat. — Aus einer Vergleichung der färöisch-dänischen Lieder und der *Píðrekssaga* läßt sich die norddeutsche Sage in vollkommener Weise wiederherstellen, als aus der letzteren allein. Aber bereits die Auffassung der Handschriftenfrage bei der *Píðrekssaga* trägt wesentlich dazu bei. Treutlers<sup>1)</sup> Ansicht, die isländischen Handschriften und die schwedische Übersetzung seien insgesamt auf die norwegische Membrane (M) zurückzuführen, ist durch Storm<sup>2)</sup>, Edzardi<sup>3)</sup> und Klockhoff<sup>4)</sup> berichtigt. Das Wesentliche beruht darin, daß alle auf uns gekommenen Handschriften, zuweilen durch Zwischenstufen vermittelt, auf eine alte norwegische Bearbeitung der *Píðrekssaga* zurückgehen. In der alten *Píðrekssaga* waren alle die Berührungen mit der deutschen Sage bereits vorhanden, welche in den verschiedenen Handschriften nicht immer gleichmäßig häufig auftreten und die man darum zum Theil auch als spätere neue Einwirkung deutscher Sagen auffassen geneigt war. Daraus erhellt, daß im Ganzen der Anschluß der

<sup>1)</sup> Germ. 20, p. 151—189.

<sup>2)</sup> Nye studier over Thidrekssaga.

<sup>3)</sup> Germ. 25, p. 47 ff.; p. 142 ff.; 257 ff.

<sup>4)</sup> Studier öfver Thidrekssaga. Upsala universitets aarskrift 1880. Zustimmung zu dieser vortrefflichen Schrift Edzardi, Germ. 26, p. 242—248.

norwegischen Bearbeitung an ihre niederdeutschen Vorlagen ein ziemlich genauer war, und daß diese nds. Lieder unseren süddeutschen nahe standen und vielfach geradewegs gleich lauteten.

Bereits die alte *Piðrekssaga* enthielt Parallelberichte; eine und dieselbe Scene wird zweimal erzählt. Zum Theil mögen die nds. Quellen Schuld daran tragen, wie bei König Osantrix Tod (Cap. 144 und 292), zum Theil aber auch die Darstellung der Saga (in Cap. 169 und 170). In den beiden letztgenannten wird Hognis Geburt erzählt und seine Erzeugung durch einen Alben. Der wirkliche Bericht der nds. Vorlage wird nur durch Zusammenziehung der zwei Capitel zu einem und mit Hilfe der deutschen Quellen erlangt. Die zwei Berichte ergänzen sich mit Nothwendigkeit zu einem einzigen; für sich allein genommen ist jeder unvollkommen. Die Ps. und damit die nds. Sage hat allein den alten Zug gewahrt, der bereits der fränkischen Sage eignete, daß Hagen der Sohn eines Alben war. Ursprünglich war er der Stiefbruder der Gibichunge, denn nur so erklärt es sich, daß die nordische Sage und die deutsche Spielmannsdichtung Hagen als Bruder der Nibelungen auffaßt. Damals natürlich kam auch der Albe zu Gibichs Gattin. Bereits im 10. Jahrhundert, im *Waltharius* aber ist Hagen Gunthers Oheim; und so auch späterhin Hagen Aldrians Sohn. Da auch die Ps. Aldrian als Hognis Vater kennt, so ist klar, daß die nds. Sage auf derselben Stufe stand wie die süddeutsche, d. h. Hagen als Aldrians Sohn und demnach den Oheim der Burgunden betrachtete. Cap. 169 berührt sich überdies ganz auffallend mit dem Nibelungenlied 1734. Nun aber berichtete die nordische Sage, Hogni sei Gunnars Bruder; der Verfasser der Ps. half sich dadurch, daß er einmal Aldrian auch zum Vater der Burgunden machte (Cap. 169), das andere Mal aber Hagen zum Sohne der Oda (Uote) und damit zum Stiefsohne des Nibelungenkönigs Irung (= Dancrät, d. h. für Gibich ist ein anderer Name eingesetzt) Cap. 170. Es ist in diesem Falle deutlich, daß die Thatsachen der Quellen unter nordischem Sageneinfluß geändert wurden; diese Änderung ist leicht und einfach. Wenn also Hagen wiederum zufällig dieses Mal mit vollem Recht in seine alte Stellung trat, so hat nicht die nds. Sage darin einen uralten Zug erhalten, von dem aus wir Weiteres schließen dürfen. Wir stünden sonst auf dem sehr schwanken Boden der Erfindung des norwegischen Verfassers, und natürlich ist es rein unmöglich, so lange man auf solche Voraussetzungen baut, zu einem befriedigenden Ergebnis zu kommen. In der nds. Sage verhielt sich also die Sache folgendermaßen: Aldrians Frau hatte



von einem Alben einen Sohn. Das aber wußte Niemand, und darum hieß Hagen auch Aldrian's Kind (Cap. 169). Dieser Hagen war der Oheim der Nibelunge. Irung und Oda waren die Eltern des Gunther, Gislher, Gêrnôt und der Grimhilt (Cap. 170).

Wenn bereits die älteste Þidrekssaga in vielen Einzelheiten sich genauer an die nds. Sage anschloß, so ist dies bei den dänischen Liedern und ihren Übersetzungen noch weit mehr der Fall. Um Einsicht in den Stand der nds. Sage zu gewinnen, müssen also auch sie berücksichtigt werden. Auf der Fahrt zu den Hunnen haben Hagen und Dancwart mit Gelfrat von Bayern einen Streit zu bestehen (XXVI *âventiure, wie Gelfrât erslagen wart von Dancwarte*). Die Þidrekssaga weiß nichts davon, wohl aber das dänische Lied von Grimhilds Rache<sup>1)</sup>; demnach fand sich diese Scene auch in den nds. Liedern, und gerade dieser Zug, die Erwähnung eines bayerischen Herrn, der die durchziehenden Burgunden belästigte, zeigt wiederum deutlich die enge Verwandtschaft, beziehungsweise die Abstammung norddeutscher von süddeutscher Sage. Der Rath Hagens, das Blut der Erschlagenen zu trinken, fehlt zwar in Ps., aber im *færðis*ch Högni 140, sowie in dän. B 32 findet er sich. Rüdegêr ist in der Ps. etwas zu kurz gekommen; wir vermissen die ausführliche anziehende Charakterzeichnung, welche im Nibelungenlied ihn in so schöner Weise hervortreten läßt. Über seine letzten Kämpfe und seinen Feind geht die Ps. sehr rasch hinweg. Aber sie kürzt auch hier die Quelle, in denen beschrieben war, wie Rüdegêr und die Nibelungen mit einander reden und wie Rüdegêr seinen eigenen Schild Hagen für dessen zerhauenen hinbot<sup>2)</sup>. Auch die nds. Sage kannte das Idealbild des edlen und milden Markgrafen. — Es ist klar, daß in den nordischen Ländern nur die niederdeutschen Lieder und die niederdeutsche Sage bekannt sein konnte und daß hochdeutsche Gedichte nicht hindrangen. Man darf sich zu dieser Annahme nicht durch die Gleichheit norwegisch-isländischer und süddeutscher Sagenzüge verleiten lassen. Wenn die Liedersammlung von 1240 [*„Sæmundar-Edda“*] von deutscher Sage spricht (*en Þýðverskir menn segja svá, Brot af Sykv.*), so kann damit nur die niederdeutsche Sage, dieselbe, die in die Þidrekssaga und in die dänischen Lieder aufging, gemeint sein<sup>3)</sup>.

<sup>1)</sup> Bugge in Danmarks gamle folkeviser IV, p. 596/97.

<sup>2)</sup> a. a. O. p. 598/99.

<sup>3)</sup> Wenn in einigen Strophen der Edda Sigurðs Tod geschildert wird, und zwar in einer dem Berichte der deutschen Spielmandichtung (von Hans Sachs erhalten) entsprechenden Weise, so kann dieser Zug unmöglich als späterer deutscher Sagen-

Nun finden sich in den Eddaliedern vereinzelte Spuren vor, die man als erneute, zweite deutsche Sageneinflüsse zu erklären pflegt<sup>1)</sup>. Aus ihnen kann unter Umständen auch hie und da etwas für den Stand der nds. Sage Belangreiches erschlossen werden. Grípisspá 43 berichtet deutscher Sagendarstellung gemäß, welcher natürlich auch die nds. folgte, Sigurðs und Gunnars Hochzeit sei zusammen in Gjúkis Sälen gefeiert worden. Auf Grund hievon darf das Cap. 226 der Ps. als unter nordischen Einwirkungen entstanden betrachtet werden. Die Träume der Kriemhilt im Nibelungenlied av. I sind zwar von der Ps. weggelassen worden, aber fanden sich höchst wahrscheinlich in den nds. Liedern vor, was aus Völsungasaga Cap. 25 zu entnehmen ist.

Wenn so die nordischen Quellen (Píðrekssaga) einer kritischen Sichtung bedürfen, ehe sie zur Gewinnung des Inhaltes der nds. Lieder verwertbar werden, so können anderseits auch die mhd. Werke nicht ohne Weiteres als Repräsentanten der im 11. Jahrhundert lebenden süddeutschen, nach Norddeutschland verpflanzten Sage gelten. Eigenartige Neuerungen sind in Abzug zu bringen. Als eine solche ist zu betrachten die Geschichte vom Hort der Nibelunge und seiner Erwerbung, wie sie im Nibelungenlied und im Biterolf dargestellt wird. W. Müller<sup>2)</sup> hat überzeugend nachgewiesen, daß die Sage von Nibelunc und seinen Söhnen Schilbunc und Nibelunc und damit von dem Volke der Nibelungen, das Sigfrid beherrscht, späterer Bildung ist. Nibelungen heißt das fränkisch-burgundische Königsgeschlecht der Gibichungen, und daher leitet sich der Ausdruck: Hort der Nibelungen. Dazu ist ein Heros eponymos und sein Volk gebildet worden. Die Erwerbung des Hortes durch Sigfrid ist ein indisches Märchen<sup>3)</sup>, das ziemlich spät in die Sage Eingang fand, und zwar in die süddeutsche im 11. oder 12. Jahrhundert, nicht schon in die altfränkische. Die Ps. und wahrscheinlich auch die niederdeutsche Sage erwähnen

---

einfluß bezeichnet werden; denn die dabei allein in Frage kommende nds. Spielmannsdichtung deckte sich ja mit dem Nibelungenliede, und demnach müßten wir den Bericht des letzteren in den nordischen Quellen wiederfinden. Die Berechtigung, Sigurðs Tod draußen im Freien, beim Þingritt als sehr alt in der Edda annehmen zu dürfen, ist hiedurch erwiesen. Von späterer deutscher Entlehnung kann keine Rede sein.

<sup>1)</sup> Meine Abhandlung über die Nibelungensage p. 485 ff.

<sup>2)</sup> Mythologie der deutschen Heldensage 56/60.

<sup>3)</sup> Im Tuti nameh (Papageienbuch) ed. Rosen II, 249; Weiteres Kathā-sarīt-sāgara, übersetzt von Tawney I, p. 14 Anm.

zwar nichts davon. Trotzdem scheint für die letztere bereits dieselbe vorausgesetzt werden zu müssen, wie unten ausgeführt wird.

Als eine Abweichung des Nibelungenliedes ist bereits der Umstand geltend gemacht worden, daß Sigfrid Brünhilt in Worms für Gunther bezwang, ohne sie zu berühren, obwohl dies eigentlich widersinnig ist. Denn an Brünhildes Jungfrauenthum ist ihre Stärke geknüpft. Doch bricht im Nibelungenlied auch eine ältere Auffassung in halbverwischten Spuren hervor. Beim Zanke sagt Brünhilt, als sie Sigfrid und Gunther zum ersten Male gesehen habe, also auf ihrer Burg Isenstein selber, sei des Königs Wille an ihrem Leibe geschehen (Str. 820):

ich hört' si jehen beide,      do ih s' aller êrste sach,  
und dâ des küneges wille      an mîne libe gescach.

Damit stimmt Ps. Cap. 228 u. 229 überein. Der Stammvater der Burgundenkönige hieß Gibich; daher führten die Nibelungen auch den Namen Gibichungen (im Altnord. und in der deutschen Spielmannsdichtung). Dagegen nennt das Nibelungenlied an Gibichs Stelle Dancrât, die Ps. Irung und Aldrian. Also beide stimmen darin überein, daß sie den richtigen alten Namen durch einen jüngeren und unrichtigen ersetzen. Dieser Zug kommt bereits ihren gemeinsamen Vorlagen zu. Das Lied vom 'Hürnen Seyfrid' ist hochwichtig, weil es über Sigfrids Jugendschicksale in den Strophen 47—48, 1—11 jedenfalls die alte Sage gewahrt hat, die sonst in hochdeutschen Quellen gänzlich verschollen ist. Dagegen ist der übrige Inhalt auf seinen Werth zu prüfen<sup>1)</sup>. Daß Sigfrid Herr des Zwergenvolkes wird und ihren Hort gewinnt<sup>2)</sup>, geht auf die jüngere Sage von den Nibelungen als dem hortbesitzenden Zwergvolke zurück. Nybling hinterläßt drei Söhne, von denen nur der dritte, Eugel, bei Namen genannt ist. Sie entsprechen Nibelunc, Schilbunc und Alberich, der sich ihnen als Bruder zugesellt. Wie Alberich besitzt Eugel die Tarnkappe; wie dieser greift Eugel allein thatkräftig in die Handlung ein, während von den anderen nur die Namen genannt werden. Doch ist diese „Nibelungensage“ im Seyfridliede umgebildet. Ungeschickt stehen die Strophen 13—15 und 38 im Zusammenhang. Überhaupt wird bereits von Anfang an das Zwergenvolk als Seyfrid unterthänig gedacht, obwohl er erst mit dem Gewinn des Hortes (134—138) Gewalt über

<sup>1)</sup> Vgl. nunmehr hierüber meine Ausgabe des Hürnen Seyfrid S. XIX ff., wonach einzelnes von hier Bemerktem zu berichtigen ist.

<sup>2)</sup> Vgl. namentlich Strophe 13—15; 38; 134—138.

dasselbe gewinnt. Wir haben es demnach mit einer in Verwirrung gerathenen Anwendung der Sage des Nibelungenliedes zu thun. Trotzdem liegt derselben eine alte richtige Auffassung zu Grunde: der Gewinn des Hortes knüpft sich noch an den Drachenkampf, nicht an das im Nibelungenlied verworthe indische Märchen. Vgl. Strophe 165 (ähnlich auch 140):

nun het er zwen gedanken,      den ein auff Kuperan,  
den andern auff den wurme,      welcher den schatz het glan.  
er meynt in het gesamlet      der wurm nach menschen witz,  
wenn er würd zu eym menschen, thet er den schatz besitz.

Dieser alte Sagenzug veranlaßte für das Seyfridslied die Umgestaltung der späten Hortsage. Die Lieder im 11. Jahrhundert haben jedenfalls noch den Hergang in dieser Weise berichtet. Die Ps. weiß allerdings in Cap. 166 nichts mehr davon, so wenig wie das Seyfridslied 1—11. Der Satz Ps. Cap. 359 „Sigvrðr sveinn atte mikit gull, þat fyrst er hann toc vndan þeim mikla dreka“ dürfte sich eher aus der nordischen Sage erklären als aus den niederdeutschen Liedern. — Nach den Strophen 107, 108, 130, 131 des Seyfridsliedes gibt es nur ein Schwert, mit welchem der Wurm überwunden werden kann. Dieser Zug gehörte bereits der ältesten fränkischen Sage an; auch im Nordischen erhält Sigurd das Schwert Gram zu dem bestimmten Zwecke, Fáfnir zu tödten. Nachmals aber ging dieses Schwert unter die Wunschdinge über, welche Sigfrid mit dem Horte erhielt<sup>1)</sup>. Wie der Hort vom Drachenkampfe getrennt ward, so verlor auch das Schwert eine besondere Bedeutung. Die Sage des Nibelungenliedes weiß von keinem Schwert mehr zu erzählen, das dazu nöthig war. Auch im Seyfridsliede zeigt sich beim ersten alten Wurmkampfe (Str. 6—11) keine Spur mehr davon, da ja die neue Hortsage bereits Eingang fand. Die Þidrekssaga Cap. 166 schließt sich genau an die Darstellung im hürnen Seyfrid an; zum Kampfe braucht Sigurd kein Schwert. Wohl berichtet Cap. 167, Mimir habe ihm Gram gegeben, aber darin

<sup>1)</sup> Bereits in der ältesten Sagenform war vielleicht beim Drachenhorte ein Schwert und ein Helm (Hrotti, ægishjálmr, gullbrynja in den Fáfnismál). Das Schwert war aber da ganz bedeutungslos, es zählte eben unter die Kleinodien des Hortes. So leicht war nachmals die Anknüpfung: unter dem Schwerte des Hortes wurde das Sigfridsschwert (Gramr oder Balmunc) verstanden. Übrigens läßt das Erscheinen von Schwert und Helm beim Horte auch eine andere Deutung zu, nämlich daß wir in dieser so vereinzelt stehenden Prosastelle zu dem Fáfnismál, die durch nichts als das erwiesen wird, eine späte deutsche Entlehnung anzuerkennen haben, wodurch wiederum das Vorhandensein der jüngeren Hortsage für die nds. Lieder eine Stütze erhält.

zeigt sich nordische Sageneinwirkung, gerade so ungeschickt und äußerlich herbeigezogen wie das Roß Gráni. Gramr hätte Sigurd genügt, den Kampf zu bestehen, Gráni, um zu Brynhild zu reiten. Aber der Verfasser der Saga erzählt zunächst die Thaten seines Helden, und erst nachher erhält derselbe Schwert und Pferd. Es liegt auf der Hand, daß eine halbwegs vernünftige und organisch entwickelte Sage derartige Verkehrtheiten nicht zu Tage gefördert hätte, daß wir also die nds. Quellen nicht dafür verantwortlich machen dürfen. Die nds. Sage hatte wie die des Nibelungenliedes beim Drachenkampf die Bedeutung des Schwertes vergessen, die nordische Sage dagegen hatte das Richtige gewahrt, und dieses ist unverständig vom Verfasser der Saga an unrichtigen Orte wieder eingefügt worden. Wenn aber die nds. Quellen der Ps. sich in diesem einen Zuge an die Form des Seyfridliedes anschlossen, so müssen sie auch in den übrigen dadurch bedingten Änderungen mit dem letzteren übereingestimmt haben. Das Fehlen des Schwertes setzt das Vorhandensein der jüngeren Hortsage voraus, obwohl in der Ps. selber die letztere sonst nirgends erwähnt wird. Das indische Märchen war also bereits in die nach Norddeutschland gewanderten Lieder eingedrungen. In Bezug auf den Hort ist aber auch in der nds. Sage eine eigenthümliche Weiterbildung erfolgt. Die älteste Sage (Atlakvida 28) berichtete, daß der Nibelungen Hort in den Rhein versenkt ward, und ebenso das Nibelungenlied und das Seyfridlied (Str. 167). Dem gegenüber weiß die Ps. Cap. 393 423—427 Anderes über den Verbleib desselben zu melden. Er wurde in Sigfrids Keller verborgen, und Attila starb, indem er dort eingeschlossen wurde. Nach Ausweis der dänischen (die Hven'sche Chronik vermittelt den Inhalt eines solchen) und færöischen Lieder<sup>1)</sup> gehört diese Erzählung der nds. Sage an, nicht etwa der Ps. Wir haben es also mit einer späten Neuerung zu thun, die wahrscheinlich nicht auf die süddeutschen Lieder zurückgeführt werden darf, wenigstens nicht in ihrem gesammten Umfang. — Die Handlung des Seyfridliedes ist sonst ganz klar und gibt zu keinen weiteren Bemerkungen Anlaß. Sie stimmt in der Hauptsache zu dem, was wir auch aus dem Nibelungenlied erfahren: Sigfrid kennt seine Eltern; er gewinnt den Hort von den Zwergen; er wird erschlagen, als er sich zur Quelle niederbeugt. Ausführlicher ist nur die Jugendgeschichte behandelt; neu hinzugetreten ist die Befreiung der Jungfrau aus der Gewalt des Drachen und damit einige Änderungen an der Geschichte des Hortes.

<sup>1)</sup> Über die nordischen Sigurdlieder vgl. Ztschr. für vergleichende Literaturgeschichte, N. F. II, 269—297.

Dagegen ist in dieser Spielmannsdichtung von Sigfrid noch eine ältere Sagenform in vereinzelten Überresten erhalten, nach welcher Sigfrid seine Eltern nicht kannte (Str. 47—48), Sigfrid ein Schwert erhielt, um den schätzhütenden Drachen zu tödten (Str. 107—108 und 165), endlich Sigfrid erschlagen wurde, als er im Walde unter einer Linde ausruhte (so in dem Seyfridsliede, das dem Hans Sachs vorlag)<sup>1)</sup>. In Bezug auf das erste dieser drei Merkmale folgten die nach Norddeutschland gewanderten Lieder der alten Sagenform: Sigfrid wuchs auf, ohne seine Eltern zu kennen (Ps. Cap. 154—161); in den zwei letztgenannten dagegen enthielten sie die jüngere Sage. Daß das Nibelungenlied und von ihm beeinflußt wohl auch das Seyfridslied Sigfrids Jugend in der Weise einer Umgestaltung unterzogen, daß er wenigstens sein Geschlecht weiß, hängt mit dem Bestreben zusammen, die Geschichte des jungen Helden den Anschauungen eines feineren Zeitgeschmackes gemäß darzustellen. Aber alt und echt ist nur der Bericht der Ps. und der beiden Strophen des Seyfridliedes<sup>2)</sup>. Wir können demnach den Stand der Nibelungensage in Süddeutschland für die zweite Hälfte des 11. Jahrhunderts aus einer Vereinigung der mhd. und der nds. in dänischer und norwegischer Sprache auf uns gekommenen Quellen nach Abzug der auf beiden Seiten anzuerkennenden eigenartigen Neuerungen mit ziemlicher Sicherheit bestimmen: Sigmund, König im Frankenland, hatte eine schöne Frau, Siglind, Sighers Tochter. Als er einst auf einer Heerfahrt abwesend war, da suchten zwei Grafen Siglind zur Untreue zu verführen. Da ihnen dieses nicht gelang, verleumdeten sie Siglind bei ihrem Gemahl, als er heimkehrte, sie habe sich mit einem Knechte vergangen. Im Zorne befahl er, sie in einen wilden Wald zu führen und dort umkommen zu lassen. Der eine der Grafen wollte sie retten; da entbrannte ein Kampf unter ihnen. In diesem Augenblick gab die Königin einem überaus schönen Knaben das Leben; sie wickelte ihn in Tücher und verschloß ihn in ein Glasgefäß, das sie mit sich führte. Beim Kampfe stieß der eine der Grafen mit dem Fuße nach dem Glasfasse, so daß es hinab in den Rheinstrom rollte. Die Königin Siglind aber starb vor Schrecken (Ps. Cap. 252—161). Nun trieb das Gefäß mit dem Kinde den Fluß hinab; an einer Klippe am Ufer zerbrach es, und der Knabe weinte. Da kam eine Hindin und säugte ihn und

<sup>1)</sup> Vgl. meine Abhandlung p. 478 ff. und meine Ausgabe des Hürnen Seyfrid S. XXIII f.

<sup>2)</sup> Auch Edsardi, Germ. 23, p. 88 hält die Darstellung der Ps. von Sigurds Geburt für die ursprünglichste, hat aber die Begründung nicht mehr ausgeführt.

trug ihn heim zu ihrem Lager (Ps. 163). Mime der Schmied fuhr eines Tages zum Wald, um Kohlen zu brennen. Da lief ein wunderschöner Knabe auf ihn zu, der konnte nicht sprechen. Mime nahm ihn bei sich auf, da er keine Kinder hatte, und beschloß, ihn als seinen Sohn aufzuziehen, und gab ihm den Namen Sigfrid. Sigfrid war wild und unbändig und schlug die Schmiedgesellen. Bei der Lehre erwies er sich so überkräftig, daß er den Amboß in die Erde schlug. Da sann Mime nach, wie er seiner ledig würde. Er sandte ihn in den Wald, um Kohlen zu holen, und hoffte, der dort hausende Wurm werde ihn tödten. Aber Sigfrid erschlug den Wurm und verbrannte ihn: aus dem Fette, das davon floß, gewann er seine Hornhaut (Ps. Cap. 164—166. Seyfridslied 4—11). Nun zog Sigfrid in die weite Welt. Auf seinen Fahrten vernahm er, woher er stammte, und wer sein Vater und seine Mutter sei (Seyfridslied 47—48; Ps. 168; als uralt bezeugt durch die Gripisspá. Da gewann er auch den Hort, den der alte Nibelunc seinen Söhnen hinterlassen hatte, das Schwert und die Tarnkappe. An dem Hofe zu Worms, im Nibelungenland, entspann sich sein Verhältniß zu Grimhild und ihren Brüdern. Diese waren Gunther, Gishêr, Gêrnôt, ihr Oheim Hagen, der, übernatürlicher Herkunft, von einem Alben erzeugt war. Sigfrid zog mit ihnen aus, um die Königin Brünhild für Gunther zu gewinnen. Er bestand die Kämpfe für Gunther (Nibelungenlied.: in der Nacht brach er Brünhildes jungfräuliche Stärke, daß sie Gunther völlig willfährig war (Ps. Cap. 229; Nibelied Str. 820. Ein Fest zu Worms beschloß Gunthers und Sigfrids Hochzeit. In der Königshalle brach der Streit der Königinnen aus, und so ward Sigfrid von Hagen erschlagen, als er sich zum Trinken zu einer Quelle niedergebengt hatte. Was den zweiten Theil, der Nibelunge Not, anlangt, so ist es unnöthig, den Hergang zu besprechen. Das Nibelungenlied und die nds. Lieder befinden sich hier in allen wesentlichen Punkten in völliger Übereinstimmung — Bemerkenswerth an dieser Sagen-gestalt ist, daß König Sigmund am Leben bleibt, obwohl er in die Handlung gar nicht mehr eingreift. Ubrigens ist seine Theilnahme an den Ereignissen im Nibelungenlied auch auf äußerliches, völlig bedeutungsloses Auftreten beschränkt. Wir könnten ihn leicht missen, ohne daß dadurch der geringste Eintrag geschähe. Von einer Verlobung Sigfrids und Brünhildes oder auch nur von einer Begegnung weiß die Sage von 1100 nichts. Es ist also ganz falsch, wenn man annimmt, daß im Nibelungenliede eine frühere Begegnung vorausgesetzt werde und diese in den Vorläufern des mhd. Gedichtes noch in ungeschmälertem Umfang zu

sage getreten sei. In der vorhergehenden Dichtung fand sich nicht die Spur davon. Brünhild überlebte Sigfrid (Ps. Cap, 427; auch in der Sage empfängt sie die Trauerbotschaft). Die niederdeutschen Lieder und die mhd. Gedichte haben an der Sage nur Weniges geändert, am meisten jedenfalls das Nibelungenlied durch das Fallenlassen der Jugendgeschichte. Einer älteren süddeutschen Sage gegenüber, die noch trümmerhaft in Heliemannsliedern hervortritt, geht die norddeutsche und süddeutsche Form in Bezug auf gemeinsame Neuerungen zusammen. In die Thätigkeit des Verfassers der *Piðrekssaga* eröffnet sich uns ein lehrreicher Einblick. Sicherlich hat er stellenweise seine niederdeutschen Vorlagen fast wörtlich übersetzt. Dies läßt sich namentlich dort erkennen, wo dieselben Lieder in dänische Weisen übergingen, wie bei Dietrich und seinen Gesellen<sup>1)</sup>. An anderem Orte dagegen verfuhr er auf die einfachste Weise, und vornehmlich bei der Nibelungensage. Im zweiten Theile kürzte er vielfach, weshalb seine Darstellung im Vergleich zu der des Nibelungenliedes lückenhaft erscheint. Nach Ausweis der dänischen Weisen fällt dieser Vorwurf nicht auf die nds. Quellen. Daß er im Allgemeinen norwegische Sitten schilderte und sich in dieser Hinsicht freier den letzteren gegenüberstellte<sup>2)</sup>, ist klar. Döring räumte ihm auch ziemlich viel Freiheit ein. In besonderem Maße trifft dies bei der Geschichte Sigurds zu. Hier ließ er nicht so Vieles weg (z. B. die Kämpfe um Brynhild, die Sage vom Hort), sondern er versuchte die einheimische norwegisch-isländische Sage mit der niederdeutschen zu verschmelzen, theils dadurch, daß er nur äußerlicher Weise nordische Züge einflocht, theils aber auch, indem er ganz neue Scenen erfand, wie Sigurds Begegnung mit Brynhild. Die Verhältnisse liegen hier scheinbar verwickelt; sie lösen sich aber leicht, wenn man mit aller Strenge sich bemüht, einerseits die dänische und anderseits die deutsche, d. h. nord- und süddeutsche Sage sich vorzuhalten. Von diesem Standpunkt aus, der einzig und allein zur Lösung der Geschichte unserer Heldensage führt, zeigt sich sofort, was auf einer Vermischung der beiden beruht, die einstens wohl von derselben Wurzel, der altfränkischen Sage, entsprungen, in so verschiedenartigen Schicksalen und Wanderungen nach Norden und Süden im 13. Jahrhundert in der *Piðrekssaga* wieder zusammenkamen. In Betreff der eigenartigen Darstellung der Nibelungensage in Ps. kommt auch der Umstand in Betracht, daß ihr Zusammen-

<sup>1)</sup> Vgl. Svend Grundtvig, *Danmarks gamle folkeviser* IV, p. 623–678.

<sup>2)</sup> Storm, *Nye studier* p. 317.



hang zerrissen wurde und ihre Abschnitte stückweise an verschiedenen Stellen berichtet wurden, wodurch natürlich die Einheit und der ruhige Fluß der Erzählung merkliche Einbuße erlitt. Man denke sich in entsprechender Weise im mhd. die Handlung des Nibelungenliedes in die Dietrichsdichtungen als eine Episode eingetücht; Lieder wie die vom Rosengarten nehmen einen festen Platz in Sigfrids Geschichte ein. Auch hier würden gewiß Unzuträglichkeiten genug entstehen und die Klarheit der Geschichte empfindlich getrübt werden; und zumal, wenn ein solches Unternehmen nicht einmal von einem auf diesem Gebiete wohlgeübten Dichter ausgeführt wird, sondern von einem Ausländer die Gesamtmasse des Stoffes zu einer umfassenden Erzählung, theilweise mit eigener Erfindung ausgeschmückt, verarbeitet wird. Der Schöpfer der Þidrekssaga erhielt die nds. Stoffe etwa in ähnlicher Art, wie unsere mhd. Spielmannsdichtungen geordnet. Dietrich war der Mittelpunkt; aber nur lose schließen sich die einzelnen Sagen an ihn an. In der Absicht der Þidrekssaga lag es, alles Einzelne unter diesem Hauptgesichtspunkte zu vereinigen. Wenn man aus der Þs. die nds. Quellen loslösen will, so müssen diese Eigenthümlichkeiten des norwegischen Verfassers zunächst in Abzug gebracht werden; hierauf ist die niederdeutsche Sage auf ihren Inhalt mit Rücksicht auf etwaige Zuthaten zu prüfen; dann erst wird sich die Zusammenstellung mit dem mhd. Gegenstück fruchtbringend erweisen. Gewiß wird aus einer genaueren Einzelbetrachtung der übrigen Stoffe auch noch manches Licht auf die Arbeit des Sagaschreibers fallen, die sich jedenfalls in der Nibelungensage am eigenartigsten bewährt.

In meiner Abhandlung über die nordische und deutsche Gestalt der Nibelungensage habe ich im Nordischen mehrere Schichten von einander geschieden. In der ältesten, nur noch trümmerhaft vorhandenen Form, die im 9. Jahrhundert, gleich nach der Entlehnung, herrschend war, zeigte sich sehr große Übereinstimmung mit der unserer süddeutschen Quellen, während später die Neuerungen platzgriffen, welche der jüngeren Form in den isländisch-norwegischen Quellen ein so verschiedenes Aussehen verliehen, welches man fälschlicherweise als uralt und einstens auch den deutschen Quellen zu Grunde liegend betrachtete. Auch im Deutschen bemerken wir in vereinzelten Spuren noch eine ältere Überlieferung, welche sich von der unserer ausführlichen Berichte des 13. Jahrhunderts in nordischer und deutscher Sprache sehr wesentlich unterschied, dagegen vielfach mit den ältesten nordischen Zügen sich deckt. Natürlich ist die Annahme ausgeschlossen, als hätten wir es auf beiden Seiten mit

Ansätzen und Keimen zu neuer Entwicklung zu thun. Vielmehr beweist gerade diese merkwürdige Übereinstimmung die Richtigkeit unserer Auffassung. Meine früheren Ausführungen waren negativer Art; sie bezweckten an erster Stelle den Nachweis, daß die sogenannte nordische Form nicht die Quelle unserer süddeutschen sein kann. Nun soll Positives beigebracht werden, nämlich wie die altfränkische Sage beschaffen war, welche die Grundlage für die nordische und die deutsche Sagenentwicklung abgab, und wie sie sich im Laufe der Zeit verändert hat. Die fränkische Sage kann am ehesten und sichersten aus einer Vergleichung der ältesten nordischen und deutschen (d. h. natürlich hier süd- oder hochdeutschen, im Gegensatz zur ursprünglichen altfränkischen) Form erschlossen werden. Zu diesem Behufe war es nöthig, zu bestimmen, was auf beiden Seiten jüngere Bildung ist. Da wir bereits mehrfach an der Sage des 11. Jahrhunderts verschiedene Neuerungen bemerkten und auch für's 10. Jahrhundert solche in einer besonderen Richtung anzuerkennen hatten, so wird es nicht sehr schwer halten, mit Hilfe des in der Spielmannsdichtung Überlieferten und nach Abzug eben dieser Neuerungen zu einer älteren deutschen Sage vorzudringen. Die Jugendgeschichte Sigfrids war ebenso geschildert wie in der Sage von 1100, d. h. Sigfrid kannte seine Eltern nicht, bis ihm später auf seinen Fahrten Kunde von seinem Geschlechte ward<sup>1)</sup>. Der Schmid Mime zog den Knaben auf. Er schmiedete ihm ein Schwert (Balmunc oder Gram), damit er einen Wurm erschläge, der einen unermeßlichen Schatz hütete (Seyfridslied Str. 107—108, 165 = nordische Sage. Vgl. auch Beowulf 888, wo der Wurm *hordes hyrde* genannt wird). Hierauf erfuhr er, daß er aus dem Geschlecht der Walsunge stamme (Seyfridslied Str. 47—48 = Gripisspá). Trotzigen Muthes zog Sigfrid an Gibichs Hof, um ihm sein Reich abzugewinnen, das jener als Preis eines Zweikampfes aus-

<sup>1)</sup> Die Berechtigung, den Bericht der Ps. und der Sage von 1100 über Sigfrids Jugend als uralt, bereits der fränkischen Sage angehörig zu betrachten, ergeben auch allgemeine Erwägungen. Ist es wahrscheinlich, daß einmal Sigfrid seine Eltern kannte, daß in einer späteren Zeit ohne Grund die Darstellung der Ps. entstand, nachmals aber wieder fallen gelassen wurde? Dagegen begreift man leicht, wie die Sage dazu kam, den ältesten Bericht zu verändern. Außerdem spricht der Umstand entschieden für unsere Annahme, daß gerade auf fränkischem Boden die Genovefa-Legende ganz besonders verbreitet war und mehrfach in der afs. Dichtung in den verschiedenartigsten Werken oft vielfach umgebildet zum Vorschein kommt, z. B. in Berte aux grand pieds und im Tristan (Brangæne); vgl. Weiteres bei Svend Grundtvig, Danmarks gamle folkeviser I in der Einleitung zu Ravengaard og Memering, besonders p. 197 ff.; und Zacher, die Historie von der Pfalzgräfin Genovefa p. 27 ff.

gesetzt hatte<sup>1)</sup>. An Gibichs Hofe am Rhein, bei den burgundisch-fränkischen Nibelungen, den Königen Gunther, Giselher, Godomar und ihrem von einem Alben erzeugten Stiefbruder Hagen wurde er mit Guntrun vermählt. Er zog aus, um für Gunther die Brünhilt zu gewinnen. In diesem Abschnitte der Sage ist die jüngere Form der älteren ziemlich getreu geblieben. Von Hagen ward Sigfrid erschlagen, als er unter einer Linde ruhte. Seine Gattin eilte auf die Kunde hinaus zum Todten und klagte um ihn (Hans Sachs = Brot af Sigurdarkvida 5—7, 9; Guðrúnarkvida II, 4—12). In der ältesten deutschen Sage vor dem 10. Jahrhundert fielen für den zweiten Theil, den Untergang der Nibelunge, alle die in Süddeutschland entstandenen Neuerungen weg, also Rüdeger, Volkêr, die Einzelheiten der Fahrt zu Etzels Hofe. Damit sind wir denn auch mit ziemlicher Sicherheit zum Stande der altfränkischen Sage vorgedrungen. Als eine spätere Änderung, die vielleicht bereits auf fränkischem Boden stattfand, wäre die Umgestaltung des zweiten Theiles der Sage anzuerkennen, wenn Guntrun-Grimhild dort sich an ihren Brüdern rächte, wogegen die auf fränkischem Gebiet verbliebene Sage, welche im 9. Jahrhundert von den Nordleuten übernommen wurde, die ursprüngliche, mit den sagengeschichtlichen Verhältnissen sich deckende Form beibehielt. Doch ist nicht ausgeschlossen, daß Grimhild als Sigfrids Rächerin eine spätere deutsche Dichtung ist und der fränkischen Sage stets ferne blieb. Besondere Berücksichtigung erfordert noch die Bezwirkung der Brünhilt für Gunther, wie sie von der ältesten Sage etwa aufgefaßt wurde. Es läßt sich erwarten, daß die Sage von 1100 keine Änderungen vornahm; Brünhildes Stärke mußte zuerst in den Wettkämpfen, dann in der Brautnacht gebrochen werden. Erst dann wurde sie zur fügsamen Frau. Beide Thaten kamen nach der Spielmannsdichtung Sigfrid zu. Und dieser Zug entspricht wohl auch dem Ursprünglichen. Gerade darin liegt der ärgste Trug, der Brünhilde angethan wird, und so erklärt sich ihr tödtlicher Haß Sigfrid gegenüber. Auch die älteste nordische Sage wußte, daß Brynhild durch Kämpfe bezwungen wurde. Doch in der Brautnacht legt Sigfrid sein Schwert zwischen sich und Brynhild. Die Sitte des Schwertlegens begegnet in Märchen, und vornehmlich in Dichtungen, die auf fränkischem Boden erwachsen, so im Tristan und in Amis et Amiles. Die Möglichkeit ist nicht ausgeschlossen, daß erst im Norden dieser Zug

<sup>1)</sup> Vgl. Edzardi, Germ. 26, p. 172—176, welcher aus Stellen im Rosengarten, dem Nibelungenlied und in einzelnen Spuren der nordischen Sage einen solchen Hergang vermuthet.

in die Sigfridsage gekommen ist; aber wahrscheinlicher gehörte er der entlehnten fränkischen bereits an. Das Verhältniß der deutschen Sage zur fränkischen ist damit bereits bestimmt. Das Alte ist ziemlich treu gewahrt geblieben. Zwar traten mit der Zeit natürlich Änderungen ein; im 11. Jahrhundert sieht schon Vieles ganz anders aus als im 9. oder 10. Jahrhundert; und noch weiter stehen die Gedichte des 13. Jahrhunderts ab. Jedoch ist niemals eine von Grund aus umbildende Umgestaltung eingetreten. Dazu fehlt die Veranlassung. So sind die hochdeutschen Heldendichtungen treue Widerspiegelungen der fränkischen Lieder. Wenn dem so ist, so fragt sich nur, was älter ist: daß Sigfrid die Kampfjungfrau bezwang und zum Beweis seiner Erwerbung mit ihr das Lager theilt, ohne sie zu berühren, oder ob auch diese letzte Bezwingung ihm zukam, wie es im Deutschen erzählt wird. Im einen Fall wäre ein ursprünglich edler gedachter Zug verwildert und verroht, im anderen dagegen zu Gunsten einer höheren Denkart gemildert worden, und Beides ist möglich. An sich betrachtet ist es etwas befremdlich, wenn Sigfrid Gunthers Rolle spielt und ihm gänzlich gleichen soll, und dabei das Schwert zwischen sich und die Braut legt, deren Verdacht hierdurch doch jedenfalls wachgerufen werden mußte, was gewiß im Sinne der Handlung eher zu vermeiden gewesen wäre. Doch ist darin kein vollkommen zwingender Beweis für die spätere Entstehung der Sage vom Schwertlegen bedingt. Ich vermag vorerst hier kein bestimmtes Urtheil zu fällen; doch ist vielleicht etwas anderes aus dieser Scene zu lernen, nämlich daß bereits im Fränkischen Doppelberichte vorhanden waren, wie dann auch in Bezug auf den zweiten Theil der Sage, Grimhildes oder Guntruns Rache; bei einer mehr als hundertjährigen Entwicklung ist das kein Wunder; und weiterhin, daß dadurch auch einzelne Abweichungen der deutschen und nordischen Sage erklärt werden, welche bis in die älteste Gestalt auf beiden Seiten zurückzuverfolgen sind. Denn die fränkische Quelle, aus der die süddeutsche Sage floß, war nicht genau eben dieselbe, aus der die nordische stammt, vielmehr sind sie wohl zeitlich und örtlich getrennt gewesen und dadurch eröffnet sich nicht bloß die Möglichkeit, sondern auch die Wahrscheinlichkeit, daß Einzelheiten, eventuell auch ganze Scenen, wie der Schluß verschieden waren, während jedoch das Gesamtbild und namentlich die Auffassung der Sigfridsage völlig gleichartig war und nur die nachmalige Entwicklung auf oberdeutschem und isländisch-norwegischem Boden die bis in die tiefsten Grundlagen der Sage eindringenden Umwandlungen hervorrief, die uns aus einer Vergleichung der beiderseits im 13. Jahrhundert und noch später niedergeschriebenen Quellen hervortreten.

In Island und Norwegen waren die Schicksale der fränkischen Sage völlig verschieden. Das neue Aufblühen des altheidnischen Glaubens im 9. Jahrhundert, die Mythen und Dichtungen, welche die Wikingerzeit hervorgerufen, zogen Alles in ihren Bannkreis, und so prägte sich ein neuer Geist allem dorthin Gewanderten mit unwiderstehlichem Zwange auf. Zumal die isländischen Helden- und Götterlieder sind Beispiele dafür; sie sind in ihrer Gesamtheit eigentlich vollkommene Neuschöpfungen, und die verschiedenartigsten Elemente sind darin aufgenommen. Man würde fehl gehen, wollte man eines der darin enthaltenen Bestandtheile allein betonen und für die Erklärung und Deutung maßgebend werden lassen. Die nach Island gewanderten Norweger sind die Schöpfer jener Werke; so sind sie rein norrön in der Auffassung und Ausführung, aber von wesentlichstem Einfluß sind die Eindrücke und die Entlehnungen, welche die westfahrenden Wikinger in Hülle und Fülle in sich aufnahmen. So finden wir in den isländischen Sagen, vornehmlich den Eddaliedern, alte norwegische Sagen, die aus der Heimat hinübergeführt wurden, aber daneben auch deutsche, englische, keltische (gaelische), und Bestandtheile antiker und christlicher Anschauungen und Werke. Eine Dichtung, aus so viel verschlungenen Wurzeln erwachsen, verdient unsere Aufmerksamkeit in hohem Maße; aber man muß sich ihre Entstehung und Entwicklung immer vor Augen halten, um davor bewahrt zu bleiben, falsche und unhaltbare Schlüsse auf ein derartiges isländisches Werk zu bauen, was bisher immer geschehen ist. Die altfränkische Nibelungensage ist auf Island einer durchgreifenden Umgestaltung unterzogen worden, theils durch Vermischung mit norwegischen, älteren Sagen, theils durch das Eindringen des Ódin- und Valhöllglaubens; und diese Umarbeitung hat stetig bis ins 13. Jahrhundert zugenommen, so daß schließlich die alte Gestalt in einer Weise verändert wurde, daß es überhaupt schwer hält, sie wieder aufzufinden, indem vorsichtig die neu hinzugekommenen Stücke entfernt werden. Sigfrids Geschichte hat vornehmlich solche Thaten in Menge erhalten. Die Geschichte seiner Geburt ist aufgegeben, auch in der ältesten für uns erreichbaren Form. Wie bereits bemerkt, blieb jedoch Gnipir stehen, der, ursprünglich bestimmt Sigfrid über seine Herkunft aufzuklären, am Ende ein langweiliges Inhaltsverzeichnis seiner Lebensgeschichte vorzutragen hatte. Sigmunds Tod und einzelne Züge in Sigurds Jugend sind das Ergebnis einer Vermengung der Sigfridsage mit der von Helgi. Die beiden Helgi der nordischen Sage, Helgi Hjorvardsson und Helgi Hundingsbani sind mit der Sigurdsage vermischt worden. Des ersten Helgi Mutter heißt Sigrlinn (Siglint), wo-

gegen die Sigurðs Hjördis; der andere Helgi ist ein Volsung, Sigmunds Sohn und damit Sigurðs Bruder. Helgi Hjörvardsson ist der Rächer seines Muttervaters; daß Sigurðs Zug gegen die Hundings-söhne eine Entlehnung aus der Helgisage ist, wird kaum Jemand leugnen wollen. Falls aber dieses anerkannt wird, muß nothwendig auch noch Weiteres in Betracht gezogen werden. Sigurð rächt an den Hundings-söhnen den Tod seines Vaters Sigmund. In der ältesten süddeutschen Sagenform wurde nicht erzählt, daß Sigmund im Kampfe gefallen sei; Sigmund trat gar nicht mehr auf, in die Geschichte Sigfrids griff er nirgends thätig ein. Es ist kein Grund vorhanden, anzunehmen, in der fränkischen Sage sei Sigmunds Fall und Sigfrids Rache jemals dargestellt worden, die deutsche habe diesen Zug fallen lassen, die nordische bewahrt. Im letzteren Falle müßte für das Nordische jedenfalls Umgestaltung der Geschichte Sigmunds unter dem Einfluß der Helgisage zugegeben werden. Wahrscheinlich ist Sigmunds Fall und Sigurðs Rache nordische Neudichtung: wie Helgi den Tod eines Ahnen (später Siglindes Vater) rächte, so wurde Sigurð zum Rächer seines Vaters (Sigmund ist Siglindes Gatte, Sigghêr vielleicht ihr Vater gewesen, danach rächt Sigurð seinen Vater, nicht wie Helgi seinen Muttervater), den Hundings Söhne erschlagen hatten. Gerade an denjenigen Stellen, welche wir als nordische Zudichtungen in Sigmunds und Sigfrids Geschichte erkennen, greift Óðin selber ein. Der deutschen und fränkischen Sage war die Theilnahme der Götter gänzlich unbekannt. Also muß zum Mindesten ihr Auftreten, meistens aber auch die damit zusammenhängende Scene nordische Neudichtung sein. Der Bericht der Volsungasaga von Sigmunds Tod geht auf Lieder zurück, die reich an ausschließlich nordischen Zügen sind. Sigmunds Werbung um eine reiche und schöne Königstochter stammt allein aus der fränkischen Sage und vergleicht sich Þidrekssaga Cap. 152—154. Sein Nebenbuhler ist Lyngvi, Hundings Sohn; mit Wikingschiffen macht er einen Einfall in Sigmunds Land. Sigmund fällt, weil Óðin ihm seinen Speer entgegenhält, woran das alte Götterschwert zerspringt (Vols. Cap. 11). Da fahren dänische Wikinger an und nehmen Hjördis mit sich; in Dänemark bei Alf wird Sigurð geboren. Man merkt der Dichtung deutlich an, daß sie zur Zeit des Óðinglaubens und der Wikingerfahrten entstanden ist, also jedenfalls so, wie sie in der Überlieferung steht, unmöglich fränkisch sein kann. Ebenso verhält es sich mit Sigurðs Wikingerfahrt gegen die Hundings-söhne, bei welcher ihm Óðin erscheint. Die fränkisch-hochdeutsche Heldensage wußte von Schwertern und Waffen zu rühmen, daß Schmiede

von ausgezeichneter Bedeutung, wie Weland und Mime, sie geschaffen hätten. Dagegen wurde in der nordischen erzählt, daß sie von den Göttern stammten<sup>1)</sup>. So stand in der fränkischen Sage, Mime habe dem Sigfrid ein Schwert geschmiedet, damit er den Drachen tödte. Die nordische Sage blieb dabei nicht stehen. Gramr wurde ein Erbstück des Volsungengeschlechtes, gleichwie das Tyrfingschwert der Hervararsage, das Óðin ihm verliehen hatte. Von der Vorgeschichte, Sigurds Ahnen, sind nur die Abenteuer Sigmunds und Sinfjötli's fränkischer Sage angehörig, wie aus dem Beowulf hervorgeht. Das Übrige ist fast durchweg nordisch. Es wird ja auch besonders viel von Óðin erzählt. So ist die fränkische Gestalt der Sigfridssage im nordischen Gewande kaum wiederzuerkennen. Aber wir sehen deutlich, wo die Umdichtung eingesetzt hat, während auf der anderen Seite es fast unmöglich wäre, die fränkisch-deutsche Form aus der nordischen abzuleiten. — Die Geschichte des Hortes ist im Norden ebenfalls gänzlich erneuert worden; von den Wanderungen Óðins, Hœnirs und Lokis konnte die alte Sage nichts wissen. Dieser Theil ging geradewegs in die nordische Mythologie des 9. und 10. Jahrhunderts über. Die alte fränkische Sage wußte nur, daß Sigfrid dem Wurm einen Hort abgewann. Das Nibelungenlied sagt vom Horte noch 1124:

der wunsch der lac darunter, von golde ein rüetelin.  
 der das het erkunnet, der möhte meister ein  
 wol in aller werlde über ietlichen man.

Die goldene Wünschelruthe, die den Schatz mehrte und vor dem Schwinden bewahrte, ist wohl mit Recht mit dem Andvaranautr zusammengestellt worden<sup>2)</sup>. Auch von diesem sagt Snorra Edda: *la mega ætla sér fé af bauginum*. Grimm meint, die Wünschelruthe sei an Stelle des Ringes getreten. Ebenso leicht kann das Umgekehrte der Fall gewesen sein. Dem Nordischen liegt ein schätzemehrender Ring besonders nahe, da Óðin den Ring Draupnir besitzt, von welchem jede neunte Nacht acht ebenso schwere Ringe abtropfen. Ethisch vertieft wurde die Sache dadurch, daß der Ring, welchen Sigurd der Brynhild gibt, der Andvaranautr ist. Was den Fluch anlangt, so ist die Möglichkeit nicht ausgeschlossen, daß der Hort von Alters her ver-

<sup>1)</sup> Vgl. z. B. Hyndluljóð 2:

biðjum Herjafóðr í hugum sitja;  
 hann geldr ok gefr gull verðungu:  
 gaf hann Hermóði hjálm ok brynju,  
 en Sigmundi sverð at þiggja.

<sup>2)</sup> W. Grimm, Heldensage p. 386.

nicht war; sicherlich ist aber dieses Motiv erst von der nordischen Sage recht ausgebildet worden, wie auch sonst in nordischen Geschichten der einmal auf einen Gegenstand gelegte Fluch, z. B. am Tyrfingschwert sich durch Geschlechter hindurch erstreckt. Auf vierlei Art kam Óðin in die Sage, mit dem Schwerte und mit dem Rüst, endlich auch mit der Valkyrje. Jede Gelegenheit, welche die Sage für den Mythos zur Anknüpfung darbot, wurde ausgenützt, so daß die nordische Form der Nibelungensage durchaus mythisch ist. Aber alle die Mythen sind wiederum so ausschließlich nordisch, so daß sie, abgesehen von allem Übrigen, unmöglich in die alte fränkische Form zurückgetragen werden können und damit das mythische Halbdunkel und alle darauf aufgebauten Folgerungen von letzteren ganz ferne gehalten werden müssen. Daß die nordische Sage mit dem überkommenen Stoffe in freier Weise geschaltet ist, zeigt sich auch sonst, z. B. in der Verbindung der Ermanarichsage mit der Nibelungensage, einer ausschließlich isländisch-norwegischen Neuerung, zu welcher in den zu Grunde liegenden Vorlagen nicht der geringste Anlaß gegeben war. — Die Vergleichung der nordischen Nibelungensage mit der fränkischen lehrt wieder recht eingleich den Satz, der nicht genug betont werden kann, der die Voraussetzung einer richtigen Einsicht in die gesammte deutsche und nordische Mythen- und Sagensgeschichte recht eigentlich begründet, daß die Nordleute aus einfachen Keimen glänzende, neue und phantasievolle Gebilde schufen. Es soll durchaus nicht in Abrede gezogen werden, daß bei dieser Umwandlung, die alten Vorlagen zum Theile sehr gewonnen haben und viel schöner und erhabener wirken als vor; nur muß mit voller Offenheit und Klarheit anerkannt werden, daß dieses Neue eine eigene Schöpfung des nordischen Geistes ist und nicht des germanischen, und daß nimmermehr das ältere Einzelne aus dem Späteren, Großartigeren abgeleitet werden darf. Man verwirrt mit einem solchen Versuche die Möglichkeit der klaren Erkenntniß der wirklichen Verhältnisse im stärksten Maße. Mit Recht (Müllenhoff<sup>1)</sup>) bemerkt, die wissenschaftliche deutsche Mythologie sei eine unumgängliche, nothwendige Vorbedingung der nordischen; das gleiche gilt von der Heldensage. Aber der Grundsatz muß mit voller, ecksichtsloser Entschiedenheit überall durchgeführt werden, die Auscheidung des nordischen Elementes in größerem Umfang vorgenommen werden, als Müllenhoff selber sich hiezu verstehen konnte. Wenn der

---

<sup>1)</sup> Deutsche Literaturzeitung II, 1924 f.



also vorgezeichnete Weg eingehalten wird, so leiten uns auch allgemeinere Erwägungen zu der Ansicht, daß er der richtige, zur Lösung führende sein muß. Man hat fast immer in der Ursage möglichst viel unterzubringen versucht, so daß sich das Erhaltene eigentlich nur als trümmerhafter Überrest herausstellte. Eine Sage, eine Dichtung ist aber keineswegs allezeit in beständig fortschreitendem Verfall begriffen, vielmehr hat sie Leben, Blüthen und Wachsthum, zumal so lange sie in mündlicher Überlieferung sich erhält und noch nicht zu dem von Abschrift zu Abschrift übergehenden Literaturwerk erstarrt ist. So liegt unsere Aufgabe darin, den Kern herauszufinden, und weiterhin zu untersuchen, wie er sich im Verlaufe veränderte durch vielfache, in Zeit und Umständen belegene Anwüchse. Dadurch gelangen wir zu einem Einblick in die wirkliche geschichtliche Entwicklung. Es wäre sicherlich auch verkehrt, wollte man alles Schöne und Ergreifende einer Sage allein in ihrer ältesten Fassung suchen und damit die Möglichkeit ausschließen, daß bei späteren Weiterbildungen Verbesserung und Vertiefung des Gedankens ebensowohl einmal glücklich gelang, als dieser anderseits auch verschlechtert und verflacht werden konnte. Nordische Dichtungen aus deutschen Stoffen verhalten sich wie künstliche, oft auch glänzend und schön ausgeführte Paraphrasen eines einfachen Themas. Weiterhin ist eine genaue Berücksichtigung jeder einzelnen Quelle von höchster Wichtigkeit. Es genügt nicht, vom Inhalt allein auszugehen, diesen zusammenzustellen und so Wiederherstellungsversuche zu machen. Jede Quelle muß zunächst sorgfältig für sich allein geprüft werden in Rücksicht auf die Umgebung, der sie entstammt. Von welcher großen Bedeutung dies ist, lehren die nordischen Quellen auf Schritt und Tritt. Erst dann darf mit dem also kritisch gesichteten Inhalte gearbeitet werden. Die Kenntniß der einzelnen Quellen ist aber heutzutage in ungleich besserer und verlässigerer Weise ermöglicht; und daraus ist natürlich Vieles für das Ganze richtigzustellen, und oft sind neue Erklärungsversuche an Stelle älterer, verfrühter zu setzen. — Für die hier vertretene Auffassung über die Entwicklung der Nibelungensage darf wohl auch der Umstand sprechen, daß die Geschichte der Verwandlungen, welche die alte Sage erfuhr, in logisch richtiger Gliederung uns vor Augen tritt. In den meisten Fällen sehen wir, warum und auf welche Art die Veränderungen erfolgt sind, und wie sie das ältere umgebildet haben. Auf diese Vorgänge fiel bei der Ansicht, welche die deutsche Form aus der nordischen erklärte, kein Licht. Räthselvoll blieb, warum dieser oder jener Zug auf einmal verschwand, diese oder jene That

hinzukam. Sicherlich beruht bei der lebendigen Dichtung Vieles auch auf reinem Zufall und bloßer Willkür eines einzelnen Sängers, und wir würden zu weit gehen, wenn wir für Alles und Jedes den Grund ausfindig machen wollten. Aber so ganz blindlings ist darum das Walten der in der Dichtung schöpferischen Kraft denn doch nicht, und wo sich ungezwungen aus Zeit- und Ortsverhältnissen eine ausreichende Erklärung darbietet, wie in unserem Falle die Wikingerzeit im besonderen Maße dies vermag, da ist sie gewiß auch die richtige; die beste Gewähr für die Richtigkeit der Gesamtheit ist, wenn sie durch das Einzelne Bestätigung findet, wobei unter Umständen auch verschiedene noch nicht völlig klare Punkte aufgehellet werden.

MÜNCHEN, December 1888.

WOLFGANG GOLTHER.

## ZUR FRECKENHORSTER HEBEROLLE.

Es ist schon früher versucht worden, mit Hilfe einer Urkunde des Bischofs Erpho von Münster vom Jahre 1090<sup>1)</sup> das Alter der Freckenhorster Heberolle zu bestimmen. Der Versuch ist als mißlungen von J. Grimm sofort abgewiesen worden<sup>2)</sup>. Wenn ich nun auch der Ansicht bin, daß Grimm im Rechte war, wenn er die beigebrachten Gründe für nicht stichhaltig erklärte, so glaube ich doch andererseits auch, daß die Urkunde an und für sich wohl mehr Licht auf die Heberolle werfen könnte, ja daß sie durchaus die Ansicht von Grimm's Gegnern über das Alter der Handschrift bestätigen würde, wenn man sie, was noch nicht geschehen ist, mit dem Abschnitte 504—534 der Heberolle in Vergleich stellte<sup>3)</sup>. Ich habe diesen Versuch durchgeführt, allein je näher ich dem Ende kam, desto mehr überzeugte ich mich davon, daß ebenso wie die Stiftungsurkunde auch diese eine Freckenhorster Fälschung sei und ich somit in die Luft gebaut hatte. Herr Archivar Dr. Ilgen hatte die Güte, daraufhin das Original zu untersuchen und kam dabei zu dem Ergebnisse, daß die äußeren Verdachtsgründe ebenso stark seien wie die inneren. Anordnung, Schrift, Pergament und Siegel stimmen nicht zu den übrigen Erpho'schen Urkunden und weisen eher nach Freckenhorst

<sup>1)</sup> Erhard, Cod. diplom. historiae Westfaliae I, S. 129 ff.

<sup>2)</sup> Kleine Schriften V, S. 1 ff.

<sup>3)</sup> Ich citiere die Heberolle nach der Ausgabe von Heyne: Kleinere altniederdeutsche Denkmäler. 2. Aufl. Paderborn 1877.

hin. Damit verliert sie zunächst jede Bedeutung<sup>1)</sup> für die Datierung der Heberolle. Aber da sie immerhin noch in die erste Hälfte des 12. Jahrhunderts fällt, so ist sie doch nicht ganz unbrauchbar, vielmehr gibt sie uns einen Fingerzeig für die richtige Erklärung des Abschnittes 505—534, des dunkelsten in der ganzen Heberolle<sup>2)</sup>. Ich hebe hier gerade die Stelle heraus, welche sämtliche drei dunkeln Worte in sich schließt:

*In anniversario sancte Thiedhildis tô thên neppenon, ande tô thên almôson ande tô themo inganga therô iungeronô twê malt.*

Der Abschnitt 505—545 fällt, um das zunächst zu bemerken, aus dem Charakter einer Heberolle insofern heraus, als hier nicht Einkünfte, sondern Ausgaben, und zwar außerordentliche Ausgaben (*âne the rehton pravendi*) der Abtei zum Besten der Stiftsmitglieder verzeichnet werden.

Jacob Grimm hat sich mehrfach über die angeführte Stelle ausgesprochen<sup>3)</sup>, ohne zu einer bestimmten Entscheidung zu gelangen: „Wüßte man deutlich, was hier „jungeron“ und was ihr „ingang“ bedeutet! .. Sind das Novizen, ihr *ingang* die Reception?“ .... Friedländer nimmt dies an, Heyne dagegen erklärt im Glossare: „jungero Jünger, Schüler, Klosterschüler“ und „ingang, Eingang, Antritt“.

Grimm hat schon bemerkt, daß bei einem Damenstifte höchstens an Schülerinnen gedacht werden könne. Ob wir dann weiter aber „Schülerinnen“ oder „Novizen“ übersetzen, ist bei der Identität der Begriffe gleichgiltig. Allein auch diese Übersetzung trifft das Richtige nicht; ich glaube nur das Wort „Junfer“ nennen zu brauchen, um wenigstens die Möglichkeit einer dritten Übersetzung darzuthun. Sie ist indeß nicht nur möglich, sondern die einzig mögliche. Schtler können nicht gemeint sein, Schtlerinnen oder Novizen ebensowenig; denn der *ingang therô iungeronô* fand ungefähr dreißig Male im Jahre statt. Nun gab es aber im 15. Jahrhundert erst neun Pfründen für

<sup>1)</sup> Den schulgerechten Nachweis für die Unechtheit beizubringen muß ich den Diplomatikern von Fach überlassen.

<sup>2)</sup> Eine kleine Berichtigung, welche die Untersuchung ergab, möge hier doch eine Stelle finden. Friedländer, *Codex Traditionum Westfalicarum* I, S. 21, und ihm folgt Heyne, nimmt eine dreifache Entstehungszeit der Handschrift an. Das ist irrig; bis *De imperatore Heinrichi* hat dieselbe Hand geschrieben, von da ab eine andere, nicht viel jüngere. Wilmans (*Kaiserurkunden* S. 404) hat die ganze Handschrift dem 12. Jahrhundert zugewiesen, dabei muß es auch nach der Ansicht Ilgens sein Bewenden haben.

<sup>3)</sup> a. a. O. V, S. 1 ff.; VI, S. 252 ff.

shaltende Stiftsdamen<sup>1)</sup>, und mehr hat auch die frühere Zeit nicht annt<sup>2)</sup>. Demnach können unmöglich dreißigmal im Jahre neue glieder aufgenommen worden sein. Ziehen wir aber zunächst das ort *ingang* in die Untersuchung hinein!

Der „Eingang“ fand an folgenden Tagen statt: in Adventu, t. Dom., Joh. Evang., in Octava, in Epiphania Domini, in annisario abbatisse Thiedhildis, in Purific. S. Marie, in Coena Domini, Pascha, in Invent. S. Crucis, in Ascens. Dom., in Pentecoste, ifatii, Joh. Bapt., Petri et Pauli, assumptionis et nativitatis Sancte rie, Michaelis, Aeonii et Antonii, Cosmę et Damiani, Maximi, mium Sanctorum, [Martini], Andreę<sup>3)</sup>.

Diese Anordnung nach dem Kalenderjahre rührt nicht von mir ; ich habe sie aus der angeblichen Urkunde Erphos entlehnt, die der Angabe der Feste bis auf Martini mit der Heberolle (wo es lt) übereinstimmt. Es ist interessant zu sehen, wie diese Feier zugekommen ist. In einem Verzeichnisse des Goldenen Buches .Jahrh.)<sup>4)</sup> heißt es: „*In vigilia beati Martini peragetur memoria iscopi Erponis, qui dedit, ut dicitur, conventui officium de rtenhorst.*“<sup>5)</sup> In Wirklichkeit war dieser Tag der Todestag des schofs<sup>6)</sup>, aber ihn im Jahre 1090 zu bestimmen, hätte doch wohl rwer fallen dürfen!

Er ist der einzige Bischof, dessen Gedächtniß feierlich mit einem mause begangen wurde, und er hatte das wahrhaftig um die Nönnchen dient!

Bei der Übereinstimmung der Festtage darf man schon verthen, daß auch die übrigen näheren Angaben zu einander stimmen, h. daß dieser Theil der Urkunde den betreffenden Passus der Hebe le in anderer Form bietet.

Nun handelt es sich in der Urkunde um eine Erleichterung der bensweise der adeligen Dämchen, die von der Äbtissin gar zu strenge andelt wurden. Bei dem immer mehr anwachsenden Reichthum

<sup>1)</sup> Friedländer a. a. O. S. 182, Anm. 2.

<sup>2)</sup> Nordhoff, Die Kunst- und Geschichtsdenkmäler der Provinz Westphalen II, 01. Nordhoff gibt als ursprüngliche Zahl der Stiftsdamen zwölf an.

<sup>3)</sup> Von den sonst wenig bekannten Heiligen Maximus, Aeonius und Antonius e das Stift im Jahre 861 durch Schenkung des Bischofs Liutbert von Münster quien erhalten.

<sup>4)</sup> Herausgegeben von Friedländer a. a. O. S. 63 ff.

<sup>5)</sup> ibid. S. 102.

<sup>6)</sup> Er starb am 9. November 1097; vgl. Erhard, Regesta historiae Westfaliae. 110. Charakteristisch ist der in „ut dicitur“ liegende Zweifel an der Schenkung.

des Stiftes fühlten diese die Einfachheit der Beköstigung um so drückender. Mit Hilfe des guten Bischofs Erpho, der eine Mitleid erregende Schilderung ihrer erbärmlichen Lebensweise gibt, wurde dem abgeholfen und Alles in Bezug auf Speise und Trank bis in die Einzelheiten geregelt. In Bezug auf die oben genannten Tage heißt es nun in der Urkunde:

*Unde inito in commune consilio tempora constituimus, videlicet in Adventu etc. cum plenum datur servicium septem fercula, cum pleniter non datur quinque dari, ad Cenam<sup>1)</sup> vero genus cibi quod vulgo struua dicitur.*

Es werden hier zwei verschiedene *servicia* unterschieden, *plenum* und *non plenum*. Auch die Heberolle unterscheidet, insofern sie bald 4 bzw. 6 Mütze, bald  $1\frac{1}{2}$  oder 2 Malter Korn ansetzt.

Was ist nun unter *servicium* zu verstehen? Es ist das, was der Convent an jenen Tagen „*âne the rehton pravendi*“ von der Äbtissin zu beanspruchen hatte. Präbenden sind nach klösterlichem Sprachgebrauch die Bezüge aus Küche und Keller; diese waren an jenen Tagen besonders reichhaltig und, was hier noch wichtiger ist, sie wurden in der Abtei, am Tische der Äbtissin verabreicht. Ein Verzeichniß aus der Mitte des 16. Jahrhunderts<sup>2)</sup>, in dem die einzelnen Speisen und Getränke genau vorgeschrieben sind, zeigt deutlich genug, daß an diesen Tagen die Äbtissin die Junfern zu sich in die Abtei lud und sie dort bewirthete<sup>3)</sup>. Was auf diesen *ingang thero iungewei* verwendet werden mußte, das ist es, was die Heberolle feststellt. War es zu wenig oder wurde Abbruch daran gethan? Genug, die Tendenz der Urkunde ist es, hier ein für allemal genaue Bestimmungen zu geben.

<sup>1)</sup> So ist zu schreiben, nicht *cenam*.

<sup>2)</sup> Abgedruckt bei Friedländer a. a. O. S. 149 ff. Der Herausgeber setzt das Stück ins 16. Jahrhundert; dagegen spricht schon die Schrift. Die Sprache aber — es ist ein Mischmasch von Hoch- und Niederdeutschem — läßt eher auf die zweite als auf die erste Hälfte des 16. Jahrhunderts schließen.

<sup>3)</sup> Daß im Laufe der Zeit mannigfache Veränderungen vorkamen, liegt auf der Hand. Der Grund dafür, der in dem Aufkommen neuer kirchlicher Feste, in neuen Stiftungen, in Verlegungen u. s. w. liegt, ist fast überall noch zu erkennen. Bisweilen ist die Abweichung nur scheinbar und findet ihre Erklärung in der Kürze der alten Aufzeichnung, welche mit der Zeit immer mehr ins Einzelne geht. Der Herausgeber hat freilich den Zusammenhang der einzelnen Stücke nicht erkannt, aber aufmerksam gemacht kann ihn doch keiner verkennen. Daß in der Urkunde ebenso wenig wie in der Heberolle der Kirchweihetag genannt ist, läßt wohl darauf schließen, daß er vor Einweihung der jetzigen Stiftskirche (1129) entstanden sind. Der frühere Tag ist nicht bekannt, steckt aber doch wohl in einem nach dem Heiligen bezeichneten Tag.

Nachdem nun festgestellt ist, daß *ingang* die Bewirthung der Junfern bedeutet, und da das Almosen der Bewirthung der Armen diene, so liegt es nahe, bei *tô thên neppenon* an eine ähnliche Bestimmung zu denken. Gegen wen konnte die Äbtissin sonst noch Verpflichtungen haben? Gegen die „Herren“, Canoniker, Pastore, Vicare.

Heyne erklärt im Glossare: „Die *hnippena*, welche zum Weihnachtsabend, am Feste der heil. Thiadhildis, der Schutzpatronin des Stiftes, zu Ostern und zu Pfingsten stattfanden, können nur geistliche Spiele und Umzüge gewesen sein, für die die Zinspflichtigen Gerste zur Bierbereitung lieferten.“ Von diesen Worten steht kaum eines auf festem Fuße. Zunächst ist die Zahl der Tage falsch angegeben; es sind Coena Domini, Inventio S. Crucis<sup>1)</sup> und Omnium Sanctorum übersehen (vgl. Heyne S. 82, Z. 516 f.). Die Spiele müßten also nicht vier-, sondern siebenmal im Jahre stattgefunden haben. Dann steht nirgends, daß die Zinspflichtigen dieses Korn lieferten, und ebenso wenig irgendwo, daß es zur Bierbereitung verwendet wurde<sup>2)</sup>. Endlich sehe ich auch nicht ein, weshalb *hnippena* nicht auch Näpfe sein können. Ich bin im Gegentheil sogar der Ansicht, daß es nur Näpfe sein können, freilich Näpfe in einer anderen Form als unsere jetzigen.

Das unserem Abschnitte der Heberolle entsprechende Verzeichniß des 16. Jahrhunderts hat zu all jenen Tagen, wo dort *tô thên neppenon* sich findet, den Zusatz „Heildienst“. Die weniger ausführliche Aufzeichnung des 14. Jahrhunderts, wie auch die Erpho'sche Urkunde, unterscheiden nicht im Besonderen; es war das ja auch allgemein bekannt. Aber nach der Urkunde gab es zu den Heildiensten zwei Gänge mehr als zu den Halbdiensten, und im 16. Jahrhundert wurde zu diesen Festen ein Ochse geschlachtet, während man sonst ein Rindchen (*risebiter*) nahm, oder gar sich mit Fleisch „aus der Peckel“ begnügte. Was hier aber wichtiger ist: an jenen Tagen erhielten nach der Aufzeichnung des 14. Jahrhunderts die Junfern *una crathera vini*<sup>3)</sup>; an den Halbdiensten mußten sie sich mit *dimidia crathera* begnügen. Doch auch hiermit dürfte die unverhältnißmäßig große Ausgabe noch nicht genügend erklärt sein. Aber in eben dieser Aufzeichnung ist vorher (Friedländer S. 101) bemerkt: „*Quandocunque*

<sup>1)</sup> Im 14. Jahrhunderte finden sich statt dessen zwei Halbdienste, für die Vigil und den Tag selbst. An der Vigil wurde das Gedächtniß des Stifters Everword begangen. Die Theilung hat demnach wohl der Ausbildung der Stiftungslegende ihren Ursprung zu verdanken.

<sup>2)</sup> Es sind bloße Werthbestimmungen.

<sup>3)</sup> Friedländer a. a. O. S. 103 f.

*conventui dabitur plenum servicium, tunc canonici debent procurari lauta et honesta procuracione in mensa domine abbatisse*"; und in der Aufzeichnung des 16. Jahrhunderts heißt es zu allen Heildiensten „*Herren zu gaste*". Da nun die Zahl der Herren mindestens sechs betrug, also hinter der der Junfern nicht weit zurückblieb, so kann man sich wohl denken, daß an diesen Tagen das Weinaß der Äbtissin ein Loch bekam, zu dessen Ausfüllung es wohl eines Malter Kornes bedürfen mochte.

Ich glaube demnach, daß wir in den *cratherae* des 14. Jahrhs. die *neppena* des 12. Jahrhs. zu sehen haben. Freilich wird im Mnd. Wb. keine Stelle angeführt, in der *nap* Becher, Pocal bedeutet, allein damit ist nicht bewiesen, daß das Wort im Niederdeutschen die Bedeutung auch nicht gehabt habe. Es möge hier eine Stelle für das Gegentheil angeführt sein. Röschell erzählt in seiner Chronik (c. 1600) von dem Bischof Werner von Münster [1132—1151], daß er jährlich ein Fuder Wein für die Domherren und Andere und einen „*silbernen nap überhen verguldet*" gestiftet habe. „*Daruf steidt die historie von S. Pauwel mit verheben bileren; und wordt noch heuthe zu dage genompt S. Paulus nap; man kan darin gedoen ungeferlich vif orth weins.*"<sup>1)</sup> Dieser Pocal ist verschwunden, aber auch der Pocal des hiesigen Großen Kalands, den jedes Mitglied bei seiner Aufnahme stehend in einem Zuge leeren muß, führt noch jetzt den Namen „*Nap*". Der Deutung der *neppena* als Pocale dürfte demnach kaum noch etwas entgegenstehen. Daß die Ausgabe speciell zur Weinspende für die „*Herren*" bestimmt war, möchte ich auch noch daraus schließen, daß in der Heberolle auch der Gründonnerstag angeführt ist; im 14. Jahrhundert bekamen an diesem Tage die Junfern noch keinen Wein, während es von den Herren heißt: „*In cena Domini ad mandatum* (Gastlocal) *domina abbatisa ministrabit canonicis et clericis suis species propinando eisdem dabit etc.*"<sup>2)</sup> Für die Schwestern wurde die Weinfrage auch erst nach der Entstehung der Heberolle durch die Urkunde geregelt; bis dahin hatten sie „*minus quam indigerent*" erhalten, dafür „*vilissima cerevisia, nulli fere quam indigentissimo potabilis*". Doch kommt es darauf auch so sehr nicht an. Meine Übersetzung der oben angeführten Stelle würde also folgendermaßen lauten:

„Am Gedächtnistage der heil. Thiadhild für die Weinpocale (der Herren) und für Almosen und für den Besuch der Junfern zwei Malter."

MÜNSTER in Westfalen.

FRANZ JOSTES.

<sup>1)</sup> Geschichtsquellen des Bisthumes Münster III, S. 199 ff.

<sup>2)</sup> Friedländer S. 105.

## ÜBER DEN GEGENWÄRTIGEN STAND DER SUCHENWIRT - HANDSCHRIFTEN.

Mit zweien großen, bisher unbekannten Ergänzungen zu Suchenwirt's Gedichten.

### IV. C.

Vielleicht kann uns C, die Papierhandschrift der Wiener Hofbibliothek Nr. 10100\* (Rec. 2201 nach der Eintragung auf der Innenseite des Vorderdeckels) darüber Aufschluß geben. — Die Ecken der beiden Deckel und der Rücken sind mit Pergament überzogen; letzterer trägt ein schwarzes Schild mit der Inschrift in Goldbuchstaben: *Varia Poetica Coll. A O<sup>1</sup>) A. Fernberger.*

Christoph Adam Freiherr von Fernberg gehörte dem aus Mittelfranken stammenden Geschlechte der Fernberger an; der Name rührt von dem in der Nähe von Ansbach gelegenen Stammbause Fernberg. Ulrich Fernberger trat um 1470 in die Dienste des Erzherzogs Sigismund von Tirol; sein Sohn Johann ging nach Österreich und kaufte sich 1531 Herrschaft und Schloß Egenberg in Oberösterreich, wonach er und sein Geschlecht sich in der Folge nannte. 1535 wurde er mit seinem ganzen Mannesstamme von König Ferdinand I. mit dem Erbkämmereramte in Österreich ob der Enns belehnt. Sein Enkel ist Karl Ludwig Fernberger zu Egenberg, Hochhaus und Messenbach, Herr der Herrschaften Sitzenberg (im politischen Bezirke St. Pölten, also nicht sehr weit von Neidenstein) und Fahrafeld in Niederösterreich. Obwohl Lutheraner wurde er 1615 Regimentsrath in Niederösterreich. Aus seiner ersten 1594 geschlossenen Ehe stammten zwei Söhne; der ältere ist der Urheber dieser Handschrift, Christoph Adam Fernberger von und zu Egenberg, Herr zu Wiernitz (jetzt Würnitz im Gerichtsbezirke Korneuburg) in Niederösterreich. Die Nachrichten über ihn lauten dürftig. Er lebte der Wissenschaft und Kunst; dafür spricht deutlich genug sein handschriftlicher Nachlaß. Auch dichterisch versuchte er sich, wie u. A. aus C f. 164\* zu ersehen ist. 1650—1656 war er niederösterreichischer Ritterstands-Verordneter; obwohl zweimal vermählt, hinterließ er keine Kinder. Sein Bruder Christoph Karl war schon vor ihm aus dem Leben geschieden; mit seinem Stiefbruder Christoph Ferdinand, der General und Oberst eines kaiserlichen Regimentes war, starb 1671 der letzte männliche Sprosse dieses Geschlechtes (vgl. Hoheneck a. a. O. 3. Bd., S. 159—164 und Wissgrill a. a. O. 3. Bd., S. 31—36).

<sup>1</sup>) Es soll richtig heißen C, wie schon aus pag. 139 des 6. Bandes der *Tabulae codicum* zu ersehen ist.



Christoph Adam Freiherr von Fernberg ist der Urheber von C oder, nach dem Schilde und 6. Bande der Tabulae codicum, der Sammler. Diese Bezeichnung ist aber keineswegs dahin zu verstehen, als ob die sechsundvierzig Theile der Handschrift, nahezu ausschließlich Dichtungen<sup>1)</sup> des Mittelalters und der Neuzeit in deutscher, aber auch in lateinischer Sprache, durchaus Originale wären, welche Fernberg gesammelt und zu einem Bande vereinigt hätte. Gleich die ersten zwölf Nummern sind es nicht, sondern sie sind Abschriften einer umfangreichen Handschrift aus dem Jahre 1402, die ich im Folgenden N nenne. Aber gerade sie erregen unser Interesse, da unter ihnen zehn Suchenwirtische Gedichte vorkommen; es sind folgende:

Fortlaufende Zählung der Gedichte	Primisser's Zählung	Von Blatt ... der Handschrift bis Blatt ...	Überschriften der Gedichte
1	IV	f. 1 <sup>a</sup> —6 <sup>a 2)</sup>	Von Herzog Albrechts Ritter <sup>3)</sup> schafft in Prewssenland   Anno Dni M <sup>o</sup> CCCL XXVII ( <i>Schnörkel</i> ).
2	XXXIV	f. 6 <sup>b</sup> —7 <sup>b</sup>	Von der Fürsten taylung in   Oster- reich Herzog Albrecht   vnd Herzog Lewppolt.
3	XX	f. 7 <sup>b</sup> —10 <sup>a</sup>	Von Fünf Fürsten von dem von Maylan Von Marchgraf Sigmund von Karlur Von Herzog wilhalm von Österreich vnd von Herzog Lewppold von Oster- reich ( <i>Schnörkel</i> ).

<sup>1)</sup> Die Prosa ist nur durch wenige Stücke vertreten. — Zu den jüngsten Theilen des Codex dürfte wohl Nr. 32 (f. 173<sup>b</sup>) gehören: „Chürzweilige Soldatenlieder .... so daß Herrn Oberst (?) -Leidenambt Fernbergerß Musterschreiber gesungen hat .... 1645.“ Diese Mittheilung wird sich auf Adams Bruder Christoph Karl beziehen, welcher kaiserlicher Oberst und von 1636 bis an seinen Tod im Jahre 1653 General-Landoberstlieutenant im Erzherzogthum Österreich unter der Enns war.

<sup>2)</sup> Die Handschrift zählt 242 Blätter in Folio. Eine Blattzählung ist oben rechts mit Blei angebracht und stammt aus neuester Zeit; a bezeichnet die vordere, b die rückwärtige Seite. Allerdings finden sich hie und da oben Zahlen von alter Hand, aber diese beziehen sich nicht auf die Paginierung, sondern sind Nummern, womit einzelne Theile der Handschrift schon vor ihrer Vereinigung zu diesem Bande bezeichnet waren, die somit nicht immer gerade fortlaufend sind.

<sup>3)</sup> Die senkrechten Striche bezeichnen die Brechung der Überschrift in zwei oder mehrere Theile.

Fortlaufende Zählung der Gedichte	Primisser's Zählung	Von Blatt ... der Handschrift bis Blatt ...	Überschriften der Gedichte
4	V	f. 10 <sup>a</sup> —11 <sup>b</sup> <sup>1)</sup>	Von Herczog Albrecht seeligen   Von Osterreich.
5	XXXV	f. 23 <sup>b</sup> —25 <sup>a</sup> <sup>2)</sup>	Von zwayn Păbsten.
6	XXXVII	f. 25 <sup>a</sup> —26 <sup>b</sup>	Von der Fursten Chrieg   vnd von Reich- stetten.
7	XIX	f. 26 <sup>b</sup> —27 <sup>b</sup>	Daz ist die Red uon dem   Teychner darnach und er   gestorben ist
8	XLV	f. 27 <sup>b</sup> —29 <sup>a</sup>	Ein Red uon der hubschen Lug.
9	XLIII	f. 29 <sup>a</sup> —29 <sup>b</sup>	Die red haizt der fromd Siñ   Vñ ist mit vercherten Worten   daz merkt ye an der lezten Silben, die Antwort irm genoz zen hinder sich vnd fur sich vnd   ist geticht chrewczweys.
10	XXXVI	f. 30 <sup>a</sup> —30 <sup>b</sup>	Die Red haizt der vmbgecherte Wagen

38 bis 56 abgesetzte Verse, die meisten mit großen Buchstaben beginnend, bilden eine Columnne auf jeder Seite. Sowohl der Text wie die Überschriften sind mit schwarzer Tinte geschrieben, die Überschriften durchaus mit größeren Zügen, und war hat eine Hand die Überschrift zu Nr. 1 und die sechs ersten Verse dieses Gedichtes lateinisch cursiv, von f. 23<sup>b</sup>—30<sup>b</sup> die Überschriften lateinisch cursiv, den Text nahezu ausschließlich deutsch cursiv geschrieben; eine zweite Hand schrieb von V. 7 auf 1<sup>a</sup>—11<sup>b</sup> Text und Überschriften gothisch. So schön diese Schrift ist, gar Manches, namentlich die großen Buchstaben, lassen die jüngere Hand leicht erkennen. — Während aber bis f. 11 deutlich geschriebene Wörter äußerst selten begegnen, läßt die Schrift von f. 23<sup>b</sup> an, was Deutlichkeit betrifft, viel, stellenweise wie in Nr. 8, sehr viel zu wünschen übrig: nicht nur *a* und *e*, auch *r* und *t*, *p* und *f* sind zuweilen mit Sicherheit nicht zu unterscheiden.

<sup>1)</sup> Darauf folgt f. 11<sup>b</sup>—17<sup>b</sup>: Die Chünigin von Frankreich | hat ge-  
eht ein varunder man | der hiez Schöndoch und f. 17<sup>b</sup>—23<sup>b</sup>: Die Redt  
siht Ots vnd hat | geticht maister Chunrad von Wircz | purekh.

<sup>2)</sup> Fol. 24<sup>a</sup> wurde durch Versehen zwischen f. 30 und 31 gebunden.

Die Schreibweise der Handschrift erinnert vielfach an B, wenn auch C im Ganzen, besonders von f. 23<sup>b</sup> an, einen jüngern Eindruck macht. Was S. 235 über den Gebrauch der Majuskel im Innern der Verse, die Anwendung des Dehnungs-*h* (*begeht, werthen* C 3<sup>b</sup> und 6<sup>a</sup> = P IV 278 und 567 u. ö.) und die Vorliebe von *z* und *cz* für *tz* gesagt wurde, gilt auch von C. An Inconsequenz lassen es auch die Schreiber von C nicht ganz fehlen; so begegnen unter Andern in Nr. 1 V. 131, 133, 180, 187, 240, 241, 249 und 487, in Nr. 4, V. 33 u. s. w. die Eigennamen mit kleinen Anfangsbuchstaben.

Im Gebrauche der Haken jedoch zeigt unsere Handschrift einen auffallenden Unterschied im Vergleiche zu B. Wie in unserer Schreibart findet sich in C ober dem *u* ein Ringlein (° ° °) und die Umlaute des kurzen und langen *a*<sup>1)</sup>, *o* und *u* werden durch zwei darüber gesetzte Punkte oder Striche (° ° auch °) angedeutet und dies so allgemein, daß man dort, wo in einem der beiden Fälle die Bezeichnung unterblieb (z. B. *chunig* in Nr. 3, *fursten* C 25<sup>a</sup> = P XXXVII, 13 u. ö., *fromd* C 29<sup>a</sup> im Titel von Nr. 9) ein Versehen der Schreiber annehmen darf. Sonst finden sich Haken nur sporadisch angewendet, z. B. *geschlächte* C 7<sup>b</sup> = P XX 2, *sêt* = *sæt* C 8<sup>b</sup> = P XX 75 (ähnlich im V. 167), *chrüm* C 6<sup>a</sup> = P XXXIV 11, *wüchs* (A *wuechs*) C 29<sup>a</sup> = P XLIII 59, *stört* C 30<sup>a</sup> = P XXXVI 67, *wüchsen* (= *üe*) C 26<sup>a</sup> = P XXXVII 71, *wýmél* C 2<sup>a</sup> = P IV 187 u. ö. (die Punkte auch schief übereinander). Man sieht daraus, daß die Schreiber es geflissentlich unterließen, ihrer alten Vorlage in der Wiedergabe der Haken getreu zu folgen. Wo letztere, wie in den obigen Beispielen, sich dennoch finden, sind sie ihnen bei dem mechanischen Abschreiben gegen ihren Willen mitunterlaufen. Daraus erklären sich umgekehrt aber auch Fälle, in denen wohl der Haken weggelassen, aber das Zeichen für den Vocal nach der den Schreibern geläufigen Art zu transscribieren vergessen ward, wie *beruren* (= *üe*) C 1<sup>a</sup> = P IV 33, *wuchsen* (= *uo*, *ue*) C 28<sup>a</sup> = P XLV 27 usw., *yder* C 4<sup>a</sup> = P IV 320 u. ö. Geradezu störend ist in Nr. 9, 65 die Schreibweise Süchenwirt, da nach dem ausgesprochenen Pläne dieses Gedichtes die Umkehrung der letzten Silbe auf *treib* reimen soll.

Darnach kann es nicht Wunder nehmen, daß sich in C Bezeichnungen von Halbdiphthongen durch Haken auffallend wenig, von Svarabhakti gar nicht finden. Für erstere ließe sich anführen:

<sup>1)</sup> Vereinzelt findet sich *wête* : *schrête* (= *œ*) C 8<sup>b</sup> = P XX, 98 und *œ* = *œ* : *soeligen* C 10<sup>a</sup> im Titel zu Nr. 4.

û = u C 7<sup>b</sup> und 8<sup>b</sup> = P XX 11 und 101 *chümer* und *pürg*, vielleicht noch *î* = e C 2<sup>b</sup> = P IV 183 *gléseîn* (das nach A richtig *glefen* heißen soll). Bezugs der Svarabhakti macht es für das erste den Eindruck, als ob die Schreiber sich vollkommen ablehnend dagegen verhalten hätten, denn in C vermißt man selbst Svarabhakti, die in A durch e oder i gegeben sind, so C 2<sup>a</sup> = P IV 104 *Cherg*, C 27<sup>b</sup> = P XIX, 71 *Kirchen*, sogar solche, die metrische Geltung haben, wie C 3<sup>b</sup> = P IV 264 *gern*, C 7<sup>b</sup> und 9<sup>a</sup> = P XX 14, 158 *erst* und *stern*, C 2<sup>ab</sup> = P IV 133, 192 *perchtold* und *arbeit*. Aber dagegen finden sich in C einige, wenn auch wenige Svarabhakti, die A nicht hat, so *Marschalich* C 4<sup>a</sup> = P IV 317, und in Nr. 8 V. 27 *Marichfelt* mit metrischer Geltung. Statt *arm* (richtig *arem*) in A hat C Nr. 6 = P XXXVII 34, 39, 54, 102 *armen*.

Ebenso sparsam sind die Unterscheidungszeichen angewendet; acht von den zehn Überschriften folgt ein Punkt (vgl. S. 304 f.), desgl. dem letzten Wort in der Schlußzeile von Nr. 5—10. Der Schreiber der ersten vier Nummern hingegen setzt nach dem letzten Worte zwei Punkte und dazwischen einen Strich (·/·).

Der Gebrauch der Abkürzungszeichen ist nicht nur gegenüber A, sondern selbst im Vergleiche mit B sehr beschränkt. <sup>~</sup> wird nur für auslautendes *er* gebraucht (zuweilen vergessen, wie in Nr. 1 V. 34 *gancz*, 131 *dain* = *der ain* u. s. w.), — für e vor l, n und r (C 7<sup>b</sup> = P XXXIV 123 *manchn*, C 11<sup>b</sup> = P V 147 *himlreich*, C 26<sup>a</sup> = P XXXVII 80 *Ewr*), für fehlendes n und m (*dieste* C 27<sup>a</sup> = P XIX 45, *Sin* im Titel von Nr. 9; in *manige* C 2<sup>b</sup> = P IV 155 wurde das Abkürzungszeichen für auslautendes m vergessen); *un* noch nach alter Weise für *und* oder *unde*.

Nach alledem erscheint es nicht auffällig, wenn in C auch die Sprachformen vom Drange zu modernisieren nicht ganz unberührt geblieben sind. So sucht man Formen mit auslautendem t in der 3. Person Pluralis im Indicativ des Präsens vergebens; neben *was* zeigt sich auch C 11<sup>b</sup> = P V 144 *war*; die gut österreichische Form des Präteritums *lewff*<sup>1)</sup> von A wurde in C 29<sup>b</sup> = P XLIII 47 durch *lief* ersetzt, hingegen wurde C 28<sup>b</sup> = P XLV 83 *leuffet* beibehalten. Die 2. Person der Einzahl im Ind. des Prät. starker Verba muß sich, so schwer dies geht, Umänderungen gefallen lassen; so hat C in der

<sup>1)</sup> Vgl. Anton Schönbach, Erstes Stück der Mittheilungen aus altdeutschen Handschriften, Wien 1878, Separatabdruck S. 7 und Zeitschrift für deutsches Alterthum und deutsche Literatur, 20. Band (1876): Über einige Breviarien von St. Lambrecht S. 187 ff.

Rede vom Teichner V. 84 *du gepört* (A *gepaer*). Veraltet scheinende Präterita starker Verba sollen schwache Form annehmen; so heißt es in der Rede auf den verstorbenen Herzog Albrecht III:

*Silber und gold er ringe wagt  
und gab . . . . .  
manigem Ritter, der da phlagt  
der raiz. V. 65 ff.*

*sch* für anlautendes *s* begegnet noch nicht häufig (*schlecht*, *schlag* C 3<sup>a</sup> = P IV, 209, 295 u. s. w.); von *soln* werden stets Formen mit anlautendem *s* verwendet; *mancher* findet sich nur vereinzelt (C 5<sup>a</sup> = P IV 452). In diesen drei Punkten zeigt sich Übereinstimmung mit B (vgl. S. 238), desgl. auch in der Abneigung, *b* für *w* zu setzen; Beispiele finden sich allenthalben, besonders auffällige in Nr. 9. Von zehn Reimstörungen in diesem Gedichte rühren sieben von dieser Abneigung. So lautet V. 4 *geb* : *weg*, V. 8 *sib* : *wis*, V. 30 *wag* : *gab*, V. 53 *war* : *Rah*, V. 57 *wer* : *reb*, V. 65 *Süchenwirt* : *treib* und V. 66 *wol* : *lob*. — P. IV 131 hat nach A *Hainreich*, C 2<sup>a</sup> *Hainrich*, für das in A durch den Reim auf *pran* gesicherte *prewtigan* bringt C 3<sup>b</sup> = P IV 264 *prewtigan*, 7<sup>b</sup> = P XXXIV 105 *leczen* (A *lesten*) und 27<sup>b</sup> = P XIX 92 *nühn* (A *nu*). Nebenbei erwähne ich den ausgedehnten Gebrauch von *k* (*kk*) im Anlaut, besonders aber im In- und Auslaut für das in A so häufige *ch* (*kch*, *chk*), den Übergang von *a* in *o* (*morner* C 2<sup>b</sup> = P IV 190, *volsche* C 6<sup>b</sup> = P XXXIV, 11) und von *i* in *ü* = *u* (C 1<sup>a</sup> = P IV, 7 *Zichtig*).

Daß N der Sprache nach identisch mit A war, ersieht man deutlich aus C trotz der eben besprochenen Änderungen; diese berühren somit den eigentlichen Sprachcharakter von C nicht. Sie konnten und wollten ihn gar nicht alterieren, denn sie gingen von Leuten aus, deren Sprache, wie selbst mehrere der Änderungen bezeugen, dem österreichischen Sprachgebiete angehörte, die aber manche alte Formen des österreichischen Dialects, als nicht mehr zeitgemäß, durch andere ihnen passendere ersetzen zu müssen glaubten. Damit hängt es zusammen, daß durch diese Änderungen der Sinn der Handschrift nicht oder doch nur unbedeutend entstellt wurde.

Ganz verschieden von diesen Änderungen bezwecken andere eine Besserung des Versbaues, namentlich einen regelmäßigen Wechsel von Hebung und Senkung, so durch Einsetzung einzelner Wörter: Nr. 7 V. 67 *er* nach *hiet* (dadurch Unsinn!) und V. 68 *und* nach *nais*, Nr. 10 V. 8 *eins* nach *ich*; durch Weglassung einsilbiger Wörter, z. B.

und in Nr. 1 V. 25 und 364, die nach *fürsten* in Nr. 6 V. 13 und *den* in demselben Gedichte V. 28 u. s. w.; durch Unterdrückung des Vocals in der Vorsilbe *ge-: glauben* C 23<sup>b</sup> = P XXXV, 13 u. s. w.; durch Abwerfung des Präfixes *ge-: schrift* C 10<sup>b</sup> = P V 29; durch Ausstoßung von Silben: Nr. 1 V. 171 *manig<sup>er</sup>lay*; durch Apokope Nr. 1 V. 356 *gut<sup>en</sup>* und 388 *tugend<sup>en</sup>*, in Nr. 5 V. 114 *soll<sup>en</sup> wir* u. s. w.; aber auch durch Einführung der vollen Formen, besonders statt der synkopierten, so C 6<sup>b</sup> = P XXXIV, 25 *armes*, C 10<sup>a</sup> = P V 8 und 11 *seinem* (A *seim*) und *fronen*, C 26<sup>a</sup> = P XXXVII, 63 *edlen* u. s. w. — Alle diese Änderungen erfüllen fast ausnahmslos ihren Zweck.

Leider finden sich nicht selten ganz zwecklose Änderungen gleicher Art; so begegnen in Nr. 1 allein 14 Verse, in welchen ein kurzes Wort fehlt (V. 8 *auch*, 33 *mer*, 132 *den*, 172 *ir*, 234 und 471 *die* nach *pferd*, 295 und 469 das zweite *daz*, 400 und 406 das zweite *der* und *dem*, 499 sowie 536 *und*, endlich 510 *so*; in Nr. 4, 93 *der*, in Nr. 5, 5 *nicht* [dadurch die Stelle sinnlos], in Nr. 7, 15 *wann*, in Nr. 8, 103 *in*, in Nr. 10, 10 *in* und V. 37 *der*), auch sonst Verse, in welchen Vorsilben ganz unterdrückt werden (Nr. 5, 22 *verirret*, Nr. 7, 65 *erpracht*), ferner Synkopen (Nr. 1, 12 und 490 *ed. l* u. s. w.) und besonders Apokopen (*und<sup>e</sup>* in Nr. 1, 7, 267 und Nr. 2, 5, *tisch<sup>en</sup>* Nr. 1, 392 u. s. w.), aber auch Einsetzung des unterdrückten Vocals im Präfix *be-* (*belaib* Nr. 9, 53), Zusatz von Silben zu Anfang oder am Ende der Wörter (*gestain* Nr. 1, 251, *geschrift<sup>1</sup>* Nr. 7, 64, *meinem* Nr. 1, 265, *haben wir* Nr. 5, 19, ähnlich Nr. 6, 69), sowie Einfügung von überflüssigen einsilbigen Wörtlein (Nr. 7, 31 *Allen den*, 51 *ezzen an*, Nr. 9, 54 *des todes*, ähnlich Nr. 10, 28 und 53).

Manches dürfte auf Rechnung von N zu setzen sein; denn mag dieselbe, was Verlässlichkeit des Textes betrifft, selbst A gleich stehen <sup>2)</sup>, so kann man doch mit Sicherheit annehmen, daß sie von ungleichmäßigen Schreibungen, mancherlei Versehen und Schreib-

<sup>1)</sup> Vgl. Schönbach a. a. O. S. 9, Anm. 3.

<sup>2)</sup> Die Übereinstimmung zwischen A und C ist oft wirklich überraschend. So hat C in Nr. 1, V. 116:

*Chlar Rainfal schancht man ein,*

A hat *Chlarn*, es stand aber ursprünglich *Chlar*; V. 128 *ain*, auch A hatte anfänglich so, dann wurde noch ein *n* über *n* geschrieben, daß es *ainn* heißt. V. 471:

*Die pferd wurden hellich,*

A hatte ebenfalls *wurden*, der Schreiber änderte es aber in *worn*; V. 473 *granden*, ebenso A, der Schreiber besserte aber in *grawden* (Graudenz); V. 487 hat P *den*

fehlern, Willkürlichkeiten und verderbten Stellen nicht ganz frei war, zumal bei ihrem großen Umfange mehrere Schreiber daran gearbeitet haben werden. Auch konnten einzelne Theile schon ursprünglich undeutlich geschrieben worden sein, wahrscheinlich aber hatte die Vorlage im Laufe von mehr als 200 Jahren allerlei Schaden gelitten. — Daraus erklären sich Schreibfehler<sup>1)</sup>, Trübungen und Störungen des Reimes<sup>2)</sup>, sowie sinnlose Stellen<sup>3)</sup> in C, von denen freilich ein guter Theil den Schreibern dieser Handschrift, die auch in ihrem Drange, ihnen Unverständliches zu bessern, nicht immer eine glückliche Hand hatten, zur Last fällt.

Das glaube ich auch von den Lücken in C, die allerdings zusammen nur sieben Verse betragen; es fehlen nämlich ohne äußere Unterbrechung in Nr. 1 die Verse 197 und 198, in Nr. 9 die Verse 25—27 und in Nr. 10 die Verse 75 und 76. Vielleicht stammt auch von ihnen die Umstellung der Verse in Nr. 1, wo ohne jede Reimstörung auf V. 308 die Verse 311, 312, 377, 378, 309, 310, 313 und 314 folgen, dann geht es mit V. 315 in der Ordnung von A weiter. Nr. 9 schließt mit V. 68, die in A noch folgenden vier Zeilen stehen in C unmittelbar nach dem Titel, wohin sie auch mit Recht gehören (vgl. S. 209).

*Has*, A und C *der* und V. 495 *Der sehen*, A und C *Daz*. P schreibt XXXIV, 55 *sighaft*, C *sigehaft*, A desgleichen, aber das *e* ist durchgestrichen, doch steht ein Punkt darunter; es dürfte also doch das *e* gelten. C hat in Nr. 9, V. 4 *weg* und V. 58 *war*, A ursprünglich auch so, der Schreiber änderte aber dann in *beg* und *bar* um.

<sup>1)</sup> Z. B. in Nr. 1, 65 *den fursten*, 120 *reichart*, 188 *pogenschizzes*, 200 *an* statt *ain*, 372 *lehen* für *leben*, 476 *spruch*, Nr. 2, 24 *drinen* (A *Drümen*), in Nr. 3, 8 *Daz*, in Nr. 6, 47 *schrotens*, 53 *vergözzen*, in Nr. 8, 4 *Die* anstatt *Do*, 11 *ober*, 31 *Singen* für *Giengen* (vgl. K II, §. 5 und III, §. 8), in Nr. 9, 4 *chunaten*, und 45 *im* für *in*, ferner in Nr. 10, V. 42, 67 u. 88.

<sup>2)</sup> In Nr. 1, 45 *veracht* (N *veriach* : *gesach*), 412 *lobesan* (: *nam*), in Nr. 3, 191 *gedan* (: *davon*), 238 *hülle* (: *gute*), in Nr. 4, 33 *paris* (A *Pareis* : *weis*), in Nr. 6, 86 *erden* (: *werde*), 112 hat der Schreiber anstatt des Reimes auf *gemaine* dieses Wort nochmals geschrieben, in Nr. 8, 29 *eselgarten* (: *narren*), wofür wohl *eselkarren* zu setzen ist (vgl. Lexer I, S. 709, III, S. 167 und die zweite Ausgabe (1881) des Taschenwörterbuches unter *G* und *K*) und 101 *er gawen* (: *khann*), wofür P mit Recht *gewan* setzt (vgl. seine Ausgabe 170), in Nr. 9, 3 *der freuden joch* (A *chor* : *rock*), 17 *niemen* (: *mein*) und 20 *og* (: *ge*).

<sup>3)</sup> In Nr. 1, 57, 76, 98, 127, 138, 141 (!), 146, 166, 167, 178, 187, 207 (!), 216, 239, 256, 282 (!), 284 (!), 304 (!), 308, 317, 321 (dadurch auch Reimstörung), 436, 474 (!) und 567, also 24 Fälle (vgl. PS. 154), in Nr. 2, 123 (vgl. PS. 162), in Nr. 3, 167 (vgl. PS. 155), in Nr. 5, 5 (vgl. PS. 162), in Nr. 7, 5 u. 6 (vgl. PS. 159), in Nr. 10, 38 u. 84 (vgl. PS. 162 f.).

Immerhin erscheint C, trotz aller Rücksichtnahme auf N, nicht mit ganz gleicher Sorgfalt abgefaßt wie B (vgl. S. 237). Dieses sowie ihr unbedeutendes Alter ist keineswegs geeignet, ein günstiges Vorurtheil bezugs ihres Werthes zu erwecken: in Wirklichkeit aber ist derselbe durchaus nicht gering. Sie hat zwar, wie wir gesehen, selbst mancherlei Gebrechen, aber diese sind meist leicht oder doch durch Heranziehung von A zu beseitigen. Im Allgemeinen bringt C einen sehr guten Text. Den besten Beweis liefert ein Blick in die Ausgabe von Suchenwirt's Gedichten, wo P S. 154 ff. die verbesserungsbedürftigen Stellen aus A anführt. Soweit diese Gedichten angehören, die auch in C vorkommen, sind sie fast ausnahmslos durch C zu bessern<sup>1)</sup>. Und diese Stellen ließen sich noch leicht vermehren, wie denn überhaupt C in einer neuen Ausgabe eine größere Beachtung finden muß. — Im Gedichte auf den verstorbenen Herzog Albrecht III. fehlt in A V. 42; C hat diesen Vers, und dadurch ist die Reimstörung in A behoben. Nichts, weder ein äußeres Zeichen noch der Sinn, läßt in A erkennen, daß im Gedichte von Herzog Albrechts Ritterschafft nach V. 366 etwas fehlt: C bringt aber an dieser Stelle sechs inhaltlich durchaus nicht bedeutungslose Verse, die aller Wahrscheinlichkeit nach echt sind und daher von P mit Recht in seiner Ausgabe als Verse 367—372 in den Text aufgenommen sind. — In Bezug auf die Zahl der Gedichte wird diese Handschrift nur von A und B übertroffen, aber unter den zehn Gedichten von C findet sich das Gedicht von fünf Fürsten, das in A gar nicht vorkommt<sup>2)</sup>. Von dem Gedichte *von hübscher Lug* besitzt A bloß den Anfang (V. 1—23), in C nur allein findet sich das Gedicht ganz<sup>3)</sup>.

<sup>1)</sup> Abgesehen von den Nummern 3 und 8 liefern besonders 1, 2, 5, 6 und 10 für die Textkritik recht Brauchbares.

<sup>2)</sup> Dieser Umstand mag mit dazu beigetragen haben, daß P noch vor dem Erscheinen seiner Ausgabe in Hormayr's Archiv (Jahrgang 1822, S. 188—191) dieses Gedicht, sowie das auf den verstorbenen Herzog Albrecht III. abdrucken ließ. P setzte nicht einmal seinen Namen darunter, wohl aber unter den Titel die Bemerkung: „Nach einer Handschrift der k. k. Hofbibliothek.“ Natürlich ist diese Handschrift C. Später (aber noch in demselben Jahrgange des Archivs S. 218—221) hat er aus geschichtlichem Interesse, das bei ihm immer vorwog (vgl. S. 221 f.), aus derselben Handschrift noch drei andere historische Gedichte, nämlich von zwei Päpsten, der Fürsten Theilung und der Fürsten Krieg veröffentlicht.

<sup>3)</sup> Ein ähnliches Quodlibet bietet das Liederbuch der Hätalerin in Haltans' Ausgabe S. 201—203 mit dem Titel: Ain aubentewürliche rede vnd vellt von ainem czu dem andern, ferner Lassberg im Liedersaal S. 383 f. des zweiten



C ist aber in Bezug auf dieses Gedicht ein Unicum, da die Vorlage von C gänzlich verschollen ist.

Von dieser gibt C<sup>1)</sup> auf f. 31<sup>a</sup> folgende Nachricht: In diesem alten buech | <sup>2)</sup> daraus dise Reimen geschriben sein | dise geticht zu finden samt der Tichter Nemen <sup>3)</sup>:

- |  |        |
|--|--------|
| 1. Zwainzig Oesterreichischer Helden Ritter Thaten,<br>das in ein absonderlich buech vnder meinen historis<br>sub [lit <sup>4)</sup> ] .... loc... lib... da Eitel authores<br>Manuscripti, eingeschriben worden | p. 66. |
| 2. Die schön Abentewr. Des Peter Suchenwirt  | " 5.   |
| 3. Von der mynne und seim vrteil vnd slaff   | " 9.   |
| 4. Der Rat von dem Vngelt. Eiusd.  | " 2.   |
| 5. Von der geuteicheit. Eiusd.   | " 2.   |
| 6. Von zweien Bäbsten Eiusd  | " 1½   |
| 7. von dem Würfelspil Eiusd  | " 2.   |
| 8. von der Fürsten chrieg und den Reichstetten Eiusd.  | " 1½   |
| 9. von der hupschen lug Eiusd  | " 1½   |
| 10. 11. 12. von dem Prief, Jagd, Widertail. Eiusd.   | " 6.   |
| 13. 14. von dem Phenning, Verlegenheit Eiusd   | " 6.   |
| 15. von zehen geboten Eiusd  | " 3.   |
| 16. Der getrewe Rat. Eiusd   | " 2.   |
| 17. von dem Teychner Eiusd.  | " 1½   |
| 18. von herzog Albrecht Ritterschaft in Preissen 1377. Eiusd.  | " 6.   |
| 19. von herzog Albr. vnd Leupolt Tailung. Idem   | " 2    |
| 20. von unser lieben Frauen 7. frewden Id  | " 21.  |
| 5. fürsten von Mailan, von Marchgraf Sigmund von Carlur,<br>von herzog Wilhelm vnd Lewp[olt] von Oesterreich   | " 4    |
| 21. von den 7. todsünden   | " 3.   |

Bandes unter der Überschrift „Luderei“. Das Gedicht ist aber hie und da anders  
es fängt an: *Ich bin komen an die stat*

*Da; man rot snecken wal u. s. w.*

und endet:

*Der bielt mir den win her*

*So trinck ich nach mins hertzen ger (128 Verse).*

<sup>1)</sup> Dieselbe Hand, welche f. 6<sup>a</sup> unten am Rande rechts bemerkte: Peter Süchenwirt hujus descriptionis author, wahrscheinlich identisch mit dem Schreiber von V. 1—6 f. 1<sup>a</sup> und f. 23<sup>b</sup>—30<sup>b</sup>.

<sup>2)</sup> So ist die Überschrift gebrochen.

<sup>3)</sup> Die gesetzten Unterscheidungszeichen sind in der Handschrift.

<sup>4)</sup> Fernberger hat vergessen, die Signaturen an den leer gelassenen Stellen nachzutragen.

omb sinn mit vercherten worten Eiusd.	p. 1.
nbgecherte wagen eiusd.	n 1
n dem jüngsten gericht, Neuen Rath eiusd.	n 5½
ristotelis reden. Idem	n 5
erzog Albrechten von Oesterreich Id	n 2.
Herrn Wapen authore Versweigseinnicht	n 7.
r Chünigin von Frankreich des Schöndoch	n 10.
aiser Ott Maister Chunraz von Wirzburg	n 10.
iser Frauen die gulden Smitte. Eiusd.	n 26½.
frawen Wappen des Harder <sup>1)</sup> von Frankh (Franken?)	n 3½
vom heiligen Chreuz Maister Heinrichs von Freiberg	n 12.
S. Johansen Euangelisten vnd Baptisten geticht Chlein	
en von Chostniz	n 7.
farben geticht Jacoben Peterswald	n 8.
itter mit dem Herzen Maister Gotfrid von Strasburch	n 7.
hünig im Pade	n 4.
tet vnd Vnstette auth. Verschweigseinnit	n 2½
dises alles geschriben Anno domini mcccc <sup>o</sup>	
ndo In Vigilia SS. Viti Modesti et Crescentiae	
pyrum.	
nser frauen Marien lob, geticht genant die guldin Arch,	
ich hunder Pfundts	n 41.
heufen (?) von Orient	n 5.

diese Mittheilungen über Inhalt und Zeit der Abfassung von  
 ir Fernberg zu großem Danke verpflichtet: wir erhalten  
 verthvolle Anhaltspunkte für die Beurtheilung von C,  
 von B. Denn wem fiele nicht gleich bei der Lectüre der  
 mmer dieses Inhaltsverzeichnisses der Titel ein, welchen  
 (vgl. S. 233 f.) B vorangestellt hat? Der Anfang des  
 „Dises Heldenbuech oder beschreibung XX. Oesterreichischer  
 300. 1330. 1350 1380 berühmten helden Ritterlicher Thatten  
 ommen“ u. s. w. führt nur umständlicher aus, was

. Germania 3. Bd., S. 308—313 und K. Bartsch, Meisterlieder der  
 ndschrift, Stuttgart 1862, S. 182, 192—198 und 628. Bartsch' aus den  
 schlossene Annahme, Harder habe noch dem 14. Jahrhunderte  
 findet durch Nr. 32 des Inhaltsverzeichnisses volle Be-  
 Harder kommt auch in der Wiltener Meistersänger-Hs. vor, ferner in  
 Schröer im zweiten Bande der Germanistischen Studien (von K. Bartsch,  
 6 ff. behandelten, in der Privatbibliothek des Kaisers von Österreich be-  
 eistersänger-Hs. aus Steier.

die erste Nummer dieses Inhaltsverzeichnisses kurz sagt. Was Enenkel unter diesem Titel lieferte, ist nun bekannt. Aber schon 1827 schrieb P, ohne irgend eine Ahnung von B gehabt zu haben, in der Einleitung seiner Ausgabe pag. LI über den Anfang des Inhaltsverzeichnisses: „Die erste Nummer mit den Heldenthaten zwanzig österreichischer Ritter ist offenbar die Sammlung historischer Gedichte unseres Suchenwirt, welche ..., wengleich nicht mit Suchenwirt's Namen bezeichnet, doch durch unverkennbare Ähnlichkeit der Sprache sowie durch Andeutung eines Zeitgenossen, der Suchenwirt als den Dichter von den Wappen rühmt, ihren Verfasser bestimmt genug verrathen.“ Es ist somit kein Zweifel, daß B und C aus derselben Quelle geflossen sind<sup>1)</sup>.

Auch die (schon S. 242 beregte) Dissonanz zwischen den ein- und zwanzig Gedichten von B und Enenkel's Titel, der von zwanzig Helden spricht, erhält ihre Lösung: er fand eben den Fehler schon in der ersten Überschrift von N. Dieser Fehler entstand offenbar zu einer Zeit, als N bereits schadhafte geworden war. Ein flüchtiger Leser, der die gefeierten Helden zusammenzählen wollte, mag, der Lücke am Ende des Gedichtes auf den jungen Ellerbach und zu Beginn der Rede von Kreuspeck nicht achtend, über das erste, gleich zu Anfang mangelhafte Gedicht diesen zusammenfassenden, aber mit der Zahl der gefeierten Helden nicht übereinstimmenden Titel geschrieben haben.

Dazu stimmt, daß keines von den 21 Gedichten, welche B bringt, in den späteren Nummern des Inhaltsverzeichnisses von N erscheint. Die Nummern 3 und 15 in B lassen sich dagegen nicht anführen, denn erstere verherrlicht den lebenden, letztere den bereits verstorbenen Herzog Albrecht II. von Österreich,

---

<sup>1)</sup> Dazu stimmt auch die räumliche Ausdehnung von Enenkel's Abschrift und der ersten Nummer in N. Allerdings umfaßt erstere 50, letztere 66 Seiten; vergleicht man aber die den einzelnen Gedichten in N beigelegten Angaben über ihren Umfang mit dem Raume, den sie in A, C u. s. w. einnehmen, so ergibt sich die Nothwendigkeit, daß in N auf eine Seite durchschnittlich 76 Verse (wahrscheinlich in zwei Spalten vertheilt) kamen. B hingegen hat auf jeder Seite ungefähr 100 Verse; demnach kämen auf B 5000 Verse, auf die erste Nummer von N 5016. — Daß in Wirklichkeit auf dem von B eingenommenen Raume nicht viel über 4800 Verse, somit um fast 200 Verse weniger stehen, ist nicht befremdend, da ja die Überschriften der Gedichte in großer Schrift gegeben sind und zwischen dem Schluß der einen und der Überschrift der nachfolgenden Rede häufig Raum frei gelassen wurde.

Nr. 27 des Inhaltsverzeichnisses von N dagegen enthält einen lobenden Nachruf an Herzog Albrecht III. von Österreich.

Wenn überdies Enenkel sagt, daß in seiner Vorlage außerdem „noch andere mehr Poetische beschreibung oder getichte, samt eingemischten historien von Oesterreichen Sach“ zu finden seien, so stimmt das zu den folgenden Nummern des Inhaltsverzeichnisses von N so vollkommen wie seine Angabe, das alt buech, welches ihm 1625 zur Benützung überlassen worden, sei vor 200 Jahren geschrieben worden, mit der in Nr. 38 des Inhaltsverzeichnisses beigefügten Zeitbestimmung, welche N in das Jahr 1402 setzt.

Durch Enenkel's Bemerkung, die Handschrift gehöre dem Wolf Christoph Velderndorfer zum Neidenstein, wird es erklärlich, daß bei der geringen örtlichen Entfernung Enenkel leicht mit dem Hause Velderndorf verkehren und so auf die werthvolle Handschrift aufmerksam werden konnte. Vorausgesetzt, daß nicht obnehin schon freundschaftliche Verhältnisse auch zwischen Fernberg und Velderndorf bestanden, konnten diese unschwer durch Enenkel hergestellt werden. Man muß sich gegenwärtig halten, daß zwischen den Häusern Enenkel und Fernberg enge Beziehungen schon lange herrschten. Besonders gilt dies zur Zeit des Job Hartmann Enenkel, der an allen Vorfällen des Hauses Fernberg den regsten Antheil nahm<sup>1)</sup>.

So konnte Fernberg das „alte buech“ benützen, und er that es auch. Fernberg besorgte nicht nur von Nr. 1 eine Abschrift, sondern auch von den Nummern 6—9, 17—19, 20 (aber nur vom zweiten Theil), 22, 23 und 27. Wäre uns erstere erhalten, so besäßen wir durch ihn allein 31 Abschriften von Suchenwirt's Gedichten, deren N im Ganzen 50 enthielt<sup>2)</sup>.

<sup>1)</sup> So dichtet Enenkel 1593 „Phaleucium scriptum funeri Jani Fernbergii Austriaci“ und 1597 Epitaphia duo in Georgium Cristophorum a Fernberg (vgl. die Handschrift der Wiener Hofbibliothek 10100, Nr. 21 u. 25).

<sup>2)</sup> Diese Zahl erhält man, da die erste Nummer 21, die dritte 3 Gedichte umfaßt; letztere sind die in A als Nummer 4, 7 und 26 angeführten Gedichte: „Die Rede von der Minne“, „Die Minne vor Gericht“ und „Der Minne Schlaf“. — Doch enthält N nicht alle Dichtungen Suchenwirt's, wie P in der Einleitung pag. XLIX seiner Ausgabe angibt, denn es fehlt nicht nur Nr. 42 von A: Equiuocum, sondern auch das letzte Gedicht in P: Gar ain Schöne Rede von der Liebin vnd der Schonin, wie sie kriegten mitt ainander.

Glücklicherweise besitzen wir Enenkel's Aufzeichnung. B und C, welche durch eng befreundete Männer nahezu um die gleiche Zeit aus derselben Quelle entstanden, repräsentieren mehr als drei Fünftheile der Suchenwirtschen Dichtungen in N, sie ergänzen sich zu einer Abschrift, zu einer im Ganzen ziemlich treuen Copie eines großen Theiles von N, einer Handschrift, die nicht nur durch ihren reichen Inhalt und die Güte der Überlieferung hohen Werth besaß, sondern auch dadurch, daß ihre Abfassung den letzten Lebenstagen Suchenwirt's nicht ferne war.

#### V. s.

Dem 15. Jahrhunderte angehörig, aber jünger als N ist s, eine Papierhandschrift in Quart, Eigenthum des n. ö. Benedictinerstiftes Seitenstetten, wo sie die Nr. 286 führt. Herrn G. Friess, Professor am dortigen Gymnasium, verdanke ich es, daß ich dieselbe in meiner Wohnung bequem benutzen konnte.

Die Handschrift ist durch dicke, auswendig mit Leder überzogenen Holzdeckel geschützt, welche durch zwei Schließen zusammengehalten werden. In das Leder sind auf beiden Deckeln je sechs Vierecke gepreßt, welche ein Thier mit steinbockartigem Kopf und vorgestreckter Zunge, eigenthümlichen Pranken und geringeltem Schweife umgeben. Inwendig sind beide Deckel mit beschriebenem Pergament beklebt. Die Handschrift stammt von verschiedenen Händen.

Sie enthält: 1. Homiliae variorum Doctorum; 2. Legenda trium Magorum; 3. Aelredi tractatus de Jesu duodenni; 4. Exegetica V. et N. Testamenti; 5. Carmen de Equite Chreuzpekchn (idiotate teutonico) et de laude mulierum: Daz ist der vrawen lob<sup>1)</sup>; 6. Jacobi de Cessolis<sup>2)</sup> liber Schachorum; 7. Theologica miscellanea cum paraphrasi orationis Dominicae und 8. Stella clericorum.

Mehrere Blätter sind unbeschrieben, so vor Suchenwirt's Gedicht, das so ziemlich in der Mitte des dicken, nicht paginierten Codex auf sechs und einer halben Seite steht

<sup>1)</sup> Anfang: *Waz hoher wird und ere*      *Got hat geleit an raine weib,*  
 Ende: *Waz slaffet oder wachet*      *darob webt eins weibes nam*  
    *die vorcht hat und scham.*

Es sind drei Strophen; vgl. Altdeutsche Blätter von Haupt und Hoffmann I, 383 und K. Bartsch, Meisterlieder S. 486—487 u. 693.

<sup>2)</sup> Französischer Dominikaner am Ende des 13. und zu Anfang des 14. Jahrh.

Hier ist kein Buchstabe roth, nicht einmal die Überschrift. Die Verse, ungefähr fünfzig auf jeder Seite, sind fortlaufend geschrieben, aber von einander meist durch zwei schiefe Striche (//) getrennt; sie beginnen bald mit großen, bald mit kleinen Buchstaben. Die Schrift ist der in A sehr ähnlich, doch gebraucht der Schreiber im Anlaute nur *z* (*z*), wo A *cz* oder *tz* hat. Die gewöhnliche Form der Haken ist *‘*, sehr selten begegnet *‘* und *’*, nur einmal *~* (V. 298 *zÿpper*); über *y* steht meistens ein Punkt. Die Verwendung der Haken entspricht ganz der in A; dasselbe gilt vom Gebrauche der Abkürzungszeichen; *nam* = *namen* erinnert an den 18. Schreiber in A (vgl. S. 212), hingegen ist *=* = *eich* (V. 202 *vleizzichl’*) neu.

Auch die Sprachformen sind dieselben wie in A, doch findet sich in *s* immer *edeln* (A *edlen*), meist *die*, wo A *di* oder *dy*, *ze*, wo A *czu* oder *czû* hat; auch zeigt sich häufig Neigung *w* für *b* zu setzen, besonders im Präfix *be-*, hingegen erscheint nur zweimal *b* für *w*: 308 *siben burgen* und 322 *gebirt*. Fast ausnahmslos hat *s* (in Übereinstimmung mit B) *da* (A *do*), auch sonst läßt sich oftmals Übergang von *o* in *a* beachten: 14 *warten*, 215 *erbarben*, 13 und 317 *wa*, 165 *dach* (A *doch*). Letzteres läßt auf alemannischen Dialect schließen (vgl. Weinhold, Alem. Gr. §. 11) [Nein! O. B.]. Dasselbe gilt von dem fast durchstehenden Gebrauche des *ouch* (Weinhold a. a. O. §. 51) und folgenden vereinzelt Stellen: 17 *schumpfeturn*: *gesturn* und 117 *schumpfetör* (Verengung von *iu* zu *u*, a. a. O. §. 47), 339 *tiur*: *kobertiör* und 352 *getiurten* (B *getewrten*, A *getewerten*, a. a. O. §. 61 und 67), 139 *prises* (*i* = *ei*, a. a. O. §. 57), 236 *schale* (Nom. nasc., a. a. O. §. 20). Weniger Gewicht lege ich auf *hēnegow*: *pow* V. 279 (a. a. O. §. 70) und auf einige Fälle von Widerstand gegen den Umlaut: 6 *wurd*, 7 *osterreich* und (wie in B) fast immer *funf* (a. a. O. §. 29), aber in Verbindung mit den übrigen Erscheinungen sind sie nicht ohne Bedeutung; ebensowenig 351 der Imperativ *wunschent* (a. a. O. §. 342) und 332 *ich tün bechant* (a. a. O. §. 354). Die Form *tuon* ist in der 1. Person sing. ind. des Präsens bei Suchenwirt allerdings sehr häufig, aber vor der Partikel *be-* gebraucht er jedesmal *tuo* (*tue*), vgl. K III, §. 63.

An 15 Stellen (vgl. die Lesarten von *s* in P S. 157 f.) lauten die Orts- und Ländernamen in *s* mehr oder minder abweichend von A; vielleicht ist Einzelnes auf Schreibfehler zurückzuführen, so 47 *pabst* (da 66 das richtige *past* steht), wahrscheinlich auch 20

*gestel*, wohl aber nicht in demselben Verse *pürm*<sup>1)</sup> (: *dürm*, A *Gozel*, *Prünn* : *dünn*).

Es ist möglich, daß ein österreichischer Schreiber *s* nach einer alemannischen Vorlage schrieb und Einzelnes daraus (vielleicht weil unverstanden) im alemannischen Dialect wiedergab, aber der fast durchstehende Gebrauch des *ouch* macht es mir wahrscheinlicher, daß *s* ein Alemanne geschrieben, der durch langen Aufenthalt in Österreich (Seitenstetten?) der österreichischen Sprache mächtig war, dem aber unwillkürlich beim Abschreiben seiner österreichischen Vorlage manches Alemannische in die Feder floß.

Ob diese Vorlage A oder N war, läßt sich nicht entscheiden. Allerdings stimmen die Abweichungen der Handschrift *s* von A vielfach mit B, öfter geradezu überraschend; so ist ein Drittheil der oben beregten Orts- und Ländernamen in *s* und B gleich (V. 64, 89, 186, 238 [Norwegen] und 248), aber daneben bestehen denn doch solche Unterschiede zwischen *s* und B, daß die Annahme, *s* sei aus N geflossen (natürlich bevor dort die Rede auf Kreuspeck verstümmelt worden), wieder etwas wankend wird. Jedenfalls ist der Text von *s* dem von B (in Bezug auf Kreuspeck) vorzuziehen, denn *s* ist der alten Schreibweise getreu und von Schreibfehlern freier als B.

Solcher (35 *eren* : *pern*, 241 *Egellant* u. s. w.) kommen in *s* acht vor, außerdem fehlt 278 ein *in*, 342 *er* und wohl durch Schuld des Schreibers die Verse 220—225. — Verderbt sind nur wenig Stellen: 215, 218, 241, 332 (vgl. P S. 157 f.) und 166 *da*; (A *des*); hingegen erscheint der Rhythmus einigemal gestört durch volle Formen (statt der apokopierten und synkopierten in A): 4 und 74 *hertze*, 31 *veste*, 53 *namen*, 187 *gewalt*, 196 *belai*b, 246 *haizzet*; noch mehr durch 22 Fälle von Apokopen<sup>2)</sup> und 12 Synkopen<sup>3)</sup>, die in A nicht vorkommen.

<sup>1)</sup> Ist es vielleicht durch Umstellung des *r* und unechtes *m* für *n* am Ende (a. a. O. §. 197 u. 168) aus *Prünn* zu erklären und *dürm* aus *dünn* durch Einschlebung eines unechten *r* (a. a. O. §. 197) und Entwicklung eines unechten *m* am Ende? Oder steht es für *dürn* (Lex. I, S. 496): er machte der Feinde Freude zu Dornen? Oder für *türm* aus *türmen* = *türmeln* schwindeln, taumeln (Lex. II, S. 1582)? Vgl. M. J. Chr. von Schmid. Schwäb. Wörterbuch, zweite Ausgabe (1844), S. 149.

<sup>2)</sup> P gibt nur an 90 *und*, 112 *hauf*, 141 *colchomen* und 182 *tag*, die übrigen sind: 18 *freund*, 19 *veind freind*, 27 *gantz*, 73 und 97 *veint*, 110 *ramt*, 119 *grözz*, 143 *oid*, 146 *türnjrt*, 158 *flucht*, 166 u. 211 *ritterschaft*, 197 *taeyleich*, 263 *land*, 261 *auf der ainm vort* : *hart*, 334 *golt* und 347 *sel*.

<sup>3)</sup> Da P in den Lesarten nur 178 *Ketrey* anführt, gebe ich die übrigen an 55 *streits*, 97 *tein* : *maiba*, 131 *sturme*, 136 *stürmt*, 159 *geschrirn*, 189 *halbe*, 191 *ain*, 330 *gots* und 348 *reconnerbe*.

Wenn auch nach dem Gesagten s, trotzdem diese Handschrift nach Schrift und Sprache nicht viel jünger als A ist, nicht auf gleiche Stufe mit A zu setzen ist, so ist sie doch immerhin eine gute Handschrift: sie liefert an nahezu 20 Stellen mehr oder minder erhebliche Verbesserungen zu A.

#### VI. h<sup>1</sup>.

Von weit minderem Belang für die Textkritik ist h<sup>1</sup>, Papierhandschrift Nr. 182 (vormals 355) in Quart, der Universitäts-Bibliothek in Heidelberg gehörig. Dankbar erwähne ich, daß der damalige Bibliothekar, Herr Dr. Bender, mit Bewilligung des großherzoglichen badischen Ministeriums des Innern diesen Codex sowie h<sup>2</sup> und h<sup>3</sup> mit großer Bereitwilligkeit nach Wien zur Benützung auf der k. k. Hofbibliothek übersandt hat.

Alle drei gehören zu jenen Handschriften, welche 1622 aus der kurpfälzischen Bibliothek nach Rom gewandert sind. Als man 1815 von Frankreich die geraubten Kunstschätze, Handschriften und werthvollen Bücher zurückverlangte, wollte auch Rom jene 500 Manuscripte (darunter 38 pfälzische), welche es im Frieden von Tolentino (19. Februar 1797) an Frankreich abtreten mußte, zurückbekommen. Durch Unterstützung der Verbündeten gelang dies Rom vollständig, weshalb die Curie das Ansuchen<sup>1</sup>, die 38 pfälzischen Handschriften Heidelberg zu überlassen, 1816 bereitwillig erfüllte. Die Hoffnung jedoch, Rom, das durch die Verbündeten so viele äußerst werthvolle Handschriften zurück erhalten, werde auch der weiteren Bitte, den andern Theil der pfälzischen Bibliothek der Universität Heidelberg zurückzugeben, willfahren, war trügerisch: nur die deutschen Handschriften und einige andere, zusammen 890, wurden restituiert (vgl. Friedrich Wilken, Geschichte der Bildung, Beraubung und Vernichtung der alten heidelbergischen Büchersammlungen. Nebst einem meist beschreibenden Verzeichnisse der im Jahre 1816 vom Papste Pius VII. der Universität Heidelberg zurückgegebenen Handschriften. Heidelberg 1817).

Das Äußere von h<sup>1</sup> ist sehr schön; die beiden durch Schließen zusammengehaltenen Deckel sind mit gepreßtem braunen Leder überzogen und an den Ecken beschlagen. Der vordere Deckel zeigt Otto Heinrichs Bildniß in Gold; zu Häupten steht O. H., unten P. C. und die Zahl 1558.

Die Handschrift zählt 161 beschriebene und fünf unbeschriebene Blätter und enthält f. 1<sup>b</sup>—12<sup>b</sup> Suchenwirt's Räthe des Aristot-



teles; von sonstigen Stücken erwähne ich f. 19—23\* *Das guldin jar* von Hans Zukunft und f. 28\*—114\* *Dichtungen von Meister Altswert* und zwar: Die Minnennot — f. 33<sup>b</sup>, der Kittel — f. 74, der Schatz (*ettliche Reimen von dem buelen*) f. 75—106\* (1469 Verse) und der Spiegel (366 Verse) f. 106<sup>b</sup>—114\*. Vergl. Karl Bartsch: Die alt-deutschen Handschriften der Universitäts-Bibliothek in Heidelberg. Heidelberg 1887, S. 103 f.

Suchenwirt's Gedicht trägt die lange Überschrift: *Hienach stet geschriben wie der wiß aristottellez Sinem herren Dem grossen künig alexandern sin getrüwen Rät wiß vnd ler hinder ihm geschriben ließ als er von disser welt scheiden müst* ☿ — Jede Seite hat nur eine Columne, diese besteht aus ungefähr 20 Versen; jeder ist abgesetzt und beginnt mit einem großen, roth durchstrichenen Buchstaben. Die Schrift ist gothisch, weicht von der in A ziemlich stark ab (so durch die  $\beta$ ), weist aber noch in das 15. Jahrhundert. Abkürzungen (durch ' und - gegeben) begegnen nicht häufig, Unterscheidungszeichen im Texte gar nicht. Die gewöhnlichste Form des Hakens ist ' , daneben ' (so immer *küng*), ~ , seltener ' und vereinzelt · (241 *schüchen* = *schiuhen*). Sie werden nicht nur zur Bezeichnung der Vocale (auch in der Flexion: 321 *bab* u. ö.), sondern auch der Halbdiphthonge verwendet; aber während in A am seltensten die aus *a* entstandenen Halbdiphthonge begegneten (vgl. S. 215), sind sie hier die zahlreichsten (341 *zwär*, 475 *uff der wäge*, 431 *rät ich*, 310 *dissem rät* (ebenso 31 u. o.), 312 *an menger stät*, 52 *claffen* (: schaffen). Svarabhakti (durch *e*, *i* oder Haken ausgedrückt) finden sich nicht.

Was ich in S als vereinzelte Spuren des alemannischen Dialectes bezeichnete, findet sich hier ganz allgemein; überdies fast durchgehends *au* = *â* 261 *schlauff*, A *slaf*, 305 *haut*, A *hat* (vgl. Weinhold, Alemann. Grammatik §. 52), *ie* = *i* in 244 *niemen* und 298 *niem* (a. a. O. §. 64), immer *och*, *fröwt* (verb.) und *fród* (subst.), 116 *der löff* (A *lauff*), 257 *höpt* (A *haubt*), vgl. a. a. O. §. 42 und 45; immer *û* = *au* (43 *tusent*, 114 *uff*, a. a. O. §. 51); 513 *îmer* und 433 *nûmer* (a. a. O. §. 32).

Immer *brîß* (a. a. O. §. 153 und 189 Ende); *s* in den Verbindungen *sp*, *sw*, *st*, *sl*, *sm* und *sn* wird im Anlaut zu *sch* (4 *verschwinden* u. s. w., a. a. O. §. 190); Einschlebung von *n* (a. a. O. §. 201) erscheint 74, 359 *geschenhen* : *gesenhen* und 292 *senhent* (3. Person pl. praes.), 142 begegnet *mornentz* (A *morgen*, a. a. O. §. 277). Vortritt eines unechten *h* (a. a. O. §. 230) zeigt sich in der Vorsilbe *er-* (184, 502 *her-*

*barmen*, 395 *herfinden*, 396 *herkennen*, 499 *herwerben*), neben *nîht* erscheint meistens *nît* (a. a. O. §. 322).

In der 2. Person pl. des Präsens ist das Fehlen des *t* fast allgemein, selbst im Reime, so 410 *ir haben : die knaben*, ähnlich 437 (a. a. O. §. 342); in der 3. sing. ind. präs. und im Plural des Imperativ zeigt es sich nur vereinzelt (267 *krengk*, 374 *gedenck ir herren*, a. a. O. §. 341), desgl. der Abfall des *n* im Infinitiv (118 *trure*, a. a. O. §. 370). In 17 erscheint bereits die Form *schrîeb* (A hat noch *schrâib*, a. a. O. §. 333). Von *sîn* finden sich die Coniunctivformen: 109 *sîgst*, 153 *ez sie*, 294 *si sîgent* (a. a. O. §. 353), von *suln* 214 *sulst* (a. a. O. §. 379). V. 32 hat A *sew*, h<sup>1</sup> *sie* (Accus. pl. mäs., a. a. O. §. 416); durchgängig schreibt h<sup>1</sup> *disse*, *disses* usw. (a. a. O. §. 191); das starke Adjectiv endet im Plural des Accus. neutr. auf *û* = *ü* (241 *schnödû wip*, a. a. O. §. 424); stets begegnet *menk* (A 104 *manik*), 35 *mengem* u. s. w.

Zu dem jüngeren Alter der Handschrift stimmen nicht nur die graphischen und sprachlichen Verhältnisse, sondern auch die Verwilderung des Versbaues. h<sup>1</sup> zeigt bis V. 314 zahlreiche Abweichungen, weniger durch Umstellung und Auslassung als durch Einschlebung von Wörtern herbeigeführt. Häufig sind derlei Änderungen überflüssig, nicht selten dem Satz- oder Versbau sogar schädlich, aber aus Allem macht sich doch das Bestreben bemerkbar, dem Verse einen jambischen oder anapästischen Anfang zu geben <sup>1)</sup>, „eine Rücksicht“, von der P in seiner Ausgabe S. 163 in den Lesarten zu XXXVIII sagt, „daß sie dem Dichter gewiß fremd war“. — Diese Behauptung ist vollständig falsch, denn eine genaue Beobachtung der Suchenwirtschen Verse zeigt, daß das Verhältniß der mit Auftact beginnenden zu den trochäisch anfangenden Versen durchschnittlich wie 10:1 ist. Es wäre somit die in h<sup>1</sup> sich kundgebende Tendenz dem Dichter gerecht zu nennen; nur darf dies nicht so aufgefaßt werden, als ob Suchenwirt nur Verse mit Auftact gedichtet hätte, oder gar vielleicht lauter rein jambische nach unserer Auffassung. Dieser entsprechen übrigens die Verse in h<sup>1</sup> gewiß in sehr vielen Fällen auch nicht.

So findet sich als Auftact häufig verwendet *kûng*, *und* (137, 150, 245, 295 u. s. w.), *sô* (146, 236), *wenn* (187 u. ö.), *denn* (211, 239 u. s. w.), *vîl* (222) und dergleichen mehr, im Innern eingeschoben, um Auftact

<sup>1)</sup> Vgl. über die Bedeutung des Auftactes in dieser Zeit Bartsch, *Meisterlieder* S. 155.

zu erhalten, *och* (41, 241, 242 u. s. w.), *all* (249), *dick* (275) u. s. w. Mehrere dieser Änderungen (so in 150, 222, 236, 239, 241, 275) sind gut und ohne Bedenken in eine neue Ausgabe aufzunehmen. Zu verwerfen sind sie, wenn dadurch Verse mit vier Hebungen und klingendem Schluß entstehen

(wie 158: *Und hör waz ich dir furbaz schreibe,*

168: *mit leib und och mit güt nü schawe,*

254, 264, 274, 288 u. ö.), mehr als vier Hebungen, mehrsilbiger Auftact oder gar Mehreres zugleich, z. B.

65: *kûng biß erengitig und rechter milt,*

89: *Aller bûbischen wiß der bißdu gram,*

93: *Den armen und die sin nôtdürfftig sind,*

208: *Gerechtichait die trag in dinem munt,*

273: *Und halt dich als ain kung und herre sol,*

297: *O herre Allexander ich hab sorg u. s. w.*

Denn in 304 ist wohl auf einen Irrthum zurückzuführen, denn der Vers bekommt dadurch trochäischen Anfang.

Aus Willkür oder durch Versehen wurden häufig auch Wörter weggelassen; nicht selten entstanden dadurch Verse mit nur drein Hebungen und stumpfem Schluß (118 fehlt *varn*, 120 *geren*, 130 *paide*, 114, 178, 281 u. s. w.), desgleichen durch Contraction der vollen Formen des unbestimmten Artikels und des Possessivpronomens. Sicherlich ist es nur ein Versehen, wenn 179 *du* fehlt oder 203 *vil*, denn diese Verse bekommen dadurch trochäischen Rhythmus, dem der Schreiber abgeneigt ist. Man sieht, dieser kennt für Verse mit stumpfem und klingendem Schluß keinen Unterschied in der Anzahl der Hebungen.

In den Reimen begegnet nicht viel Auffälliges; einige Ungenauigkeiten kommen vor, so 98 *pflichten*: *gericht*, 109 *sigt*: *frist*, 133 *kûmen*: *frömen*, 321 *wiß*: *brissen*, 330 *verniem*: *ungestem*, 422 *fromen*: *vernûmen*, 435 *enden*: *erkennen*. Nach den Versen 314 und 320 zeigt sich Reimstörung und zwar keineswegs zufällig. Während das Gedicht in A 352 Verse hat, zählt es in h<sup>1</sup> fünfhundertfünfzehn. Bis 314, also bis gegen den Schluß der eigentlichen Râthe des Aristoteles (diese enden in A mit V. 324), ist zwischen A und h<sup>1</sup> wenigstens eine leidliche Übereinstimmung, die allerdings um so kleiner wird, je weiter das Gedicht fortschreitet. So folgen in h<sup>1</sup> nach V. 111 drei eingeschobene Verse (vgl. P S. 164, nur sind die dort angegebenen Verszahlen unrichtig), dann geht es mit V. 112

von A weiter; ganze Verse, wenn auch dem Sinne nach verwandt, lauten anders als in A:

A 140: *Ir zungen die chan pieten schach*

h<sup>1</sup> 140: *Ir munt der stiftet mein und ach,*

ebenso 171, 172, 200, 229, 249, 250, 253, 254, 260, 265, 309—311. Man sieht daraus, wie Haltaus in der Einleitung zum Liederbuche der Hätzlerin pag. XXXIII sagt, daß die Gedichte jener Zeit von den Abschreibern oder Dichterlingen völlig paraphrasiert wurden.

Recht anschaulich wird dies vom V. 314 ab; obwohl in h<sup>1</sup> noch über 200 Verse folgen (vgl. P S. 165—168), umfaßt dieser Theil inhaltlich doch nicht mehr als in A die Verse 315—324; hier hört der Parallelismus zwischen A und h<sup>1</sup> auf. Dieser Theil ist wahrhaft holperig; einigemal (V. 446 und 464) wird die in diesem Gedichte eingehaltene gekreuzte Reimstellung verlassen. Es ist ein ewiges Wiederkauen eines und desselben Gedankens, oft in den plattesten Ausdrücken, das Ganze ein elendes Machwerk. Es wird einem ekel, den Aristoteles durch 200 Verse so erbärmlich winseln zu hören. Um dieser geistlosen Reimerei willen müssen wir auf die Schlußverse von A (325—352), in welchen Suchenwirt die Zeit der Abfassung und das *secret secretorum*<sup>1)</sup> als seine Quelle angibt, auf König Wenzels Gefangennahme hinweist und seine Autorschaft bezeugt, verzichten.

Trotz aller dieser Abweichungen und einiger sinnlosen Stellen (V. 16 *der farw*, 102 zweimal *die für dich*, 67, 106, 251) könnte h<sup>1</sup> aus A geflossen sein, doch ist es nicht wahrscheinlich. Für die Herstellung des Textes liefert diese Handschrift<sup>2)</sup> bloß unbedeutende Besserungen und dies nur an wenigen Stellen.

<sup>1)</sup> Vgl. W. Toischer, Aristotilis Heimlichkeit. Separatabdruck aus dem Jahresberichte des k. k. Gymnasiums zu Wiener-Neustadt 1882. VI und 42 S. 8°, und von demselben: Die altdeutschen Bearbeitungen der pseudo-aristotelischen *Secreta-secretorum*. Separatabdruck aus dem Jahresberichte des k. k. Gymnasiums Prag-Neustadt 1884. 36 S. Vgl. noch S. 91 f. im 11. Bande des Anzeigers für deutsches Alterthum und deutsche Literatur (1885).

<sup>2)</sup> S. 167 der Nachrichten von altdeutschen Gedichten, welche aus der Heidelbergschen Bibliothek in die Vaticanische gekommen sind (Königsberg 1796), sagt Friedrich Adelung bei Besprechung unserer Handschrift, daß von den Räthen des Aristoteles eine Abschrift zu Straßburg sich befinde. Auf eine diesbezügliche Anfrage hatte der dortige Oberbibliothekar Herr Professor Barack die Güte, mir zu antworten, daß von dieser Abschrift — falls Adelung's Angabe überhaupt richtig war — derzeit keine Spur vorhanden ist.

VII. h<sup>2</sup>.

Ein wenig besser steht es mit h<sup>2</sup>, der Papierhandschrift Nr. 215 (vormals 393) in Quart aus dem 15. Jahrhunderte, Eigenthum der Heidelberger Universitäts-Bibliothek. Auf dem Rücken des in Pergament gebundenen Codex steht: *Poema in laudem Dei et B. Virginis*. 88 Blätter sind beschrieben, 9 unbeschrieben. Von den 12 Stücken, welche die Handschrift enthält (vgl. Wilken a. a. O. S. 463 und [Friedr. Adelung, Fortgesetzte Nachrichten von Heidelbergischen Handschriften in der Vaticanischen Bibliothek, Königsberg 1799, S. 305—309] Bartsch a. a. O. S. 128 f.) ist das erste das jüngste Gericht<sup>1)</sup> von Suchenwirt f. 1<sup>a</sup>—4<sup>b</sup>. Das neunte mit der Überschrift (roth): *Der mynne gericht* (Bl. 60—65), ein Gedicht von 222 Versen, beginnend:

*Do der summer was da hin  
Vnd do des winter vngewin  
Wolt pringen den klain vögelin*

und mit den Schlußversen:

*Vrlob mir da gegeben ward  
Vnd ließ die andern all clagen  
Aber man sol der lieben von mir sagen  
Richt sie sich nit myt mir von dem tag  
Das ich es fürbaß clagen mag*

nahm P im 14. Bande der Wiener Jahrbücher der Literatur (Anzeigblatt S. 51) ebenfalls für Suchenwirt in Anspruch. Es hat aber mit allen bei einer Vergleichung hier in Betracht kommenden Gedichten Suchenwirt's: Rede von der Minne (124 V.), die Minne vor Gericht (342 V.), die schöne Abenteuer (372 V.), der Widertail (364 V.) und der Minne Schlaf (266 V.) nicht einmal entfernte Ähnlichkeit<sup>2)</sup>.

<sup>1)</sup> Der Titel des Gedichtes fehlt in h<sup>1</sup>.

<sup>2)</sup> Auch nicht Der Minne Gericht (318 V.) im Liederbuche der Hätzlerin Bl. 143<sup>a</sup>—148<sup>a</sup> (in Haltaus' Ausgabe Nr. 55, S. 226 ff.) mit dem Anfange:

*Ich stünd an ainem morgen frū  
Uff in grosser vnru,  
Ende: Sag ditz allen gūten weiben  
Das sy es in ir hertz schreiben . . . .  
Vnd hūten sich vor diser not  
Sag jn das sey mein rath.*

Dieses Gedicht ist gleich dem 12. Stücke in h<sup>2</sup> von Blatt 82 bis Ende, welches Wilken (a. a. O. S. 463) unter dem Titel „Gespräch eines Gesellen mit einer Frau, die ihm

Auch nennt sich Suchenwirt darin nicht als Autor. Offenbar hat P sich eines Besseren besonnen, denn er nahm das Gedicht in seine Ausgabe nicht auf, aber er widerrief dort auch nicht mit einem Wörtchen seine früher in den Wiener Jahrbüchern gemachte Behauptung. Sie ist daher wohl geeignet, Jemanden irrezuführen, der die ganze Suchenwirt-Literatur durcharbeitet, um sämtliche Handschriften kennen zu lernen.

Das Gleiche gilt von dem Gedichte: *Der ern gericht zwischen der gerechtygkeit und der minn und gewint die minn daz recht* von Bl. 72—78 der Heidelberger Handschrift Nr. 149 (vormals 314, vgl. Bartsch a. a. O. S. 72—75) mit dem Anfange:

*Ich ersach an der selben stund,  
Als ich nach awentür reyten begund  
Durch daz hag ain enge tur  
Da hett ich e geritten fur* u. s. w.

Auch dieses Gedicht schrieb P. a. a. O. Suchenwirt zu, in seiner Ausgabe aber lehnte er es stillschweigend ab, und zwar mit Recht; denn wie mir der Herr Bibliothekar Dr. Bender freundlichst mittheilte, stimmt es mit keinem Suchenwirtischen Gedichte ähnlichen Inhaltes auch nur im Entferntesten überein; überdies nennt sich Suchenwirt darin nicht. Nebenbei bemerke ich, daß P bei Anführung dieses Gedichtes im Anzeigeblatt S. 51 sich auf Adelung's altdeutsche Gedichte in Rom, II, S. 313 und 316 bezieht. Dort macht aber Adelung nirgends die leiseste Bemerkung, daß dieses Gedicht von Suchenwirt herrühre.

Jede Seite bringt in einer ungespaltenen Columnne ungefähr 24 Verse. Die Schrift ist der in A noch ähnlich, nicht schön, aber meist deutlich. Was über die Schreibweise, die sprachlichen und metrischen Verhältnisse in h<sup>1</sup> gesagt wurde, gilt fast ganz auch von h<sup>2</sup>.

Als Haken findet sich hier auch vereinzelt \*. Bezeichnung von Halbdiphthongen fiel mir nicht auf.

An einer Stelle: 25 *eschen* : *waschen* zeigt sich unechter Umlaut (Weinhold, Alemann. Gramm. §. 12 und 15), dreimal Verdampfung von *a* zu *o* (a. a. O. §. 44): 61 *gon* : *underton* und 66 *on*, je einmal *i* in der Flexion (48 *liebin kind*, a. a. O. §. 23), *ou* = *ô* (95 *houch*, a. a.

---

Liebhaber kalt behandelt“ anführt, und von dem Adelung II, S. 305 Anfang und Ende gibt, die mit der Recension der Hätzlerin ziemlich gleichlautend sind. Vgl. Bartsch a. a. O. S. 128 f.

O. §. 71) und  $o = u = ü$  (86 *ir forchtend*, a. a. O. §. 24 und 27), endlich zweimal Ausstoßung von *n* (114 *tuset* und 193 *tuget*, a. a. O. §. 200). — Sonst bieten die Reime wenig Bemerkenswerthes (31 *nacht : krafft*, 175 *du verst : haust verzert*); am meisten auffällig ist 105 *du syest : du leist*. Letzteres ist (wie 1 *ursprung : dink*) ohne Zweifel bloß Schreibfehler, da aber auch 2 *weishait*, 100 *leyd* (praes.), 3 *durchfaucht* und 161 *ungeheur* vorkommt, so darf man diese Stellen als Fingerzeig betrachten, daß dem Schreiber zur Abschrift eine Vorlage im bairisch-österreichischen Dialecte diene, aus welcher durch Versehen einige Wörter ohne Anpassung an den alemannischen Lautstand stehen blieben. — V. 172 fehlt ohne äußere Unterbrechung; dadurch entsteht eine Reimstörung; daß V. 34 vor 33 kommt, hat auf den Reim keinen Einfluß.

Die in *h*<sup>1</sup> berührten metrischen Verhältnisse werden in *h*<sup>2</sup> fast nur durch Umstellung und Einschiebung, nahezu gar nicht durch Ausfall von Wörtern <sup>1)</sup> herbeigeführt. Auch begegnen weit weniger Apocopen und Syncopen als in *h*<sup>1</sup>. Da zudem verhältnismäßig nicht so viele Verse paraphrasiert sind wie in *h*<sup>1</sup>, so schließt sich *h*<sup>2</sup> auch inhaltlich mehr an A an: es ist nicht nur möglich, sondern sogar wahrscheinlich, daß A zur Vorlage von *h*<sup>2</sup> gedient hat.

Außer einigen Schreibfehlern (9 *clare*\*, 60 *dem*, 116 *jamers*, 132 *schrit* für *schrib*, wahrscheinlich 101 *dem* [nach *richter*, wenn nicht *dein* = *din* zu lesen ist] und 109 *andrun*) finden sich auch verderbte Stellen: V. 4, 7, 92, 95, 122, 152 (vgl. darüber in P S. 169 die Lesarten zum jüngsten Gericht) und 138 *Wol gemüt zü hymel var*. Diesen gegenüber bietet *h*<sup>2</sup> an nahezu zehn Stellen Besserungen zu A.

### VIII. *m*<sup>1</sup>†.

Suchenwirt's jüngstes Gericht kommt auch in *m*<sup>1</sup> vor, der Papierhandschrift Nr. 393 der königlichen Hof- und Staatsbibliothek zu München. Der leider zu früh verstorbene Director dieser Bibliothek, Dr. Karl Halm, gestattete bereitwillig die Übersendung dieser und vier anderer später zu besprechenden Codices nach Wien zur Benützung auf der kaiserlichen Hofbibliothek.

*m*<sup>1</sup> ist durch Holzdeckel, welche mit rothem gepreßten Leder überzogen sind und ehemals durch zwei Schließen zusammengehalten

<sup>1)</sup> Es fielen aus: 2 *gar*, 121 *da*, 187 *du*, 98 *wie dann* und 143 *selben* — *der*.

waren, geschützt. Die vier Ecken der Deckel sind beschlagen; der Rücken trägt ein weißes Schild mit folgender Inschrift:

(*Leonis Taich chronicō*)

*Der geistliche Wagen.*

*Sibyllen Weissagung.* etc.

Die Handschrift zählt 319 Blätter in Quart und enthält 13 Nummern verschiedenen Inhaltes, darunter Bl. 20—44 eine Chronik von den Herzogen zu Baiern, Bl. 96—112<sup>a</sup> den geistlichen Wagen mit einer gereimten Vorrede des Suchenwirt, Bl. 127—136 Aristoteles' Lehr an Alexander (durchaus nicht identisch mit Suchenwirt's gleichbetitelter Gedichte) und Bl. 136—210 das größte Stück der Handschrift, Bruder Philipps Marienleben.

Bl. 96<sup>a</sup> heißt es: *Hie hebt sich der geistlich wagen Vnd ist gar nutz ze horen oder lesen dem menschen czue vnderweysung* (— Bl. 108<sup>b</sup>). Das Ganze ist eine geistliche Allegorie, in der die vier Räder den Tod, die Hölle, das Gericht (genau in dieser Ordnung!) und den Himmel bedeuten, die zwei Gestelle die Betrachtung des Leidens Christi und das Mitleid mit dem Menschen, die drei Pferde Glauben, Hoffnung und Liebe; der Leiter aber ist Christus, die Deichsel stellt die Gerechtigkeit vor. Den Schluß macht die Anrufung Gottes und Mariens. So der Gang dieses geschmacklosen, aber dem 15. Jahrhunderts sehr zusagenden <sup>1)</sup> Machwerkes, das in Prosa abgefaßt, öfter aber auch mit Reimen durchspickt und mit zahlreichen Belegstellen aus Bibel und Kirchenvätern ausgestattet ist. Der Verfasser nennt sich nicht.

Daran schließt sich Bl. 109<sup>a</sup>: *Ein vorred diß geistlichen wagens* (roth). Dieses Stück entpuppte sich bald als Suchenwirt's jüngstes Gericht, nur beginnt es gleich mit V. 23:

*O (roth und groß) mensch gedenck das du pist.*

Die Verse, ungefähr 27 auf jeder Seite, sind nicht abgesetzt, aber häufig durch rothe Querstriche von einander geschieden, freilich oft ganz fehlerhaft. Die Schrift ist weder schön noch deutlich, besonders die *r* sind stark verschnörkelt. Doch gehört sie noch dem 15. Jahrhunderte an; damit stimmt auch am Ende dieser *vorred* (Bl. 112<sup>a</sup>) die Bemerkung: *L. T. Anno als man zalt nach christi gepurt MCCCC<sup>o</sup> LXVIII jar an sambztag nach Katherine virginis*. Doch stammt nicht der ganze Codex aus dem Jahre 1468, wie man nach dem Katalog der deutschen Handschriften der königlichen Hof- und Staats-

<sup>1)</sup> Unter Anderen hat auch Cod. germ. mon. Nr. 690 f. 244—252 einen *geistlich Wagen*.



bibliothek zu München nach J. A. Schmeller's kürzerem Verzeichnisse, 1. Theil, München 1866, S. 63 annehmen muß, denn Bl. 131<sup>a</sup> hat Leonhard Taichstetter aus München, der Schreiber dieser Handschrift, angemerkt: *Anno Christi 1469* (roth) und Bl. 282<sup>a</sup>: *geendt ā domini 1470*.

Die Schreibweise weicht nicht unbedeutend von A ab; Haken begegnen wenig und nur über *u* = *uo*, *ue*, *üe* und öfter auch über einfachem *u*. In der Regel werden die Umlaute durch zwei neben- oder übereinander gesetzte Punkte bezeichnet, nur selten (155 *schäfflin*) mittelst Haken. Einmal findet sich durch *e* ausgedrückte Svarabhakti: 96 *horen* (: *geporn*). Abkürzungen werden äußerst selten angewendet.

Sprachlich herrscht zwischen *m*<sup>1</sup> und A Übereinstimmung. Sehr gerne gibt Taichstetter *h* zwischen zweien Vocalen durch *ch* (vgl. Weinhold, Bair. Grammatik §. 183): 27 *zücheren*, 40 *hochen*, 74 *zechen*, und 134 *gestiechen*, hingegen setzt er für *nächsten* im V. 62 (und so immer) *nagsten*, 145 hat A zu *der linkchen hant*, *h*<sup>2</sup> zu *der glinken hant*, *m*<sup>1</sup> zu *der dencken hant* (vgl. über das letzte Adjectiv Schmeller, Bairisches Wörterbuch 1<sup>a</sup>, S. 524 f.). 104 *nembt* (A *niant*, *h*<sup>2</sup> *niempt*) ist wohl ungenaue Schreibung für *niembt*. — Etwas auffällig — wie ein leiser Anklang an den alemannischen Dialect — erscheint es, daß alle Adjectiva, welche in A auf *-leich* endigen, in *m*<sup>1</sup> auf *-lich* ausgehen, ferner 43 *spänglin*: *wanglin* (*a* ist nur ein Schreibfehler) und 155 *schäfflin* (vgl. jedoch Weinhold a. a. O. §. 19). Bei der großen Übereinstimmung, die dem Inhalte nach zwischen *m*<sup>1</sup> und *h*<sup>2</sup> herrscht<sup>1)</sup>, liegt nämlich die Vermuthung nahe, daß *h*<sup>2</sup> dem Taichstetter als Vorlage gedient habe.

Damit stünde auch der verwilderte Versbau im Einklange. Er schreibt nicht nur nicht sorgfältig<sup>2)</sup>, sondern er läßt einzelne Wörter weg, z. B. 32 *auch*, 61 *du*, 136 *daz*, 170 *grimm*, so daß dieser stumpf schließende Vers nur drei Hebungen hat; 164 fehlt gar *mit allen teufeln*, so daß als Vers nur zwei Füße: *ist bereit übrig bleiben*.

<sup>1)</sup> Beide haben 33 *schatz*: *sats*, 52 *hoffart*, 63 *Iesus*, 69 *dür*, 90 *Iosaphat*, 134 *gestiechen*, 153 *des*, 159 *da* zu Anfang des Verses, 162 *ewig* vor *fewr*, 174 *weder* vor *ritter*, 180 *getrew*, 181 *dem* zu Anfang des Verses; 94 *all* nach *müezzen*, 181 *ir* nach *teuffel*; 143 fehlt *der* nach *weg*.

<sup>2)</sup> 27 *sele* (: *quel*), 37 *lenmbt* (A *leübt*), 57 *mit zürnen in* (dadurch Reimstörung) für *mit in zürnen*, 141 *widerstellen*: *helle*. Reime, wie den letzten, erklärt jedoch Weinhold a. a. O. §. 167 aus dem durch Näselsung bewirkten Abfall des *n*.

54 fehlt ganz. Er schaltet aber auch mit ebenso störender Wirkung Wörter ein, so 35 *auch*, 66 *und*, 80 *doch* nach *stund*, 90 *selbs* nach *da*, 122 *hat* nach *dich* u. s. w. Die Verse werden dadurch oft überfüllt, so lautet V. 75:

*die nam und die wappen verswindent zu hant,*  
71 (soll vor 75 stehen!)

*als sy werdent dein freunt des halt vil geschicht,*  
89: *daz er an dem jungsten tag haben wil* u. s. w.

Paraphrasierte Verse finden sich wie in *h*<sup>2</sup> nicht häufig; übrigens geht Taichstetter mit den Versen auch sonst willkürlich genug um; so lauten die Verse 104 und 105 in A:

*Du hast auch niemant der da swer*  
*Für dich daz du unschuldig seist,*  
in *m*<sup>1</sup>: *Du hast auch nembt, der da fur dich swer*  
*Daz du unschuldig seist;*  
in A 122 f.: *Der plütvar swaizz für dich gewitzt*  
*Hat in seiner grozzen not,*

*m*<sup>1</sup> setzt, wie früher *fur dich*, jetzt *hat* aus 123 in V. 122, so daß 123 nur drei Hebungen mit stumpfem Schlusse hat. In 166 läßt der Schreiber das *nicht* am Ende weg (dadurch Störung des Reimes), setzt es aber in den nächsten Vers, so daß dieser überfüllt wird.

Auch an sinnlosen Stellen fehlt es nicht. So sagt der Dichter V. 73—76: Ganze Geschlechter vergehen, Namen und Wappen schwinden so schnell, wie ein Gemälde an der Wand; statt des letzten Gedankens schreibt Taichstetter V. 76:

*als daz mel an einer want!*  
V. 92 sagt A, bei dem jüngsten Gerichte sei es mit dem Glücke (A *saeld*) der Ungerechten zu Ende; in *m*<sup>1</sup> heißt es:  
*und aller ir solt ist gar verzert.*

In 128 steht zweimal *werdent* (A *wêrn*) u. s. w.

Aus dem Ganzen ist ersichtlich, daß *m*<sup>1</sup> der Handschrift *h*<sup>2</sup> sehr nahe steht, textkritisch aber noch geringeren Werth besitzt als diese. Für den Text von A ergeben sich aus *m*<sup>1</sup> nur einige unbedeutende Besserungen.

## IX. w†.

Zwei andere Suchenwirtische Gedichte religiösen Inhaltes finden sich in *w*, einer Papierhandschrift des 15. Jahrhunderts Nr. 2969 (Novi 243) der k. k. Hofbibliothek in Wien (vgl. Hoffmann von GERMANIA. Neue Reihe XXII. (XXXIV.) Jahrg.

Fallersleben, Verzeichniß der altdutschen Handschriften der k. k. Hofbibliothek zu Wien, Leipzig 1841, S. 352 f.). Der Einband besteht aus dicken, auswendig mit Leder überzogenen Holzdeckeln; innen sind dieselben zum Theil mit Pergament beklebt. Die Außenseiten zeigen Überreste von sehr schöner Pressung, aber das Leder ist stark gebräunt, fast schwarz: das Buch scheint einem Brande ausgesetzt gewesen zu sein; noch jetzt wird man beim Befühlen etwas rußig. Die Schließe fehlt. Beim Einbinden wurden manche an den Rändern einzelner Blätter angebrachte Bemerkungen durch das Beschneiden des Papiers verstümmelt. Nach dem 2. Bande der *Tabulae codicum*, pag. 164 f., zählt die Handschrift 304 Blätter in Quart: es sind aber 306; es sollte da, wo 20 und 110 geschrieben wurde, 21 und 112 stehen.

Über die Herkunft des Codex läßt sich vollkommen Sicheres nicht angeben; gewiß aber entstand er in einem Kloster (wahrscheinlich in Österreich). Dafür spricht der Inhalt. Gleich das erste Stück (Bl. 1<sup>a</sup>—192<sup>b</sup>) ist ein deutsches florilegium asceticum. Daran reiht sich (— Bl. 262<sup>b</sup>) die *Summa virtutum* *daz ist ein höch der tugend* (in diesem Theile kommen wiederholt Pergamentblätter vor); den Schluß des Buches machen zwei Gedichte Suchenwirt's. Das erste (fernerhin Nr. 1 benannt) reicht von Bl. 269<sup>a</sup>—274<sup>a</sup>; die Überschrift lautet: *Daz sind Die czechen pot unsers herren*; nach dem letzten Vers folgt in der nächsten Zeile: *amen amen amen*. Bl. 274<sup>b</sup> nimmt eine Federzeichnung ein: sie stellt die h. Maria mit dem Jesusknaben und der h. Katharina dar. Bl. 275<sup>a</sup> beginnt das zweite Gedicht (im Folgenden = Nr. 2 mit dem Titel: *Daz sind Die siben freud unser lieben froun*, es reicht bis Bl. 306<sup>b</sup>).

Beide Überschriften sind mit rother Tinte geschrieben; die Anfangsbuchstaben der Verse (meist über 20 auf einer Seite) sind groß; die Initiale ist größer und ganz roth. Wie in Nr. 37 von A (vgl. S. 210) sind in Nr. 1 und 2 von w auch andere Verse auf gleiche Weise ausgezeichnet, wenn sie eine Bibelstelle oder einen größeren Abschnitt beginnen. Auffällig genug sind es in Nr. 2 sehr häufig dieselben Verse wie in Nr. 37 von A. — Die in der Regel sehr deutlichen Schriftzüge wie die ganze Schreibweise gemahnen an A. Als Haken werden gewöhnlich zwei neben- oder schief übereinander stehende Punkte gebraucht, seltener ^ ° und vereinzelt ° (2, 1134 *chünig*); ÿ finden sich verhältnißmäßig wenig; Halbdiphthonge werden seltener als in A durch Haken be-

zeichnet, Svarabhakti nur durch *i* ausgedrückt, begegnen aber häufig, selbst im Reime.

Die etwas flüchtige Art des Schreibers zeigt sich in dem häufigen Weglassen des I-Punktes sowie in dem Fehlen einzelner Wörter, wodurch Sinn oder Rhythmus in Nr. 1 an acht, in 2 an 17 Stellen gestört und einige stumpf schließende Verse (1, 15, 57; 2, 709, 965) auf drei Hebungen reduziert werden. In 2, 1196 wurde das Reimwort auf *herren* ganz vergessen, wie denn die übrigens nicht zahlreichen Schreibfehler gerade in Reimen vorkommen (1, 112 *vnchêusch*: *getêusche*, 2, 23 *florît*: *Süchenwirt*, 420 *windl*: *chindel* und 1384 *rawen*: *pusaunen*; *vngreyfleichait* in 2, 252 halte ich für kein Versehen, sondern für absichtlich, freilich recht übel angebrachte Änderung des Schreibers, hingegen beruhen zwei sinnlose Stellen in den sieben Freuden (596 *smekchen* und 1312 *daz*) offenbar auf Schreibfehlern.

Die vielen *u*, *ue*, *o*, für welche A *ü*, *üe*, *ö* oder *oe* schreibt, möchte man auf den ersten Blick auch auf die Flüchtigkeit des Schreibers zurückführen, sie sind aber vielmehr aus dessen Dialect zu erklären; im Allgemeinen jedoch sind die sprachlichen Unterschiede zwischen A und w gar nicht erheblich. w liebt *o* = *a* und *â*; fast immer begegnet *frowe* (2, 1503 *frowen*: *ge-pawen*), *wann* (A *wenn*) und *do*; in *mirkchet* (2, 462) steht *i* = *ë* = *ia* (vgl. Weinhold, Bair. Gramm. §. 88 und 117). Besonders beliebt ist *b* für *w* (1, 232 *ebig*, 2, 1004 *bebeiset*, 585 *unbirdig*) und *w* für *b* (2, 562 *Walhasar*, 173 *wis*, 827 *wegund*, 955 *webeist*, vgl. a. a. O. §. 124 und 136). Regelmäßig setzt unser Schreiber *p* zwischen stammschließendem *m* und der Endung *t* (2, 924 *zimpt*, a. a. O. §. 122); Einschub des lingualen Nasals erscheint nur 1, 183 in *jungent* (: *tugent*, a. a. O. §. 168), Ansatz von *t* öfter, so 1, 19 *dennocht*, 56 u. ö. *aptgot* (a. a. O. §. 133), Abfall des *g* nur 2, 989 in *heyliûm* (a. a. O. §. 176). Immer schreibt er *tumme*, *werlt* (2, 911 im Reime auf *gelt*), *wertleich* und *die* (A *dî*); in 1 zieht er die Endung *-e*, in 2 die Endung *-ew* (*eu*) vor, selbst im Accus. sing. fem. (141 *warew*, 213 *liebew*. 372 *swangerew*, a. a. O. §. 368 und 370). *sölher* wechselt mit *solher*; die Grundzahlen endigen auf *-czig* (A 37, 767 *sibenzk*). Mit *ge-* zusammengesetzten Substantiven ist der Schreiber von w nicht hold, hingegen zeigt er Vorliebe für *t* in der 3. Person pl. ind. des Präsens.

Aus dem Gesagten würde die große Menge von Unterschieden zwischen w und A erklärlich sein. Die meisten Abweichungen — und das ist das Charakteristische für w — rühren aber von

der Neigung des Schreibers zu Synkopen und Apokopen. Durch erstere fällt in 1 an 15, durch letztere an 20 Stellen die Senkung, meistens vor der letzten Hebung, aus (wo sie in A bewahrt wird); in 2 stehen circa 20 den Ausfall der Senkung bewirkenden Synkopen nahezu viermal soviel Apokopen gegenüber. Mehr als die Hälfte der letzteren finden wir vor der letzten Hebung; einen großen Beitrag dazu liefert *und* für *unde* in A. Durch Apocope im Reime erhalten in 1 die Verse 41, 42, 105, 106, 112, 137 und 138 stumpfen Schluß mit nur drein Hebungen, in 2 die Verse 685 und 686, 1409 und 1410.

Weitaus weniger häufig sind die Fälle, wo *w* die volle Form herstellt. Doch kann man sagen, es zeigt sich in *w* Neigung für die volle Form des Possessivpronomens, des unbestimmten Artikels und des Infinitivs. Eine verhältnißmäßig geringe Zahl von Abweichungen wird herbeigeführt durch Umstellung der Wörter und durch inhaltliche Verschiedenheit.

Immerhin ist *w*, wenn auch in Bezug auf die beiden Gedichte nicht gleichwerthig mit A, ein Gewinn für die Textkritik: manche der von P in seiner Ausgabe S. 168 berührten Mängel in A werden durch *w* behoben und viele von Koberstein in seinen Abhandlungen gemachte Verbesserungsvorschläge erhalten durch *w* Bestätigung. *w* könnte aus A entstanden sein.

#### X. m<sup>2</sup>†.

Die beiden Gedichte finden sich auch noch in einer dritten, aus dem 15. Jahrhundert stammenden, der königlichen Hof- und Staatsbibliothek in München gehörigen Papierhandschrift. Sie führt die Nr. 1113 und zählt 134 Blätter in Folio. Die Handschrift ist in Holdeckel gebunden, welche mit rothem Leder überzogen sind; die beiden Schließen fehlen. Der Rücken trägt ein Schild mit der Inschrift: *Das Burgerrecht zu Wienn.* — Thatsächlich enthält der Codex Bl. 1—42 verschiedene Rechte und Satzungen, magistratische Anordnungen u. s. w. der Stadt Wien (aus dem Jahre 1375) und Bl. 43—74 das Stadtrecht von Wien. Von den übrigen Stücken (vgl. Schmeller's Katalog der deutschen Handschriften, 1. Theil, S. 169 f.) erwähne ich die Ungeltordnung Rudolfs vom Jahre 1359 und eine Fischmarktorordnung (Bl. 80—83). Bl. 93<sup>a</sup> befindet sich folgendes, mit rother Tinte geschriebene Register: *Hie hebent sich an siben püch.*

*Von erst hebt sich an das puech und sagt die heiligen stat und genad und den antlas in dem heiligen lant czi Jerusalem und darnach*

*Die zehen gepot unsers herren* (Suchenwirt's Gedicht beginnt Bl. 96<sup>a</sup> linke Spalte mit der Überschrift: *Das sind die zehen pot unsers herren Iesu Christi* und endet Bl. 97<sup>b</sup> rechte Spalte; dem letzten Verse folgt *Amen* [mit rothverzierten großen Buchstaben], ein Doppelpunkt und ein Schnörkel.)

*Das ander puech sagt Die siben frêwd unser frawen und die nêwn chôr wie sî Darinn enphangen ist* (Suchenwirt's Gedicht folgt unmittelbar den zehn Geboten Bl. 98<sup>a</sup> linke Spalte, hat dort die Überschrift: *Das ist das ander puech die siben frewd, uns frâwen Vnd Die nêwn chôr Der engel* und reicht bis Bl. 112<sup>b</sup> linke Spalte.)

*Das dritt puech sag von den fünff fürsten von dē von Majlan und von Margraff sigmund vnd von hern charlur Vnd von herczog wilhalm vnd herczog leupolten seinem vater paid fürsten in Österreich* (das Gedicht schließt sich an die sieben Freuden Bl. 112<sup>b</sup> linke Spalte mit dem Titel: *Das ist Das Dritt puech Vnd ist von den fürsten*, es endet Bl. 114<sup>b</sup> rechte Spalte; alle drei Überschriften sind roth, desgleichen der Anfangsbuchstabe jedes ersten Verses, aber auch anderer Verse, meist zur äußeren Bezeichnung der logischen Gliederung. Die übrigen Anfangsbuchstaben sind groß und roth durchstrichen.)

*Das vierd puech ist die regel der heiligen christenheit vnd lert uns rechten christenleichen gelauben und bechennen unser sünd* (Bl. 115—125 befindet sich ein Gewissensspiegel, aber nicht mit der Bezeichnung *vierd puech*.)

*Das fünft puech sagt den antlas den man vint und verdient zû ram vnd wer ram gepâwt hat und von alter auf chomen ist mit swipogen vnd mit sâwollen*

*Das sechst puech plüemster chunst czû stowr genannt Die schon Auentewr*

*Das sibent puech ist hern fridreichs Des khrewzpekchen raÿs Sechs veldstreit Die er geföchten hat an ander Auentewr Die im geschehen sind*

Das sechste und siebente Buch beziehen sich ohne Zweifel auf die bekannten Gedichte Suchenwirt's, sie finden sich aber, gleich dem fünften Buche, leider in der Handschrift nicht vor; denn Bl. 126 ist unbeschrieben, dann folgen Bl. 127—130 lateinische Hymnen, Bl. 131—132 ein Gedicht Jacob Vetter's auf König Ladislaus von Böhmen 1452 und Bl. 132 chronologische Notizen über Wiener Begebenheiten aus den Jahren 1450—1463. Daran reihen sich 26 leere Blätter; Bl. 133<sup>b</sup> enthält Nachrichten über einen Kometen vom Jahre 1402 und Bl. 134 Namen, die Österreich gehabt. Höchst

wahrscheinlich waren die unbeschriebenen Blätter für die drei letzten Bücher bestimmt. Da *m*<sup>2</sup> den Text in zweien Spalten bringt, jede durchschnittlich 25 abgesetzte Verse enthält, so würden auf das sechste und siebente Buch 7, höchstens 8 Blätter gekommen sein, so daß noch 18 Blätter für das fünfte Buch übrig geblieben wären.

Aus dem bisher Gesagten ergibt sich mit größter Wahrscheinlichkeit, daß *m*<sup>2</sup> in Österreich entstanden und auf unbekannte Weise (vielleicht aus einem Kloster in ein anderes desselben Ordens) nach Baiern kam und zwar nach Regensburg, wie Docen in der Sammlung für altdutsche Literatur und Kunst, 1. Band, 1. Stück, Breslau 1812, S. 152—160 angibt, und von da nach München. Docen nennt das Gedicht von den zehn Geboten unbedeutend, wohl aber gefällt ihm der Anfang von den sieben Freuden Mariens, den er auch nach *m*<sup>2</sup> mittheilt. Die ganze Anzeige dieser Handschrift macht den Eindruck des Überstürzten und rasch Hingeworfenen. — P kannte sie, wie aus pag. LII der Einleitung und einer Bemerkung S. 159 seiner Ausgabe zu ersehen ist, aber *m*<sup>2</sup> selbst benützte er nicht, gewiß nicht zum Vortheile der Ausgabe. Da er (gleich *a*, *B* und *m*<sup>1</sup>) *w* nicht kannte, hätte er für letztere Handschrift in *m*<sup>3</sup> Ersatz gefunden, denn zwischen *w* und *m*<sup>3</sup> herrscht große Übereinstimmung.

Nicht nur kehren die in *w* vorkommenden Synkopen und Apokopen sowie die vollen Formen statt der in *A* synkopierten und apokopierten in *m*<sup>3</sup> fast regelmäßig wieder, sondern es zeigt sich auch in anderen, oft ganz unbedeutenden Details nicht selten eine geradezu überraschende Übereinstimmung. Zum Beweise des zweiten Theiles dieser Behauptung führe ich einige Stellen an, und zwar aus den zehn Geboten: 15 fehlt *schulden* in *w* und *m*<sup>2</sup>, 32 *w die furten auz egippen lant*, *m*<sup>2</sup> *die fürten a. e. l.*, 34 *w m*<sup>2</sup> *czogten*, *w m*<sup>2</sup> *pot* im Titel, V. 44, 53, 71; 42 *w was an herberg*, *m*<sup>2</sup> *w. a. herweg*, *w m*<sup>2</sup> 52 *im der*, 56 *aptgot*, 100 *erparn* und 107 *nieman*, 115 *w chünfte*, *m*<sup>2</sup> *chünfft*, *w m*<sup>2</sup> 116 *merch daz ist*, 141 *nichte*, 142 *chanst*, 165 *vrtê(ä)gleichen*, 172 *in deinen*, 188 *hab*, 190 *chains*, 197 fehlt *auch*, 200 *merkcht*, 202 *sein güt*, 218 *sind vermeiden*, 222 fehlt *und*; ferner aus den sieben Freuden Mariens: 13 *w woricht*, *m*<sup>2</sup> *worcht*, *w m*<sup>2</sup> 16 *Saffir charfunchel sch. e.*, 57 *flinse*, 65 *ew*, 81 *peste*, 111 (und sonst) *teufels*, 152 *allez(s) sein(e)s gepotes*, 155 *henden*, 292 *muemen*, 324 *wovon chü(u)mpt*, 339 *geworicht*, 223 *der vers der*, 238 *volloben*, 252 *begund ye*, 256 u. 1214 *beschermi*. 272 fehlt *grozzn*, 290 *hie nahent*, 370 *do pei ez*, 404 *schön umb*

wunden, 442 *achs*, 443 *alle*, 471 u. 562 *walchase(a)r*, 491 *snelleichen*,  
 497 *wo Iesus*, 525 *lêwcht*, 574 *zwainczty*, 591 *Rew umb*, 622 *vergehend*,  
 687 *truchent*, 689 *all* fehlt, 701 *schilich* : *milich*, 855 *dennoch*, 963  
*Iosophat*, 973 *Ninivet*, 1040 *b(p)eschriben*, 1048 *nemunder*, 1090 *ge-*  
*setzt*, 1108 *frêwelein*, 1203 *nam<sup>e</sup>*, 1256 *sölich*, 1264 *register*, 1276  
*pûch an vnderlas*, 1282 *gotes müter*, 1289 *seind*, 1322 *gerût nach*,  
 1324 *liltgen*, 1325 *bestrêwt*, 1349 *denn* (A *dann*), 1362 *salmon*, 1403  
*yedie*, 1418 *w statichleich*, *m<sup>2</sup> stätleich*, 1475 *wm<sup>2</sup> voricht* : *unver-*  
*b(w)oricht*, 1513 *wann*, 1529 *mit hilf zu stêwr*.

Zudem gilt Alles, was ich über die Schreibweise in *w* gesagt,  
 von *m<sup>2</sup>*. Es liegt daher die Annahme, daß *w* und *m<sup>2</sup>* von einem und  
 demselben Schreiber herrühren, sehr nahe, aber derselben widerspricht  
 die Ungleichheit der Schrift. Auf die zunächst sich aufdrängende  
 Frage, wie es komme, daß zwei verschiedene Schreiber so auffallend  
 gleiche Abweichungen sich erlaubten, gibt es nur die Antwort, daß  
 eine der beiden Handschriften aus der anderen geflossen sein muß,  
 und zwar halte ich *w* für die Vorlage von *m<sup>2</sup>*. Denn dieser  
 Codex, welcher im letzten Viertel des 15. Jahrhunderts ent-  
 standen sein mag, zeigt nicht nur jüngere Schriftzüge als *w*,  
 es fehlen in *m<sup>2</sup>* auch ganze Verse, so in Nr. 1 die Verse 48,  
 98, 112, in Nr. 2 die Verse 335 und 336.

Überhaupt scheint mir *m<sup>2</sup>* etwas weniger sorgfältig abgefaßt zu  
 sein als *w*; es sind viele einzelne Wörter abgängig, in Nr. 1  
 an elf Stellen, in Nr. 2 fast zweimal so viel wie in *w*, wobei in Nr. 1  
 die Verse 15, 91 und 197, in Nr. 2 die Verse 946, 978, 1181 und  
 1317 nur drei Hebungen bei stumpfem Schlusse haben. Ferner finden  
 sich in Nr. 2 von *m<sup>2</sup>* folgende Reime: 11 *magt* (A *maît*) : *berait*, 175  
*märbel* : *hermel*, 309 *siten* : *mit* und 1504 *gepawet* : *frawen*. Aus der  
 Sorglosigkeit des Schreibers erklären sich daselbst auch die sinn-  
 losen Stellen: 110 *erhört* (A *der hort*), 124 *gepôt*, 834 *glauben*, 1310  
*er* (A *mer*), 1344 *ist* (A *ich*), 1423 *hiet* (A *hie*).

Bestünden aber auch die gegen die Identität des Schreibers er-  
 hobenen Einwände nicht, man könnte doch nicht *w* und *m<sup>2</sup>* dem-  
 selben Schreiber zuweisen, da *m<sup>2</sup>* einige, wenn auch ganz  
 unbedeutende sprachliche Eigenthümlichkeiten zeigt.  
 So gebraucht der Schreiber von *m<sup>2</sup>* *die* und *di*, wie *solch*, *söleh* und  
*solich*, immer *zwelif* (Weinhold, Bair. Gramm. §. 258) und *welt*, nahezu  
 ausnahmslos *fraw*, in Nr. 1 immer *da*, in Nr. 2 auch häufig *do*, wie  
 denn daselbst viel öfter als in Nr. 1 Vertauschung von *a* mit *o* be-  
 gegnet. Widerstand gegen den Umlaut zeigt in *m<sup>2</sup>* zuweilen *a* (2, 182



den *swären last*), in Verbindung mit einem Lingualen finden wir *b* für *w* in 2, 236 *sbebt* — eine Erscheinung, die besonders in Tiroler Denkmälern (a. a. O. §. 124, S. 128 unten) zu treffen ist. In Tirol namentlich, aber auch in den anderen österreichischen Alpenländern, wird gerne in der 3. Person sing. ind. des Präsens das *ß* abgestoßen: 2, 630 *schreib* (a. a. O. §. 122); 2, 1036 begegnet *örnleicher* (A *ordenleicher*).

Im Allgemeinen darf man wohl *w* und *m*<sup>2</sup> in Bezug auf die zwei besprochenen Gedichte als gleich betrachten, es gilt daher auch das über den Werth und die Bedeutung von *w* für die Textkritik Gesagte im Ganzen von *m*<sup>2</sup>.

Zum Schluß muß noch erwähnt werden, daß im Gedichte von den sieben Freuden die Verse 1—358 in derselben Weise aufeinanderfolgen wie in A, somit nicht in der Anordnung, die ihnen P in seiner Ausgabe S. 123—127 gegeben. In A<sup>wm</sup> verkündet der Erzengel Gabriel der heil. Maria, daß sie die Mutter Jesu und ihre Muhme Elisabeth einen Sohn gebären werde. Maria besucht sie, Elisabeth preist Maria selig, diese bleibt bei Elisabeth, bis Johannes geboren wird und kehrt dann nach Nazareth zu Joseph. Der Dichter schildert umständlich des Letzteren Traurigkeit, die ihm Mariens Zustand verursacht. Aber ein Engel erscheint ihm in der Nacht und klärt ihn auf. Da wird der alte Joseph freudereich und sagt zu Maria: Mir ist Alles kund geworden, worauf Maria mit den Worten des Magnificat antwortet. Nun kam die Zeit, wo Joseph und Maria in Folge des kaiserlichen Gebotes, das Land zu beschreiben, sich nach Betlehem begeben u. s. w. — Dieser Gang stimmt insofern nicht mit dem biblischen Bericht, als dort Maria das Magnificat nicht vor Joseph, sondern bei dem Besuche Elisabeths spricht. P, dem zur Veröffentlichung dieses Gedichtes nur A vorlag, glaubte nun daß diese Verschiedenheit vom Abschreiber herrühre, „der ein paar Blätter früher abschrieb, als sie der Folge nach eingeschaltet werden sollten“ (PS. 168). Er stellte daher die Verse um, während in A auf 218 die Verse 291—358 und dann 219—290 folgen. Primisser's Verfahren ist begreiflich. Wir aber, die jetzt denselben Gang wie in A auch in *w* und *m*<sup>2</sup> wiederfinden, mußten glauben, daß die Schreiber von *w* und *m*<sup>2</sup> durch einen an's Wunderbare grenzenden Zufall gerade dieselben Blätter zu früh abschrieben, oder daß *w* aus A entstand und *m*<sup>2</sup> aus *w*. Nun ist das zweite Glied der Disjunction allerdings wahrscheinlich, aber nicht zu beweisen. Daher könnte ich mich als Herausgeber zu der obigen Umstellung der Verse im Gegen-

sätze zu allen Handschriften nur dann entschließen, wenn diese wirklich nothwendig ist. Das ist sie aber, wie wir gesehen haben, nicht. An sich ist es ja gar nicht auffällig und gewiß ebenso berechtigt, wenn Maria, als sie die Traurigkeit Josephs weichen sieht, in die Dankesworte des Magnificat ausbricht. Ich halte daher die handschriftliche Anordnung der Verse 1—358 für die ursprüngliche, von Suchenwirt selbst herrührende<sup>1)</sup>. Warum er vom biblischen Bericht abwich, läßt sich nicht sagen; an einen Irrthum ist nicht zu denken. Gewiß hat er die alttestamentliche Reihenfolge der zehn Gebote gekannt, und wie verschieden ist seine Anordnung der zehn Gebote! Übrigens finden wir solche Abweichungen auch anderwärts, ich verweise hier nur auf den *geistlichen wagen* (vgl. S. 327).

Das dritte Suchenwirtische Gedicht in m<sup>3</sup> führt uns zu Nr. 3 in C. Die sprachlichen Unterschiede zwischen beiden Fassungen dieses Gedichtes erklären sich durch das höhere Alter von m<sup>3</sup>, die metrischen durch Neigung in C, im Verse gleichmäßigen Wechsel von Hebung und Senkung herzustellen (vgl. S. 308). — Eine Vergleichung beider Handschriften fällt entschieden zu Gunsten von m<sup>3</sup> aus. Trotz mancher Fehler, von denen bei anderer Gelegenheit die Rede sein wird, liefert m<sup>3</sup> im Vergleiche zu C nahezu dreißig recht brauchbare Lesarten. Andererseits sind die Verschiedenheiten zwischen m<sup>3</sup> und C keineswegs derartig, daß nicht N die gemeinsame Quelle beider gewesen sein könnte.

#### XI. g†.

Höchst wahrscheinlich stammt aus derselben Quelle auch g, ein der herzoglichen öffentlichen Bibliothek zu Gotha gehöriger Papiercodex B, Nr. 271. Dankbar rühme ich hier die große Liberalität, die mir der Herr Oberbibliothekar Geheimer Hofrath Professor Dr. W. Pertsch durch Übersendung der werthvollen Handschrift nach Wien bewiesen hat.

Diese, mittelquart, in starken Holzdeckeln, welche mit rothbraunem, feingepreßtem, einstmals reich vergoldetem Leder überzogen sind, hatte Schließen und zählt gegenwärtig 201 Blatt. Da aber die an dem Codex in jüngster Zeit mit Tinte angebrachte Blattzählung das erste Blatt nach dem Deckel nicht zählt, so kann mit demselben

<sup>1)</sup> In dieser Untersuchung bin ich aber überall, wo aus den sieben Freuden Verse citirt werden oder auf welche verwiesen wird, der Zählung Primisser's gefolgt.

Rechte auch das letzte nicht gerechnet werden, und es sind dann 199 Blätter. Übrigens ist, da das dritte Blatt aus Versehen nicht eingezählt ward, die angebrachte Zählung von incl. 3 bis incl. 164 unrichtig; da aber nach Bl. 164 statt 165 gleich 166 gezählt ward, so ist das frühere Versehen ausgeglichen und die Zählung von incl. 166 bis Ende correct.

Die Handschrift enthält, von dem letzten Stücke abgesehen, nur Poetisches, und zwar von Teichner Bl. 9—94<sup>b</sup> *Liber Sapientie* (dieser Titel stammt von dem ehemaligen Eigenthümer der Handschrift, Augustinus von Hamersteten; er selbst schreibt sich Hamerstetenn, vgl. S. 339 ff.) und Bl. 94<sup>b</sup>—136<sup>b</sup> *Von unser frauen apphenknuss*, 136<sup>b</sup>—177<sup>b</sup> von Konrad von Würzburg *die Guldein Smyt*, 178<sup>a</sup>—183<sup>a</sup> von Suchenwirt *spruch von fünff fursten* (vollständig lautet die rothe Überschrift: *Den spruch hat gemacht peter der Suchen wart von fünf fursten*), 183<sup>a</sup>—188<sup>b</sup> von Teichner: *In der Römer puch um las* (Hamersteten bemerkt daneben: *von ainer edlen Kaiserin*).

Während die goldene Schmiede an das zweite Stück so unmittelbar sich fügt, daß an dessen Ende gleich der Titel von Konrads Gedicht sich reiht, obwohl auf dieser Seite nur mehr ein Raum von einigen Zeilen frei war, also (und so überall) die größte Ausnützung des Raumes sich zeigt: folgte auf das oben zuletzt angeführte Stück Teichner's, obwohl noch die halbe Seite frei war, ursprünglich nichts als die zwei Verse:

*Also hat daz puch ein ende*

*Got behüt uns vor missewende —*

Es haben nämlich diese Stücke einmal für sich allein einen Codex gebildet, welcher nicht vor 1386 beendet worden sein kann, wohl aber auch nicht viel später: also zu Ende des 14. Jahrhunderts oder im äußersten Falle zu Anfang des 15. Jahrhunderts.

Das sagt uns die Schrift, die nur auf einen Schreiber hinweist und in den Zügen, der Gefälligkeit, Reinlichkeit und leichten Lesbarkeit nach an die besten Theile von A erinnert. Auffallend ist, daß in den meisten Fällen die Punkte über *i* fehlen. Als Abkürzungszeichen erscheinen *o* = *r* und *er*, — um inlautendes *e* anzuzeigen, und *r.ö* = *reich* in *Österreich*; als Haken gebraucht der Schreiber gewöhnlich ' ' , sehr selten ' und nur über *u* (33 *für* = *für*), über einen Punkt; über aus *â* entstandenem *e* (= *æ*) findet sich häufig ' *e* oder *é*. Svarabhakti werden durch Haken nie bezeichnet, Halbdiphthonge nur vereinzelt (31 *rächt*, 34 *gepürd*, 200 *schëmleick*), aber

auch die Diphthonge nicht consequent; besonders bei den *u*-Lauten fehlt der Haken oft, so steht *ü* = *u*, *ü*, *uo*, *ue*, dann kommt wieder für alle diese Laute ein bloßes *u* vor. Sonstige Schreibfehler hingegen (wie 58 *smailchen* : *czaichen*) sind ganz selten.

Die äußere Anordnung der Verse ist sehr gleichmäßig; jede Seite ist von vier schwarzen Strichen eingesäumt und enthält in einer ungespaltenen Columne 24 abgesetzte Verse. Zwischen der ersten und zweiten Zeile befindet sich ein schwarzer Strich. Jeder Vers beginnt mit einem großen Buchstaben, die der ungeraden Verszeilen sind überdies roth durchstrichen. Dort, wo dem Sinne nach ein Abschnitt beginnt, steht eine bedeutend größere ganz rothe Majuskel.

Sprachlich herrscht volle Übereinstimmung mit C (wenn man von einigen unbedeutenden Änderungen der Schreiber, wie *schl* = *sl* u. s. w. absieht) und *m*<sup>2</sup> (nur liebt *g* nicht den Wechsel von *b* und *w*), und dies ist nicht auffällig, da *g* gleichfalls aus Österreich stammt, und zwar höchst wahrscheinlich aus Wien. Schon der Inhalt läßt das vermuthen: drei Vierteltheile der Handschrift kommen auf den Wiener Dichter Teichner, fünf Blätter auf den in Wien ansässigen Suchenwirt, 40 auf Konrad von Würzburg. Aber auch die Zuthaten zu Anfang und Ende des Codex stammen aus Wien, wenn auch aus späterer Zeit.

Die Handschrift war nämlich zu Ende des 15. Jahrhunderts Eigenthum des Augustinus von Hamersteten in Wien. Dr. J. G. Th. Graße nennt ihn S. 1166 des Lehrbuches einer Literaturgeschichte der berühmtesten Völker des Mittelalters, 2. Bd., 2. Hälfte der 3. Abtheilung, 1843, einen österreichischen Meistersänger; Belege hierfür bringt er nicht. In Ritter's geographisch-statistischem Lexikon (1. Bd., 6. Aufl., 1874) findet sich unter allen hier in Betracht kommenden Orten nur ein Hammerstetten, und zwar in Baiern, Kreis Schwaben, Bezirksamt Günzburg. In Zedler's Universallexikon bei gegnet S. 395 des 12. Bandes (1735) ein Hammerstaettl oder Hamry, Marktflecken im Czaaslauer Kreise in Böhmen mit gutem Eisenbergwerke. — Sicher ist, daß A. von Hamersteten sich 1496 in Torgau aufhielt. Hier vollendete er seine *Histori vom Hirs mit den güldin ghurn Vnd der Fürstin vom pronnen*. Zu Ende derselben schrieb er: *A. de Hamersteten Cancellarius. Finitum Torga Sabato vigi<sup>a</sup> palmarum A<sup>o</sup> 1496*. Dieser auf 36 Blätter Papier in Octav geschriebene und aufs Schönste gebundene kleine Roman behandelt die Liebschaft des Kurfürsten Friedrich des Weisen von Sachsen mit der Gräfin Amalia von Schwarzburg, Gemahlin des Grafen Günther XXXIX.



lichen Obersten von Gravenneck, den die Wiener im Jahre 1462 niedergeworfen hatten; er vertheidigte ihn mit noch vier Anderen, die Beheim mit Namen anführt:

*Ainer genant was Asam schrantz  
Des manheit die wass vest vnd gantz  
Der stund neben dem Hern sein  
Von Hammerstetten Augustein  
Neben seinem Hern stunde  
Ein Arm wärd Im verwunde.  
Die andern drey waren vor dem Thor u. s. w.*

Vgl. Th. G. v. Karajan, Michael Beheim's Buch von den Wienern. Wien 1843, S. LXXX f. und S. 53, Vers 7 ff., ferner Fr. Jacobs und F. A. Ukert, Beiträge zur älteren Literatur oder Merkwürdigkeiten der herzoglich öffentlichen Bibliothek zu Gotha, 3. Bd., 1838, S. 94—98. — Die Handschrift hat Hamersteten mit mancherlei Randbemerkungen versehen, so schrieb er auf der ersten Seite am oberen Rande: 1496. *Soli altissimo. Idem vt infra. A.*; daneben: 4. *feria post palmarum in Torga* (vgl. S. 339). *A...x Anno 1496*; zu S. 53, V. 5 u. 6 (Ausgabe Karajan's): *Vnobiles stipendiarii Imperatoris*, wodurch er sich nach Karajan's Meinung als kaiserlicher Söldner bezeichnet. Zum Vers 31 der Seite 33 machte Hamersteten am unteren Rande der Seite folgenden auch mit Ebendorfer's Angaben (Pez II, 974) stimmenden Zusatz:

*An hohen markt hin dazumal  
Der Wiener Henker Maister pal  
Hett Ein langs swert an der seiten  
Snell richten on alles peiten  
Schryen die pluthund alle  
Daz tet gar übel gevalle  
Den gefangnen mitsampt Grafneken  
Zesterben waz ser erschrecken.  
Daz schreibt A von Hamersteten  
Vil lieber wer Er getreten  
Frey hin durch Doringen warde  
Daz solt Ir Im glauben palde  
Von gotz gnaden ward nichtz darauss  
Holltzer liess furen in sein Haws.*

Im October 1497 — also wahrscheinlich bei Gelegenheit der Überreichung des Buches von den Wienern — geschah es, daß Hamersteten die Handschrift g, der er eine gereimte Wid-

mung — wahrhaftig kein poetisches Meisterstück — vorangestellt hatte (Bl. 1—8), dem genannten Kurfürsten von Sachsen anlässlich des bevorstehenden Jahreswechsels zum Geschenke machte. Gegen den Schluß seiner Zueignung sagt Hamersteten:

*Ewr gnad nembs hin  
Zu gefallen, das pütt ich ser  
Dann mecht ich bas, so tet ich mer  
Seidmal ich Aurum wenig hab,  
So geet mir auch Argentum ab.*

Über den Inhalt des Codex spricht er auf den zwei letzten Blättern der Widmung<sup>1)</sup>; hiebei nennt er Teichner einen „berühmten Tichter wol bekannt“. An seinen Dichtungen bringt er auch allerhand Änderungen an, während er Konrad von Würzburg und Suchenwirt glücklicherweise verschont. Ja, er bemerkt rechts von den neun ersten Versen des Suchenwirtschen Gedichtes ausdrücklich:

*Ich hab die ding nit corrigirt  
Von dem peter süchenwirt  
Laß beleiben in Irem wërdt  
Als man dauon sagen hërt scil. audit.*

Zum letzten Gedichte Teichner's schreibt er Bl. 188<sup>b</sup>:

*Was der teichner hat gesetzt  
Daz ist güt vnd vnuerletzt  
In Syben vnd auch in Acht  
Der Sillelb zal wol gemacht  
Cöllatinirt, durch jettenn  
Hatz A. von Hamerstenn (offenbar Schreibfehler!)  
Vberal gerichtet gleich  
Hie Zu Wienn in Österreich.*

Darauf Bl. 189<sup>a</sup> wieder eine Vorrede Hamersteten's zu dem letzten Stücke der Handschrift, der Zuthat am Ende, *Clenodium* genannt (Bl. 190<sup>a</sup>—199<sup>b</sup>). 190<sup>a</sup> unten steht mit rother Tinte:

*Anno Domini zc. XLIII<sup>o</sup> zc  
per me — w — p. scriptum ~*

und Bl. 199<sup>b</sup> unten ein Wappen, daneben: *Clenodium venerabilis viri Domini wolfgangi Clementis plebani Noueciuitatis et Canonici Ecclesie Collegiate Sancti steffany wienn zc Sub Anno domini zc XLIII<sup>o</sup>*. Die Schrift ist eine andere als in der Vorrede und älter, aber jünger als

<sup>1)</sup> Einige auf den Inhalt des Codex bestätigliche Stellen dieser Zueignung hat Tentsel in den Monatlichen Untersuchungen 1891, S. 928 f. veröffentlicht.

die des Codex; sie kann nur aus dem Jahre 1443<sup>1)</sup> stammen: nicht von 1543, da die Handschrift schon 1497 nach Sachsen kam, und aus dem Jahre 1343 nicht, weil es damals eine Collegiatkirche St. Stephan noch nicht gab. Das Jahr 1443 stimmt auch ganz gut mit dem Lebensgange des genannten Wolfgang. Die Handschrift Nr. 100<sup>2)</sup> des k. und k. Haus-, Hof- und Staatsarchivs enthält in Tom. 4, Bl. 278<sup>a</sup>—325<sup>b</sup> die Series Canonicorum Ecclesiae S. Stephani, Viennae 1365—1783 (vgl. Dr. Constantin Edler von Böhm, Die Handschriften des k. und k. Haus-, Hof- und Staatsarchivs, Wien 1873, S. 32). Bl. 286<sup>b</sup> findet sich zum Jahre 1424 bemerkt: *Dominus Wolfgangus Clementis*<sup>3)</sup> *Canonicus installatus in die Sancti Jeronimi. 29<sup>te</sup> (sic!) Septembris. Obiit 1445.* Während Wolfgang sein Canonicat in Wien versah, war für ihn Pfarrverweser in Wiener-Neustadt Niklas von Wien. Derselbe wird 1439 urkundlich genannt; vgl. Ferd. Karl Boeheim, Gesammelte Schriften. Wien 1863, 2. Bd., S. 101 u. 210.

Was den Werth dieser Recension gegenüber C und m<sup>a</sup> betrifft, so ist er so bedeutend, daß diese Handschrift des Gedichtes von fünf Fürsten einem künftigen Neudrucke zu Grunde zu legen sein wird.

Durch die Bekanntschaft mit der Gothaer Handschrift hat sich gezeigt, daß m<sup>a</sup> und g auf das Engste verwandt sind. Ich verweise nur auf m<sup>a</sup>g 7 *in hoh(ch)en werden*, 8 *des*, 11 *grossen wandel*, 25 *seim*, 29 m<sup>a</sup> *allerst*, g *allrerst*, m<sup>a</sup>g 39 *vil ser*, 43 *do vil*, 49 und fehlt, 79, 141 u. 184 *edlen*, 87 *gefueget*, 89 *mörder*, 94 *ungeheft*, 101 *end er nom*, 110 *fleisch daz wart*, 113 *trewen*, 125 *und des werder*, 129 *wann*, 131 *eim*, 133 *und umb daz*, 146 g *laz si*, m<sup>a</sup> *la sew*, m<sup>a</sup>g 151 *kroniken*, 160 g *ainez sull*, m<sup>a</sup> *aine schüll*, m<sup>a</sup>g 162 *oder tewrung*, 168 *nahent euch*, 167 *mort* (C *maet*), 169 *chlage(u)nder* (C *chlag mid*<sup>4)</sup>), 176 *der man*, 182 *do sew(si)*, 200 *schê(ë)mleich*, 204 *dem rechten*, 205 *vieln*, 211 *veinden do(da) zu*, 215 *do wart*, 238 *huet(e)*.

So lange m<sup>a</sup> allein mit C verglichen wurde, standen die Abweichungen der Münchener Handschrift von C der S. 337 ausgespro-

<sup>1)</sup> Jacobs' und Ukert's Beiträge zur älteren Literatur u. s. w. enthalten im zweiten Bande S. 312—318 manch Irrthümliches über diese Handschrift. So transcribieren die Herausgeber die Zahlenangaben Bl. 190<sup>a</sup> und 199<sup>b</sup> in g auf folgende Weise: ¶C.XLM<sup>a</sup>¶C. und ¶CXL<sup>a</sup>¶C!

<sup>2)</sup> Einst Eigenthum des Wiener Canonicus Franz Paul Edlen von Smitmer.

<sup>3)</sup> Seil. *filius*.



chenen Annahme, daß  $m^2$  aus derselben Quelle wie C geflossen. durchaus nicht hinderlich im Wege. Ganz anders gestaltet sich das Verhältniß, nachdem sich gezeigt, daß auch g an denselben Stellen von C abweicht wie  $m^2$ . Denn soll der Zufall wirklich möglich sein, daß der Schreiber von g und der um mehr als ein halbes Jahrhundert später thätige Schreiber von  $m^2$  gerade an denselben Stellen von N abänderten, ja noch mehr, daß sie sich die gleichen Abänderungen erlaubten?

Allerdings unterscheidet sich  $m^2$  auch hie und da von C, während g und C übereinstimmen. Dies erklärt sich daraus, daß  $m^2$ , wie schon früher bei Vergleichung von  $m^2$  mit w gesagt wurde, weniger sorgsam abgefaßt wurde; so fehlt in  $m^2$  2 *alz*, 33 *jar*, 46 *mül.* 207 *veint* und 165 *und freud*, so daß dieser Vers nur drei Hebungen mit stumpfem Schlusse hat. Dieselbe Erscheinung wurde durch Apokope im Reime in den Versen 126, 128, 162, 238 und 240 herbeigeführt. Störung durch Apokope findet sich auch 144 *daucht* und 154 *kaß*, durch Synkope 206 *tratn*, durch Verschreiben 2 *geslachte*, 16 *mü ernst* und 94 *„gepunden*, endlich durch Sinnlosigkeit 57 *osterreich*, 58 u. 59 *in* anstatt *sey*.

Es stimmen aber auch einige Mal C und  $m^2$ , während g allein steht; so hat g 31 *rächt*, 60 *weibes*, 64 *sullen*, 122 *untreun*, 147 *alle*, 156 *und prinnt recht als ein cherzen*, 181 *dem lannde*, 194 *wellen*, 204 *beleiben*, 211 *veinden da zu*, 213 *do si*, 228 *tu sew*, 201 fehlt *und*. Diese wenigen Stellen ausgenommen, bietet g fast immer das Richtige sowohl in Bezug auf den Inhalt und Ausdruck, als auch in metrischer Hinsicht.

Trotz dieser Verschiedenheiten ist die Übereinstimmung zwischen g und  $m^2$  eine in die Augen fallende; sie zwingt zur Annahme, daß g die Vorlage für  $m^2$  gebildet habe. Und g? g kann sehr wohl nach N geschrieben worden sein. Dafür spricht, daß beide in Österreich entstanden sind und der Zeit nach einander nicht ferne stehen. In diesem Falle wäre g der Vorlage treuer gefolgt, während C hie und da modernisierte; vielleicht war auch für den Schreiber von C seine Vorlage bereits öfter schwer leserlich, oder er las flüchtig, wie dies bei V. 51 *winken für kroniken* der Fall gewesen sein dürfte. Dagegen spricht weniger der Einwand, warum, wenn N die Vorlage war, der Schreiber von g daraus nur die goldene Schmiede und das Gedicht von fünf Fürsten wählte, warum er nicht noch andere zu dem Inhalte der bereits aufgenommenen vollkommen passende Gedichte Suchenwirt's (z. B. religiösen Inhalts) abgeschrieben

habe; vielmehr aber der Gedanke, daß g der Schrift nach höchst wahrscheinlich noch vor 1402 zu setzen ist.

Doch schwerlich wird sich die Schrift bis auf ein Jahrzehnt mit Sicherheit bestimmen lassen. Wer sich aber trotzdem darüber nicht beruhigen kann, für den bleibt nur die Annahme, daß g nach des Dichters Autograph oder nach einem zu dieser Zeit schon üblichen fliegenden Blatte geschrieben worden sei.

Zum Schlusse noch die Bemerkung, daß im Gedichte von fünf Fürsten weder in C noch in m<sup>2</sup> und g eine Andeutung strophischer Gliederung zu finden ist.

(Fortsetzung und Schluß folgt.)

FRANZ KRATOCHWIL.

## BIBLIOGRAPHIE DER UHLAND - LITTERATUR.

Ludwig Uhland, dem zweifellos volksthümlichsten Dichter deutscher Zunge, dem erfolgreichen Erforscher unserer Vorzeit, dem rüstigen Vertreter alter guter Sitte und Satzung und wackeren Streiter für des Gesamt Vaterlandes Freiheit und Größe ein seiner würdiges litterarisches Denkmal zu errichten, darin gipfelt mein in absehbarer Zeit zu verwirklichender Plan. Um nun für diese Aufgabe in ihrem vollen Umfange einen sicheren Boden zu gewinnen, hielt ich es für angebracht, vorerst eine Bibliographie der gesammten mir erreichbaren Uhland-Litteratur zu entwerfen, deren Fehlen ich bei Abfassung meiner Studie über Uhland als Romanist<sup>1)</sup> empfindlich verspürt hatte. Die bescheidene Sammlung wuchs mir aber unversehens unter der Hand und entwickelte sich zu einer so beträchtlichen Ausdehnung, daß sie einen gewissen selbständigen Werth wohl beanspruchen darf. Ich lege dieselbe hier den Fachgenossen vor, indem ich zwar bitte, sie nicht bloß als Vorstufe, sondern als einen Ausschnitt der Arbeit selbst zu betrachten, jedoch mit dem Geständniß nicht zurückhalten will, daß die mannigfache Unvollkommenheit des Ergebnisses auf vielseitige Ergänzung durch Kenner der Sache rechnen muß.

Einige Erläuterungen über die Anlage des Verzeichnisses seien vorausgeschickt. Die rein durch die Zeitfolge bestimmte äußere Anordnung erwies sich unter Anderem auch dadurch als die geeignetste, weil allein sie gestattet, der wechselnden größeren oder geringeren Zuneigung der Kritik eine Art Maßstab für die in verschiedenen Zeiten ungleiche Beliebtheit und Werthschätzung Uhland's zu entnehmen. Was den Inhalt des Katalogs, welcher vermöge der beigegebenen Andeutungen über Stoff und Seitenzahl der angeführten Nummern und der Hinweise auf sachkundige Besprechungen

<sup>1)</sup> Archiv für das Studium der neueren Sprachen und Litteraturen, herausgeg. von L. Herrig, 80. Band (1888), S. 25—113, und 82. Band (1889), S. 233—235.

zugleich ein Wegweiser durch die zerstreute Litteratur sein möchte, hinsichtlich des Maßes des darin aufgenommenen Materials betrifft, so sei bemerkt, daß nur für selbständig erschienene Bücher und Abhandlungen größtmögliche Vollständigkeit angestrebt wurde. Von Aufsätzen in Zeitschriften und Tagesblättern, namentlich von den zahlreichen Nekrologen der Jahre 1862 und 1863 und den Jubiläumsartikeln von 1887, fanden hingegen meist nur die Aufnahme, welche durch Hervorhebung eigenartiger Gesichtspunkte Anspruch auf bleibende Bedeutung erheben dürfen. Aus letzterem Grunde werden auch eine Anzahl von Einzelstellen aus Werken genannt, deren Absehen zunächst nicht auf eine Würdigung Uhlands gerichtet ist. Anfänglich beabsichtigte ich auch eine möglichst erschöpfende Liste aller hervorragenden Charakteristiken Uhlands in allgemein litterarhistorischen Schriften mitzutheilen. Aber dies Vorhaben zeigte sich einerseits undurchführbar — denn wenn eine Kategorie des deutschen Büchermarktes Legion ist, so ist es die Zahl der litterargeschichtlichen Handbücher großen und kleinen Kalibers — andererseits kaum zweckmäßig. Entweder nämlich wird an gedachter Stelle Uhland nur ganz flüchtig berührt oder sonst sein Bild meist bloß in leichten Umrisslinien gezeichnet, so daß die Erkenntniß seines menschlichen und schriftstellerischen Wesens hier keine Förderung empfangen kann; die wenigen bemerkenswerthen Schilderungen, welche auf wirklich individueller Anschauungsweise beruhen, wie bei Gervinus, J. Hillebrand, Jul. Schmidt, Scherer, von den Freunden Uhland's auch ohne besonderen Hinweis aufgesucht, bieten dem Spezialisten kein neues Licht.

Von Vorarbeiten kann eigentlich nicht die Rede sein. Dankbar wurde benutzt, was Bartsch's mit 1862 einsetzende Bibliographien in der „Germania“, Strauch's Jahresübersichten in den letzten Bänden des „Anzeigers für deutsches Alterthum und deutsche Litteratur“ und einige andere ähnliche Zusammenstellungen allgemeinen Charakters<sup>1)</sup> gewährten, wenn mir auch nur sehr selten ein Titel oder eine Notiz entgangen war. Den einzigen bibliographisch wie immer musterhaften Überblick gab (bis 1881 reichend) K. Goedeke im Grundriß zur Geschichte der deutschen Dichtung III, S. 338 ff., woselbst er auch S. 320 ff. einen alles Wissenswerthe knapp zusammenfassenden Bericht über die gesammte Thätigkeit Uhlands geliefert hat: Fasold's 'Verzeichniß der Uhland-Literatur' in Herrig's Archiv Band 72, S. 411—414 ist eine unmethodisch angelegte, kritiklos durchgeführte und im Einzelnen ungenaue und unzuverlässige Skizze, der Abriß Hassenstein's in der Einleitung seines unten zu 1887 genannten Buches im engeren Rahmen gehalten. Daß sich die Fasold'schen Mängel bei mir nirgends fühlbar machen, wage ich nicht zu behaupten, wo so manches Citat nicht nach eigener Anschauung gegeben werden konnte, einige wenige Belege aber überhaupt unzugänglich blieben. Möge jedoch diesem Versuche wenigstens das Verdienst

<sup>1)</sup> Z. B. der Jahresbericht über die Erscheinungen auf dem Gebiete der germanischen Philologie, herausgeg. von der Gesellschaft für deutsche Philologie in Berlin (9 Bände 1880—1888), das zur Bibliotheca philologica' gehörige 'Verzeichniß aller neuen Erscheinungen auf dem Gebiete der Philologie' von Heyse und Blau u. A. Dankbar erwähne ich für 1863 auch R. Gosche's Übersicht in seinem Jahrbuch für Littgesch. (1865) 379 ff.

nicht abgesprochen werden, den Grund zu einer Sammlung von allem über Uhland Geschriebenen zu legen und dies hier an einer Arbeitsstätte, in deren erste Anbauzeit noch sein berathendes Wort, von eigener wackerer That begleitet, verheißungsvoll hineingeklungen ist.

1783. Auf die Uhländische und Hoserische Verbindung am 20. März 1783. Tübingen. 4 Bl. (Diese ungemein seltene Festschrift zur Hochzeit von L. Uhland's Eltern ist bisher sämmtlichen Bio- und Bibliographen entgangen; mit dem Druckfehler 'Hoferische' ist sie im Antiquarkatalog 178, S. 47 der Berliner Buchhandlung S. Calvary und Co. [1886] verzeichnet.)

1807. Morgenblatt für gebildete Stände (Stuttg.) 13. Jan., Nr. 11, S. 43 zur Veröffentlichung von U.'s lyrischen Erstlingen; vgl. Intelligenzblatt zum Morgenblatt 1808, Nr. 3, S. 12.

1815. Uhland's Gedichte (1. Aufl.<sup>1)</sup> Stuttgart, Cotta 1815) besprochen in den Heidelbg. Jahrb. Bericht S. 168.

1818. U.'s 'Ernst, Herzog von Schwaben' (Heidelberg, Winter 1817), besprochen: Wünschelrute S. 43 f., Leipziger Litteraturztg. Nr. 250 (vgl. Wiener Jahrb. der Litteratur VII, 11 u. VIII, 255).

Studien. Ein Beitrag zur neuesten Dramaturgie, oder über Müllner's Schuld, Uhland's Ernst und Kotzebue's Rehbock (München).

1819. U.'s 'Gedichte', besprochen in Kotzebue's Literar. Wochenblatt, October, 4, 31, S. 246; desgl. in der Allgem. Litteraturztg., August, Nr. 205, S. 785—789.

U.'s 'Vaterländische Gedichte', besprochen in der Allgem. Litteraturztg., October, Nr. 114 (Ergänzungsbl. S. 912).

'Ernst, Herzog von Schwaben': Bericht über die erste Aufführung in Stuttgart am 7. Mai im 'Gesellschafter' Nr. 124.

'U.'s Ludwig der Baier' (Berlin, G. Reimer, 1819), besprochen: Litteraturblatt zum Morgenblatt für gebildete Stände Nr. 37; desgl. Kotzebue's Literar. Wochenblatt Nr. 39.

1821. 'Ludwig der Baier', besprochen in der Leipziger Litteraturztg. S. 2001.

'Gedichte. Zweite verm. Aufl.' (1820) besprochen: Leipz. Litteraturztg. S. 2129.

1822. 'Walther von der Vogelweide, ein altddeutscher Dichter, geschildert von L. Uhland', besprochen Allgem. Litteraturztg. 2, 481; Leipz. Repertorium 4, 269. (Vgl. Wiener Jahrbücher der Literatur XXV, 70; XXX, 46; XCII A, Bl. 3.)

1823. L. Uhland, de constituenda re publica carmina, latine edidit G. Schwab (Stuttgart) 4.

1826. Gustav Schwab, 'Ludwig Uhland als Dichter'. Mit U.'s Porträt. Moosrosen, Taschenbuch, herausgegeben von W. Menzel, S. 1—37 (Schwab's

<sup>1)</sup> Die Ergebnisse einer von mir angestellten Vergleichung der verschiedenen Ausgaben veröffentliche ich nicht, so lange noch die von Professor W. L. Holland, dem die reichlichsten und gediegensten Quellen fließen, angekündigte kritische Abschlusausgabe, mit vollständigem Variantenapparat ausgestattet, in Aussicht steht. Doch soll eine ausreichende Bibliographie sämmtlicher litterarischen Leistungen Uhland's bald folgen.

'Kleine prosaische Schriften', herausgegeben von Klüpfel [Tübingen 1882] S. 1 ff.)

Bericht über die Aufführung von 'Ludwig der Baier' in München: Abendzeitung Nr. 287.

Fr. Diez, Die Poesie der Troubadours, S. 195, A. 1 'über das altfranz. Epos' [2. Aufl. von Bartsch, 1883. S. 172, A. 1].

1827. Gedichte, 3. Aufl. (1826), besprochen: Allgem. Litteraturztg. I. Halbband des Jahrgangs S. 335.

'Bericht über die Aufführung von Ernst von Schwaben' in Wien: Abendzeitung Nr. 128.

Wilhelm Müller, Die neueste lyrische Poesie der Deutschen. Ludwig Uhland (und Justinus Kerner): Hermes oder Leipziger kritisches Jahrbuch der Literatur 28. Band, S. 94—114; vgl. W. Müller, Vermischte Schriften, herausgeg. von G. Schwab (Leipzig 1830), IV, 95 ff.

W. Grimm in den Gött. Gel. Anzeigen III, S. 2026 (über U.'s 'Walther v. d. V.'): Abdruck in W. Grimm, Kleinere Schriften II (1882), S. 386.

1829. Fr. Diez, 'Leben und Werke der Troubadours' (Zwickau) S. 613 f.

1830. 'Ludwig Uhland unser Lebewohl'. (Gelegenheitsgedicht.) Stuttgart.

1831. M. W. Götzinger, Deutsche Dichter erläutert. I. (Leipzig.) S. 351—414 (2. Aufl. [1844], S. 471—545). (Ludwig Uhland nebst Erklärung von 10 bez. 16 Balladen.)

G. Schwab, Besprechung der 5. Aufl. von U.'s 'Gedichte' (besonders über: der Mohn, Münstersage, Ver sacrum).

1833. K. Lachmann, 'Wolfram von Eschenbach' (Berlin) p. XL, Note (U. über das altfranzösische Epos).

K. Simrock, 'Walther von der Vogelweide übersetzt', Vorrede S. IV u. VI (6. Aufl. S. XXXIV f.).

Notiz über die 6. Auflage der Gedichte (1833) in Menzels Literaturblatt Nr. 52 (20. Mai).

1834. (Goethe im) 'Briefwechsel zwischen Goethe und Zelter' (Berlin) VI, 306 (Äußerung vom 4. October 1831).

1835. H. Viehoff, Programm des Gymnasiums zu Emmerich S. 13 (Des Sängers Fluch).

G. Schwab, Die deutschen Volksbücher wiedererzählt S. VI (Notiz zum Fortunat).

1836. L. Börne, Béranger et Uhland in seiner 'La Balance. Revue allemande et française' (Paris) I, 17—46 (Abdruck in der Hamburger Ausgabe der Gesammelten Schriften VII, 314 ff. [Eine Stelle aus S. 19, sowie S. 28 f. theilt Börne in deutscher Übersetzung mit in 'Menzel der Fransosenfresser'. New-Yorker Ausg. von Jos. Wieck III, 37 f.]])

Goethe's Gespräche mit Eckermann (Leipzig) I, 65 f. (Gespräch vom 21. October 1823); vgl. II, 358 f. (von 1831; inhaltlich stimmt damit genau die unter 1848 angeführte Äußerung Rückert's).

K. Gutzkow, Beiträge zur Geschichte der neuesten Literatur (Stett.) I, S. 57—66.

H. Heine in: Die romantische Schule (Hamburg): Sämmtliche Werke, Hamburg 1861, VI, 254—270.

H. Viehoff, *Ausgewählte Stücke deutscher Dichter erläutert und auf ihre Quellen zurückgeführt* (Emmerich): I, 248 *Das Schloß am Meere*, 251 *Des Sängers Fluch*, 261 *König Karl's Meerfahrt*.

1837. G. Pfizer, *Uhland und Rückert. Ein kritischer Versuch* (Stuttgart und Tübingen).

1838 (?). *Uhland'sche Lieder und Balladen*, übersetzt von Margaret Fuller bei George Ripley, *Specimens of Foreign Literature* (14 vols). Boston 1838—1842 (s. *Goethe-Jahrbuch* V, 232).

1838. C. C. Hense: *Ludwig Uhland*, *Halle'sche Jahrbücher* S. 893 ff.

Melch. Meyer, *Die poetischen Richtungen unserer Zeit* [Heine. Platen. Uhland. Rückert. Das „junge“ Deutschland.] (Erlangen.) S. 87—116.

Varnhagen von Ense, *Denkwürdigkeiten und vermischte Schriften* (Mannheim) II, 53 ff., 198; vgl. in der zweiten Auflage (Leipzig 1843 ff.) VII, 65 u. 77, IX, 232 ff., 415, 426 f. (schon 1808 und 1810 geschrieben), auch III, 96 f. 98 und 121.

W. Grimm in den *Gött. Gel. Anz.* I, S. 491 f. (U. 'Über das altfranzösische Epos'). Abdruck in W. Grimm, *Kleinere Schriften* II (1882), S. 474.

1839. A. v. Chamisso, *Sämmtliche Werke* (Leipzig) V, 287, 291 u. 316 f. (schon 1810 niedergeschriebene Charakteristik Uhland's und seiner Lyrik).

Th. Echtermeyer, *Auswahl deutscher Gedichte* (Halle) S. XXI f. (die *Uhland'sche Rhapsodie*), S. XXX, Note („Sängerfluch“), zuerst in „*Hallische Jahrbücher für deutsche Wissenschaft und Kunst*“ 1839, Nr. 96 ff.

H. Heine, *der Schwabenspiegel im Jahrbuch der Literatur*, L. (einziger Jahrgang (Hamburg), S. 335—362 (*Sämmtliche Werke*, XIV, 81—108; 1862).

K. Gutzkow, *Jahrbuch der Literatur* S. 46 ff.

R. H. Hiecke, *Über den Ideengehalt in Uhland's Ballade „Des Sängers Fluch“*. *Gymnasialprogr. Merseburg* (26 S.).

W. B. Mönnich, *Über L. Uhland's Herzog Ernst von Schwaben*. (Nürnberg).

D. Fr. Strauß, *Zwei friedliche Blätter* (Altona) S. 31 ff. (U. und Kerner).

L. Wienbarg, *Die Dramatiker der Jetztzeit* (Altona) Nr. 1 (vgl. unter 1867 Hebbel).

Vangerow, *Leitfaden der Pandektenvorlesungen* (Marburg) I, S. 644 (über U.'s *Doctordissertation*).

J. A. X. Michiels, 'Études sur l'Allemagne'. Darin (?) u. A. 'Des Sängers Fluch' als 'la malédiction du chanteur'.

1842. A., *Dem deutschen Sänger L. Uhland* (Braunschweig).

R. H. Hiecke, *Der deutsche Unterricht auf deutschen Gymnasien* S. 153 f. (*Schwäbische Kunde*) und S. 155 u. 159 f. (die *Rache*).

Fr. Notter in: *Schwaben wie es war und ist*, herausgeg. von L. Bauer (Karlsruhe). I. Abtheilung, 4. Aufsatz.

C. C. Hense, *Deutsche Dichter der Gegenwart. Erläuternde und kritische Betrachtungen* (Sangerhausen) I, S. 1 ff.

F. de Roisin in der *Notiz zu seiner in den 'Mémoires de la Société des Antiquaires de la Morinie' abgedruckten Übersetzung 'Les Romans en Prose des Cycles de la Table Ronde et de Charlemagne'* (s. E. Stengel, *Beiträge zur Geschichte der roman. Philologie in Deutschland* 1886, S. 17). p. 4 (U. als Romanist).

1843. Kellner, Vorbereitungen auf höheren Sprachunterricht (Erfurt) S. 140 (Das Glück von Edenhall), 149 (Tell's Tod), 157 (Des Sängers Fluch).

1844. R. H. Hiecke in Viehoff's Archiv für den deutschen Unterricht I, 40 ff. (U.'s 'Einkehr'). Vgl. ebenda II, 199.

W. B. Mönnich, Ludwig Uhland und seine Gedichte. Separatabdruck aus dem Album des literarischen Vereins zu Nürnberg.

Joh. Scherr, Poeten der Jetztzeit (Stuttgart); der (zweite) Aufsatz über schwäbische Dichter behandelt besonders Uhland.

1845. Mönnich, Über Uhland's Schauspiel Ludwig der Baier (Nürnberg).

1846. Chr. Oeser (Schröer), Weihgeschenk für Frauen und Jungfrauen (Leipzig) S. 447—452 (U. als Balladendichter).

Poésies allemandes par J. P. Hebel, Th. Körner, L. Uhland, H. Heine traduites par Max Buchon (Salins, Cornu); u. A. Le comte des gréiers, le jardin des roses, trois jeunes filles, la Faucheuse.

1847. J. v. Eichendorff, Über die ethische und religiöse Bedeutung der neueren deutschen Poesie in Deutschland (Leipzig) S. 198 ff.

R. Hiecke, Ästhetische Erläuterungen zu U.'s Bertran de Born. (Viehoff.) Herrig's Archiv für das Studium der neueren Sprachen und Literaturen II, 303—317.

Ludwig Bauer's Schriften (Stuttgart) p. XLVII (Brief von 1830: U. als Professor).

Poesie di Luigi Uhland e di altri autori tedeschi, imitate da Nic. Negrelli, con note e prose (Venezia, Münster).

1848. Uhland's „Sängers Fluch“, englisch: Herrig's Archiv f. d. Stud. d. neueren Sprachen III, 247.

Briefe Uhlands in: Briefe an Friedrich Baron de la Motte Fouqué. Herausgeg. von Albertine de la Motte Fouqué (Berlin) S. 493—500; Äußerungen Rückert's über Uhland aus den Jahren 1814—1817 in seinen Briefen S. 316 ff.

Alexander Platt, The Poems of Ludwig Uhland. New for the first time translated from the German. Together with a biographical notice of the author and necessary notes [Leipzig].

1849. R. Foß, Zur Erklärung deutscher, vorzüglich Uhland'scher Gedichte. Progr. d. Friedrich-Wilhelms-Gymnasiums zu Berlin. (I. Elfenlieder. II. Das Märchen.)

R. H. Hiecke, Ästhetische Erläuterungen zu zwölf Uhland'schen Gedichten in: F. Löw und F. Körner, Pädagogische Monatsschrift III. (Abdruck 1864 in Hiecke's Aufsätzen s. u.)

1850. Th. Kriebitzsch, Deutsche Dichtungen, erläutert (Erfurt-Leipzig): [S. 5 des Sängers Fluch, S. 20 Klein Roland, S. 22 Roland Schildträger, S. 25 König Karls Meerfahrt, S. 26 Schwäbische Kunde, S. 63 Die Rache].

1851. M. Hertz, Karl Lachmann (Berlin) S. 239 (U.'s Verhältnis zu U.).

J. Schenkel, Deutsche Dichterhalle des 19. Jahrhunderts (Mains) III, S. 327 bis 339 Ludwig Uhland.

1852. A. Steudener, Zur Beurtheilung von L. Uhland's Dichtungen. Progr. d. Gymnasiums zu Brandenburg a. d. Havel.

1853. Nicolaus Lenau's Briefe an einen Freund. Herausgegeben mit Erinnerungen an den Verstorbenen von K. Mayer (Stuttgart) S. 12, 30, 35 f., 37, 40 f., 129 u. ö.

- Emma von Niendorf, Lenau in Schwaben (Leips.) S. 129 (U.'s Volkslieder).
- K. A. v. Reichlin-Meldegg, K. E. G. Paulus und seine Zeit (Stuttgart) II, 271 f. (Brief U.'s an Paulus vom 18. Dec. 1818.)
- Sanders in: Der praktische Schulmann, herausgegeben von F. Körner (Leipzig) II, S. 218 (Schwäbische Kunde).
- Ludwig Uhland. Eine Biographie (Cassel, Balde) in: Moderne Classiker. Deutsche Litteraturgeschichte der neueren Zeit (von W. Neumann).
- (A. Tellkamp) Phantasus. Eine Auswahl aus erzählenden Dichtungen der Romantiker. Mit einleitenden Bemerkungen über die romantische Schule (Hannover; Neudruck, Erfurt 1883) S. 47.
1854. J. Grosse, Über die Bedeutung der modernen Romantik mit Rücksicht auf die bildende Kunst (Berlin) S. 4 u. 9 (vgl. auch S. 22 u. 30).
- Wendt, Die dramatischen Dichtungen von Uhland: Herrig's Archiv 15, 1—16.
- A. Steudener, (U.'s) Scheiden und Meiden: Herrig's Archiv 15, 412.
1855. Weimarisches Jahrbuch für deutsche Sprache, Literatur und Kunst, herausgeg. von Hoffmann v. Fallersleben und Oscar Schade (Hannover) III, 215 f. Brief U.'s an Gustav Anton vom 27. Nov. 1842.
- A. X. Schurz, Lenau's Leben (Stuttgart) I, 124 u. 347.
- Aus dem Leben von Johann Diederich Gries. Nebst seinen eigenen und den Briefen seiner Zeitgenossen. Als Handschrift gedruckt o. O. (Leipzig, Brockhaus) S. 174 f. (Schwab über U.).
1856. K. Mayer, Das Sonntagsblatt. Eine Erinnerung aus der romantischen Literaturperiode: Weimar. Jahrbuch V, 33—51 (vgl. in Mayer's 'Ludwig Uhland und seine Zeitgenossen' 1867, I, 16 ff.).
- R. Foß, Erläuterungen zu Uhland's Eberhard der Greiner (Berlin).
- Joh. Scherr, Dichterfürsten (Leipzig) Nr. 3. Uhland.
- Herrig's Archiv f. d. Studium d. neueren Sprachen 19, 123 u. 125 (U.'s Verdienste um die Popularisierung der älteren deutschen Literatur).
- 1857 G. Liebert, Ludwig Uhland. Eine Skizze (Hamburg). [2. Aufl. 1863].
- Uhland's „Einkehr“ englisch: Herrig's Archiv 22, 221.
1858. K. Klüpfel, Gustav Schwab. Sein Leben und Wirken (Leipzig) S. 30, 49, 108 f., 203 f., 226 f., 275 ff., 324 u. ö.
- Seydel in: Der praktische Schulmann (Leipzig) VI, S. 90 (Der blinde König).
- C. Gude, Erläuterungen deutscher Dichtungen (Leipzig). Erste Reihe (3. Aufl. 1870) S. 177 Des Sängers Fluch, 239 Klein Roland, 247 Der blinde König, 251 Roland Schildträger, 262 Schenk von Limburg, 269 Lied eines Armen, 277 Schäfers Sonntagslied. Dasselbe, dritte Reihe (2. Aufl. 1869) S. 176 Des Knaben Berglied, 186 Schwäbische Kunde, 204 Bertran de Born, 211 Graf Eberhard der Rauschebart.
1859. K. Th. Kriebitzsch, Musterstücke mit Erläuterungen (Glogau): S. 41 Lied eines Armen, 93 Des Knaben Berglied, 99 Der gute Kamerad, 201 Der weiße Hirsch.
- Rob. Prutz, 1. Auflage des unter 1860 genannten Buches (s. d.).
- Sachs, Herrig's Archiv 26, 139 f. (U. und das Altfranzösische).
- Jul. Schwenda, Schiller und Uhland. Eine Dichterparallele (Wien).



1860. O. Elben, Das Schiller-Fest in Schiller's Heimat S. 53.  
 R. Foß, Erklärung Uhland'scher Gedichte (Das Nothemd, Das Schwert, Siegfried's Schwert, Die drei Lieder): Herrig's Archiv 28, 187—208.  
 H. R., Ludwig Uhland: Gartenlaube Nr. 41.  
 Rob. Prutz, Die deutsche Literatur der Gegenwart. 1848—1858 (Leipzig I, S. 71 u. 83 (2. Aufl.).  
 1861. K. Mayer, Ludwig Uhland: Album schwäbischer Dichter (Tübingen 1. Lief. (32 S.).  
 Julian Schmidt, Ludwig Uhland (Biographie und Charakteristik): Illustrierte Zeitung (Leipzig) Nr. 99 (9. Febr.).  
 G. Köhler, Die Vertreter der schwäbischen Dichterschule nach ihren ethischen und religiösen Gesichtspunkten. Progr. (14 S.)  
 1862. I. vor dem Tode:  
 J. v. Laßberg, bei Sulpiz Boisserée (Stuttgart, Cotta) I, 570.  
 W. Petsch, Ludwig Uhland. Jubelschrift (Berlin).  
 A. Wolf im Jahrbuch für romanische und englische Literatur, herausgegeben von Wolf und Ebert 4, 227 (U. und das altfranz. Epos).  
 G. Zimmermann, Uhland als lyrischer und epischer Dichter (Progr. Darmstadt).  
 L. Schücking, Annette von Droste. Ein Lebensbild (Hannover) S. 139 (U. und Freih. von Laßberg)<sup>1)</sup>.  
 II. nach dem Tode:  
 M. Georgii, Zum Andenken an Uhland (Leichenrede. Tübingen).  
 W. L. Holland, Chrestien's Chevalier au lion (Neuaufgaben 1879 und 1885): Anmerkungen zu V. 2185, 4088, 5188, 5933 f. u. ö.  
 Otto Müller, An Uhland's Grab: Didaskalia (Frankfurt a. M.) Nr. 319 u. 320 (18. November).  
 Die Uhland-Feier des Liederkranzes: Didaskalia Nr. 319 u. 320, Nr. 326 u. 327 (K. W. 25. November) und 'Feuilleton der Neuen Frankfurter Zeitung' Nr. 277 (25. November).  
 Theod. Creizenach, Gedächtnißrede auf L. Uhland: Didaskalia Nr. 328 bis 330<sup>2)</sup>.  
 (Fr. Notter), Ludwig Uhland, Nekrolog: Schwäbischer Merkur, Dec. (Sonderabdruck von 12 S.).  
 Franz Pfeiffer, Ludwig Uhland. Ein Nachruf (Wien). Sonderabdruck aus der 'Wiener Zeitung' vom 29. November, Nr. 44, Beilage. (Wiederabdruck in Fr. Pfeiffer, Freie Forschung. Wien 1867, S. 397—412).

<sup>1)</sup> Vgl. L. Schücking's Gedicht Die Meersburg 2. Str. 6—11 (s. z. B. Echtermeyer's Auswahl deutscher Gedichte<sup>28</sup> S. 698 f.). Einzelne Mittheilungen der A. von Droste-Hülshoff über U. in den neuesten Veröffentlichungen über sie, z. B. in den 1887 erschienenen Biographien von Hüffer und von Kreiten. Eine Probe aus ihrem Tagebuche ergänze den oben gegebenen Hinweis: „Auch Uhland war hier [bei Laßberg]; Gott, was ist das für ein gutes, schüchternes Mäunchen.“

<sup>2)</sup> Die letzten drei Notizen verdanke ich Prof. Th. Creizenach's Witwe in Frankfurt a. M., der ich dadurch ebenso verpflichtet bin wie Herrn Prof. W. in Krakau für seine freundliche Benachrichtigung.

(Gust. Pfizer), Ludwig Uhland: Allgemeine Zeitung (Augsburg) Nr. 338 bis 345 des Jahrgangs.

A. Ruperti, Ludwig Uhland: Zeitung „Telegraph“ vom 31. December.

L. Scherk, Erinnerungen an L. Uhland: Weserzeitung (Bremen) Nr. 5904, vom 18. November.

Ludwig Uhland: Gedenkblätter auf das Grab des Dichters (Tübingen) 32 S.

Ludwig Uhland: Grenzboten (Leipzig) II. Theil des Jahrgangs S. 400 ff.

Der Uhland'sche Stamm: Tübinger Chronik Nr. 228, S. 931 und Nr. 234, S. 956.

1863. Berthold Auerbach, Rede zum Gedächtnisse Ludwig Uhland's: Jac. Grimm's Deutsche Blätter, October (Abdruck in Auerbach's Deutschen Abenden N. F., Stuttg. 1867, S. 121—140). Vgl. auch 'Voßische Ztg.' Nr. 26, Beil. 1 (Die Uhland-Feier in Berlin) und 'Berliner Allgem. Ztg.' Nr. 53 ('Die Uhland-Feier im Victoria-Theater' zu Berlin, mit Auerbach's Festrede).

Adolf Bacmeister, Rede zu Uhland's Todtenfeier (Reutlingen). Vgl. Ad. Bacmeister, Abhandlungen und Gedichte 1886.

(Reinhold Bechstein), Unsere Tage (Braunschweig) Heft 50, S. 686—704.

Auguste Béranger, L. Uhland: (Genfer) Bibliothèque universelle, 20. Januar.

Ludwig Eckardt, L. Uhland. Gedächtnißrede (Karlsruhe). Abdruck in: Eckardt, Wandervorträge aus Kunst und Geschichte (Stuttg. 1868) S. 159—178.

R. Foß, Ludwig Uhland. Ein öffentlicher Vortrag (Berlin) 38 S.

Ludwig August Frankl in: Die Presse (Wien) Nr. 23, 27, 36.

Joh. Gühr, Uhland's Leben. Ein Gedenkbuch für das deutsche Volk (Stuttgart) 381 S.<sup>1)</sup>

Otto Jahn, Ludwig Uhland. Vortrag. Mit literarhistorischen Beilagen (S. 217—231 'chronologisches Verzeichniß der Gedichte' von Michael Bernays) 231 S. (Bonn) Vgl. Literar. Centralblatt, herausgeg. von Zarneke, Sp. 597.

(W. Jordan), Uhland als Sagenforscher: Deutsche Vierteljahrsschrift XXVI, S. 172—198 (vgl. die Berichte des Frankfurter Freien deutschen Hochstifts von demselben Jahre).

Ad. v. Keller, Urkundliches zu Uhland's Leben: Staatsanzeiger für Württemberg Nr. 25.

(K. Klüpfel), Johann Ludwig Uhland: Unsere Zeit (Leipzig) Bd. VII, 74. Heft, S. 81—108.

C. Koch, Gedächtnißrede auf L. Uhland (Braunschweig).

A. F. Krannhals, Ludwig Uhland: Baltische Monatsschrift VII, S. 392 bis 408.

Herm. Marggraff, Blätter für literar. Unterhaltung (Leipzig Nr. 28, S. 513 f. (über Notter, Jahn, Gühr, Foß).

K. Mayer, Ludwig Uhland. Gedenkblätter (Tübingen) [2. Aufl. 1873<sup>2)</sup>].

<sup>1)</sup> Nach der Angabe der Buchhändler-Nachschlagewerke, der meisten Litterarhistoriker und der mir vorliegenden Exemplare zu urtheilen, existiert wohl nur eine Ausgabe von 1864. Es ist möglich, daß der Zahlenfehler aus einer Quelle stammt und sich durch eine Reihe von abhängigen Schriften forterbt.

<sup>2)</sup> Unter dem Titel: Ludwig Uhland, geschildert von seinem Freunde Karl Mayer. Festschrift zur Feier der Enthüllung des Uhland-Denkmal.

Nägele, Ludwig Uhland (Rede im Murrhardter Liederkranz): Der Beobachter (Stuttgart) Nr. 48.

Friedrich Notter, Ludwig Uhland. Sein Leben und seine Dichtungen. Mit zahlreichen ungedruckten Poesien aus dessen Nachlaß und einer Auswahl von Briefen (Stuttgart). (Vgl. Literar. Centralblatt Sp. 1076.)

Th. Paur, Zu Uhland's Gedächtniß (Görlitz) 10 S. Sonderabdruck aus dem Neuen Lausitzischen Magazin.

E. Petzholdt, Graf Eberhard der Rauschebart. Rhapsodie von Uhland: Herrig's Archiv 3321—3344.

Franz Pfeiffer, Germania 8, 65 f. (Kurzer Nachruf und Notiz über seine letzten Arbeiten.)

R. Prutz, Deutsches Museum (Leipzig) XIII, Nr. 1.

Jos. Rank, Aus meinen Wanderjahren (Wien). Vgl. Fr. Bornmüller, Biographisches Schriftstellerlexikon der Gegenwart (1882) S. 584; auch Jos. Rank, Erinnerung an Berthold Auerbach: Saale-Ztg. (Halle) vom 22. April 1887.

Arnold Ruge, Aus früherer Zeit II, S. 108 ff.

J. W. Schäfer, Zur Biographie Ludwig Uhland's: Bremer Sonntagsblatt Nr. 25, S. 209—211.

Ad. Schöll, Erinnerungen an Ludwig Uhland: Orion, Monatsschrift für Litteratur und Kunst, herausgeg. von Ad. Strodtmann (Hamburg) I, 122—132. (Abdruck in: Ad. Schöll, Gesammelte Aufsätze zur classischen Litteratur alter und neuer Zeit. Berlin 1884, S. 353—368.)

Heinrich v. Treitschke, Zum Gedächtniß Ludwig Uhland's: Preussische Jahrbücher, herausgeg. von R. Haym XI, S. 323—348 (vgl. S. 15 ff. Treitschke's Charakteristik Wangenheim's); Abdruck: Tr., Historische und politische Aufsätze (Leipzig 1865) S. 278—312.

Fr. Vischer, 'Ludwig Uhland' in seinen Kritischen Gängen, N. F. (Stuttgart) IV, 97—169.

W. Wackernagel, Gedächtnißrede auf Ludwig Uhland: Gelzer's Protestantische Monatsblätter XXI, S. 1—20 (Abdruck: W. Wackernagel's Klein Schriften II (1873), S. 481—503).

Franz Weber, Ein Besuch bei L. Uhland: Bremer Sonntagsblatt Nr. 33, S. 289—291.

Heinr. Weismann, L. Uhland's dramatische Dichtungen. Für Schule und Haus erläutert (Frankfurt a. M.). Vgl. Grensboten 1864, S. 442.

Derselbe, Über Uhland's Ernst von Schwaben: Progr. Frankfurt a. M. —1—, Uhland-Literatur (über Jahn, Notter, Gühr, Vischer): Österreichische Monatsschrift für Wissenschaft, Kunst und öffentliches Leben (Nr. 45) S. 594—598.

Über Ludwig Uhland: Evangelische Kirchenzeitung, herausgeg. von Hengstenberg Nr. 9, Nr. 33 (S. 388—397).

Ludwig Uhland der Dichter und der Mensch: ebenda Nr. 46, Beilage S. 564 f.

Noch eine Stimme für Uhland: ebenda Nr. 67, Beilage. S. 798 f.

Ludwig Uhland, ein deutscher Sänger. Des Dichters Leben und Wirken. Nach den zuverlässigsten Quellen. (Mehrere Abdrücke. Meppen. 15 S.)

L. Uhland: Blackwood's Magazine. may Art. 3.

L. Uhland: *Quarterly Review*, july Art. 2, p. 34—59.

Allgemeine Zeitung (Augsburg) 22. Februar, Beilage.

Charles Bielefeld, *Ballads of Uhland, Goethe, Schiller*. With introduction to each poem, copious explanatory notes and biographical notices (London. Bell and Daldy. Foreign Classics XII, 197).

1864. R. Foß, Über Uhland's Gedichte: *Herrig's Archiv* 35, 129 ff. Karl Frenzel, *Büsten und Bilder* (Hannover) S. 136—149.

R. H. Hiecke, *Gesammelte Aufsätze zur deutschen Literatur*, herausgeg. von G. Wendt (Hamm); S. 1—27 Abdruck aus der *Pädagogischen Monatschrift* III (s. 1849), Erläuterungen zu: Schäfers Sonntagslied, Lied eines Armen, Zimmerspruch, des Knaben Berglied, das Schwert, Siegfrieds Schwert, der blinde König, Klein Roland, Roland Schildträger, König Karls Meerfahrt, Graf Richard ohne Furcht, Schwäbische Kunde; S. 27—42 Bertran de Born (s. 1847), S. 42 f. Einkehr (s. 1843), S. 55—80 des Sängers Fluch (s. 1838).

Ed. Hobein, *Über Uhland's Dramen: Schaubühne*, herausgeg. von F. Wehl, Heft 5—6.

Alex. Kaufmann, *Herrig's Archiv* 35, 476 f. (mit Brief U.'s über die Quellen seiner Rolandsgedichte).

Lüben und Nacke, *Einführung in die deutsche Literatur* (Leipzig) III (3. Aufl. 1869) [S. 333 Einkehr, 335 Des Knaben Berglied, 341 Der weiße Hirsch, 342 Die Rache, 343 Das Glück von Edenhall, 349 Schwäbische Kunde, 360 Der gute Kamerad, 363 Klein Roland, 370 Schenk von Limburg, 373 des Sängers Fluch, 387 Graf Eberhard der Rauschebart].

Frz. Sandvoß, *Rede auf Uhland* (Friedland i. M.).

F. Scholl, *Reden zur Erinnerung an zwei Heroen im deutschen Liede, Franz Schubert und Ludwig Uhland* (Stuttgart).

Jos. Strobl, *Quellen zu drei Romanzen Uhlands* (Wien), Beilage zur *Wiener-Ztg.* (über den Cyklus 'Sängerliebe').

W. W. Skeat, *The songs and ballads of Uhland* (vgl. ebenders. in Goldschmidt's 'German poetry').

Challemel-Lacour: s. unter 1866.

1865. Rich. Gosche, *Jahrbuch für Litteraturgeschichte* I, 379—381 (Die Uhland-Literatur von 1863)

Fritz Ohnesorge, *Ludwig Uhland. Biographisch-litterarische Skizze* (Dresden).

(Emilie Uhland) *Ludwig Uhland. Eine Gabe für Freunde* zum 26. April

1865. Als Handschrift gedruckt (s. unter 1874), Stuttgart. [Vgl. Gött. Gel. Anz. 1865, Nr. 24, S. 959 f.]

*Uhland's Schriften zur Geschichte der Dichtung und Sage* (Stuttgart) I, S. III—VIII Vorwort von Holland, Keller und Pfeiffer; S. XI—XIV Vorwort von Keller.

1866. K. Bartsch, 'Uhland's Schriften zur Geschichte der Sage und Dichtung. Erster Band': *Germania*, herausgeg. von Pfeiffer (Wien) 11, 453 bis 467.

P. Challemeil-Lacour, Jean Louis Uhland: *Novelle biographie générale* (Didot-Hoefer, Paris) 45, 773—777 (vgl. auch den Artikel eben desselben: *Revue germanique*, tome 31 (1864) p. 451—477)<sup>1)</sup>.

A. W. Grube, *Ästhetische Vorträge II. (Iserlohn) Deutsche Volkslieder. Vom Kehrreim des Volkslieds. Der Kehrreim bei Goethe, Uhland und Rückert.* H. Prutz, Ludwig Uhland als Literarhistoriker: *Deutsches Museum* Nr. 47 u. 48.

D. Fr. Strauß, *Kleine Schriften N. F. (Berlin)*, S. 303—313 (Uhland und Kerner): abgedruckt aus dem Nekrolog auf Kerner im *Schwäb. Merkur* 1862.

Uhland's Schriften u. s. w. II, S. III f. Vorwort von Holland.

Uhland's Schriften u. s. w. III, S. V—XII Vorwort von Pfeiffer.

1867. R. Bechstein, Ludwig Uhland's gelehrte Werke I—III: *Blätter für literarische Unterhaltung* (Leipzig) Nr. 7, 14, 27.

(8) Briefe J. Grimm's an Ludwig Uhland: *Germania*, herausgeg. von Pfeiffer 12, 115 f.

Friedrich Hebbel, *Sämmtliche Werke (Hamburg) XII*, 214 (vgl. 208 ein Urtheil Wienbarg's über Uhland). Vgl. auch unter 1888.

K. Mayer, Ludwig Uhland, seine Freunde und Zeitgenossen. *Erinnerungen*. 2 Bde. (Stuttgart). („Vgl. *Deutsches Museum* 1867, Nr. 25; *Allgem. Ztg.*, Beil. Nr. 180; *Wiener-Ztg.* 142; *Hamb. Nachrichten* 133; *Kölnische Ztg.* 241; „Über Land und Meer“ Nr. 52; Dohm, *Sonntagsblatt* Nr. 36; *Volksblatt für Stadt und Land* Nr. 94; *Blätter für literar. Unterh.* Nr. 52; *Weserzeitung* 7444“. Bartsch, *Germania* 13, 321.)

Ludwig Uhland und die deutsche Dichtkunst im 15. und 16. Jahrhundert: *Magazin für die Literatur des Auslands* Nr. 18.

Aufzeichnungen des schwedischen Dichters P. D. A. Atterbom über berühmte Männer und Frauen. Übersetzt von Frz. Maurer (Berlin) S. 163, 173, 204, 216 (U. bei seinen Zeitgenossen 1817—1819).

1868. Dyckhoff, Die Bildsäule des Bacchus von Uhland, Nadowessische Totenklage von Schiller, Hochzeitlied von Goethe, für die Schule erklärt. *Progr. des Progymn. zu Rietberg* (13 S.).

A. Freybe, Klopstock's Abschiedsrede über die epische Poesie beleuchtet, mit einer Darstellung der Theorie Uhland's über das Nibelungenlied (Halle).

C. Gude, *Erläuterungen deutscher Dichtungen. Vierte Reihe (Leipzig)* S. 139 Einkehr, 224 Das Glück von Edenhall.

Uhland's Schriften u. s. w. VI, S. III f. Vorwort von Keller.

Uhland's Schriften u. s. w. VII, S. III f. Vorwort von Keller.

Désiré Corbier, französische Übersetzung von U.'s 'Ständchen' (*Sérénade*) und der 'Wirthin Töchterlein' (*La fille de l'Hôtesse*): *Herrig's Archiv f. d. Studium d. neueren Sprachen* 43, 463.

1869. Diez, *Études littéraires sur l'Allemagne contemporaine* (Paris, Hachette): Uhland (Körner. Les frères Grimm. Goethe).

<sup>1)</sup> Vor Ch. L. urtheilten über Uhland den Gelehrten: Victor Leclerc in 'Discours sur l'état des lettres au 14<sup>e</sup> siècle', S. R T. in der *Biographie universelle*, nouv. éd. 42, 338—342 (1864) und Loménie in der *Galerie des contemporains illustrés par un homme de rien* t. IX.

R. Foß, Zur Carls-Sage: Progr. der Victoria-Schule zu Berlin (31 S.); behandelt Klein Roland, Roland Schildträger, König Karl's Meerfahrt (namentlich hinsichtlich der Quellen).

A. W. Grube, Biographische Miniaturbilder (Leipz.) 2. Aufl. I, 278—303.

Gustav Hauff, Über Uhland's Konradin: Herrig's Archiv 44, 382 f.

Fr. Notter, Ungedruckte Briefe von Ludwig Uhland: Westermann's Illustrierte deutsche Monatshefte, November-Nummer.

E. Paulus, Ludwig Uhland und seine Heimat Tübingen. Eine Studie (Berlin) 52 S. (Neue Ausgabe, Stuttgart 1887, 48 S.) Vgl. Kettner, Ztschr. f. deutsche Philol. 20, 376, Magazin f. d. Lit. d. Ausl. Nr. 10, Schwäb. Chronik 303, Wiener-Ztg. 298, Badische Landeszeitung 1868, Nr. 292 u. a. (s. Bartsch, Germania 15, 464).

L. Uhland, Poems translated into English verse with a short biographical memoir of the poet, by W. C. Sandars (London).

A. F. C. Vilmar, Lebensbilder deutscher Dichter (Frankfurt a. M.) S. 149—158. Neuauflage von M. Koch, L. d. D. und Germanisten (1885), Marburg, 15. Aufsatz: Uhland.

Feodor Wehl, Am sausenenden Webstuhl der Zeit (Leipzig) II, 162—171.

W. Wilmanns, Walther von der Vogelweide herausgegeben und erklärt (Halle) S. 27.

Tuiskon Ziller, Jahrbuch des Vereins für wissenschaftliche Pädagogik 1. Jahrg. (Leipzig) S. 107 (Das Schwert).

Uhland's Schriften u. s. w. IV, S. III—VI. Vorwort von Holland.

1870. A. Goerth, Über Uhland's 'des Sängers Fluch', 'Bertrand de Born', 'die verlorne Kirche', 'Ich hatt' einen Kameraden': Herrig's Archiv 46, 390—397.

R. v. Raumer, Geschichte der germanischen Philologie (München) S. 566—579 und 671.

K. Simrock, Walther von der Vogelweide, herausgegeben und erläutert (Bonn) S. 22 (1828 in 1822 zu ändern!).

Weichelt, Uhland als Liederdichter: Progr. Demmin (vgl. Herrig's Archiv 47, 344).

Briefwechsel zwischen Joseph Freih. von Laßberg und Ludwig Uhland, herausgegeben von Franz Pfeiffer. Mit Biographie Pfeiffer's von K. Bartsch (Wien). Nachtrag Germania 30, 221 f. [Besprochen von Sachse in Herrig's Archiv 46, 316—323; Magazin f. d. Lit. des Ausl. 32; Athenaeum vom 12. Febr.]

Rich. Gosche, Archiv für Literaturgeschichte I, 561 (zu Uhland's Sagenforschung; vgl. ebd. II, 590).

Uhland's Schriften u. s. w. V, S. III f. Vorwort von Keller.

1871. Paul Eichholtz, Beiträge zur Erklärung Uhland'scher Balladen: Zeitschrift f. d. Gymnasialwesen (Berlin) 25, 1—10.

Fable, Uhland's Balladendichtung: Masius' Jahrbücher für Pädagogik 104, 422.

W. Hoffner, Ludwig Uhland: Westermann's Illustrierte deutsche Monatshefte, October, S. 94—99.

Karl Janicke, Joseph von Laßberg und Ludwig Uhland: Historisch-politische Blätter 4. Heft des Jahrgangs, S. 286—286.

Derselbe, Zur Geschichte der deutschen Philologie: *Ergänzungsblätter zur Kenntniß der Gegenwart* S. 209—216 (knüpft an den Laßberg-Uhlandschen Briefwechsel an).

A. v. Wurzbach, Ludwig Uhland (Wien); Abdruck aus: *Die Zeitgenossen* I. F. G. Sintenis, Goethe und Uhland (Dorpat). Vgl. *Gött. Gel. Anz.* 1872, S. 278.

1872. Michael Bernays, Ludwig Uhland als Forscher germanischer Sage und Dichtung: Im neuen Reich; herausgeg. von A. Dove II, 81—96. F. Sintenis, Goethe's Einfluß auf Uhland: *Neue Jahrbücher für Philologie und Pädagogik* 106, 369—388 und 108, 386 f.

Rob. Boxberger, Die Quelle von U.'s Gedicht 'Schwäbische Kunde': *Archiv für Literaturgesch.* II, 270—272.

1873. Uhland's Schriften u. s. w. VIII, S. III—VI Vorwort von Holland. H. Dederich, Uhland als episch-lyrischer Dichter besonders im Vergleich mit Schiller (Paderborn).

K. Mayer, s. unter 1863.

P. Eichholtz, Uhland's schwäbische Balladen auf ihre Quellen zurückgeführt (Progr. des Berliner Gymn. zum grauen Kloster, 28 S.).

Das Uhlanddenkmal (in Tübingen): Im neuen Reich III, 2, 112—115.

Enthüllung des Standbildes von Ludwig Uhland in Tübingen, nebst den Reden und Gedichten (v. Gerok, Nötter, A. v. Keller u. A.). Tübingen.

L. Tobler (in 'Mythologie und Moral'): Im neuen Reich III, 2, 168 f. (zu U.'s 'Ruhethal' und 'die verlorene Kirche').

W. Wackernagel, Poetik, Rhetorik und Stilistik. Herausgegeben von L. Sieber (Basel). S. 99 f. (U.'s Balladen und Romansen), 123 (Lieder, 127 ('mimische Poesie' in U.'s Lyrik), 141 (Epigramme, besonders 'Ruhethal'), 170 (einstrophige Lieder), 407 und 413 ('der Räuber'), 414 (Ernst von Schwaben 1289 ff.), 424 ('Wir sind nicht mehr'), 434 (der gute Kamerad [2. Ausg. 1888]).

1874. P. Eichholtz, Uhland's französische Balladen auf ihre Quellen zurückgeführt. (Abdruck aus der Festschrift zur dritten Säcularfeier des Berliner Gymn. zum grauen Kloster).

Joseph von Görres, Gesammelte Briefe 2 und 3 Freundesbriefe (1802 bis 1845), herausgeg. von Franz Binder (München; Der 'Gesammelten Schriften' 8. und 9. Band): enthält auch Briefe von Uhland.

W. L. Holland, Über Uhland's Gedicht: Die Mählerin (Tübingen) 8 S.

H. Kämmel, Ludwig Uhland (Zittau).

Emilie Uhland, Ludwig Uhland's Leben. Aus dessen Nachlaß und aus eigener Erinnerung zusammengestellt von seiner Witwe. (Stuttgart). Abdruck des Manuscriptdrucks von 1865. (Eine größere Anzahl Besprechungen siehe bei Bartsch, *Germania* 20, 451).

Ludwig Uhland. Studien zu seinem Leben: *Allgemeine Zeitung* (Augsburg) 213, Beilage.

H. Weismann, U.'s Ludwig der Baier. Schulausgabe mit (Einleitung und) Anmerkungen (Stuttgart).

1875. (J. A. M.?) Schaepman, B. von Meurs over Ludwig Uhland. *Onze Wachter*, Juli, S. 55—64.

F. Sintenis, Über Immermann's Münchhausen (ein Vortrag) und Goethe und Fürst Pückler-Muskau (eine Studie). Dorpat, S. 3 (U.'s Verhältniß zu seiner Gattin).

1876. Uhland's Gedichte und Dramen (Stuttgart, Cotta): textkritische Vorreden von W. L. Holland. I, p. III f. und III, p. III f. nebst chronologischen und alphabetischen Übersichten II, p. 316—340.

W. L. Holland, Über U.'s Ballade: Merlin, der Wilde (Stuttgart).

Derselbe, Wettgesang zwischen Uhland und Rückert (Tübingen).

Oskar Jäger, Ludwig Uhland. Vortrag. (Sonderabdruck, identisch mit dem unter 1879 genannten) gehalten zu Koblenz. (Manuscript.)

A. v. Keller, Ein Gedicht Ludwig Uhland's, Freunden zum Gruß mitgetheilt (Tübingen).

Reinhold Köhler, Archiv für Literaturgeschichte 5, 4 f. ('Ach, Alm' in U.'s Schlacht bei Reutlingen).

Reuter, Die Natur im Bereiche der dichterischen Stoffwelt (Progr. der höheren Bürgerschule zu Saarlouis) S. 15 U.'s 'Dichterwald'.

A. Schleusinger, Klein Roland, der sterbende Roland, der getreue Eckart auf Quarta erklärt (Programm Ansbach, 28 S.).

W. Schleusner, Über die Nothwendigkeit und den Plan der Uhland-Lectüre auf der höheren Schule (17 S. Progr. Hörster). Bielefeld. Vgl. unter 1878.

Ed. Schmidt-Weissenfels, Ferdinand Freiligrath. Ein biographisches Denkmal (Stuttgart) S. 45 f. (U. und Freiligrath).

H. Weismann, U.'s Herzog Ernst von Schwaben. Schulausgabe mit (Einleitung und) Anmerkungen (Stuttgart).

1877. K. Frenzel, Berliner Dramaturgie (Hannover) II, S. 57—65 ('Ernst von Schwaben' auf der Berliner Hofbühne am 31. Januar 1863). S. 378 u. 415 (Grillparzer mit U. verglichen).

A. v. Keller, Uhland als Dramatiker. Mit Benutzung seines handschriftlichen Nachlasses (Stuttgart),

J. W. Schäfer, Ludwig Uhland's ausgewählte Gedichte mit Anmerkungen (Stuttgart).

Th. Ziegler, Studien und Studienköpfe aus der neuen und neuesten Litteratur (Schaffhausen) S. 193 ff.

1878. Rob. Boxberger, Uhland als Dramatiker. Zu A. v. Keller's gleichnamigem Buche: Archiv für Literaturgesch. 7, 216—224.

Derselbe, Briefe von Uhland: ebenda 225—235.

J. Hense, Romanze und Ballade I. (Jahresbericht über das Gymnasium zu Warburg), S. 7 (Das Typische in 'Des Sängers Fluch').

Ad. Rümelin, L. Uhland als Dramatiker: Preussische Jahrbücher 42, S. 121—159.

W. Schleusner, Zur Uhlandlectüre (Leipzig).

Erich Schmidt, Der Text der Uhland'schen Gedichte nach Holland's Revision: Anzeiger für deutsches Alterthum und deutsche Litteratur, herausgegeben von Steinmeyer 4, 224—231.

1879. Rob. Boxberger, Die Quellen von Uhland's Romanse 'Don Masias': Archiv für Literaturgesch. 8, 137—142.

H. Düntzer, Uhland's Balladen und Romansen, erläutert (Leipzig).



P. Eichholtz, Quellenstudien zu Uhland's Balladen (herausgeg. von G. Hinrichs, Berlin) enthält auch die unter 1871, 1873, 1874 aufgeführten Aufsätze [besprochen von Bellermann: Zeitschr. f. d. Gymnasialwesen 34. 147—154].

J. Hense, Romanze und Ballade II. (Jahresbericht über das Gymnasium zu Warburg), S. 15—18, 'Uhland'.

O. Jäger, 'Ludwig Uhland' in der Festschrift zur Begrüßung der 34. Versammlung deutscher Philologen und Schulmänner zu Trier (Bonn), S. 31—52.

A. E. Philipps, Zur Theorie des neuhochdeutschen Rhythmus (Leipzig. Diss.) S. 37 A. 2, 39 A. 3, 41 A., 49 A., 60 f., 82 A., 87—89 (zum Rhythmus Uhland's).

F. J. Scherer, Die Kaiseridee des deutschen Volkes in Liedern seiner Dichter seit dem Jahre 1806 (Jahresbericht des Laurentianum zu Arnberg. S. XVII f. (U.'s deutsch-patriotische Gedichte).

Felix Liebrecht, Zur Volkskunde (Heilbronn) S. 54 ff. Die Todten von Lustnau.

J. Schulzen, Mittelhochdeutsche Anklänge bei Uhland (17 S.): Progr. des Real-Propgymn. in Thann i. E.

Camillus Wendeler, Fischartstudien des Freiherrn von Meusebach mit einer Skizze seiner literarischen Bestrebungen (Halle a. d. S.) S. 1, 4—8, 10, 14, 26—29.

1880. K. L. Leimbach, Ausgewählte deutsche Dichtungen erklärt (2. Aufl. Kassel) IV, 280 Schwäbische Kunde, 286 Eberhard der Rauschebart, 306 Des Sängers Fluch, 315 Bertran de Born, 271 das Schloß am Meer, 274 Der blinde König.

Anton Birlinger, Uhland's Schwäbische Kunde: Wochenschrift Im neuen Reich XI, S. 193—196.

Rob. Hein, Archiv für Literaturgeschichte 9, 244 (zu Uhland's 'Auf das Kind eines Dichters').

E. Koch, Die Sage vom Kaiser Friedrich im Kiffhäuser (Abhandlung zum Jahresbericht Grimma) S. 23 A. 57 (Zu U.'s 'Am 15. October 1816 und Rückert's Verhältniß zu U.). Vgl. auch S. 30 A. 86 (schon 1875 geschrieben).

Ed. Koschwitz, Karls des Großen Reise nach Jerusalem und Constantinopel (Alt-französische Bibliothek, herausgeg. von W. Förster. II. Heilbronn); Excurs 10: Dramatische nachgelassene Bearbeitung von Uhland.

H. Schults, Der Einfluß des Volksliedes und der älteren Dichtung auf die Uhland'sche Poesie: Herrig's Archiv 64, 11—24.

H. Steinthal, Zeitschrift für Völkerpsychologie und Sprachwissenschaft 11, 32—36 (U.'s Der gute Kamerad).

1881. K. Bartsch, Romantiker und germanistische Studien in Heidelberg 1804—1808 (Heidelberger Prorektoratsrede) S. 13 (U. und Des Knaben Wunderhorn).

J. G. Fischer, Die Natur in der Kunst (Jahresbericht, Stuttgart) S. 14 f. (U.'s Naturanschauung).

H. Fischer, Eduard Mörike. Ein Lebensbild des Dichters (Stuttgart) S. 17 und 27—29.

K. Fulda, Chamisso und seine Zeit (Leipzig) S. 102 (vgl. S. 70 f.): U. und Chamisso's Fortunat.

K. Goedeke, Grundriß zur Geschichte der deutschen Dichtung III, S. 320—339 (vgl. auch S. 341, 879, 1019, 1401).

K. Klüpfel, Gustav Schwab als Dichter und Schriftsteller (Stuttgart) S. 6, 10, 14 f., 22, 28 f., 31—33, 39.

Ambros Mayr, Die Häupter des schwäbischen Dichterbundes I. Ludwig Uhland: Programm des Gymnasiums zu Kommotau.

Chr. Oeser, Briefe an eine Jungfrau über die Hauptgegenstände der Ästhetik. 23. Aufl. (vgl. 1846) S. 520—531 Uhland.

H. Stohn, Literarische Skizzen für die deutsche Frauenwelt (Leipzig) S. 202—226 L. U.

1882. Rob. Boxberger, zu U.'s „Der Wirthin Töchterlein“: Archiv f. Literaturgesch. 11, 175 f.

Hermann Paul, Die Gedichte Walther's von der Vogelweide (Halle) S. 24.

W. Wilmanns, Leben und Dichten Walther's von der Vogelweide (Bonn) S. XII—XVII.

E. G. Fasnacht, Selections from Uhland's Ballads and Romances. With biographical notices and historical and grammatical notes (London, Macmillan).

H. J. Wolstenholme, L. Uhland, Ernst von Schwaben. Trauerspiel in fünf Aufzügen. With a Biographical and Historical Introduction, English Notes, and an Index (London, Cambridge Warehouse).

J. Häußner, Die deutsche Kaisersage. (Progr. Bruchsal) S. 4 f. (U.'s Ansicht über die Sage von Kaiser Friedrich).

1883. G. E. Barthel, N. Lenau's sämtliche Werke (Leipzig) S. XLVI und CXCVII.

P. Holzhausen, Zacher's Zeitschrift für deutsche Philologie 15, 343 f. (Uhland's romanische Balladen).

Fr. Rudloff, Über Uhland's dichterischen Entwicklungsgang (19 S.): Programm Coburg.

K. Strackerjan, Zur Feier deutscher Dichter. Abend 13 und 14: Die schwäbischen Dichter. Rückert (Progr. der Realschule zu Oldenburg) S. 2 f. und 15.

H. Fischer, Sieben Schwaben. Biographische Charakteristiken (München). 6. Uhland.

A. Goerth, Einführung in das Studium der Dichtkunst. I. S. 186—195 (U. als Balladendichter).

Franz Muncker, Ludwig Uhland: „Vom Fels zum Meer“ II, 556.

Ottiker von Leyk, Die deutsche Lyrik in der französischen Übersetzungslitteratur I. Uhland: Herrig's Archiv 71, 49 (51)—72.

Zur Erinnerung an Adelbert von Keller (Tübingen) S. 6 f., 17, 20, 22, 24.

Chamisso's Werke, mit Einleitung, herausgeg. von Max Koch (Stuttgart) I, 33 u. 55 (Ch. u. U.).

Goethe-Jahrbuch, herausgeg. von L. Geiger, IV, 351 (Hinweis auf von U. beigebrachtes Material zu einigen volksmäßigen Wendungen bei Goethe).

1884. A. Birlinger, 'Akademische Blätter. Beiträge zur Literaturwissenschaft, herausgeg. von O. Sievers (Braunschweig)' S. 293 (zum Junker Rechterberger).

Rob. Boxberger, Schnorr's Archiv für Literaturgesch. 12, 638—640 (zu Schwab's Aufsätzen über U.).

Rich. Fasold, *Altdeutsche und dialektische Anklänge in der Poesie L. Uhland's* nebst einem Verzeichniß der Uhland-Litteratur. Eine Skizze: *Herrig's Archiv* 72, 405—414.

L. A. Frankl, *Zur Biographie Friedrich Hebbel's* (Wien) S. 82 ff.

J. Lautenbacher, *Ludwig Uhland: Zeitschrift für allgemeine Geschichte, Cultur, Literatur- und Kunstgeschichte* (Stuttgart) 4. Bd., 286<sup>1</sup>).

Siegm. Levy, *zu Uhland's Klein Roland: Archiv für Literaturgeschichte*, herausgeg. von Schnorr 12, 481 f.

G. v. Loeper, *Goethe's Werke. Mit Einleitung und Anmerkungen III<sup>1</sup>, S. XVI* (U.'s. 'Gespräch').

*Der deutsche Stil*, von Dr. Karl Ferdinand Becker. Neu bearbeitet von Dr. Otto Lyon. 3. Aufl. S. 137 u. 161 (Uhland's alterthümliche Ausdrücke).

Marc-Monnier, *Histoire générale de la littérature moderne* (Paris) p. 241 (U. und Hans Sachs).

H. Steinthal, *Zeitschrift für Völkerpsychologie und Sprachwissenschaft* 15, 479 (zu U.'s *Der gute Kamerad*).

H. Welti, *Geschichte des Sonettes in der deutschen Dichtung* (Leipzig) S. 223 f. und 228.

*Zeitschrift für die österr. Gymnasien* S. 438 f. (vgl. ebd. 1886, S. 920).

*Goethe-Jahrbuch* V, 357 f. (A. v. Keller's Verhältniß zu U.).

*Kleinere Schriften* von Jacob Grimm (Berlin) VII, 556 (U. in Frankfurt a. M. 1846).

1885. Wilh. Scherer, *Jacob Grimm* (2. Aufl.; 1. Aufl. 1865) S. 83—85, 87 f., 112 f. (vgl. auch S. 71, 79, 253, 307).

Ein Brief U.'s an Laßberg: *Germ.* 30, 221 f.

Abraham a Sancta Clara, *Quelle für Uhland's 'Schwäbische Kunde'* (Notiz): *Wiener Zeitung* Nr. 244.

Eine bisher ungedruckte politische Äußerung Uhland's: poetische Zeitschrift (fünf Strophen) an den Baron von Voerst, Berichterstatter der Militär- und Budgetcommission von 1862 (27. August 1862, Darmstadt). Aus der Königsberger Hartung'schen Zeitung wiederholt in der *Frankf. Ztg.* Nr. 227 (*Morgenblatt*) sowie im *Berliner Tageblatt* Nr. 403, 1. Beiblatt (dagegen ebenda Nr. 409 das 1816 verfaßte 'An die Volksvertreter', s. *Gedichte und Dramen* 1876, I, 110).

Friedr. Hebbel's *Tagebücher*, herausgeg. von Bamberg (Berlin) I, 301 (H. und U.).

'Biographische Einleitung zu Uhland's Gedichten und Dramen': U.'s *Gedichte und Dramen* (Stuttgart, Cotta) I. Theil, p. V—XXIV.

O. Böckel, *Deutsche Volkslieder aus Oberhessen* (Marburg) p. CXXVIII (Übergang Uhland'scher Lieder in den Volksmund).

1886. Herm. Dederich, *Ludwig Uhland als Dichter und Patriot. Nebst einem Anhang: Quellennachweise zu den episch-lyrischen Dichtungen und litterar-historische Beilagen und Bemerkungen* (Gotha). 2. Band von Perthes' *Biographien deutscher Dichter*. [Vgl. dazu K. Geiger im *Literarischen Merker* 7, 59 (10. December 1886)].

<sup>1</sup>) Nicht, wie Strauch *Anzeiger für deutsches Alterthum und deutsche Literatur* 15, 132 angibt, erst 1887 erschienen.

W. L. Holland, Zu Ludwig Uhland's Gedächtniß. Mittheilungen aus der akademischen Lehrthätigkeit (Leipzig). Inhaltsreiche Besprechungen: Bechstein, 'Aus Uhland's akademischer Lehrthätigkeit' in der wissenschaftlichen Beilage der Leipz. Ztg. Nr. 99 des Jahrgangs, und Schwäbische Ironik S. 2017 desselben.

A. Landenberger, Pädagogische Studien (Ludwigsburg). 6. Capitel: Uhland.

Ambros Mayr, Der schwäbische Dichterbund (Innsbruck) S. 1 ff.

Caroline Michaëlis de Vasconcellos, Uhland's „Lied aus dem Spanischen“ in sein Original: Schnorr's Archiv für Literaturgeschichte 14, 189 f.

Erich Schmidt, Charakteristiken (Berlin) S. 493 (U. und das alte Volkslied).

Edm. Stengel, Beiträge zur Geschichte der romanischen Philologie in Deutschland. (Marburg) S. 15 [Ausgaben und Abhandlungen auf dem Gebiete der roman. Philologie, Heft 63].

'Hamburger Nachrichten' 22. December, Sonntagsbeilage (U.'s Balladenrechercher und ihre Quellen).

Herm. Ullrich, Archiv für Literaturgeschichte 14, 91 f. und 102 (zu U.'s Königstochter).

G. Marengo, Versioni poetiche da Chamisso, Bürger, Kerner, Uhland etc. nuova ediz. (Firenze, Le Monnier).

A. Pariselle, 'Taillefer, d'après Uhland': Herrig's Archiv 75, 234—236.

Derselbe, 'L'ormeau de Hirsau, d'après Uhland': ebenda 236.

J. H. Ward, Ballads of life. (Salt lake city, Utah. Hyrum, Parry and Co.): Übersetzungen aus Goethe, Schiller, Uhland u. A.

1887. R. Bechstein, Zu Ludwig Uhland's Gedächtniß. Festrede gehalten am 26. April 1887 in der Aula der Universität zu Rostock (Rostock).

Herm. Baumgart, Handbuch der Poetik (Stuttgart) S. 74 (U.'s Romanzen).

Oscar Erdmann, Jubiläumsfeuilleton der Breslauer Zeitung zum 26. April.

Herm. Fischer, Ludwig Uhland, Zur Jahrhundertfeier seiner Geburt: gemeine Zeitung (München), Beilage vom 26.—29. April (Nr. 115—118).

Derselbe, Uhland's Beziehungen zu auswärtigen Litteraturen nebst Übersicht der neuesten Uhland-Litteratur: Koch's Zeitschrift für vergleichende Literaturgeschichte I, 365—391.

Derselbe, Ludwig Uhland. Eine Studie zu seiner Säcularfeier (Stuttgart) <sup>1)</sup>. Vgl. Kettner in der Zeitschrift für deutsche Philologie 20, 374 ff.

Ferd. Ginzel, Ludwig Uhland und die altfranzösische Poesie: Grenzen 46. Bd. II. Nr. 18 (vom 28. April) S. 206 ff.

Herm. Grimm, Zu Uhland's hundertjährigem Geburtstage: Deutsche Rundschau, Aprilheft, S. 62—69.

Derselbe, Goethe-Vorlesungen. 4. Aufl. (Berlin) S. XXIX. (U.'s Jubiläumstag).

Fr. W. Grimme, Ludwig Uhland. Ein Gedenkblatt zu seinem 100. Geburtstag (Frankf. a. M.) Bildet 'Frankfurter zeitgemäße Broschüren' Bd. 8, Hft 7.

<sup>1)</sup> Eine Anzahl kürzerer Anzeigen werden angeführt von Strauch, Anz. f. d. deutsch. und deutsche Lit. 15, 131 unter Nr. 1489.

Rich. Gosche, Jubiläumsfeuilleton der Saale-Zeitung (Halle) zum 21. April.  
 Georg Hassenstein, Ludwig Uhland. Seine Darstellung der Volksdichtung und das Volksthümliche in seinen Gedichten (Leipzig) <sup>1)</sup>.

Mor. Heyne, Jubiläumsfeuilleton der Weser-Ztg. (Bremen) zum 26. April (Nr. 14493).

Chr. Hönes, Ludwig Uhland der Dichter und der Patriot (Hamburg: Virchow-Holtzendorff, Sammlung von Vorträgen N. F. 2. Serie, Heft 3 (Vgl. Liter. Centralbl. Nr. 49 vom 3. Dec.).

Julius Klaiber, Zur Uhlandfeier. Eine Festrede: Schwäbische Kronik vom 27. April (Nr. 98).

Ad. Kohut, L. Uhland. Lichtstrahlen aus seinen Werken. Nebst einer biographischen Charakteristik (Dresden).

Derselbe, Professor Ludwig Uhland und seine Schüler: Die Gegenwart, herausgeg. von Th. Zolling, 31. Band, Nr. 17.

Derselbe, Ludwig Uhland in memoriam: Magazin f. d. Literatur des In- u. Auslandes Nr. 17.

Derselbe, Ludwig Uhland und sein Verleger: Börsenblatt für den deutschen Buchhandel, Nr. 93 (des Jahrgangs) S. 218 f.

A. Landenberger, Uhland's Gedichte nach ihrer religiösen Seite betrachtet: Beweis des Glaubens, Aprilnummer (23. Bd., S. 121).

Derselbe, Der Charakter der Uhland'schen Dichtung: Didaskalia (Beilage zum Frankfurter Journal) Nr. 97 u. 98.

Fr. Muscogiuri, Nel centenario del poeta Luigi Uhland: Nuova Antologia 3. s. 7. Fasc. 5—29. (Vgl. Mahrenholtz in Herrig's Archiv 78. Bd. 475: Ein italienisches Urtheil über Uhland.)

Otto Neumann-Hofer, Ludwig Uhland der Sammler und Forscher: Deutsches Montagsblatt (Berlin) vom 25. April.

Ant. Oborn, Ludwig Uhland. Zum hundertjährigen Gedächtnistage seiner Geburt. (Sammlung gemeinnütziger Vorträge, herausgeg. vom deutschen Verein zur Verbreitung gemeinnütziger Kenntnisse in Prag, Nr. 119).

Pleibel, Ludwig Uhland, der Dichter für die deutsche Jugend, am 26. April 1887 dargestellt: Neue Blätter aus Süddeutschland für Erziehung und Unterricht, herausgeg. von Burk und Pfisterer (Stuttgart) 16, 130—151.

Ad. Rümelin, Ludwig Uhland. Zum hundertsten Gedenktage seiner Geburt. (Württembergische Neujaarsblätter, herausgeg. von Hartmann. IV.

Ludwig Salomon, Ludwig Uhland. Eine Biographie (Stuttgart): Aus S.'s Geschichte der deutschen National-Litteratur des 19. Jahrhunderts.

Jos. Seemüller, akademische Festrede zum 26. April bei der Uhlandfeier der Universität Wien (ungedruckt; Referat in der Neuen Freien Presse vom 28. April).

Ed. Sievers, Festrede zur Uhlandfeier der Universität Tübingen am 26. April (ungedruckt; Referat im Schwäbischen Merkur vom 27. April).

Ant. E. Schönbach, Jubiläumsfeuilleton der (Wiener) Deutschen Ztg. vom 28. April, Nr. 5503. (Rede zur Uhland-Feier, gesprochen zu Graz am 26. April.)

Edm. Stengel in den Frankfurter neuphilologischen Beiträgen (Festschrift

<sup>1)</sup> Über Referate vgl. Strauch ebenda unter Nr. 1501.

zur Begrüßung des zweiten allgem. deutschen Neuphilologentages) S. 69 (verschiedene Mittheilungen über U.'s Charakter und wissenschaftliche Pläne).

J. Stöckle, H. W. Longfellow, der Uhländ Nordamerikas. Eine literarhistorische Parallele: Rheinische Blätter für Erziehung u. Unterricht 61, 6.

Phil. Strauch, Zwei Briefe Uhland's an Ad. v. Keller und ein Brief U.'s an Professor Joachim Meyer: Anzeiger für deutsches Alterthum und deutsche Litteratur 13, 392—398.

Derselbe, Briefe Uhland's: 'Deutsche Dichtung', herausgeg. von K. E. Franzos (Stuttgart) III, 126. (Auch in erweitertem Separatabdruck erschienen.)

Ad. Tobler über U. als Romanist in der Uhländfestsitzung der Berliner Gesellschaft für neuere Sprachen am 26. April: Bericht in Herrig's Archiv Archiv 79, 91 (ebenda auch M. Rödiger's kurze Bemerkungen über U. als Germanist bei derselben Gelegenheit gesprochen und ein Referat Zupitza's über Holland's obgenanntes Buch).

E. Du Bois-Reymond, Reden. Zweite Folge. (Leipzig.) S. 43 (Castellan von Coucy). 336 (Merlin der Wilde), 474 (Jagd von Winchester).

Wiersz Uhlanda do Mickiewicza (U.'s Mickiewicz) von R. M. Werner: Pamiętnik towarzystwa literackiego imienia Ad. Mickiewicza pod redakcyą Romana Pilata (Lemberg) I, S. 138 f. und Zipper S. 253.

Deutsche Wochenschrift (Wien) 23. April: 'Ludwig Uhland' von Armin, 25. Juni: 'Uhland's Charakter' von Ad. Kohut.

Rob. König, Zu Uhland's 100jährigem Geburtstage: Daheim (Leipzig) Nr. 29.

Ein Stammbuchvers von Uhland (vom 19. August 1861): Daheim (Leipzig) Nr. 32, S. 511.

Briefe von Uhland: Schwäbische Chronik S. 605.

H. Bauer, Zur Uhland-Feier. Uhland und die Neugestaltung Deutschlands. Anekdoten und Reminiscenzen: Nationalzeitung (Berlin) Nr. 233.

Uhland und Hebbel von H. Fischer: Neue Zürcher Zeitung Nr. 64, 66 u. 67 (in einer Besprechung der von Bamberg herausgegebenen Tagebücher Hebbel's).

'L. Uhland und F. Hebbel' von K. Werner: Wiener Zeitung Nr. 94 u. 95.

K. v. Gerok, Festgruß zur Uhland-Feier am 26. April: Protestantische Kirchenzeitung Nr. 19.

Rud. von Gottschall, Ludwig Uhland: Gartenlaube Nr. 17.

Th. Kerner, L. U. im Kernerhause: ebenda.

Martin Greif, Ludwig Uhland: Deutsche Zeitung (Wien) Nr. 5499 (Feuilleton). Vgl. ebenda 5501.

Gust. Karpeles, Ein moderner Sängerkrieg [zwischen U. und Rückert; vgl. 1876 unter Holland]: Über Land und Meer Nr. 30.

K. Köstlin, Zum 100jährigen Geburtstag L. Uhland's (Tübingen).

Heinr. Löbner, Ludwig Uhland. Ein Gedenkblatt zur Säcularfeier: Litterar. Merkur, herausgeg. von Ebner, VII, 165.

F. Martin, Ludwig Uhland der Classiker der Volksschule: Pädagogische Blätter 16, 273.

E. Peschier, zum 100jährigen Geburtstage L. Uhland's. Festgedicht bei der Gedächtnißfeier des Gesangsvereins Frohsinn zu Cannstadt a. N. (Cannstadt). Vgl. Strauch in Franzos' Deutsch. Dichtung II, 244.

Rud. Pfeiderer, Ludwig Uhland: Deutsches Literaturblatt X, Nr. 4.  
 Joh. Pröbß, Zu L. Uhland's Gedächtniß: Frankf. Ztg. Nr. 116 u. 117  
 (Feuilleton).

Jul. Riffert, Zu L. Uhland's 100jährigem Geburtstage: Leipz. Zeitung  
 wissenschaftl. Beil. Nr. 32.

Ludw. Salomon, Zu Uhland's 100. Geburtstage: Illustr. Ztg. (Leipzig)  
 Nr. 2286.

L. Schwabe, Prolog, gesprochen bei der Feier des 100. Geburtstags  
 Ludwig Uhland's in der Tübinger Sonntagsgesellschaft am 19. Februar 1887  
 (Tübingen; Manuscriptdruck).

Ludw. Speidel, Ludwig Uhland (zu seinem 100. Geburtstag): Neue  
 Freie Presse, Nr. 8140 (Feuilleton).

Franz Violet, Ludwig Uhland, Vossische Ztg. (Berlin), Sonntagsbeilage  
 Nr. 17.

F. Th. Vischer, Festspiel zur Uhland-Feier. Aufgeführt im kön. Hof-  
 theater zu Stuttgart 24. April 1887 (Stuttgart).

(Frl. L. Weißer) Zur Erinnerung an L. Uhland. Von einer Verwandten  
 des Dichters: bes. Beil. des Staatsanzeigers f. Württemberg Nr. 7, S. 9f.

K. Weitbrecht, L. Uhland: Neue Zürcher Ztg. Nr. 112, 114, 115.

Willibald, L. Uhland: Die Presse (Wien) Nr. 114.

R. Wolkan, L. Uhland: Bohemia (Prag), Beil. zu Nr. 115.

Rich. Wulekow, L. Uhland: Didaskalia (Frankfurt a. M.) Nr. 97.

Zu Uhland's hundertjährigem Geburtstage: Leipziger Tageblatt 26. April.

Rich. Gosche, Festrede gehalten bei der Uhland-Feier im alten Gewand-  
 haus zu Leipzig: Leipziger Tageblatt vom 4. Mai, 1. Beilage.

Zum Säculargedächtniß an L. Uhland: Schorer's Familienblatt Nr. 17.

Zu Uhland's Gedächtniß: Die kleine chron. Frankf. Wochenschr., her-  
 ausgegeben von Holthof IX, Nr. 44 u. 45.

Bericht über die Uhland-Feier zu Tübingen: Tübinger Chronik Nr. 97  
 und 98.

Bericht über Uhland-Gedächtnißfeiern: Schwäbische Chronik Nr. 96-  
 101; Blätter für litterarische Unterhaltung Nr. 19, S. 303.

Über die Uhland-Ausstellung in Stuttgart und die Uhland-Feier in  
 Württemberg: Die Presse Nr. 116 u. 117.

Ludwig Uhland und die Schwaben: 'Zeitung für Literatur, Kunst und  
 Wissenschaft', Beilage des Hamburgischen Correspondenten Nr. 6.

Ludwig Uhland: Schlesische Zeitung (Breslau) Nr. 286 u. 289.

Ludwig Uhland: Evangelisch-lutherisches Gemeindeblatt, herausgeg.  
 von Rade, Nr. 18.

Etwas über Uhland: Tübinger Unterhaltungsblatt Nr. 20, S. 79.

Ein Beitrag zur Erinnerung an Ludwig Uhland: Sonntagsblatt, her-  
 ausgegeben von A. Philipps (Berlin) Nr. 17.

Zwei bisher unbekannte Anekdoten über Ludwig Uhland: Universum,  
 herausgeg. von Seemann und Puttkamer (Dresden) Nr. 24.

Uhland über biblische Dichtungen: Evangelisch-lutherisches Gemeinde-  
 blatt, herausgeg. von Rade, Nr. 30.

Uhland's Beziehungen zu Lenau. Nach Briefen geschildert: D. Buch-  
 händler-Akademie IV, 8 (vgl. 1853 unter Mayer).

Ludwig Uhland's Reden in der 1848er Nationalversammlung. Ein Gedenkblatt zum 26. April 1887: Deutsche Worte, herausgeg. von E. Pernersdorfer VII, 145 ff.

Ludwig Uhland und die Deutschen in Österreich: Deutsche Zeitung (Wien) Nr. 5490.

Jean Fastenrath, *Figures de l'Allemagne contemporaine* (Paris): enthält p. 321—333 einen Aufsatz 'Le centenaire de Louis Uhland' (vgl. Schwäbische Chronik S. 1462).

Jacob Nover, L. Uhland: Berichte des freien deutschen Hochstiftes zu Frankfurt a. M. N. F. 3. (1886—87) S. 172 ff.

Goethe's Willkommen und Abschied. Herrn Wilh. Hertz zum 1. Januar 1887 gewidmet von Richard Maria Werner. Als Handschrift gedruckt (Lemberg, 14 S.): Vergleich mit einigen den Ritt behandelnden Liedern von Uhland, Heine, Geibel.

Deutsche Dichtung, herausgeg. von K. E. Franzos (Stuttgart) II, 88: Uhlandnummer im 2. Aprilheft (enthält verschollene und unbekannte Gedichte U.'s. Mittheilungen Karl Mayer's jun. u. A.). Ebenda II, 55 Aus L. U.'s Briefwechsel. Mitgetheilt von K. E. Franzos.

Allgemeine Zeitung vom 28. März S. 1276 theilt einen Brief U.'s, aus Paris vom 29. Juni 1810 an eine junge Verwandte gerichtet, mit (aus dem Staatsanzeiger für Württemberg Nr. 70, Beil.): Abdruck im Litterar. Merkur, herausgeg. von Ebner VII, 172.

Ebenda, Nummer vom 21. Februar: Zu L. U.'s Gedächtniß (Besprechung von Holland's obgenannter Schrift).

Unsre Uhlandfeier: Korrespondenzblatt des Vereins für siebenbürg. Landeskunde 10 (4), 58 f.

Nachlese zu den Uhlandbiographien (zusammengestellt von J. Hartmann): Württemberger Vierteljahrshefte für Landesgeschichte 10 (1), 1—16.

Zwei Uhländische Gedichte,, erläutert für den Schulgebrauch: Neue Blätter aus Süddeutschland für Erziehung und Unterricht, herausgeg. von Burk und Pfisterer 16, 174—190 (Einkehr 175—180. Schwäbische Kunde 180—190).

J. Clark, *Poesias liricas alemanas de Heine, Uhland, Zedlitz, Rückert, Hoffmann, Platen, Hartmann y otros autores*, vertidas en castellano (Paris, Bouret, 158 p.).

1888. Ludwig Fränkel, Ludwig Uhland als Romanist I.: Herrig's Archiv 80, 25—118 (Darin: S. 82—87 Excurs zu U.'s Königstochter, S. 87—109 Uhland in seinem Verhältniß zur Romantik, namentlich als Romanist).

Friedrich Hebbel in seinem Verhältniß zu Uhland (Referat aus seinen Tagebüchern): Deutsche Rundschau, Januarheft (14. Bd., H. 4) S. 155.

H. Hormel, Uhland's Graf Richard Ohnefurcht und seine altfranzösische Vorlage: Franco-Gallia, herausgeg. von Krellner V, S. 10—15.

Franz Kern, Zur Würdigung von Uhland's Gedichten: Vossische Ztg. (Berlin) Nr. 6 u. 7 der Sonntagsbeilage (6. und 12. Februar).

Friedr. Rückert über Uhland 1835: Brief an Gustav Kühne, mitgetheilt von Ad. Kohut, Die Gegenwart vom 14. Januar, S. 26 (mit dem merkwürdigen Versehen, daß diese Äußerung als eine „Heinrich [sic!] Rückert's, der damals Professor in Erlangen war“ gegeben wird).



Philipp Strauch, Briefe von Jacob und Wilhelm Grimm an Adelbert von Keller: *Anzeiger f. deutsches Alt. u. deutsche Litt.* 14, 97 ff. (Darin auf S. 98 f., 104, 107 f., 113 u. ö. interessante Beiträge über Uhland).

R. M. Werner, Neuere Uhlandlitteratur: *Anzeiger f. deutsches Alt. u. deutsche Litt.* 14, 153—202 (Eingehende kritische Besprechungen der vorstehend genannten Jubiläumsschriften von Holland, Fischer, Hassenstein, Dederich, Paulus [s. unter 1869], Ohorn, Kohut und Mayr).

R. M. Werner, Des Sängers Fluch von Uhland: *Seuffert's Vierteljahrsschrift für Litteraturgeschichte* I, 503—511 (S. 510 auch zu 'der Ring').

A. Biese, Die Entwicklung des Naturgefühls im Mittelalter und in der Neuzeit (Leipzig) S. 115 (U.'s 'Frühlingsglauben' und Heinrich von Veldeke) und S. 453 (U.'s Naturlyrik). Vgl. R. M. Werner's Recension: *Deutsche Literaturztg.* 9, 596 (21. April).

K. Fulda, Ludwig Uhland ein deutscher Dichter (Barmen): *Wiemann's Sammlung 'Aus dem Reiche für das Reich'*, Heft 8.

Felix Liebrecht, in der *Germania* (herausgeg. von O. Behaghel) 33, 252 ('Schlößlein' in Uhland's „Graf Eberstein“).

P. Ludwig, Eine Uhland-Reliquie: *Allgemeine conservative Monatschrift für das christliche Deutschland*, herausgeg. von v. Oertzen und Müller 45, 286—290 (über U.'s Gedichtschema vom heimkehrenden Wanderer bei Holland, Zu Uhland's Gedächtniß S. 51.)

K. Strackerjan, Zur Feier deutscher Dichter: *Progr. der Realschule zu Oldenburg*: S. 11—16 'Uhland'.

*Deutsche Rundschau*, herausgeg. von J. Rodenberg 54, 399 (U. über Berthold Auerbach).

Die Gesellschaft. *Monatsschrift für Literatur und Kunst. Jahrg. 1888*, S. 1174 (Zu Uhland's *Rudello*).

G. Gröber im 'Grundriß der roman. Philologie' I, S. 57 f. (U.'s Stellung in der 'Geschichte der roman. Philologie').

A. Birlinger, Das Hunno-Weisthum von Bodmann: *Alemannia* 14, 237 (Berichtigungen zu Uhland's Aufsatz *Germ.* 4, 50 ff.).

*Jahrbuch der deutschen Shakespearegesellschaft* 23, 291 (Zupitza zu U.'s 'In Gras und Blumen lag ich gern').

1889, Felix Bamberg, Hebbel's Briefwechsel mit Freunden und hervorragenden Zeitgenossen: Beilage zur „Allgem. Zeitung“ (München) 1. Januar (auf S. 10 über Hebbel's Verhältniß zu U.).

Ludwig Fränkel, Uhland als Romanist. *Nachträge und Berichtigungen Herrig's Archiv f. d. Studium d. neueren Sprachen und Lit.* 82, 233—235.

Frisch, über ein Originalmanuscript von 'Ernst von Schwaben': *Zeitschrift für vergleichende Literaturgesch. u. Renaissancelit.* N. F. II, 103.

O. Knoop, Das Glück von Edenhall. Eine polnische Sage: *Zeitschrift für Volkskunde* I, S. 392.

K. Knortz, Die deutschen Volkslieder und Märchen (Zürich) S. 57 f. (vgl. auch S. 56 u. 59) U. als Schüler des Volkslieds.

Karl Lucae, Aus deutscher Sprach- und Literaturgeschichte. *Gesammelte Vorträge* (herausgeg. von Max Koch). S. 217 (U. als Balladendichter).

Pfeiffer, L. Uhland und seine Stellung im deutschen Geistesleben: *Correspondenzblatt für die Gelehrten- und Realschulen Württembergs* 36, 6.

Johann Schmidt, Die Apokope bei den neueren deutschen Dramatikern: Zeitschrift f. d. österr. Gymn. 40 (599—605), 604.

Phil. Strauch in seiner Übersicht der Erscheinungen des Jahres 1887 über neuere deutsche Literatur: Anzeiger f. d. Alt. 15, 130—138.

Ludwig Fränkel, Neuere Uhlandliteratur: Literaturblatt f. german. u. roman. Philologie X, Nr. 4, Sp. 125—134 (bespricht die oben unter 1886, 1887 u. 1888 genannten Schriften von Holland, Bechstein, Ohorn, Salomon, Rümelin, Fulda, Strackerjan).

Da ich mir wohl bewußt bin, daß vorstehendem Verzeichnisse trotz der größten Mühewaltung, der ich mich behufs möglicher Vollständigkeit desselben unterzogen habe, mannigfache Mängel anhaften, richte ich hiermit an die Fachgenossen sowie an alle Freunde und Kenner Uhland's die Bitte, mich auf die Fehler und Lücken aufmerksam zu machen. Erst dann kann meine Arbeit werden, wozu ich sie vergebens zu machen strebte, ein wirklich vollständiges Repertorium der gesamten Uhlandlitteratur, würdig des großen und verehrten Mannes, auf den es sich bezieht. In diesem Sinne suchte ich auch einer rein schematischen Anordnung des Stoffes auszuweichen. Sie ist nirgends eine willkürliche, sondern, wo nicht durch alphabetische Zusammengehörigkeit, durch gewisse innere Gründe bedingt.

LEIPZIG (Poniatowskystrasse 13), Frühjahr 1889.

LUDWIG FRÄNKEL.

## EIN BRIEF.

Ich elspet von pæierbrvne enpivt d'r lieben vñ d'r getriwen d'r chastensærein | getrawelich mine driwen dienst vñ wizet daz mich gar hart nach ivch | petraget an mine mæveterlin daz ich niemen waize daz mævch da mich | als hart nach pelange als nach dir liebiv diemṽt der en zwai prach mir | daz herze mine d'n lieze ich ivch vile liebiv miten trine sehen mit iweren | pelzen vñ mit iwer chvr̃sen allen vñ mit iweren grozen schṽhen si mvzen | aver schon gewischet sin da mit plege iwer d'r svze got grvzet mir div mvlhaus|ærein

(Rückseite)

der lieben sol der | prief.

Obiger Brief, wohl einer der allerältesten deutschen Privatbriefe, liegt unter den Urkunden des Münchner Angerklosters in fasc. 9 J. 1303—1306 im Münchner Reichsarchiv. Er steht auf einem kleinen Pergamentzettel (14½ Ctm. br., 5 Ctm. hoch), der ganz schwache Spuren der Faltung aufweist. Ein kleiner Schnitt könnte zum Durchziehen der Siegelschnur gedient haben. Die Orthographie zeigt, daß die Schreiberin nicht eben sehr geübt in deutscher Briefstellerei war.

Die Schriftzüge sind äußerst zierlich und meist vollkommen deutlich; auch die unrichtigen *ö* statt *ü* in *möterlin* und *mönch* sind unverkennbar. Die Form *mönch* ist mir in keiner der zahllosen Münchener Urkunden begegnet; *prach* sollte nach der Schreibgewohnheit der Zeit *præch*, *präch* geschrieben sein (das übergeschriebene *e* fehlt auch in *mozen*, *grozel*, *molhavsærcin*, denen nach guten Münchner und Bayerbrunner Urkunden durchweg *ü* zukommt). Die Mutter der Elabet, Irmgart, erscheint 1309 als Wohlthäterin des Klaraklosters (Mon. boic. XVIII, 57 f.), Diemüt die Kastnærin schon 1302; 1307 wird sie in einer Urkunde der Äbtissin '*onser servicial*' genannt; 1309 wird sie als Zeugin noch einmal erwähnt; 1302 war sie schon Witwe; später war sie wohl Pfründnerin des Klosters.

O. BRENNER

### ZU MHD. *iu* UND *ü*.

Wilmanns macht mich freundlichst darauf aufmerksam, daß bereits Sebastian Helber, der 1593 sein Syllabirbüchlein veröffentlicht, den noch heute in Theilen des Oberdeutschen bestehenden Unterschied zwischen den genannten Lauten beobachtet hat. Helber gibt — S. 32 von Roethes Ausgabe — ein Verzeichniß von Wörtern „mit jenem EV, welches sonst aber eü gedrucket wirdt“ und er setzt „zwei punctlein zu denen Worten, die bei den gemeinen Donawischen auf jre eigne weis ausgesprochen werden, [gleichsam *oi* bei meererem teil, bei andern *ui*]“. Unter Donauischen versteht er „alle in den Alt Baierischen und Schwebischen Landen, den Rein vnberürt“ (S. 24). Mit dem Doppelpunkte nun versieht er 52 Wörter, von denen 43 ein *eu* aus dem alten Diphthong *iu* enthalten; bei sechs Belegen geht *e* auf Umlaut von *ü* zurück (s. Roethe, Einl. S. XVI; *Preußen* rechne ich nicht hierher); bei zweien liegt mhd. *i* zu Grunde (*Pleuen* (?) *durchgeräüttert*); bei einem ist der Ursprung des *eu* zweifelhaft (*Preußen*). In 74 Wörtern folgt ein Komma. Von ihnen<sup>1)</sup> haben neun ein *e* aus mhd. *i*; zu ihnen gehört als zehntes gewiß auch *verheüthet*. Umlaut von mhd. *ou* zeigen *kleubeln*, *teuglich*; altes *üs* liegt vor in *Neuchtland* (?). Fremdwort ist *abenteürllich*, dunkeln Ursprungs das *ei* in *reüssperen*, *Rot-Reüssen*, *scheüren*, *treüsch*. Von den noch bleibenden 56 Beispielen besitzen 43 den Umlaut von *ü*, 12 altes *iu*. Die

<sup>1)</sup> Bei einzelnen Wörtern ist nicht mit Sicherheit zwischen Homonymen zu unterscheiden.

letzteren sind *deuten*, *heulen*, *vorleuchten*, *dienstleut*, *verleumdet*, *Reu*, *ausgereutet* *Spreur*, *scheuen*, *scheuslich*, *teutsch*, also mit Ausnahme von *verleumdet* und *Reu* lauter Wörter, wo der Stammvocal ursprünglich vor *i* (*j*) stand, also nach meinen Erörterungen oben S. 251 mit dem Umlaut von *ü* zusammenfallen mußte. *Beute* kann auf \**bütja* oder \**biutja* zurückgehen. Es ist somit unrichtig, daß Helber der Aufgabe, die beiden *eu* zu scheiden, erlegen sei (Roethe S. XV): auf 105 Beispiele kommen nur acht falsche Zuweisungen.

GIESSEN, 4. October 1889.

O. BEHAGHEL.

## BEMERKUNGEN ZUM DEUTSCHEN WÖRTERBUCH.

Bd. VII, Lief. 10 (*Pflasterung* bis *Platz*).

(Fortsetzung.)

Pfrundbuch gebraucht Joh. v. Müller in einem Briefe vom 10. Juli 1778 Wke. 29. 250 (Ausg. von 1834); der Herausgeber hält es aber für nöthig, zu dem allerdings nicht allgemein verständlichen Worte die Erklärung zu fügen: *Ein Msc., worin alle Geistlichen, und welche Stellen sie bekleidet haben, aufgeschrieben werden*. Pfrundkauf (fehlt) ist etwas Anderes als der mit Simonie gleichbedeutende Pfründenkauf, nämlich eine Art Leibrente, wie aus Schottel 528 (Beleg aus Besold) hervorgeht: *quando Fiscus certam pecuniae summam a privato accipit eique pensionem usuris vulgaribus maiorem ad dies vitae concedit*. Daß der Inhaber solcher Nutznießung neben Pfründner auch Pfründer heißt, weist Lexer aus Maaler nach. Auch Schottel 339<sup>a</sup> hat das Wort mit der Erklärung, *welcher eine pfründe oder pfründrecht* (nicht im Wb.) *hat*. Dazu kommt ebenda der Zusatz: *Eine pfründe ist contractus emptionis annui redditus ad vitam euentis*. Zu Pfründe im Sinne von 4 (geistliches Amt und damit verbundene Einkünfte) gehört das gegenwärtig in der preußischen Kirchenverwaltung häufig gebrauchte Wort Pfründenabgabe, d. h. der Abzug aus den Einkünften einer evangelischen Pfarre, den ein neu anzustellender Geistlicher an den Staat oder eine öffentliche Casse auf eine Reihe von Jahren zahlen muß, weil er noch nicht die für den Bezug des ganzen Einkommens bestimmte Anzahl von Dienstjahren hat.

Pfuhl ist auch, wie das aus Wiedemann beigebrachte Beispiel zeigt, der Inhalt der Pfütz, die Jauche u. dgl. Das Wort wird in

besonderem Sinne mehrfach genannt bei der Düngerlehre, wo Pfuhl oder Pful eine künstlich gesammelte, gehörig vergohrene und mit Wasser versetzte Mistjauche bedeutet. Schwercz, Prakt. Ackerbau<sup>3</sup> 1, 116 verbreitet sich behaglich über den Pful: *Diese Brüh, welche wir hier [an dieser Stelle im Buch oder in Hohenheim bei Stuttgart?] unter dem Namen Pful bezeichnen, ist darin von dem bloßen Harne verschieden, daß sie außer letzterem noch einige der feineren Theile der festen Auswürfe enthält*; ebenda Pfulbehälter und S. 117 Pfuldüngung: *eine Pfuldüngung ist wirksamer als eine Düngung mit Stallmist, allein sie ist nicht so nachhaltig wie diese*; ebd. pfulen und das Pfulen, z. B.: *Man pfult auch die zu Runkeln bestimmten Felder; auch auf Klee, Luzerne, Wiesen thut das Pfulen die herrlichste Wirkung*; ebd. 2, 134 wird pfulen erklärt durch die Worte: *mit Jauche überfahren; ein magerer Acker wird durch das Pfulen zu einer reichlichen Kartoffelernte gebracht*. Das Wort Pfuhl überhaupt ist nach Lexer den oberdeutschen Mundarten fremd; Schwercz aber scheint es nach 1, 116 doch in Hohenheim entweder vorgefunden oder wenigstens dort gewöhnlich gebraucht zu haben; auch am Mittelrhein muß es in der besonderen Bedeutung = Jauche üblich sein; vgl. Nationalzeitung vom 11. Mai 1879, Nr. 217 in einer Mittheilung aus Darmstadt: *Ein Heppenheimer Einwohner . . . wurde für überführt erachtet, einem Nachbar 3 Ohm Wein dadurch ungenießbar gemacht zu haben, daß er in den frisch gekellerten Most eine Quantität Pfuhl schüttete*.

Pfudel, die mundartliche Nebenform von Pfuhl, ist vereinzelt auch weiblich, z. B. in einer Anmerkung Wenzel Scherffers zu seinen Gedichten S. 428: *Es haben böse Buben im nächsten Kriege arme Leute zu martern auf die Erde gelegt und aus der Mistpfudel ihnen den Leib mit Gewalt angefüllt und sie also bis zum Tode getrenket. Dies haben sie den Schwedischen Trunk genennet*.

Das Hauptwort Pfuidichan steht schon bei Schottel 667, wahrscheinlich in der Bedeutung unfläthiger Geselle: *Das wird ein Pfuidichan werden und Ich habe mich für solchem Pfuidichan alzeit gehütet*. Rachel S. 80 (Ausgabe von 1742) gebraucht das Wort in besonderer Bedeutung bei der Schilderung des unanständigen Poeten:

*Wenn nun ein grobes Holz ein Eulenspiegels-gleichen  
Läst einen Pfuy-dich-an mit gutem Willen streichen  
Bringt kahle Zoten vor, verschluckt ein ganzes Ey,  
Und rülzet ins Gelach und schwätzet in den Brey.*

Unter pfündler 4 ist doch zu erinnern, daß auch schon, ehe die Geschütze nach der in Centimetern ausgedrückten Weite ihres

Calibers benannt wurden, die verschiedenen Ausdrücke mit -pfünder nicht mehr ein Geschütz bezeichneten, das ein Geschöß der bezeichneten Schwere schleuderte. Mit erklärlichem Batteriewitz wurde ehedem auch das preußische Viergroschenstück als Vierpfünder, das Achtgroschenstück als Achtpfünder bezeichnet: *Du kannst einen Vierpfünder abladen* (d. h. vier Groschen zum Besten geben); *mit einem Achtpfünder vorgehen* u. dgl.

In Pfuscher, Pfuscheri und pfuschen (pfuschern) ist heute der Begriff des Unberechtigten vor dem des Stümperhaften zurückgetreten. Früher zeigt sich der erstere Begriff mehrfach ohne jede Beimengung des letzteren; so wird in Günthers Lebensbeschreibung S. 33 (1732) der verbotene Umgang mit einer Frau als *Ehestands-Pfuscheri* und der Thäter als *Pfuscher in der Liebe* bezeichnet. Unter den Belegen für Pfuscher fehlt neben weniger bedeutenden die classische Stelle aus Goethes Divan: *Doch wer keinen Leisten kennt, wird ein Pfuscher bleiben.* (Man findet sie übrigens im sechsten Bande des Wb. unter Leisten.) Die selbstverkennende Überhebung als etwas für den Pfuscher gerade Bezeichnendes drückt auch Platen 4, 86 (Schlußparabase zur Gabel) gut aus: *Und der Pfuscher meint, er könne das auch; doch irrt sich der Gute, so scheint es.* Daß die norddeutsche Aussprache oft Fuscher u. s. w. statt Pfuscher bietet, ist bekannt. Ein Beispiel sei angeführt, weil es uns zugleich eine andere von Lexer nicht hervorgehobene Seite des Pfuschers zeigt: *Für Stümper und Ungeübte gehet es wohl hin, daß sie, wie es die Fuscher unter den Handwerkern machen, sich mit was geringem und wenigem behelfen; aber ein Mann, der seine Sache versteht, kan sich damit, ohne Verdacht seiner eigenen Tugend, nicht abweisen lassen.* Besser Staats- und Lobschriften S. 161 in der Ausgabe von 1732, vgl. auch *fuschern* bei Claudius im Liede für Schwindstichtige bei Gödeke, Elf Bücher 1, 735:

*Die Ärzte thun zwar ihre Pflicht  
Und fuschern drum und dran;  
Allein sie haben leider nicht  
Das, was mir helfen kann.*

Pfuscheri war bekanntlich Goethen in allen ihren Erscheinungsformen verhaßt, und zu dem aus den Briefen an Zelter genommenen Belege für diese Stimmung würde passend zu fügen sein die Mittheilung bei Eckermann<sup>4</sup> 2, 243: *ich hasse alle Pfuscheri wie die Sünde, besonders aber die Pfuscheri in Staatsangelegenheiten, woraus für Tausende und Millionen nichts als Unheil hervorgeht.* Pfu-

schern wird etwas kurz (in sechs Zeilen) behandelt. Die Form ist die in der norddeutschen Haus- und Umgangssprache bei Weitem üblichere, während pfuschen dort buchmäßig klingt; insbesondere nennt man das sonst unter der Bezeichnung Mogeln bekannte Betrügen beim Kartenspiel (öfters nach Verabredung erlaubt) pfuscher. Lexer bringt zwei Beispiele für pfuschern mit der Pröp. in und dem Dativ; natürlich kommt so auch in mit dem Acc. vor (= hineinpfuschen), z. B. Jahn 1, 229 (Volksthüm): *Erziehung, die jedem Menschen am nächsten liegt, von der Jedermann spricht, in die Jedermann pfuschert, ist das Allerunbekannteste*. Endlich wäre hinzuweisen auf pfuschern mit dem Acc. = pfuschend herstellen bei F. W. Schmidt, Gedichte 304 (Berlin 1797):

*Rolle, eüler Thor, auf Schwanenhälsen  
Stolz zu Prunkvisiten fern und nah,  
Laß dir pfuschern einen Park mit Felsen  
Schön auf Holz gemahlt, und — gähne da!*

Verpfuschern anstatt verpfuschen hat Hermes, Für Töchter edler Herkunft 1, 15 (1787): *Ich hätte es vielleicht in Überweisheit sehr gut machen wollen und hätte es dann nur verpfuschert*. Unter den Zusammensetzungen sei nachgetragen Pfuscherstrich aus Neukirchs Sammlung 1, 210 (Ausgabe von 1697):

*Welch Momus hat jemahls hier fehler ausgesetzt,  
Und wer will der natur noch pfuscher-stricke weisen?*

Neben dem aus Rückert belegten Pfuscherwerk sehen wir auch Pfuscherwerk:

*Da flohen sie vor ihm wie Eulen vor dem Lichte,  
Und dieses Pfuscher-Werk ward auf einmal zu nichte.*

Poesie der Franken 1, 105 (1730).

Phänomenologie. Herder 4, 69 spricht im Jahre 1768 schon von einer ästhetischen Phänomenologie. Erwähnung verdient auch das Wort phänomenal, das eine Reihe von Jahren (wie vorher pyramidal) ein Modewort zur Bezeichnung des Außerordentlichen geworden war.

Zu Pfütze 2, das im Sinne von See und Meer aus Diefenbach und besondere Stellen aus dem 16. Jahrh. belegt wird, könnte Jahn 2, 735 (*jenseit der großen Pfütze*) und ebd. 841 (*über die große Pfütze*) gefügt werden, da hier die große Pfütze das Amerika von Europa trennende Meer bedeutet. Vielleicht aber hat Jahn, obwohl er sonst mit Vorliebe seine Wendungen an gesprochenes und von ihm gehörtes Deutsch anknüpft, hier nur den Versuch gemacht,

einen ihm aufgestoßenen älterneuhochdeutschen Ausdruck wieder zu verjüngen.

Phantasie in der Bedeutung Tonspiel aus dem Stegereif wird erst aus Millers Siegwart belegt, wofür leicht ein früheres Beispiel, etwa aus Zachariäs Scherzhaften Poesien 403 (aus dem Jahre 1754) zu geben war:

*Nun jauchzt das ganze Clavier und feyret hohe Gesänge  
In Phantasie voll Anmuth und Pracht.*

Phantasieren als trans. wird aus Wieland und Bürger belegt. Da dieser Sprachgebrauch selten ist, möge ein weiteres Beispiel aus den Frankf. Gel. Anzeigen vom Jahre 1772, S. 479 (Neudruck) gegeben werden, zumal da nach Scherers Einleitung LXXIX u. LXXXIII die bezügliche Stelle vielleicht von Goethe herrührt: *So lange die Wissenschaften in phantasierten Welten auf Seifenblasen herumfahren.* Von Zusammensetzungen mögen einige nachgetragen, einige auch aus früherer Zeit nachgewiesen werden, als dies im Wb. geschieht. Phantasiebegabung gebraucht Wiese Lebenserinnerungen und Amtserfahrungen 2, 141: *in keiner der anderen Provinzen sind mir so viele Spuren von Phantasiebegabung vorgekommen* [wie in Schlesien]. Phantasieberauscht (fehlt): *phantasieberauschte Fülle* Platen 1, 41. Phantasiebild (fehlt). Goethe, Spr. in Prosa 932 (Bd. 19, 201 Hempel): *Der denkende Mensch hat die wunderliche Eigenschaft, daß er an die Stelle, wo das unaufgelöste Problem liegt, gerne ein Phantasiebild hinfaßt*, desgl. 28, 166 (Über den Dilettantismus): [Zweck der Dilettanten,] *Phantasie-Bilder unmittelbar vorstellen zu wollen.* Ebd. S. 725 (1815): *Franz, Weislingens Knabe, kommt von Bamberg und erregt alte Erinnerungen sowie ein neues Phantasiebild der gefährlichen Adelheid von Walldorf. Der physische Theil dieses wilden Phantasiebildes* [der Protogaea von Leibnitz] Humboldt, Kosmos 2, 391. Überweg in der Gesch. der Philos. übersetzt *φαντάσματα* durch Phantasiebilder; Vischer, Ästhet. 3, 2, 5, 1182: *die Unbestimmtheit und Undeutlichkeit des Phantasiebildes, das sich noch gar nicht erschlossen hat.* Hase, Kirchengeschichte<sup>9</sup> 614 (1868): *Da legitime Fürsten der Gewalt weichen mußten und der Sieg gewonnen wurde im Bunde mit dem 'Kronenräuber' jenseits der Alpen, verschwand das geistliche Phantasiebild des Herrschers von Gottes übernatürlichen Gnaden.* Früher steht schon Phantasieenbild bei Eberhard, Handbuch der Ästhetik 3, 13 (1804): *die Idee, nach welcher ich mir die äußere Darstellung der Phantasiebilder durch die wesentlichen Zeichen der Kunst denke.* Phantasiebildung (fehlt): *In der gegenwärtigen*



Zeit warnt man vorzugsweise vor der einseitigen Phantasiethätigkeit und versäumt darüber die normale Phantasiebildung, die doch ebenso notwendig ist als die Bildung jeder anderen Geistesthätigkeit. Deinhardt in Schmidts Encykl. d. Erziehung<sup>2</sup> 5, 782. Phantasieform (fehlt); bei Vischer, Ästhetik 3, 2, 5, 1177: *Poesie als Kunst der Darstellung des bewußten Lebens in Phantasieform*. Deinhardt a. a. O. 5, 789 unterscheidet dreierlei Phantasieformen (zurückzuführen auf Gestalten, Töne und Worte). Phantasiefrisch (fehlt): Die besten Eigenschaften des Poeten (W. Raabe) treten uns aus den phantasiefrischen Geschichten entgegen. A. Stern, die deutsche National-litteratur seit Goethe, S. 154. Phantasiegelispel: Overbeck

*Und blinkt denn noch der Mond herein*

*Mit dämmerlichem Silberschein,*

*Und Phantasiegelispel sich*

*Herab ergießt so zauberlich*

in Vossens Musenalmanach für 1782, S. 111 bei Gödeke, Elf Bücher 1, 790<sup>b</sup>. Phantasiegemälde (fehlt) ist wohl ein nicht seltenes Wort; ein Roman unter diesem Titel erschien von G. Döring im Jahre 1833. Phantasiegestalt (Humboldt, Sonette) findet sich auch bei Goethe 28, 383 Hpl. (Verein der deutschen Bildhauer. 1817). Phantasiekrantz und Phantasiestrauß werden in Goethes Faust 2. Theil, Hempel 13, 18 genannt. Phantasiekönig bei H. Leo, Nominalistische Gedankenspäne 57: *Alle Eide der conservativen Männer in ganz Preußen gelten dem wahren lebendigen Könige von Preußen .. und nicht jenen Phantasiekönige, meinethwegen im Monde*. Phantasielos (übergangen) ist ein nicht eben seltenes Wort; in etwas ungewöhnlicher Verbindung hat es Rumohr, Geist der Kochkunst 36 (Reclam): *Wer seine Geschmacksnerven nicht durch häufiges Tabakrauchen abgestumpft hat oder überhaupt ganz phantasielos ist, dem wird schaudern an dieser Verbindung des Lieblichen und Widrigen*. Mehrfach gebraucht es Vischer in seiner Ästhetik, z. B. 3, 2, 5, 1463, ebenso das gleichfalls übergangene Hauptwort Phantasielosigkeit ebd. 1232: *Manche Bilder Shakespeares, welche die Phantasielosigkeit von Kunst für geschmacklos erklärt, ... verdienen die höchste Bewunderung*; ebd. 1439: *die breite Phantasielosigkeit, die keinen ganzen Humor versteht und nichts zu greifen meint, wenn ihre plumpen Finger nicht ein solides Stück nackter Wahrheit fassen*. Phantasiemäßig (fehlt): *Soll das Anschauen — sei es ein sinnliches oder ein phantasiemäßiges — gut und ganz gelingen, so dürfen die neuen Vorstellungen nicht als etwas gänzlich Neues im Geiste Platz nehmen*. Dörpfeld, didakt. Materialismus<sup>1</sup>

121 (1886); ebd. 218: *Von der phantasiemäßigen Anschauungsvermittlung*. Phantasiemensch fehlt: ein gutes Beispiel böte G. Schwab, *Deutsche Prosa*<sup>2</sup> 2, 36 mit dem treffenden Urtheil über Börne: *Verstandesmensch als Kritiker, Phantasiemensch als Politiker*. Phantasiereich (Adj.) ist vor Klinger bei Herder 1, 83 (Suph.) aus dem Jahre 1765 zu finden: *die Phantasiereichen Araber*; vgl. auch ebd. 13, 308 (1785, Ideen): *Überhaupt sind bei allen Phantasiereichen Völkern die Träume wunderbar mächtig*. Natürlich spricht man auch von Phantasiereichthum, doch habe ich augenblicklich für das Wort keinen besseren Gewährsmann als D. Stern, *Gesch. d. deutschen Nationallitteratur seit Goethes Tode* 137 u. 152. Phantasiereich als Hauptwort wird durch eine Stelle aus Gervinus belegt, dem wohl das gleichbedeutende Schillersche Reich der Phantasie (*Ihr wildes Reich behauptet Phantasie*) vorschwebte. Phantasiespiel brauchte nicht erst aus Auerbach belegt zu werden; am Anfange des Jahrhunderts finden wir es in Eberhards *Handbuch d. Ästh.* 2, 41 (1803): *Das gibt ihr [der christl. Religion] ihren hohen Werth, nicht ihre Poesie, nicht ihr Phantasiespiel*; ebd. 4, 338 (1805): *bald starkes, bald liebliches Phantasiespiel* [der deutschen lyrischen Poesie]. Das Wort wird wohl schon im 18. Jahrh. vorkommen; vgl. Wieland, *Agathon* 1, 234: *Das Spiel der Phantasie und des Witzes*. Phantasiestück. Wenn als Beleg nur der Titel der Weisflog'schen Erzählungen (seit 1824) gegeben wird, so mußte eher an Hoffmanns zehn Jahre früher erschienene und nicht bloß im Titel von Weisflog nachgeahmte *Phantasiestücke in Callots Manier* (Leipz. 1814) erinnert werden. Phantasiethätigkeit ist ein häufig von Deinhardt gebrauchtes Wort; seine Abhandlung über Phantasie in *Schmids Encykl. d. Erziehung*<sup>2</sup> 5, 782—798 enthält es mehr als dreißigmal. Vischer in der *Ästhetik* gebraucht es ebenfalls nicht selten. Hegel, *Ästhet.*<sup>2</sup> 1, 417 hat *Thätigkeit der Phantasia*. Phantasievoll ist wohl unter den von Lexer übergangenen Zusammensetzungen mit Phantasie die in unserer Zeit am häufigsten gebrauchte und scheint bei der Bearbeitung von Dichterwerken und Tonstücken gar nicht mehr entbehrt werden zu können, doch kenne ich es erst aus Vilmar's *Litteraturgesch.*, z. B. <sup>19</sup> 301: *Friedrich von Spee, der herzliche, anmuthige und phantasievolle Lieder dichtete*. Hettner und Scherer brauchen das Wort häufig; es fehlt aber bei Sanders in beiden Wörterbüchern. Phantasiewerk (fehlt): *Reales wird als ein Phantasiewerk behandelt* Goethe 28, 179 (Über den Dilettantismus). Phantasmagorie und auch phantasmagorisch verdienen wohl eher

Aufnahme als Phantasmist und Phantomist; man denkt zunächst an Goethes *Helena*, *classisch-romantische Phantasmagorie*, und einen Beleg zu phantasmagorisch gibt Kehrein aus einem Briefe Goethes an Reinhard. Wurden aber einmal die Phantasmisten erwähnt, so durfte auch als hervorragender Vertreter der Gattung der aus Goethes Faust bekannte Proktophantasmist nicht fehlen, in dem wir wohl einen älteren Vetter des in den Vierziger Jahren auftauchenden und dann durch die Fliegenden Blätter rasch bekannt gewordenen Staatshämorrhoidarius erblicken dürfen. Phantasma ist wohl als ganz griechische Form übergangen, doch verdiente die in der Endung deutsch gemachte Mehrheit Phantasmen wohl aufgenommen zu werden, da das Wort in dieser Form seit dem Ende des vorigen Jahrhunderts häufig begegnet. Ein Beispiel Goethes 28, 170 (Dilettantismus). Kehrein im Fremdwörterbuch gibt für Phantasmen eine Stelle aus Wieland 37, 56 in der Gruberschen Ausgabe, die mir nicht zur Hand ist. Phantastik (übergangen) ist ein Lieblingswort Hettners und bei ihm Dutzende von Malen zu finden, vielleicht eine Hegelsche Bildung, bei dem es u. A. Ästhetik<sup>2</sup> 1, 402 vorkommt. *Die ganz Phantastik und Verwirrung, alle Gährung und wild umhertauselnde Vermischung der symbolischen Kunst.* Phantom. Daß für die Mehrzahl aus Schiller nur die schwache Form belegt wird, könnte irreleiten; es wäre darum aus ihm auch ein Beispiel der starken Form zu geben, etwa das bekannte aus Ideal und Leben:

*Wie des Lebens schweigende Phantome*

*Glänzend wandeln an dem stygischen Strome.*

Pharisäer, Pharisäerthum, pharisäisch sind lange und häufig gebrauchte Ausdrücke für das Wesen der Leute, die sich selbst vermessen, daß sie fromm seien. Luther hat phariseisch Gute Werke B ij<sup>b</sup> (1520): *von den falschen, phariseischen unglaublichen guten wercken*; ebenso H. Emser, Annotationes zu Luthers Neuem Testament F iij<sup>a</sup> (1525): *diese Phariseisch entschuldigung*. J. Jones in der Übersetzung von Melanchthons Apologie (1525) schwankt zwischen pharisaisch (7<sup>b</sup>, 9<sup>a</sup>, 12<sup>a</sup>, 142<sup>a</sup> u. ö.) und phariseisch (145<sup>a</sup>, 149<sup>b</sup>, 167<sup>a</sup> u. ö.). phariseyer hat H. Emser a. a. O. G vij<sup>f</sup>, übrigens im eigentlichen Sinne: *schriftgelerten und phariseyer*. Pharisäerei bietet Bode im Tristram 6, 35 (1774): *'ch glaube, daß 'n Soldat, wenn er Zeit zum Beten gewinnen kann, wohl ebenso herzlich betet als 'n Pastor, obschon nicht mit so'n Haufen Handgebärden und Pharisäerey*.

Philanthrop sollte in seinen beiden Bedeutungen, sowohl der allgemeinen wie der besonderen (Anhänger der Rousseau-Basedowschen Erziehungsgrundsätze) verzeichnet sein; beide Bedeutungen hat auch das Eigenschaftswort philanthropisch, doch finden wir nach der Einrichtung des Dessauer Philantropins (1774) und der gleichnamigen Anstalten (Marschlins, Heidesheim, Schnepfenthal) zur Bezeichnung des engeren Begriffes auch vielfach philanthropinisch und philanthropinistisch, wie auch der Deutlichkeit wegen Philantropist und Philanthropinist von Philanthrop, desgl. Philanthropinismus von Philanthropie unterschieden wird. Vgl. Goethe 22, 159 Hempel (Dichtung und Wahrheit 14. Buch): *Basedow hatte die Absicht, das Publicum durch seine Persönlichkeit für sein philanthropisches Unternehmen zu gewinnen.* Niemeyer, Grundsätze d. Erz.<sup>7</sup> 3, 368: *philanthropische Unternehmungen*; ebd. 371: *die philanthropischen Institute.* Philanthropinisch erscheint als ein Lieblingswort Bahrdts in dessen Lebensbeschreibung, z. B. 2, 305 (1790): *Nach den großen Ideen, die ich von Philanthropinischer Feierlichkeit hatte*; ebd. 271: *Ich sahe den glänzendsten Wirkungskreis eines Directors philanthropinischer Anstalten*; ebd. 275: *Ich bekam auch nicht ein Tröpflein des pädagogisch-philanthropinischen Geistes, den der große Basedow über mich hätte ausströmen sollen*; ebd. 276: *Ich machte mich .. mit der philanthropinischen Lehr- und Erziehungsart vertraut.* Ebd. 290: *Salis erzählte von Basedows Thaten und Philanthropinischen Herrlichkeiten*; ebd. 305: *Ein Wirthshaus, welches Herr von Salis erbaut hatte und welches nun der philanthropinische Gasthof hieß.* Hettner, Litteraturgesch. d. 18. Jahrs.<sup>8</sup> 3, 2, 321: *Keine dieser philanthropinistischen Anstalten ist von langer Dauer gewesen*; ebd. 322: *Der tüchtigste und kräftigste Förderer dieser philanthropinistischen Erziehungsrichtung war Campe.* Vgl. auch J. G. Müller, Emmerich 2, 267: *Lieber philanthropinisierender Leser.* Philanthropinwäldchen Jean Paul, Unsichtb. Loge III (Hpl.) — Für den Philister verweist Lexer auf einige von mir gegebene Nachweisungen, die doch das große Thema der Philisterei nur eben streifen. Ich muß es mir aber auch hier versagen, durch Vorführung reichlicher Beispiele den Philister in seinen so außerordentlich zahlreichen Erscheinungsformen und oft täuschenden Verhüllungen darzustellen; es möge nur gestattet sein, eine Vermuthung über den Ursprung der Übertragung des Wortes auszusprechen. Die von Lexer nach Weigand mitgetheilte Behauptung Wiedemanns, daß ein besonderer, dem letzten Drittel des 17. Jahrhunderts zuzuweisender Vorfall auf der Universität

Jena die Bezeichnung des nichtstudentischen Bürgers durch Philister veranlaßt habe, halte ich jetzt wie schon 1877 für sehr zweifelhaft, doch mag in ihr nach Ort und Gedankeninhalt ein Kern von Wahrheit stecken. Daß die Studenten sich als Musensöhne bezeichneten, konnte bei streng christlich biblischer Weltanschauung für heidnischen Unfug gelten, und zumal für die Theologen der ausdrücklich als Vertreterin des reinen biblischen Lutherthums gegründeten Universität Jena lag vielleicht der Gegensatz von Israeliten und Philistern näher. Dann mögen die Studenten nach biblischer Sprechweise sich als das auserwählte Volk, als Kinder Gottes im Gegensatz zu dem unbegnadeten Volke der Heiden oder Philister gefühlt und bezeichnet haben. Leicht konnte sich solcher Sprachgebrauch noch im 17. Jahrhundert über die drei schon bestehenden sächsischen Universitäten und das seit 1694 hinzutretende preußische Halle verbreiten, wie ja in der That die Übertragung des Wortes Philister sich zuerst in der geistig von diesen vier Hochschulen beherrschten obersächsischen Gegend zeigt. Hierzu stimmt es, wenn ein in den neunziger Jahren des 18. Jahrhunderts erfolgter Auszug der Hallischen Studenten in gleichzeitigem Bericht als Auszug der Kinder Israel aus Ägypten dargestellt wird; hierzu stimmt es nicht weniger, wenn Goethe, vielleicht in bewußter Erinnerung an überlieferten studentischen Sprachgebrauch, bald ausdrücklich, bald andeutend Philister und Kinder Gottes einander gegenüberstellt, so am deutlichsten Bd. 2, 290 Hempel ('Gedichte sind gemalte Fensterscheiben') und erkennbar auch ebd. 2, 298 im Gedichte vom Regen und Regbogen. So läßt sich die Sache wohl denken; doch bleibt die Vermuthung unsicher, und wer sie zurückweist, kränkt mich nicht. Von Zusammensetzungen und Ableitungen, die freilich zum Theile nicht viel lehren und die zu erschöpfen nicht beabsichtigt wird, mögen hier noch folgende Platz finden: Philisterbart (bestehend aus Backenbart und Kinnbart, soweit letzterer sich unter dem Kinn hinzieht während das Kinn selbst wie die Theile um den Mund rasiert sind; steht gelegentlich im Gegensatz zum 1848er Demokratenbart, dem heute allgemein üblichen sog. Vollbart; vgl. Fontane, *Wanderungen* 1, 462: *Lange genug habe ich einem hochlöblichen Publicum gedient und einen Philisterbart getragen; nun will ich frei sein und einen Demokratenbart tragen.* Philisterbrut H. Leo, *Volksblatt* St. u. L. 1856, S. 821: *Bekehre dich ordentlich, innerlich in Geist und Wesen, theure Philisterbrut — oder laß es ganz bleiben — aber mache keinen Seifenschaum mit bunten Bilderchen drin, und vor Allen*

*mache dir nicht weiß, du seist auch etwas, wenn du dich in den Seifenblasen als ein leidliches Kerlchen abspiegelst.* Philisterdasein Scherer, Lit.-Gesch. 646: *Der Klempnermeister Konr. Grübel in Nürnberg hatte städtisches Philisterdasein poetisch abgeseildert.* Philisterdumm gebraucht Hoffmann v. Fallersleben, Ged. 256; ebenderselbe auch Philistergesehmeiß (Spitzkugeln S. 30):

*Besser du stirbst für eine Idee, als daß du bewußtlos.*

*Lebst in den Tag hinein wie das Philistergesehmeiß.*

Philisterhaus. Wer denkt nicht an G. Schwabs viel-gesungenes Lied:

*Bemouster Bursche zieh ich aus,*

*Behüt dich Gott, Philisterhaus?*

Philisterhimmel nennt H. Leo im Volksbl. f. St. u. L. 1858, S. 1069 den einem Philister erwünschten Zustand: *zu diesem Philisterhimmel wären wir sicher angelangt!* Philisterjoch Strachwitz, Ged. 41:

*Eh zwingt der Maulwurf in sein Loch*

*Den Adler stolzbeschwingt,*

*Eh Philisterwitz und Philisterjoch*

*Den Dichternacken zwingt.*

Philisterkanngießerei bei Jahn 1, 255 (Volksthum): *Der Geschichtschreiber, wenn er nicht Kindermärchen schwatzen, Philisterkanngießereien aufstutzen, Altweiberröschse putzen will, ist nichts ohne Vaterland, Volksthum und Muttersprache.* Philisterland. Der aus Börne beigebrachte Beleg klingt stark an eine Stelle des viel-gesungenen Liedes „O alte Burschenherrlichkeit“ an:

*Sie zogen mit gesenktem Blick*

*Sich ins Philisterland zurück.*

Philisterlich steht in der Zusammensetzung das Unphilisterliche bei Heine 7, 68 der Campischen Ausgabe von 1887 (Deutschland von Luther bis Kant). Philisterlein bei Strachwitz, Ged. 16:

*Kann mir nichts die Harfe stimmen,*

*Nicht die Liebe, nicht der Wein,*

*Sei's das zornige Ergrimmen*

*Über die Philisterlein.*

Philistermann für Philister hat Kopisch, Ges. W. 1, 247:

*Stirbt im Hansjochemwinkel ein Philistermann,*

*Ins Himmelreich er nicht so bald gelangen kann.*

Philistermoral: *die gewöhnliche hausbackene Philistermoral.* Philisterpferd (= Miethsgaul oder Gewohnheitsthier) ist durch ein wenig bezeichnendes Beispiel aus Kotzebue belegt. Vgl. Gaudys Gedicht „Führ uns nicht in Versuchung“:

*Da stund ich wieder an der Ecke (nämlich dem Wein-  
haus gegenüber)*

*Höchst wunderbar! Wie kam es nur?*

*Die Beine wollen nicht vom Flecke,*

*Recht nach Philisterpferds Natur.*

Philisterrotte bei Strachwitz, Ged. 67 (Recl.): *Laßt uns zerbrechen die Philisterrotte! Philisterseele: Was kann aus so platter Philisterseele [Brockes] Hohes kommen?* Hettner, D. Litt. 3, 1, 342. Philisterschaden bei Eichendorf, Krieg den Philistern 161:

*Erhalt der Herr euch lang erklecklich dumm,*

*Behüt die Blüthen vor Geschmeiß und Maden,*

*Maifrösten, Türken- und Philisterschaden.*

Ebd. 51: Philisterschaar und 101: Philisterfähnlein. Philisterstaaten. Novalis 2, 237 unterscheidet genialische und Philisterstaaten. Philisterunglück nennt H. Leo im Volksbl. f. St. u. L. 1857, S. 774 ein solches, das dem ersten besten Philister begegnen kann. Philisterthum ist durch das etwas phrasenhafte Beispiel aus Bettinas Briefen nicht ausreichend belegt. Statt vieler Belege diene einer aus Wienbargs ästhetischen Feldzügen 79 (1835): *Sie werden entweder die Leibpoeten des Philisterthums, das unmittelbar über dem Volk lagert, oder sie werden die Poeten der Gebildeten, d. h. verschiedener unter sich streitiger Cliques, welche die gesellschaftlichen Culminationen der Macht, des Geistes, der Gelehrsamkeit u. s. w. repräsentieren.* Philisterium steht wohl wegen seiner lateinischen Endung an der Grenze der Aufnahmefähigkeit, doch ist es einmal in studentischen Kreisen häufig gebraucht, theils als sinnverwandt mit Philisterthum, theils als Sammelname zur Bezeichnung der Philister: vgl. in letzter Bedeutung H. Leo, Volksbl. 1857, S. 774. *Ein paar hundert tolle Excesse von müßig gewordenen Fabrikarbeitern würden unser süßes deutsches Philisterium weit rascher wieder ernüchtert und zu einigem Conservatismus bekehrt haben.* Philisterverstand W. Raabe, Deutscher Adel in Westermanns Monatsheften 1878, November, S. 162: *Vögel aus demselben Nest der Lebensharmlosigkeit, nur daß den ein sein phantastisches Gefieder allzu leicht zu hoch über den gesunden Menschen- und Philisterverstand hinaustrug.*

Philisterweisheit: Prinz Zerbino ist gegen die hausbackene Aufklärungsmoral und Philisterweisheit gerichtet. Hettner Litgesch. 3, 3, 2, 434. Philisterwelt ist verzeichnet, doch ohne Beleg gelassen; man denkt zunächst an die bekannten Zeilen von Klammer Schmidt:

*Ich labe mich lieber an Wein und am Kuß,  
Bevor ich hinunter*

*Ins traurige Reich der Philisterwelt muß (Hier  
sitz ich auf Rosen mit Veilchen bekränzt).*

Vgl. auch Wienbarg Ästh. Feldz. 135 (1835): *In dieser wüsten küstenlosen Litteratur, in welcher die Schriftsteller ohne Polarstern schiffen und ihre großen und kleinen Büren nicht am Himmel, sondern in der Philisterwelt haben.* Philisterwitz: *Es steht mancher Weise in Erz und Bronze auf unseren Märkten, aber Regenschauer, Philisterwitz und üble Nachrede gehen an keinem von ihnen so machtlos vorüber wie an meinem Freund.* W. Raabe, Deutscher Adel a. a. O. S. 287. Philistern (und zwar trans., also: in Philisterweise behandeln) war durch das bei Sanders und Kehrein stehende Beispiel aus E. M. Arndt zu belegen. Philistrieren in der Bed. zum Philister (einer studentischen Vereinigung) machen ist doch wohl seltener Sprachgebrauch; ich kenne es mehr in dem intr. Sinne: sich vom Verbindungswesen fern halten. Philiströs wechselt mit philistros; letzteres wird von H. Leo bevorzugt, z. B. Volksbl. f. St. u. L. 1856, S. 548: *dies geistig armselige und philistrose Lumpengesindel.* Die schlechte Form Philiströsität aber ist doch sicher weniger üblich als das übergangene Philistrosität; übrigens wird man leicht zugeben, daß beide fehlen könnten.

Philosoph und Philosophie verdienten eine eingehendere Erklärung als ihnen bei Lexer zu Theil wird; wenigstens sollte ausdrücklich an den eigenthümlichen Gebrauch erinnert werden, den diese Wörter etwa seit der Mitte des vorigen Jahrhunderts erleiden. Dazu genügte schließlich ein Hinweis auf das 7. Buch von Goethes Dichtung und Wahrheit, Wke. 21, 57 (Hempel), wo von dem Gegensatze des sich innerhalb des protestantischen Theils von Deutschland und der Schweiz lebhaft regenden sogenannten Menschenverstandes einerseits und der Schulphilosophie anderseits gesprochen wird: *Man glaubte, wenn man in seinem Kreis richtig urtheils und handle, sich auch wohl herausnehmen zu dürfen, über Anderes, was entfernter lag, mit-sprechen zu dürfen.* Nach einer solchen Vorstellung war nun jeder berechtigt, nicht allein zu philosophieren, sondern sich auch nach und nach für einen Philosophen zu halten. Die Philosophie war also ein mehr oder weniger gesunder und geübter Menschenverstand, der es wagte ins Allgemeine zu gehen und über innere und äußere Erfahrungen abzusprechen . . . und so fanden sich zuletzt Philosophen in allen Facultäten, ja in allen Ständen und Hantirungen. Damit werden wir in die



Zeit der sogenannten Popularphilosophen geführt, die der Gefahr nicht entgingen den Begriff der Philosophie zu verflachen, indem sie gern jede von den überlieferten Vorstellungen freie oder sich freidünkende Betrachtung der Dinge als philosophisch bezeichneten; man vergleiche nur in J. J. Engels *Philosophen für die Welt* den Titel des Buches mit der Mehrzahl der in demselben stehenden Abhandlungen. Goethe selbst bezeichnet im 8. Buch a. a. O. S. 99 seinen Gastfreund, den Dresdener Schuster, mit gutmüthigem Scherz als *praktischen Philosophen und bewußtlosen Weltweisen*. Wie sich diese Popularphilosophie allmählig überlebte und nicht zum wenigsten durch das absprechende Wesen Nicolais an Ansehen verlor, gehört freilich nicht ins Wörterbuch, ließe sich aber auch ohne große Erörterung an einigen wohlgewählten Beispielen klar machen. Philosophaster, ein im 18. Jhd. anscheinend nicht seltenes Wort, [Vgl. Kritikaster, Poetaster, Theologaster, Medicaster, letzters in Günthers Lebensbeschreibung 76] (1732) gebraucht Joh. v. Müller in einem Briefe vom 12. August 1770 (Wke. 29, 79 der Ausg. v. 1831 ff.), ferner Wieland Horazens Sat. <sup>2</sup>1, 33 (1786); andere Beispiele bringt Kehrlein aus Herder. Verwandt mit dem Philosophaster ist der Philosophant, den Sanders und Kehrlein aus Lichtenberg nachweisen; desgl. der Philosophist, den Jean Paul Hesperus 281 (Hpl) vom Philosophen unterscheidet (*so viele Philosophen und Philosophisten*). Philosophistisieren hat Novalis 2, 177: *Das Universalisieren und Philosophistisieren ein spezifischen Begriffs oder Bildes ist nichts als ein Ätherisieren, ein Verluftigen, Vergeistigen eines Specificums oder Individuums*; ebd. 2, 117 auch Philosophismus: *Philosophismus ist ein höheres Analogum des Organismus; der Organismus wird durch den Philosophismus completiert und umgekehrt*. Philosophin. Zu dem Beispiele aus Zimmermanns Einsamkeit füge man ein früheres aus Gellerts Lustspielen 130 (1748):

*Ihr seid gelehrt,*

*Recht sehr gelehrt in allen Sachen,*

*Und wollt Lucinden gern zur Philosophin machen.*

Philosophenbart bei Wieland Hor. Sat. <sup>2</sup>2, 73: *er hat natürlich auch nach Art dieser Leute den Philosophenbart (sapientens barbam)*; vgl. ebd.: *des Stertinius, eines philosophischen Marktschreiers, dem sein stoischer Bart und Mantel (s. später Philosophenmantel) ... eine Art von Recht gaben*; kürzer zu Horaz Sat. 1, 3, 133: [der stoische Tugendschwätzer] *hat natürlich auch nach Art jener*

*Leute den Philosophenbart.* Vgl. Friedländer Sittengesch. Roms 3, 559 (1871): *ein langer Bart, hinaufgezogene Augenbrauen, ein grober Mantel und bloße Füße seien einem genug, um sich für weise, mannhaft und gerecht auszugeben.* Philosophenbraten: *Eine am Spieß gebratene und mit Petersilie bedeckte Hammelbrust ist ebenfalls kein verächtliches Gericht: es ist dies der sogenannte Philosophenbraten.* La Reynière Küchenkalender, übersetzt und herausg. v. Habs (Reclam). Philosophenkönig bei Gregorovius Athenais 121. Philosophenkaiser bei Friedländer a. a. O. zur Bezeichnung des Kaisers Julian. Der Philosophenmantel wird im Alterthum und dem entsprechend auch häufig in deutschen Schriften erwähnt, theils im eigentlichen Sinne, theils übertragen. Vgl. Poesie der Franken 1, 215 (1730):

*Hiermit ließ er die guten Alten*

*Die Philosophenmäntel falten.*

Wir finden diesen Ausdruck desgleichen in einem doch für weitere Kreise berechneten Buche, das im Jahre 1786 zu Breslau unter dem Titel *Liebe und Ehe in der Narrenkappe und im Philosophenmantel* erschien (s. Verzeichn. des antiq. Bücherlagers von K. Th. Völcker 141, Nr. 67). Daß auch in unseren Tagen der Ausdruck als allgemein bekannt vorausgesetzt wird, sehen wir aus den Grenzboten, Jahrg. 1887, Nr. 52, S. 635, wo eine Abtheilung von Gedichten Albert Gehrkes die zusammenfassende Überschrift: *Im Prophetenmantel trägt.* Arndt Geist der Zeit <sup>21</sup>, 46 (1807): *Selbst die Theologie ließ sich so weit herab, den Philosophenmantel umzunehmen; nun ward sie be-thört, und die Philosophie stützte und zierte und glättete an ihr, so lange es etwas zu stützen, zu zieren und zu glätten gab.* Friedländer a. a. O. 602: *Ist es erforderlich, daß tausend Bänke aufgestellt, Zuhörer eingeladen werden, daß du in eleganter Kleidung oder im schäbigen Philosophenmäntelchen auf das Katheder trittst und den Tod Achills beschreibst?* Vgl. ebd. 569: *Die Gegner ließen es sich nicht nehmen, gerade auf den Lebenswandel dieser bloßen Bart- und Mantelphilosophen hinzuweisen, um die Unfruchtbarkeit der Philosophie für sittliche Vervollkommenung darzuthun.* Wieland Agathon 10, 3 (Sämmtl. Wke. 2, 273 der kl. Ausg. von 1794 ff.): *Man mußte Metaphysik in geometrischen Ausdrücken reden, um sich dem Fürsten angenehm zu machen. Man trug also am ganzen Hofe keine andere als philosophische Mäntel.* Frkf. Gel. Anz. 1, 147 (1772): *So rathe ich keinem Dichter, in dem Mantel der Philosophen aufzutreten, dessen Löcher so vielen ärgerlich an denjenigen sind, die keinen besseren Mantel haben und ihn aus Caprice auf einige Stunden von sich legen, um zu sehen, wie sie der*

*andere kleidet und wie weit er ihnen reicht.* Philosophenbart und Philosophenmantel findet man auch in mehreren deutsch-latein. Wörterbüchern, wie von Georges. Philosophenmaske bei Friedländer a. a. O. 573: *dies bequeme und einträgliche Bettlerleben, das ihnen zugleich die Möglichkeit gewährte, unter der Philosophenmaske ihren bestialen Neigungen zu fröhnen*; ebd. 561, 577 u. oft, übrigens schon viel früher, Philosophenschule, 559: Philosophentracht Philosophensecte bei Seume 8, 200 (Weinlese): *Professor und Verfechter einer Philosophensecte.* Philosophenthum bei Gregorovius Athenais 80: *fakirhaftes Mönchthum und das Bettelphilosophenthum Griechenlands.*

Phiole wird einfach als kugelförmige Glasflasche mit langen Halse bezeichnet. Es wäre hinzuzufügen, daß nach dem heutigen Sprachgebrauche das Wort ein ungewöhnliches und vornehmes geworden ist, daher, so viel ich weiß, nicht zur Bezeichnung von alltäglichen Gebrauchsgeräthen verwendet wird, sollten sie auch der sonst richtig von Lexer gegebenen Begriffsbestimmung entsprechen: man versteht vielmehr unter der Phiole die in der angegebenen Weise gestaltete Glasflasche des Chemikers, der ja dem gewöhnlichen Sterblichen leicht wie ein Hexenmeister erscheint, oder ein als Heiligthum gezeigtes oder kirchlichem Gebrauche dienendes Gefäß. Hierzu stimmen die von Lexer gegebenen drei Beispiele, denen noch beizufügen wären zunächst die schon von Kehrein angeführte Stelle aus Faust 2. Theil (Hempel, 13, 69):

*Schon in der innersten Phiole*

*Erglüht es wie lebendige Kohle;*

ferner aus Lenaus Faust (S. 386 der Gesamtausgabe von Barthel):

*Er rief und hatte mit den Worten*

*Phiolen, Flaschen und Retorten*

*Zerschmettert schnell in tausend Scherben.*

Diese Scherben heißen zum Überfluß ebd. 385

*die Splitter*

*Vom alchymist'schen Apparat.*

Und wenn Rückert in dem von Sanders gebotenen Beispiele aus den Makamen eine Trinkflasche als Phiole bezeichnet, so mag dies der morgenländischen Einkleidung zuliebe geschehen sein, wird aber wohl eher eine durch das vorhergehende Reimwort Viole nahe gelegte unübliche Verwendung des Wortes Phiole sein, wie dergleichen bei Rückert häufig zu finden ist. Dahn, im Kampf um Rom <sup>1</sup>, 277, verwendet bei der Schilderung eines Gastmahls und Trinkgelages wieder

die ursprüngliche griech. Form *Phiale*, ich denke, weil ihm die *Phiole* zu alchymistisch, apothekerhaft oder kirchlich vorkam: *Laß die Amphora hereinbringen; dazu die Phialen von gelbem Bernstein.* Hedio in der Übersetzung von Baptista Platinas Papstgeschichte 32<sup>a</sup> (1546) hat *Phiel*: *ein guldin Phiel oder schal.*

Phlegmatiker und phlegmatisch werden erst aus Kants Anthropologie belegt. Wann ersteres Wort aufgekommen ist, weiß ich nicht, will aber doch bemerken, daß die lateinische Form *phlegmaticus*, die ja noch heute neben *Phlegmatiker* gebraucht wird, schon von Sim. Roth (1572) als Fremdwort aufgenommen und erklärt ist: *ein rotziger, pfutziger, tostiger mensch.* Phlegmatisch aber im Sinne der alten Anthropologie ist schon im 16. Jhd. ganz gewöhnlich, z. B. 1532 bei Fries, Spiegel der Arznei 106: *von flegmatischem unwillen* [Übelkeit]; Sebiz vom Feldbau 233 (1580): *die Phlegmatische und Wasserige feuchtigkeyt.* ebd. *phlegmatische beulen; auß vermischung des phlegmatischen und Biliosi geblüts.* New Distillirbuch 2<sup>a</sup> u. 5<sup>b</sup> (Fkft. 1597): *ein rohe ungedäwete Flegmatische feuchte;* ebd. 3<sup>a</sup>: *die Flegmatische vngeschmackte wässerigkeit.* Cureus Schles. Chron. übers. v. Rätzel 2, 50 (1585): *die Pituita und Flegmatische Materi.* Im übertragenen Sinne habe ich mir phlegmatisch erst aus Abbt Liebe zum Vaterlande (1761), Vermischte Werke 2, 47 der Ausg. von 1770 angemerkt: *Wir werden Stützen des Vaterlandes durch unsern Fall, anstatt demselben durch unsere phlegmatische Lage zur Last zu gereichen.*

Phosphor in der Bed. Morgenstern findet sich vor Fr. Müller bei Uz 1, 50 (Ausg. v. 1768):

*Wie Phosphor glänzt, der um den Morgenthau  
Aus Thetis Armen sich entziehet,  
Und ans gestirnte Blau  
Mit heitrem Lächeln tritt und vom Olympe siehet.*

In Phosphor wird die Abstammung nicht mehr gefühlt, und so bildet man auch Phosphorlicht:

*Dünste, mein Junge, nur Phosphorlicht,  
Vermoderte Quallen und Schnecken.*

A. v. Droste Hülshoff 1, 247.

*Ihr [der Sterne] Phosphorlicht wandelt die grünliche Fläche des unermesslichen Oceans in ein Feuermeer um* Humboldt, Ans. der Natur 175 (kl. Ausg. v. 1871); ebd. 139: *zahllose Insecten gossen ihr rüthliches Phosphorlicht über die krautbedeckte Erde.* ebd. 204: *ein schwaches Phosphorlicht.* Vgl. auch in Alfr. Meißners Gedicht Venezia: *du*

*blasser Phosphorschimmer*. Phosphorisch wird aus Wielands Clelia (1783) belegt; etwas früher sehen wir es bei Kant in Engels Philosophen für d. Welt 2, 151 (1777): *die Ausdünstung des phosphorisch Sauren, wornach alle Neger stinken*. ebd. 156. Auch wäre ein Beispiel aus Goethe 11, 1, 260 (Hempel) vom J. 1821 (Theaterreden) beizubringen:

*Und unter dem Kopfschmuck phosphorischer Schlangen  
Weiß glühen die Augen und rothbraun die Wangen.*

*Gephosphortes Wasserstoffgas* Humboldt, Ans. d. Natur 216.

Phrase. Zu den *geschraubten Phrasen* (Platen) wären auch die *gewundenen Phrasen* anzuführen, z. B. aus Goethe 13, 22 (Faust, 2. Theil); ferner *Phrasen drehen* und *Phrasen dreheln*, auch *Phrasendrehler*; die *geschwollene Phrase*, z. B. bei Geibel Ged. u. Gedenkbl. 103:

*Wann der Verfall anhebt? Wenn die Zeit die geschwollene Phrase  
Von des empfundenen Worts Fülle zu scheiden verlernt.*

Dazu gehört denn die nicht seltene Zusammensetzung *Phrasenschwall*. Phrasenflor Goethe 2, 382 Hempel (Zahme Xenien 5. Abth.):

*So zerret Lesers dürftig Ohr*

*Mit vielgequiritem Phrasen-Flor.*

Von weiteren übergangenen Zusammensetzungen seien genannt *Phrasengewebe* Vilmar Litgesch. 19444: *Noch länger bekannt und beliebt war das Phrasengewebe: die Fürstengruft*; *Phrasenheld* Vilmar Schulreden 217 (aus d. J. 1845); *Phrasenherrschaft* ebd. 336 (1849): *die Begriffs- und Phrasenherrschaft hat zu einer Trägheit und Feigheit geführt, die noch nie in so auffallenden Formen hervorgetreten ist, wie in unserer neuesten Zeit*; ebd. 337 wird der Ausdruck wiederholt; S. 335 dafür *Phrasendespotismus: die Begriffe werden zu Phrasen, und die Begriffsherrschaft wird zum Phrasendespotismus*; *Phrasentausch* H. Leo, Gedanken-späne 115: *den Dingen, vor allen Dingen den Persönlichkeiten und deren Handlungen fest auf die Nähte zu fühlen, haben wir uns in diesem öden langweiligen Traumleben unseres Phrasentausches, den wir Unterhaltung und Belehrung nennen, fast ganz entwöhnt*. Phraseologie ist übergangen. Im Jahre 1610 gab J. R. Sattler zu Basel seine Teutsche Orthographie und Phraseologie heraus. Seit wann das Wort auch im tadelnden Sinne gebraucht wird, habe ich nicht angemerkt: ein Beispiel aus dem Jahre 1790 gäbe J. G. Müller, Herr Thomas 2, 379: *also konnten seine Lieder nicht viel mehr enthalten als Gemeinplätze und abgemessene erotische Phraseologie*; ebd. 4, 353 (1791): *er erschöpfte seine ganz*

*poetische Phraseologie.* Bekannt ist Platens Vers aus der Gabel (Werke 4, 30 der Ausg. von 1854): *Phraseologie, die im Kopfe mir blieb aus einem Tragödienrührei.* Phraseologisch steht 1719 in Math. Kramers Nider-Hoch-Teutschen Wörterbuche, Vorrede, Bl. 1<sup>b</sup>: *gute phraseologische Dictionarien* und ebd. 3<sup>a</sup>: *ohne Nachtheil der zu einem rechtschaffenen phraseologischen Lexico erfordernten Vollständigkeit.*

Physik. Auf Wolframs fisike folgt sogleich ein Beispiel aus Kant, während man doch einige Belege aus den zwischenliegenden Jahrhunderten wünschte. Für das 16. Jhdt. wäre auf den doch häufig von Lexer angezogenen S. Roth zu verweisen: *Physic Wissen und kunst oder verstandt der natürllichen dingen*; dann etwa auf Pistorius Anatomie Lutheri 3, 47 (1593): *Daß Luther ein grober Saw Theologus ist und in seiner Theologia allzeit sewische Physick vnd stinkenden Mist vndermischen muß.* Physisch (belegt aus dem Jahre 1664) steht 1593 in Seb. Helbers Syllabierbüchlein 16, 28; ein zusammenhängendes Beispiel bietet Harsdörffer in dem von ihm verfaßten 3. Theil von D. Schwenters Mathematischen und Philosophischen Erquickstunden S. 227 (1653): *Diese Strahlen aber sind keine Mathematische und künstliche, sondern vielmehr Physische und natürliche Linien.*

Physiognomik. Die gegebene umfassende Erklärung wird leider durch das Beispiel aus Kant getrübt, welcher nur den Menschen ins Auge faßt; längst aber redet man doch auch von einer Physiognomik der Gewächse, wie ja in Humboldts Ansichten der Natur ein Abschnitt sich als *Ideen zu einer Physiognomik der Gewächse* bezeichnet (S. 173 ff. der kleinen Ausgabe von 1871); ebd. 155: *auffallend sind in altcastilischen Idiomen die vielen Ausdrücke für die Physiognomik der Gebirgsmassen, für diejenigen ihrer Gestaltungen, welche unter allen Himmelsstrichen wiederkehren und schon in weiter Ferne die Natur des Gesteins offenbaren.* Neben dem Physiognomisten verdient auch der Physiognomiker Aufnahme; letzteres Wort ist heute sogar das üblichere. Das Wort wurde wohl durch Lavaters bezügliche Schriften (seit 1772 und besonders seit 1775) üblich. Vgl. auch H. P. Sturz<sup>2</sup> 2, 205: *wir sind Alle, mehr oder weniger, empirische Physiognomiker.*

Piano als Adv. (Bürger) kommt schon 1702 vor bei Thomasius, Auserlesene Schr. 2, 36 (Ausgabe von 1714): *So lange Fridericus Sapiens und Spalatinus Luthers allzu hitzigen Eyfer mit Glimpff suppressierten, vnd der Churfürst Gott reformieren und alles fein piano gehen ließen, wengleich Luther noch so sehr scholt.*

Pichel (als Geiferlappchen kleiner Kinder) zeigt auch die Weiterbildung Pichelschürze, d. h. Latzschürze, nur daß die Pichelschürze ebensogut von Erwachsenen getragen wird und in unserer Zeit überhaupt die gewöhnliche Form der Schürzen ist. Das Wort gilt für berlinisch, gilt aber jetzt auch anderswo und wird wohl in ganz Norddeutschland verstanden.

Pichelei wird von Lexer mit Sanders nur im Sinne von Sauferei gefaßt und durch eine Stelle aus der Karschin belegt. Ich habe schon im Jahre 1877 darauf aufmerksam gemacht, daß die mir damals nur aus Sanders bekannte Stelle keinen Sinn gäbe, wenn man sie auf das Trinken bezöge, daß sie vielmehr auf harte Arbeit ginge, wozu ich auch picheln = schwer arbeiten aus Butschkys persianischem Rosenthal anführte. Genaue Einsicht in die genannte Stelle nimmt jeden Zweifel an meiner damaligen Behauptung. In dem bezüglichen Gedichte (Schlesisches Bauerngespräch, Gedichte von Luise Karschin, Berlin 1792 [Titelaufgabe von 1797], S. 376—388) schildert Bauer Hans S. 380 und 381 sein einfaches Tagewerk vom frühen Morgen an, gibt dabei an, wie seine Frau zuerst das Bette verläßt und fährt dann fort:

*Ich fahr ihr hurtig nach, und bet a Morgen-Seegen,  
So kurz als möglich iß; denn unsers Herr-Goots wegen  
Verwendt man nicht viel Zeit. Verzeih mirs Gott! wir seyn  
Zum Flegel nur gemacht und zu den Picheleyn.*

Der Bauer sagt also ganz einfach, daß er bei seiner harten Arbeit keine Zeit zu einer längeren Morgenandacht habe; er wirft nun einen Seitenblick auf den Städter, der wohl den Schein der Frömmigkeit annehme, dabei jedoch an seinen Wucher denke, und kehrt schließlich zu sich zurück:

*Wir Bauersleute thun, was unsre Väter thaten:  
Wir beten kurz und gut und gehn zur Arbeit hin.*

Das Mißverständniß der Stelle rührt wohl daher, daß Lexer sie auf Treu und Glauben aus dem Wörterbuche von Sanders entnahm; darauf deutet auch die nach Sanders gegebene Abtheilung der Zeilen, aus der die Alexandriner der Karschin nicht zu erkennen sind.

Pickel in der Bed. Eiterbläschen auf der Haut, Blatter wird ganz übergangen, während es doch wenigstens in ganz Norddeutschland ein alltägliches Wort ist und außer dem Adj. pick(e)lig in mancherlei Zusammensetzungen auftritt. Fontane Wanderungen 4, 345 erzählt vom alten Schadow, daß zwei in Wachsmasse ausgeführte Modellfiguren in der Nähe des warmen Ofens, weil das Wachs an der Oberfläche schmolz, eine wie mit Pickeln übersäte Haut

bekommen hätten. Ein Tausendkünstler will den Schaden beseitigen, führt dies aber so mangelhaft aus, daß Schadow sagt (a. a. O. 346): *Ja, die Pickeln sind weg, aber die Pelle ooch.* Pickel als eine Art Kraftwort zur Bezeichnung eines festen, seiner Arbeit gewachsenen Mannes wird aus Schöpf, tirol. Idiot belegt. In Norddeutschland habe ich diese Anwendung des Wortes nie gehört; daß sie im Süden auch außerhalb Tirols vorkommt, sieht man aus J. Gotthelf, Ges. Schr. 20, 175 (Berlin 1861. Käserei i. d. Vehfr.): *Das ist ein Buch, das ist eins! Das muß Einer sein, ders geschrieben hat, e ganze Kerli, e verfluchte Pickel!* Pickelhart wird nur aus Wörterbüchern belegt; vgl. darum Berlepsch, Alpen<sup>4</sup> 407 (1871): *wenn drunten im Thal Alles pickelhart gefroren ist.* Pickelhaube. Es wird richtig angegeben, wie das Wort allmählig seine Bedeutung gewechselt hat und heute fast ausschließlich den metallbeschlagenen und mit einer Spitze versehenen Helm bezeichnet. Man vermißt aber einen bestimmten Hinweis darauf, daß seit der Einführung des griechischen Vorbilde entlehnten mit der Spitze versehenen Helmes durch König Friedrich Wilhelm IV. das Wort Pickelhaube nicht bloß stehende Bezeichnung des preußischen Helmes, sondern auch der preußischen Heeres- und Staatsmacht geworden ist. Bei den Wahlen zum Zollparlament (1867) wurde in süddeutschen ultramontanen Blättern die schreckliche Anklage erhoben, man wolle in Berlin ganz Deutschland *unter die Pickelhaube bringen*. Gleichmüthiger empfand man es, daß vor nicht langer Zeit durch Abschaffung des sogenannten historischen Raupenhelmes und die Einführung des preußischen auch Baiern *unter die Pickelhaube gebracht* wurde. Für die von Lexer erwähnte unrichtige Ableitung, nach der man unter Pickel so viel wie Spitze verstand und versteht, bietet H. Heine, Deutschland, Cap. 3, ein bezeichnendes Beispiel:

<i>Nicht übel gefiel mir das neue Kostüm</i>	<i>Ja, ja, der Helm gefällt mir, er zeugt</i>
<i>Der Reiter, das muß ich loben,</i>	<i>Vom allerhöchsten Witze!</i>
<i>Besonders die Pickelhaube, den</i>	<i>Ein königlicher Einfall wars!</i>
<i>Helm</i>	<i>Es fehlt nicht die Pointe, die Spitze!</i>

*Mit der stählernen Spitze nach oben.*

Nach dem Gesagten bedeutet Pickelhaube natürlich auch den Helm der preußischen Polizei und den Polizeibeamten selber; vgl. Raabe, Deutscher Adel in Westermanns Monatsheften, Dez. 1878, S. 311<sup>a</sup>: *Ist das eine Polizei! Keine Pickelhaube zu sehen, so weit das Auge und der Tumult reicht.* Pickelstein wird als gefrorener Erdenkloß bezeichnet; besser ist die Erklärung Jahns 1, 536: *Erde, die*



steinhart mit scharfen Spitzen gefroren ist. Übrigens gebraucht man das Wort, wie Danneil an der von Lexer angezogenen Stelle bemerkt, kaum anders als in der Wendung: *es friert Pickelsteine*. Vgl. Jahn 1, 478: *Biermährte ißt man in den Hundstagen; wenn es Pickelsteine friert, kann man sie nicht gebrauchen*. Pickelstock wird nur im Sinne von Pickel = Spitzhacke aus Rädlein beigebracht, bedeutet aber auch den mit metallener Spitze versehenen Wanderstock; vgl. Hoffmann v. Fallersleben Ged.<sup>8</sup> 298:

*Ein Paar gute Sohlen  
Und ein heiler Rock,*

*Ein Paar weite Hosen  
Und ein Pickelstock,*

*Dichtes Wachstuch überm Hut  
Ist in Wind und Wetter gut.*

Picker steht bei Lexer nur im Sinne von Pickenarbeiter und von dem Vogel Steinhauer oder Steinpicker. Schottel jedoch 334<sup>b</sup> führt den Picker an als denjenigen, *der seinen Nutz von einem Anderen Abgang und Schaden sucht*, und ebenda: *Pikken, abpikken das ist ihm vortheilhaftig zuheimschen*. *Pieken* ist in Norddeutschland, besonders im Brandenburgischen, das gewöhnliche Haus- und Kinderwort für stechen (nd. pēken) und wird von *picken* bestimmt unterschieden. Floh und Nadel *pieken*; letztere heißt daher auch in der Kindersprache die *Pieknadel*, so daß diese Bezeichnung nicht etwa auf die Stecknadel beschränkt ist. Vgl. auch Kopisch, Ges. Schr. 2, 231:

*Wird dir bei Nacht die Ruhe geraubt durch hüpfender Flöhe  
Piekende Schar und sanft anschleichende Wansen.*

*Piekentief* (übergangen) führt Campe nach Frisch 2, 59<sup>b</sup> als gleichbedeutend mit zwei Klafter tief an. Denselben Sinn hat offenbar das in Bessers Schriften 1, 198 der Ausgabe von 1732 vorkommende *Picken-hoch*:

*Bey Landen hat es Carln, o strenge Schlacht bey Landen!  
Viel eher an Geschütz, als Gegenwehr gefehlt,  
Der mit dem Degen nur, als mehr kein Kraut vorhanden,  
Die Feinde Picken-hoch dem Tode zugezehlt.*

Erwähnt sei auch das aus dem Osten Deutschlands weiter gedrungene *piekfein* (auch *pickfein*), das im Munde von Handlungsreisenden und sonst in gewöhnlicher Rede eine sehr übliche Verstärkung von *fein* bedeutet. Es hängt schwerlich mit der *Pieke* oder *Spitze* zusammen (obgleich es auch ein *nadelfein*, *nähnadelfein* gibt); der erste Theil wird das polnische *piękny* (= schön) sein, so daß *piekfein* denselben Begriff doppelt ausdrückt, vgl. Guerillakrieg

und ähnliche Bildungen. Dem piekfein ganz nahe steht wienerisch piekstuß (pickstuß); vgl. Pötzl, Rund um den Stephansturm 111 (Reclam, Universalbibl. 2411, 2412): *der Vogel singt Ihna, daß d'Leut auf der Gass'n stehen bleib'n. Auf'n ganz'n Grund nennens'n nur 's pick-süße Hölzel*. [Nach Pötzl ein Dialectwort für die Clarinette] An den ebenfalls übergangenen Piekschlitten will ich hier nur erinnern, um das Wort als ein allgemein norddeutsches in Anspruch zu nehmen, das auch Sanders verzeichnet, während die Anführung bei Frischbier den Gedanken erwecken könnte, als sei es auf die Provinz Preußen beschränkt.

Piepbock (eigentlich piepender Bock) als passende Bezeichnung des Dudelsacks oder der Sackpfeife finde ich nur bei Sachs-Villatte 2, 1327<sup>b</sup>, während das Wort doch wohl in weiten Strichen Norddeutschlands nicht bloß volksmäßig (nd. in der Form Pibuck) für Dudelsack, sondern auch verächtlich für andere Tongeräthe, so insbesondere für ein schlechtes sog. Positiv gebraucht wird. Adelung, Campe, Heyse bringen für Sackpfeife die Bezeichnung Piepsack. Der Piepbock erscheint selten in Druckwerken; einen Beleg bietet die Schles. Zeitung vom 23. October 1885, Nr. 743 in einem von einem Ungenannten aus dem Französischen übersetzten Roman: *Der Dudelsackpfeifer gab, seinen Pipbock aufblasend, das Zeichen zum Aufbruch*.

Piephahn kommt in der ersten von Lexer angegebenen Bedeutung kaum noch vor, desto mehr norddeutsch in der zweiten, und darum wird das Wort überhaupt in anständiger Rede ganz gemieden. Ein Beispiel für die erste Bedeutung bietet Joh. Helwig, Nympe Noris bei Gödeke Elf Bücher deutscher Dichtung 1, 345<sup>b</sup>:

*es gottert und klottert und schlottert*

*Der Piphan für Stoltz.*

Mit dem P. ist hier nach den lautmalenden Zeitwörtern der Truthahn gemeint; man vergleiche auch das von Lexer nicht verzeichnete Wort Piephenne bei Harsdörffer, Frauenz. Gespr. 5, 469 (1645): *Daher hat jener eine Pipphenne, deme [lies der] eine Hand ein rothes Tuch vorhält, in einem Sinnbild vorgeführt mit diesen Worten: der Wahn betriegt. Weil besagter Vogel über die rothe Farbe, die ihn doch nicht beleidiget, zörnet*. Piepmatz wird nur aus Albrechts Buch über die Leipziger Mundart beigebracht, ist aber, so weit meine Kenntniß reicht, überall in Norddeutschland Bezeichnung eines kleinen Vogels (in Berlin insbesondere des Haussperlings) oder eines kleinen, ängstlichen oder weinerlichen Kindes, das man ja auch Vögelchen nennt.

Piepmeier (übergangen) war in den Jahren 1848—1850 ein häufig gebrauchter Ausdruck zur Bezeichnung einer Art von ängstlichen und unentschlossenen Politikern, die indessen das lebhafteste Bedürfnis hatten, sich bei jeder Gelegenheit mit ihrer Meinung hören zu lassen. Vgl. Jahn 2, 1061 in einem Briefe vom 20. März 1849: *Nun gibt es noch Leute, man nennt sie Piepmeiers, wahre Prachtkerle, die des Abends mit einer anderen Meinung zu Bette gehen und des Morgens mit einer anderen zum Vorschein kommen.* Man bildete auch weiter Piepmeierei und Piepmeierthum. Ein Beispiel für ersteres bietet Bismarck in seinem Petersburger Schreiben vom 12. Mai 1859 an den Minister von Schleinitz, abgedruckt bei Hahn, Fürst Bismarck 1, 52: *Es ist so weit gekommen, daß kaum noch unter dem Mantel allgemeiner deutscher Gesinnung ein preußisches Blatt sich zu preußischem Patriotismus zu bekennen wagt. Die allgemeine Piepmeierei spielt dabei eine große Rolle, nicht minder die Zwanziger, die Österreich zu diesem Zwecke niemals fehlen.* Bei Sachs-Villatte wird Piepmeier verzeichnet und durch Prudhomme wiedergegeben. Piepstückel (übergangen) steht bei Rumohr, Geist der Kochkunst (Reclam): *Brüste von großem Geflügel, als indianischen Hühnern (Kalekuten, Kuhn oder Piepstückeln); .. gerathen vorzüglich am Baumelspieß wie auf dem Roste.* Auch Campe, Heyse, Sanders und Sachs-Villatte im Encykl. Wb. führen Piepstückel in der Bedeutung von Pute(r) auf. Daß Piepvogel auch den preußischen rothen Adlerorden bedeutet, brauchte kaum aus Albrecht belegt zu werden, da doch die Bezeichnung unzweifelhaft nicht aus Sachsen, sondern aus Preußen, bez. aus Berlin stammt. Im Übrigen ist sie mehr gemüthlich als spöttisch zu fassen. Der Brandenburger verbirgt gern seine Neigung und selbst Verehrung für Dinge wie Personen unter einer dem Fremden achtungswidrig oder spöttisch klingenden Bezeichnung, und so nennt dort gelegentlich auch der unbedingtste Anhänger des Preußen- und Hohenzollernthums den bewußten Orden, den er stolz als wohlerworbenen trägt, einen Piepvogel.

Pieraas (Regenwurm) wird in der Berliner Volkssprache und auch sonst im Brandenburgischen in Pieresel verwandelt; in der Uckermark ist die stehende Bezeichnung Pieratz, auch Pieratse, pl. Pieratzen, was mit der von Frischbier verzeichneten Angabe des Westpreußen Treichel übereinstimmt.

Pietät wird erst aus Goethe belegt, während es doch schon Sim. Roth M 7\* (1572) als ein gebräuchliches Fremdwort aufnimmt. *Pietet vnd Pietantz Trewe pflicht, lieb vnd gehorsam, fürnehmlich*

gegen Gott, darnach gegen Vatter vnd Mütter, Kinder vnd Gefreunden, Gottesforcht, warer Gottesdienst. Vgl. auch Micrälius, Vorrede zum ersten Buche Vom alten Pommerlande: *meine pietät gegen vnser allgemeines Vaterland*; Philander 6, 65 (Frankfurt 1646, Itinerarium): *so vnerhörte kindliche pietet vnd Trewe*. Einer Dichterstelle für das Fremdwort bedurfte es eigentlich nicht; die einzige gegebene, aus Heinrich Heines letzten Gedichten, ist höchst unglücklich gewählt. Sie lautet:

*Der Deutsche wird die Majestät*

*Behandeln stets mit Pietät!*

Für denjenigen nämlich, welcher, unbekannt mit Heine, sie ernst nimmt, klingt sie ziemlich nichtssagend; wer aber Heine kennt, weiß, daß wenige Zeilen darauf diese Pietät darauf hinaufläuft, einst den deutschen Monarchen in sechsspänniger Hofcarosse auf den Richtplatz zu kutschieren und *'unterthänigst zu guillotiniern'*. Das ist nicht mehr gemüthliches Scherzen, wie wir es vorhin beim Piepvogel sahen; das ist herzlos grinsende Frechheit, über welche Lexer sicher genau so denkt wie ich. Ihm also mache ich wegen dieser Stelle keinen Vorwurf; es ist ja unmöglich, bei der für jedes Heft des Wb. sich ergebenden Arbeit mit vielen tausend Belegen jeden derselben nach seinem Zusammenhange zu kennen und darnach über Aufnahme oder Übergehung stets mit unanfechtbarem Urtheil zu entscheiden. Eher nehme ich Anstoß daran, daß die seit Jahrzehnten so häufig gebrauchten und fast zu Modewörtern gewordenen Ausdrücke pietätlos, Pietätlosigkeit, pietät(s)voll übergangen sind. Von Zusammensetzungen vermisste ich vorzugsweise Pietätspflicht und Pietätsrücksicht; vgl. G. Baur, Grundzüge der Erziehungslehre<sup>4</sup> XIX (Vorrede): *ich empfinde eine gewisse Pietätspflicht gegen die ursprünglichen Grundzüge einer Jugendschrift*; G. Curtius, Rede auf Friedrich VII. von Dänemark (1861) bei P. Cauer, Deutsches Lesebuch für Prima 376: *Man ist es gewohnt geworden, die Pflichten, welche in dem Gebote, du sollst deinen Vater und deine Mutter ehren, begriffen sind, als die ausschließlichen Pietätspflichten zu betrachten*; Palmer, Evang. Pädagogik<sup>2</sup> 651 (1855): *daß eine aufrichtige Geschichtsdarstellung aus Pietätsrücksichten oft unmöglich werde* (angeführt aus Curtmann, Lehrbuch der Pädagogik). Pietist. Aus Gervinus ist die Angabe aufgenommen, daß die Bezeichnung Pietist zuerst 1689 in Leipzig in Umlauf gekommen sei, während doch schon Weigand 2, 350 ausdrücklich unter Bezugnahme auf Ph. J. Spener den Frankfurter Ursprung des Wortes seit 1674 behauptet. Mir sind Speners Schriften nicht zur Hand, so daß ich die Wahrheit von Weigands Angabe nicht

erweisen kann; Spener aber gebraucht den Ausdruck in einem Briefe aus dem Jahre 1680, mitgetheilt bei Wackernagel, Leseb. 3, 1, 954 als einen damals schon üblichen: *Was zwar die Nomen der neuen Christen, pietisten und dergleichen anlangt, ... hoffe ich nicht, daß jemand von uns oder von unseren bekanten freunden solchen jemahl von sich selbst werde gebraucht haben, ... sondern solche nahmen sind von den wiederich-gesinnten und übel-wollenden uns zum schimpff auffgebracht worden.* Man bildete im Anfange des 18. Jhdts. auch, doch wohl nur vereinzelt, das Wort Impietist, vgl. Neukirchs Sammlung 4, 200:

*Die Frommen weiß ich wohl, ich kenne keines gleichen,  
Wo lehr und leben stets in gleicher waage gehn,  
Da wohl vor diesem ruhm der gröste teil muß weichen,  
Und manch impietist beschämt zurücke stehn.*

Pietistisch (belegt aus Nicolais Sebaldus Nothanker) wird bald nach Pietist entstanden sein; einen Beleg aus dem Jahre 1698 haben wir bei Leibniz, Deutsche Schriften, herausgeg. von Guhrauer 2, 80 (Brief an Jablonski): *weil man es nicht nur als einen Pietistischen Streich, sondern auch gar als eine Oppression der Evangelischen aufnehmen würde.*

(Fortsetzung und Schluß folgt.)

GROSS-STRELITZ.

A. GOMBERT

#### Zu S. 370.

Auch v. Bahder verweist mich auf Helbers Litteraturbüchlein, sowie auf Literaturblatt 1888, Sp. 340, wo er es ausgesprochen, daß in dem Dialect Ulrichs von Liechtenstein der Zusammenfall von *iu* und *ü* nicht eingetreten.

#### Mittheilungen.

Professor Dr. Fr. Vogt in Kiel ist als Nachfolger Weinhold's nach Breslau berufen; Vogt's Nachfolger in Kiel wird O. Erdmann, bis jetzt in Breslau.

An die neu gegründete Universität in Freiburg i. S. sind berufen Dr. Fr. Jostes in Münster und Dr. W. Streitberg, der sich eben erst in Leipzig habilitiert.

Dr. A. Hauffen hat sich an der deutschen Universität in Prag für deutsche Sprache und Literatur habilitiert.

## ZUR RUNENLEHRE.

---

Das neueste Werk über Runen ist dasjenige von Ludv. F. A. Wimmer, *dänische Runeskriftens oprindelse etc.*, 1874, und deutsch: *Die Runenschrift etc.*, übersetzt von Dr. F. Holthausen, Berlin 1887. Die Runenschrift ist hier genau und ausführlich behandelt, Ursprung und Entwicklung des Runenalphabets wird überzeugend dargelegt und an der Hand vieler Abbildungen die Erklärung und chronologische Bestimmung der Runenschrift-Denkmäler gegeben. Aber mit dem Titel: „Die Runenschrift“ ist diesem Werke auch die Grenze gesteckt.

Über ein anderes Gebiet der Runenlehre hat schon W. Grimm, „Über deutsche Runen“, Anhang II, S. 296—320 unter der Überschrift „Weissagung aus Baumzweigen“ wichtige Winke gegeben; besonders aber gebührt Liliencron und Müllenhoff das Verdienst, hier tiefer eingedrungen zu sein und die mystische Bedeutung der Runen in den Vordergrund gestellt zu haben in den zwei Abhandlungen zur Runenlehre im XVI. Berichte der Schleswig-Holstein-Lauenburgischen Gesellschaft etc. 1852.

Jedoch auch von ihnen ist nur die Hälfte eines Feldes bebaut; neben den mystischen Zeichen nehmen die persönlichen einen bedeutenden Rang und Raum ein. Über diese ist bis jetzt wohl das Beste die Abhandlung von Dr. A. L. J. Michelsen, *Die Hausmarke*. Jena 1858.

Alle drei Gebiete, Runenschrift, mystische Zeichen und Hausmarken unserer Vorfahren von einem einheitlichen Gesichtspunkte aufzufassen und gegenseitige Beziehungen derselben aufzudecken, ist der Zweck der folgenden Arbeit.

So einleuchtend auch Wimmer das Runenalphabet aus dem lateinischen hergeleitet hat, so läßt er die selbständigen Eigenthümlichkeiten desselben, auf die er S. 140—143 kurz eingeht, doch so ziemlich auf der Seite liegen. Es sind 1. die abweichende Gestalt mancher Zeichen, 2. ihre die bloße Lautbezeichnung überragende Function, 3. die abweichende Ordnung des Futhorks, 4. die deutschen Namen der Buchstaben. Diese Eigenthümlichkeiten treten schon in den älteren Runendenkmälern zu Tage und haben sich im Ganzen so einheitlich,

im Einzelnen so organisch-mannigfaltig bei den verschiedenen deutschen Völkern entwickelt, daß nach dieser Seite hin die Annahme einer willkürlichen Umgestaltung des lateinischen Alphabets von Seiten eines Erfinders der Runenschrift verfehlt ist. Denn weder im lateinischen Alphabet, noch in der deutschen Sprache, noch in der geringen Anwendung der Runenschrift zu kurzen und litterarisch unbedeutenden Inschriften läßt sich ein zwingender oder auch nur hinreichender Grund für eine so durchgreifende, planmäßige Umgestaltung des entlehnten Alphabets nachweisen. Der zureichende Grund muß deshalb in einer bestimmten Richtung gesucht werden. Diesen Weg haben Liliencron und Müllenhoff eingeschlagen. Ersterer sagt in der oben genannten Abhandlung S. 17: „Alle Runenschriftsteller seit dem Mittelalter sind darüber einig, daß es eine eigene Classe der Runen gab, welche zum Schreiben, d. h. zum buchstabierenden Zusammensetzen der Worte aus ihren Lautbestandtheilen gebraucht werden. Man pflegt sie Malrunen zu nennen. — Wenn sie also zum Schreiben dienten, so ward mithin mit anderen Runen, welchen sie entgegengesetzt sind, nicht geschrieben. Diese Folgerung ist so bescheiden, daß Niemand widersprechen wird; und dennoch ist sie nirgends gehörig festgehalten. Jene eine Art bildet ein Runenalphabet in unserem heutigen Sinn, die andere eine Reihe von — sagen wir getrost mystischen Zeichen.“ Es wird auch zugegeben werden, daß der Gebrauch mystischer Zeichen nicht vom lateinischen Alphabet abzuleiten ist, und doch hat die Rune diesen Sinn in erster Linie. Müllenhoff sagt: „das Etymon des Wortes hat Grimm (Myth. 1174) zuerst aus dem altnord. *runn*, *experimentum*, *reyna*, *temptare* richtig erkannt“; das ist aber zu berichtigen, denn Grimm vermuthet an jener Stelle als ursprüngliche Bedeutung „das leise, feierlich Gesprochene, hernach erst Geheimniß“ und sagt: „im ahd. Verbum *rūnēn*, *susurrare*, *rūnan*, *murmurare*, mhd. *rūnen*, nhd. *raunen*, ags. *rūnian* dauert die Urbedeutung des geheimen Flüsterns, ahd. *ōrrūno* ist ein Vertrauter, der ins Ohr raunt.“ Bei Ulfilas hat *rūna* die Bedeutung von *μυστήριον*; sonst im Deutschen, Angelsächsischen und Nordischen die eines geheimnißvollbedeutsamen Zeichens. Die lateinischen *litterae* erhielten also, indem sie zu Runen wurden, eine Bereicherung ihrer Bedeutsamkeit in dem Maße, als der deutsche Begriff den lateinischen übertrifft. Das Bedürfniß mystischer Zeichen kann nicht erst mit der Übernahme des lateinischen Alphabets erwacht sein, ebensowenig als das Wort *Rune* erst bei diesem Anlass entstanden sein kann; also ist anzunehmen, daß die Deutschen schon vorher sowohl mystische Zeichen, als die

Wort Rune hatten, und daß sie mit diesem jene bezeichneten. Liliencron wirft die von ihm bejahte Frage auf: „ob es wirklich eine Zeit gab, wo bei den germanisch-nordischen Stämmen die mystischen Runenzeichen im allgemeinen Gebrauche waren, ohne daß man mit ihnen den Gedanken eines eigentlichen Alphabetes und den des Schreibens verband?“ Diese Frage ist folgerichtig, nur bleibt sie auf halbem Wege stehen; denn Liliencron und Müllenhoff haben trotz der Unterscheidung von Malrunen und mystischen Runen doch diejenigen Runen im Auge, welche in den überlieferten Runenalphabeten vorliegen. Es muß noch eine weitergreifende Unterscheidung gemacht und der Schluß gewagt werden, daß zwischen Rune und Alphabet einmal zu trennen und analphabetische Runen anzunehmen seien. Wimmer sagt S. 141: „Damit diese Verschiedenheiten zwischen dem Runenalphabet und dem lateinischen Alphabet hinsichtlich der Reihenfolge und Benennung der Buchstaben in irgend welcher Beziehung das Ergebnis unserer Untersuchungen erschüttern könnten, müßte man auf jeden Fall ein anderes, älteres Alphabet nachweisen, welches besser als das lateinische den Grund dieser Abweichungen zu erklären vermöchte; aber ein solches Alphabet findet sich nicht.“ Hier ist nur die Forderung verfehlt, ein älteres Alphabet nachzuweisen, denn ein solches findet sich freilich nicht, sondern analphabetische Zeichen; darum erschüttert aber auch unser Ergebnis nicht im Geringsten dasjenige Wimmers, sondern ergänzt es. Waren analphabetische Runen vor der Bekanntschaft mit dem Alphabet vorhanden, so ist erklärlich, wie aus dem bekannt gewordenen Alphabet ein Runenalphabet entstand, indem es dem alten Systeme angepaßt wurde und dasselbe mit dem neuen Principe der Lautbezeichnung bereicherte; umgekehrt ist damit auch die Umgestaltung des übernommenen Alphabets natürlich und hinreichend begründet.

Es erhebt sich nun die Frage, wie man sich die mystischen Zeichen vor Einführung des Alphabets zu denken habe. Zur Veranschaulichung derselben dienen eben die wesentlichen Unterscheidungsmerkmale des Futhork vom lateinischen Alphabete. 1. Es waren Zeichen mit einem senkrechten Hauptstrich, welchem schräge Seitenstriche angefügt wurden; 2. sie bezeichneten nicht Laute, sondern Sachen; 3. zu besonderen Zwecken bildete eine bestimmte Anzahl solcher Zeichen eine dreitheilige Gruppe; 4. jedes Zeichen trug den Namen der Sache, die es bezeichnete, wodurch es belebt wurde. Mystische Zeichen sind demnach solche, deren Name mystische Bedeutung hatte.



Das Ganze wird klarer bei Betrachtung der Losung, zu welcher solche Zeichen verwendet wurden. Die Belege hat Müllenhoff zusammengestellt; wir brauchen nur die zwei hauptsächlichsten.

Tacitus Germania X: Sortium consuetudo simplex. Virgam fragi-ferae arbori decisam in surculos amputant, eosque notis quibusdam discretos super candidam vestem temere ac fortuito spargunt. Mox, si publice consulatur, sacerdos civitatis, sin privatim, ipse pater familias precatus deos coelumque suspiciens ter singulos tollit, sublato secundum impressam ante notam interpretatur.

Hrabanus Maurus de inventione linguarum (zum Runenalphabet): Cum quibus [litteris Marcomanni, quos nos Nordmannos vocamus] carmina sua incantationesque ac divinationes significare procurant, qui adhuc paganis ritibus involvuntur.

*Sortes* und *divinatio* mit Runen ist dasselbe. Wimmer bestreitet, Müllenhoff behauptet, daß die *notae* des Tacitus Runen waren. Die Frage ist eigentlich nur die, ob die Germanen zur Zeit des Tacitus schon das Alphabet hatten oder nicht. Runen waren die *notae* jedenfalls, nur ist nicht sicher, ob es alphabetische oder analphabetische waren. Nimmt man mit Wimmer an, daß das Alphabet am Ende des zweiten oder zu Anfang des dritten Jahrhunderts n. Chr. eingeführt worden ist, so erhellt aus obigen Belegen, daß zur Zeit des Tacitus die analphabetischen Runen zu dem gleichen Zwecke, wie zur Zeit des Hrabanus die alphabetischen gebraucht wurden. Die Hauptsache ist die Beschreibung der *surculi notis quibusdam discreti*, d. h. der Runstäbe. Wort und Begriff des Runstabes war den deutschen Stämmen gemein; er heißt altn. *rúnastafr*, ags. *rúnstaf*, ahd. *rúnstab*. Wenn W. Grimm S. 72 sagt: „*stab* wird nur aus dem Wesen und der Entstehung des Schriftzeichens selbst zu erklären sein“, so ist die Stelle des Tacitus hierfür höchst willkommen. Man scheute sich bis jetzt, dieselbe auf Runen auszulegen, weil man das Wort Rune nur von den bekannten alphabetischen Runen gebrauchte; nunmehr aber ladet uns Tacitus förmlich ein, aus seiner Stelle, weitere Ergebnisse zu schöpfen. Die Runstäbe oder *surculi notis quibusdam discreti* sind zum Auswerfen (*spargere*) bestimmt. W. Grimm sagt zur Stelle des Tacitus S. 296: „Es scheint, daß jedem Zweige vorher ein Zeichen eingedrückt wurde, die einzelnen aber nach der durch das Ausstreuen zufällig entstandenen Lage herausgewählt und die darauf befindlichen Zeichen von dem Priester als zusammenhängend betrachtet und erklärt wurden.“ Er mischt hier eine Vorstellung ein, gegen welche der Wortlaut der Stelle (*singulos* und *notam sing.*) spricht. Aber

doch ist anzunehmen, daß durch das Hinwerfen die Lage des einzelnen Runstabes irgendwie entschieden werden sollte, worüber Grimm S. 298 treffend sagt: „Es liegt die Idee zu Grunde, daß in der lebendigen und zitternden Bewegung des niederfallenden Zweiges, weil sie frei von aller menschlichen Einwirkung ist, der göttliche Wille thätig sein und sich offenbaren müsse.“ Soll nun der einzelne Zweig durch das Auswerfen eine entscheidende Lage bekommen können, so muß er auch die in diesem Falle einzig vorhandene Bedingung dazu an sich haben, er muß durch die Mitte gespalten sein; dann fällt er entweder auf den Rücken oder auf die Spaltseite. Die Spaltung gibt zugleich auch die Möglichkeit, ein Runenzeichen durch bloße *notae*, got. *vrits*, nord. *künnestrek* herzustellen, indem der zu Tage tretende Markstrich des Zweiges von selbst den senkrechten Hauptstrich des Zeichens bildet. Und wie genau drückt sich Tacitus aus! Was eingekerbt wurde, waren bloße *notae*; nur der Kundige erfaßte im verbindenden Markstriche die Einheit des Zeichens. Durch den Markstrich ist nunmehr auch das Princip des senkrechten Hauptstriches der Runenzeichen, wodurch sie sich vom lateinischen Alphabet unterscheiden, erklärt und begründet. Diejenigen Zeichen, welche ihn aufweisen, reihen sich der Form nach den analphabetischen Runstäben gleichartig an; ja es ist anzunehmen, daß die einfachsten analphabetischen Runen nach ihrer Form schon vor dem Alphabet da waren und man ihnen nur den Lautwerth des entsprechenden Alphabetzeichens zu geben brauchte. Theilweise haben sich aber auch Alphabetrunen ohne den Markstrich und zwar oft neben der Form mit Markstrich erhalten:  $\Lambda$  und  $\rho$ ,  $\times$   $*$ ,  $<$   $\uparrow$ ,  $\mathbb{H}$   $\dagger$ ,  $\phi$   $\phi$ ,  $\mathbb{H}$   $\mathbb{J}$ ,  $\mathbb{M}$   $\Upsilon$  (nord.),  $\mathbb{X}$   $\Phi$ . Der Übergang der Formen  $\mathbb{H}$   $\mathbb{N}$   $\mathbb{M}$  in  $\dagger$   $\dagger$  und nord.  $\Upsilon$  erklärt sich in ihrer Darstellung auf dem Stabe von selbst:  $\mathbb{H}$   $\mathbb{H}$   $\mathbb{H}$ , je nachdem die beiden Kantenlinien oder der Markstrich zum Zeichen gerechnet wurden. Zufällig oder absichtlich konnte bei der Spaltung des Zweiges der Markstrich auch verdeckt bleiben oder ganz abgetrennt werden. Für die Malrunen war jedoch die Darstellung der Stabform nicht immer nöthig und oft eine Unterscheidung der stablosen Rune für die Lautbezeichnung zweckmäßig, z. B.  $\Lambda$  und  $\rho$ . Wer sich für Formen wie  $\mathbb{N}$   $\Lambda$   $\mathbb{H}$   $\mathbb{M}$   $\mathbb{M}$   $\mathbb{X}$   $\mathbb{H}$  mit Stäben ohne Markstrich nicht beruhigen will, dem ist zu erwiedern, daß wir die Runen nur in Form von Malrunen kennen und eben keine alten Runstäbe mehr haben, und daß für Zeichen ohne Stabform einst doch eine solche von besonderer Art vorhanden sein konnte; nur wäre es müßig, sie ohne hinlängliche Anhaltspunkte zu reconstruieren.

Die zweite Eigenthümlichkeit des Runenalphabets, daß der Runstab nicht bloße Laute, sondern Begriffe bezeichnete, geht schon aus Tacitus' Worten hervor: *sublatos secundum impressam ante notam interpretatur*. Ein der Auslegung fähiges Zeichen ist mehr als bloßes Lautzeichen. Darauf weist auch die Stelle in *Skirnismál* 36: *Þær rist ek thér ok thrið stafi, ergi ok oedi ok ópola*. Zugleich erhellt hieraus ein weiterer Umstand: es gibt Glücksrunen und Unglücksrunen. Auch bei der Losung handelt es sich darum, den glücklichen oder unglücklichen Ausgang einer Sache, dazu auch das beste Mittel und die Bedingungen zur Ausführung zu erforschen. Hiefür ist eine Nachricht Cäsars lehrreich: *de bello Gallico* I, 50: *Quum ex captivis quaereret Caesar, quamobrem Ariovistus proelio non decertaret, hanc reperiebat causam: quod apud Germanos ea consuetudo esset, ut matres familias eorum sortibus et vaticinationibus declararent, utrum proelium committi ex usu esset, necne. Eas ita dicere: non esse fas, Germanos superare, si ante novam lunam proelio contendissent. Die Hausmütter erforschten also nicht bloß, ob das Gefecht günstig oder ungünstig, sondern auch, unter welcher Bedingung es günstig oder ungünstig ausschlagen werde. So mußten auch die zur Losung verwendeten Runstäbe solche Auskunft geben können. Zur Erforschung von Glück oder Unglück brauchte man nur zwei; zur Erforschung der Bedingung aber mehrere. Besonders zu diesem Zwecke mußten Stäbe von ganz bestimmter sachlicher Bedeutung benützt werden.*

Die dritte Eigenthümlichkeit des Runenalphabets, die besondere Anordnung des Futhorks, bietet der Erklärung viele Schwierigkeit. An die Dreitheilung desselben erinnert: *ter singulos tollit* bei Tacitus; und da es sich um Erforschung des Schicksals handelt, so dürfen auch die drei Schicksalsgöttinnen verglichen werden. Auch Wimmer bezieht S. 142 die Reihenfolge in drei Abtheilungen auf einen magischen Gebrauch der Runen, fügt aber hinzu: „Weiter als zu dieser ganz allgemeinen Einsicht können wir, glaube ich, nicht gelangen.“ Bei der Eintheilung sind die ersten Runen der drei Reihen von besonderer Wichtigkeit, denn nach ihnen wurden im Norden und entsprechend sicher einst auch bei uns die Reihen benannt: *Freys aett*, *Hagals aett*, *Týs aett*. *Freyr* oder *Fé* ist eine Glücksrunen; *Hagal* wohl eine Unglücksrunen; über *Týr* spricht Grimm, *Myth.* S. 166: *T = Týr* scheint ein höchst feierliches Zeichen, der Name dieses Gottes besonders heilig gewesen zu sein; beim Einritzen der Siegrunen auf das Schwert sollte *Týr* zweimal genannt werden — und in dem ags. Gedicht über die Runen steht ausdrücklich: *sír bið tácnu sum* (*sír* ist ein gewisses

Verschiedentlich reden die Dichter von *tíre tácnian* und *læne*; man darf es auslegen: *gloria, decore insignire, in gloriae* und doch an das heidnische Zeichen des Gottes denken, etwa auch bei feierlichem Besegnen der Becher vorkam.“ Der in den ersten Zeichen der drei Reihen des Futhorks scheint Glück — Unglück — Sieg, wonach sowohl die Glücks- als Glücksrunen unter der Herrschaft der höchsten Rune, der Sieges Gottes *Týr* oder *Ziu* stünden. Damit stünde das Futhork in Anknüpfung zur Weise der Nornen, von denen Grimm S. 338 sagt: „es scheint gerade charakteristisch in Nornen- und Feensagen, daß, ausgehende Begabungen Günstiges verheißen, durch eine nach- zum Theil wieder vereitelt wird.“ Umgekehrt scheint mir im Futhork alles Unglück überwunden werden zu sollen. Damit soll die Untersuchung der Ursache der Futhorkordnung auf die Lösung führende Bahn zu leiten, besonders wenn ich frage, ob das Futhork auf den ältesten Denkmälern wie dem Brakteaten von Vadstena, der Spange von Charnay und dem Themsefunde? Einen bestimmten Zweck muß es doch gehabt haben, indem es ihn in dem persönlichen Schutze des Trägers solcher Runen. Dann ist weiter zu schließen, daß die Glücksrunen im Futhork zu sein werden, um alle Unglücksrunen zu binden, damit der Träger schon zum Voraus vor allen schlimmen Zufällen gesichert sei. Dies ist die vierte Eigenthümlichkeit, die Namen der Runen, geben in den anderen Runenlieder nähere Auskunft, ein altnorwegisches Runenlied, Wimmer, S. 275—288, und ein angelsächsisches, Wimmer, S. 217 ff., wo auch das norwegische zu finden ist. Wimmer betrachtet die Lieder als bloße Runenreimerei auf; ich glaube, daß darin eine *relatio* der Stäbe bei den *incantationes* und *divinationes* oder gegeben ist. Im Futhork geben die Namen der Runen im Buchstaben zugleich den Lautwerth ihres Zeichens an. Das ist das Alphabet; denkt man sich diese Rücksicht auf den Lautwerth der Buchstabenwerth weg, so dürfen noch mehrere Namen einzelnen Zeichen angenommen werden. Das geht auch deutlich aus den Runennamen des isländischen Runenliedes hervor, welche Wimmer S. 287 f. zusammenstellt. Diese Namen stehen unter dem Namen der Synonymität: *Aurum gull, gull er fé, fé er rúnastafr*. Hier ist leicht erkennbar, daß die Bedeutung des Namens in der Bedeutung, der Anlaut erst in zweiter maßgebend war. Ein weiterer Gesichtspunkt ist der: die Runennamen gelten nur dem Zeichen, denn sie besagen zunächst, welchem Gegen-

stande das Zeichen zukommt, und wurden so erst auch Namen des Zeichens: *fé er rúnastafr*. Dies muß beachtet werden, um die Stelle von den *hugrúnar* in *Sigrdrífumál* 13—19 zu verstehen, die Wolzogen richtig als die Bezeichnungen aller Dinge erklärt. Es ist der Gedanke, wie alle Dinge einen Namen haben, so haben sie auch ihre Rune, an der sie, in ihrer Gesamtheit freilich nur von Wenigen, wie Odhin und Mimr, erkannt werden. Das war wohl auch das Ursprünglichste, daß den Dingen oder Personen ihr bestimmtes Zeichen ganz so zukam, wie ihr bestimmter Name.

Hiemit kommen wir auf das Gebiet der Hausmarken. Michelsen sagt in seiner grundlegenden Abhandlung S. 11 f.: „Beschaut man diese Zeichen (die Hausmarken) als solche genauer, so drängt sich sofort die Wahrnehmung auf, daß es ursprünglich sehr einfache, geradlinige Figuren waren, die leicht eingeschnitten oder eingegraben werden konnten. Sie erinnern dadurch stark an die Runen, welche ja ebenfalls sehr einfach und geradlinig waren, und zwar, wie die älteren Hausmarken durchweg, mit einer senkrechten Linie, die bei der Rune der Stab ist, und mit Kennstrichen nach den Seiten hin, die in verschiedenem Winkel sich ansetzen. Deßungeachtet ginge man entschieden viel zu weit, wollte man die Hypothese wagen, sie wären aus den Runen hervorgegangen: wozu Finn Magnusen in seinem umfänglichen bekannten Runenwerke, seiner Liebhaberei für die Binderunen zu sehr nachgebend, sich gar sehr hinneigt. Allein dabei ist freilich auch nicht zu leugnen, daß in schwedischen, norwegischen, isländischen Hausmarken, älteren und neueren, manchmal wirkliche Runen uns entgegen treten. Es kann das theils ein zufälliges Zusammentreffen sein, theils aber auch Aufnahme des literalen Elementes in die Haus- und Personenzeichen, wie bei uns in Deutschland die Marke mit Buchstaben in einen Ductus sich zusammenzog oder durch diese ganz verdrängt ward, indem die monogrammatistische Namensschiffer an die Stelle der ehemaligen simplen Marke trat. Jedenfalls sind die Hausmarken ursprünglich kein Alphabet, sie gehören vielmehr originär einem analphabetischen Geschlechte an. Was das dänische und das preussische Gesetzbuch in dieser Beziehung für analphabetische Individuen vorschreiben, das galt gewissermaßen einst im grauen Alterthum für das gesamte lebende Geschlecht, welches des Schreibens ganz oder größtentheils unkundig war. Jenes Gesetzbuch verordnet, die Analphabeten sollen ihre Verschreibungen durch ihr Siegel oder nöthigenfalls durch ihre *bomaerke* (Hauszeichen) bekräftigen; ebenso sprechen noch das Landrecht und die allgemeine Gerichtsordnung Preussens in Rück-

sicht auf den Analphabeten von seinem gewöhnlichen Handzeichen und bestimmen, daß er mit Kreuzen oder mit seinem sonstigen gewöhnlichen Handzeichen unterschreiben solle. Solchergestalt vertritt im hohen Alterthum die Marke als Personenzeichen den Namen, sie dient als chirographum, sie vertritt Namensunterschrift und Wappen.“

Man ginge natürlich zu weit, wollte man die Hypothese wagen, die Hausmarken seien aus den alphabetischen Runen hervorgegangen. Nachdem wir aber den analphabetischen Hausmarken analphabetische mystische Zeichen, d. h. Runen zur Seite stellen können, erhellt die Verwandtschaft beider ziemlich deutlich. Der Unterschied war nur der, daß die mystischen Zeichen für Götter, Elemente und Natur, die persönlichen aber für die Leute und ihr Eigenthum festgesetzt waren. Die Hausmarke scheint mir die ältere Schwester der analphabetischen Runen zu sein, und diese vielleicht aus den Zeichen für die den Göttern geweihten Gegenstände zu Zeichen der Götter und göttlichen Wesen geworden, an welche sich dann nach und nach eine größere Anzahl religiös-bedeutsamer Zeichen anschließen konnte. Die spätere alphabetische Rune bereicherte wieder die Zahl der mystischen und persönlichen Zeichen. Die Hausmarke steht mit der Rune in übereinstimmender Beziehung zum Stabe. Beim Verkaufe von Haus und Hofgut wurde zum Zeichen der Übergabe u. A. die *festuca notata* sammt Messer eingehändigt, welche ein mit der Hausmarke bezeichnetes Stäbchen ist, Michelsen S. 46 ff. Auch zur Losung dient die Hausmarke, worüber eine Stelle aus dem Gesetze der Friesen, Michelsen, S. 14 f., W. Grimm, S. 301 f., aufklärt: tali de virga praecisi, quos tenos vocant, müssen von den Männern, über welche gelost wird, mit ihrer Hausmarke versehen werden: unusquisque illorum septem faciat suam sortem, id est tenum de virga, et signet signo suo, ut eum tam ille quam caeteri, qui circumstant, cognoscere possint. Der *talus* weist noch entschiedener als der *surculus* des Tacitus auf den gespaltenen Zweig hin. Nun erklärt sich auch das Wort „Marke“ dadurch<sup>1)</sup>, daß der Markstrich einen wesentlichen Bestandtheil der Marke bildete, welchen Charakter die vorhandenen Hausmarken wirklich erweisen. Eine spätere Abzweigung von den Hausmarken sind die Steinmetzzeichen, vgl. die Arbeit von Klemm im V. und dessen Bemerkungen zu meinem Aufsatz im VIII. Jahrg. d. württemb. Vierteljahrshefte f. Landesgeschichte.

Schließlich ist noch ein Bauernkalender vom Jahre 1398 im

---

<sup>1)</sup> Unrichtig; die Wörter hatten ursprünglich verschiedenen Stammauslaut. O. B.

germanischen Museum zu Nürnberg mit eigenthümlichen Zahlzeichen zu erwähnen. Ein Theil desselben war in der vierten Auflage von Königs Litteraturgeschichte S. 5 abgebildet. Die „runenartigen“ Zeichen sind römische Zahlen, an senkrechte Striche gefügt, indem X durch †, V durch ‡, I durch | bezeichnet ist, z. B. XVII = †‡, XIX = †‡. Ohne Zweifel beruht diese Art der Zahlen auf alter Überlieferung und bildet ein willkommenes Seitenstück zu der Art, wie das lateinische Alphabet zu Runstäben umgestaltet wurde. Denn auch hier wird der Ursprung solcher Formen durch einen Stab mit Markstrich, das alte Kerbholz, am einfachsten erklärt, besonders da in der ältesten Zeit solche Stäbe wirklich zu Kalendern benützt wurden.

Der Ausdruck „Stab“ wurde für die Runen, „Marke“ für die Haus- und Personalzeichen, „Zein“ (got. *tains*, altn. *teinn*, ags. *tā*, abh. *zein*, plattd. *teen*) für die Loszweige, „Kerbe“ für die Zahlstäbe gebraucht; allen aber liegt der Abschnitt einer Rute zu Grunde.

F. LOSCH

## DIE VORFAHREN DES JORDANES.

Die Stelle, an welcher Jordanes von seiner Abstammung näher Kunde gibt, lautet nach der Ausgabe von Mommsen *Mon. Germ. hist.*; Auctor. V, p. 126:

Scyri vero et Sadagarii et certi Alanorum cum duce suo nomine Candac Scythiam minorem inferioremque Moesiam acceperunt. cum Candacis Alanoviiamuthis patris mei genitor Paria, id est meus avus, notarius, quousque Candac ipse viveret, fuit, eiusque germanae filii Gunthiciis (Gunthigis), qui et Baza dicebatur, mag. mil., filio Andages (Andagis) filii Andele de prosapia Amalorum descendente, ego item quamvis agramatus Jordannis ante conversionem meam notarius fui.

Der Name des Vaters, im Texte als Genitiv, wäre also Alanoviiamuth, woran Mommsen, Vorrede VI und Index p. 146, festhält, indem er glaubt, Paria habe seinem Sohne etwa zu Ehren des alanischen Fürsten, dem er diene, einen Namen beigelegt „cum Alanorum vocabulo nescio quomodo compositum“. Müllenhoff aber, welcher wohl sah, daß Alanoviiamuth ganz unmöglich ein gotischer Name sein könne, hat an der bezogenen Stelle des Index zur Mommsenschen Ausgabe denselben in zwei Genitive, Alanovii und Amuthis, zerlegt, von denen der erste auf Candac bezogen, während der zweite als der Name des Vaters erklärt wird. Alanovius mit Verwendung

des slavischen Suffixes *ovŭ*, welches als *avŭ* ins Rumänische übernommen wurde und hier wie dort Adjective bildet, wäre demnach „der aus alanischem Geschlecht Entsprössene“ und Amuth erinnert Müllenhoff an *gahamōths ἐνδυσάμενος*, wogegen Mommsen einwendet, daß eine Ableitung Alanovius selbst in irgend einem verdorbenen Volkslatein unmöglich sei.

Die Frage nun nach dem wahren Namen des Vaters findet ihre gedeihliche Lösung weder mit Mommsen noch mit Müllenhoff, denn es ist zu trennen *alano uiamuthis*, und *Uiamuth*, d. i. got. *Veihamōths*, hat der Sohn des Paria geheißten.

Der erste Theil dieses Namens, in welchem das lange *i* mit seltener Treue durch *ii* gegeben ist, während das schwache gotische *h* ausfiel, gehört ohne Zweifel zu got. *veihan* stv. kämpfen, genauer zu einem Nomen entsprechend dem germ. *viha* n. Kampf, Streit bei Fick<sup>3</sup> III, 303, ein Element, welches in ahd. und ags. Namen so bekannt ist, daß ich keine Beispiele vorzuführen brauche; der zweite Theil aber, bei Jordanes selbst in den gotischen Namen Beremud, Evermud, Thorismud wiederkehrend, ist augenscheinlich nichts Anderes als ein dem ahd. *-môt* (Graff II, 687 ff.), as. *-môd* in *gêlnôd* übermüthig u. a. entsprechendes Adj. *mōths* gemuthet, erregt, von Leidenschaft bewegt, und *Veihamōths*, dem bei Goldast *Alaman. Antiqu. II*, 151 eine weibliche *Uuihmuot* gegenübersteht, bedeutet mithin „der Kampfmuthige“.

An der Lesung *uiamuthis* ist nicht zu zweifeln. Vier der von Mommsen benutzten Handschriften gewähren sie, darunter die drei ältesten, nur ein *i* unterdrücken die drei Handschriften der dritten Gruppe nach Mommsens Eintheilung, Vorrede LXXII, und bieten *uamuthis* gleich der ersten Niederschrift des Codex Palatinus, welche aber vom Schreiber selbst noch in *uiamuthis* corrigiert wurde, die beiden *ii* in *u* verlesen haben der Cod. Breslaviensis *uamuthis* und der Atrebatensis mit einer weiteren Verderbung *uamocthis*.

Das vorausgehende *alano* ist einstimmig dargeboten, nur der Breslauer Codex hat *alani*, und es ist klar, daß der Schreiber des letzteren mit seiner Form entweder einen selbstverschuldeten Fehler oder eine Correctur auf eigene Rechnung überliefert, denn der Codex Ottobonianus, welcher nach Mommsen von derselben Vorlage abgeleitet ist wie der Breslauer, besitzt *alano*.

Um dieses *alano* zu erklären, muß ich mich auf das beziehen, was Mommsen, Vorrede XLV über die Jordanes-Hss. mittheilt.

Sämmtliche Handschriften, sowohl diejenigen, welche das Mittelalter kannte, als auch die uns heute vorliegen, gehen auf einen



Archetypus zurück, welcher bereits Fehler enthält, die von ihm in alle Abschriften übergingen und nachweislich allen gemeinsam sind.

Diese Lesefehler sind zum Theil aus den Verwechslungsmöglichkeiten der Uncialis, zum Theil aus denen der schottischen (irischen) Schrift zu erklären. Der Archetypus war in der *scriptura continua* angelegt und enthielt einige, wenn auch nicht gerade zahlreiche Abkürzungen, welche sich im Heidelberger Codex und den übrigen besseren Handschriften wiederfinden.

Eine derartige Abkürzung muß *alano* sein.

Berücksichtigen wir nun, daß bei der Uncialis die Buchstaben D und O verwechselt werden können, weshalb schon Dietrich, Aussprache des Gotischen den Anführer Thuruaro bei Jordanes als Thuruard erklären wollte, so dürfen wir statt *ALANOUIAMUTHIS* ein ursprüngliches *ALĀN.Ā. UIIAMUTHIS* herstellen, d. i. aufgelöst *Alanorum ducis*, eine Apposition, welche zum vorausgehenden Genitiv *Candacis* gehört und wohl nur deshalb gekürzt *alān. ā.* geschrieben wurde, weil die Bezeichnung des Candac als alanischen Herzogs schon in dem unmittelbar vorausgehenden *Alanorum cum duce suo* ausgedrückt ist.

Daß noch in demselben Satze die Kürzung *māg. ml.* für *magistro militum* folgt, darf für diese Annahme als eine erwünschte Befestigung in Anspruch genommen werden.

Ist nun der Name des Vaters gotisch und entfällt nach meiner verbesserten Lesung jedweder Grund, wie noch Mommsen, Vorrede VI, VII geneigt ist, aus dem Wortungethüme *Alanoviiamuthis* auf eine alanische Abstammung des Jordanes zu schließen, entgegen seiner bestimmten eigenen Aussage, mit welcher er sich bekanntlich am Ende der *Getica* zur gotischen Herkunft bekennt, so werden wir uns angeregt finden, auch den Namen des Großvaters für das Gotische gewinnen zu suchen.

Der Name des Großvaters lautet in den Handschriften der ersten Ordnung nach Mommsens erwähnter Gruppierung *paria* und so auch bei denen der zweiten, welche nur eine falsche Zusammenziehung *parialdemeus* für *paria id ē. meus* gewähren, bei den drei Handschriften der dritten Ordnung ist er in *patria* entstellt.

Soll nun *paria* ein gotischer Name sein, so muß abermals ein Fehler im gemeinsamen Archetypus angenommen werden, denn *paria* läßt sich im germanischen Namenschatze kaum unterbringen.

Ich bin der Ansicht, daß der Name in *faria* herzustellen sei und verlege auch hier den Ursprung des Fehlers in das Gebiet der Uncialis, wo F und P verwechselt werden können. Möglich wäre frei-

lich auch, daß der Name ursprünglich *pharia* geschrieben war und nur sein *h* verloren hat, aber Jordanes schreibt *Romana* p. 48 den herulischen Feldherrn *Fara* mit *f*, nicht mit *ph*, und somit darf auch der Name des Großvaters mit *f* in Uncialis *FARIA* erwartet werden.

*Faria* ist aber offenbar ein swm. nom. agentis zu got. *farjan*, ahd. *ferren*, *ubarferran* transfretare, und entspricht genau dem ahd. *ferjo*, swm. *nauta* der *ferge*. *Viiamuth* ist ein voller germanischer Name, *Farja* aber nur ein Beiname, den der Großvater neben einem anderen unbekannten Eigennamen geführt haben muß, sowie der Gote aus dem amalischen Stamme, bei welchem Jordanes als Notar bedienstet gewesen, zwei Namen führt: *Gunthigis qui et Baza*, von denen der componierte der eigentliche ist.

Sehr wahrscheinlich ist es, daß auch Jordanes vor seiner *conversio* einen nationalen Namen geführt hat, den wir nicht kennen, wie z. B. die geistlichen *Minnulus* und *Danihel* der gotischen Kirche *Anastasia* zu Ravenna in der bekannten Neapler Urkunde auch die nationalen Namen *Uuilliant* und *Igila* führen und mit diesen Namen die Urkunde fertigen. Für diesen nationalen Namen einen Anhalt in der Form *Jornandis* zu suchen, welche an unserer Stelle die Handschriften der zweiten Gruppe darbieten, wäre verfehlt, denn wenn schon *-nandis* an das got. *-nanths* erinnert, so ist doch *jor-* nicht erklärbar, am allerwenigsten gewiß aus „Eber“, wie Grimm gewollt hat. In welcher Form dieses Wort erscheinen müßte, wenn es als erster Theil vorläge, das zeigen ja aufs deutlichste die gotischen Namen *Evermud* und *Euervulfus* bei Jordanes selbst.

So merkwürdig auch der Irrthum sei, es kann *jornandis* schließlich doch nichts Anderes sein als eine Buchstabenversetzung aus *jordannis*, bei welcher die Zahl der Lettern die gleiche blieb und nur das *d* und das zweite *n* ihre Plätze vertauscht haben. Ich möchte dem noch hinzufügen, daß ich das *quamvis agrammatus* der aufgehobenen Stelle nicht mit Mommsen, Vorrede VI als den Ausdruck einer in Anbetracht seines mangelhaften Lateins hinlänglich gerechtfertigten Bescheidenheit des Jordanes betrachte, denn ich beziehe das *quamvis agrammatus* nicht auf die Zeit, da er seine *Romana* und *Getica* schrieb, sondern auf jene, da er *Notarius* war und, so wie ich den *Passus* verstehe, will Jordanes mit demselben nichts Anderes sagen, als, daß er vor seiner *conversio*, welche ihm erst eine höhere Bildung vermittelte, trotz seiner damaligen geringen Kenntnisse das Amt eines *Notarius* bei *Gunthigis* versah.

## ÊRILIVA.

Dem Urtheile Müllenhoffs 'nomen esse germanicum nemo probabit', womit er im Index zur Mommsen'schen Jordanesausgabe den Namen der Mutter Theoderiks des Großen bei Seite schob, steht die bestimmte Aussage des Anonymus Valesianus c. 58 gegenüber: *mater Ereriliva dicta Gothice catholica quidem erat, quae in baptismo Eusebia dicta est.*

Bei Jordanes heißt die Kebsse Thiudimers, welche ihm den Theoderik gebar, Erelieua, und nur die zwei Handschriften der dritten Ordnung nach Mommsens Eintheilung, der cod. Cantabrig. und Berol., bieten dazu die Varianten herilieua und herili sua, von denen die erste bloß um ein wohl unorganisches *h* vermehrt ist, die zweite aber einer falschen Auffassung (d. i. adj. herilis + pron. suus) der schlecht gelesenen Stelle *quamvis de herilieua concubina* ihre Entstehung verdankt.

Besehen wir uns die Angabe des Anon. Vales., so wird uns sofort klar, daß die Verdopplung des *er* von dem vorhergehenden Worte *mater* herrührt, und daß wir mit Beseitigung dieser graphischen Wucherbildung *mater Eriliva* zu lesen haben, wozu auch des Paulus diac. *Arileua* stimmt. Wir erhalten demnach als Vocal des zweiten Theiles den Wechsel von *i* und *e* und werden dadurch in den Stand gesetzt, die Form Erelieua der Jordanes-Hss. auf ein ursprüngliches erelīua zurückzuführen, bei welchem der Tilgungspunkt übersehen und das übergeschriebene *e* in das Wort heruntergenommen wurde. So entstand bei Keinz, Indicul. Arnonis ein p. n. heraliant aus dem heralīnt, d. i. heralant der Hs., die ich selbst eingesehen habe.

Es ist also Ereleva mit Wechsel zu *i* Eriliva der authentische Name der Kebsse Thiudimers.

Was den ersten Theil des Namens anbelangt, der doch wohl auch in Erarius rex Gothor. a. 541 bei Jordanes, Aerarius im catalog. imperatorum etc. Farfensis. Mon. Germ. Scriptor. rer. Langobard. p. 521 vorliegt, so wird eine andere Anknüpfung als germ. air f. Ehre, Fick<sup>3</sup> III, 4 kaum möglich sein, und des Paulus diac. *Arileua* wird dem Aerarius gemäß als Aerileua aufzufassen sein.

Das *ai* ist bei Jordanes in *â* verengt und das *r* wird wohl auch schon dem späteren Got. gemäß gewesen sein<sup>1)</sup>. Wenn Förstemann,

<sup>1)</sup> Vgl. die Glosse *gairu* im cod. Ambros. zu 2. Cor. 12, 7 gegen *gairu*. *Gassates*.

Sprachstamm II, 199 für ahd. *êra* ein got. *aiza* vermuthet und diese Annahme auf den burgundischen Frauennamen Aisaberga vom Jahre 491 stützt, so brauchte man dies als zwingend zwar nicht anzuerkennen, denn Aisaberga ließe sich, wie schon Wackernagel gethan hat, ganz leicht aus *aiz*, Erz erklären. Aisaberga, die das Erz birgt, wäre ja ein trefflicher Frauenname, sei es, daß er in kriegerischer, sei es in friedlicher Weise bezogen werde, aber allerdings kann mit Hinsicht auf die Wurzel *aiz* Fick<sup>3</sup> III, 5, zu welcher *êra* offenbar gehört, an seiner germanischen Grundform *aiza* nicht gezweifelt werden, und Ficks *aira* ist demgemäß zu berichtigen.

Der zweite Theil ist als sicheres gotisches Namensselement nachweisbar bei dem Diacon Gudilebus (dreimal), Gudilius (einmal) der Urkunde von Arezzo, welcher in der eigenhändigen Fertigung des lateinischen Urkundentextes sich nach Maßmanns Lesung schreibt *Ik Gudilaib. dkn.* sowie bei dem ustarius der Gotenkirche S. Anastasia zu Ravenna Gudeljuus (zweimal), welcher in der bekannten Neapler Urkunde erscheint. Die gotischen Wörterbücher, so z. B. das von Heyne zu seiner Ulphilasausgabe, 5. Auflage, führen den Diakon fälschlich als Gudilub.

Dieses Gudilaib (\*gudei swf. pietas?) kann aber nicht das bekannte Element *-lāifs* enthalten, sondern in Ansehung der lateinischen Transscription *-lebus*, *-lius* nur ein Element *lāibs*, und eben dieses wird auch in *êreleva* anzusetzen sein. Gewiß gehört auch dieses zum Verbum \*leiban und darf vielleicht *vivus*, *vigens* bedeuten.

SALZBURG 1889.

THEODOR v. GRIENBERGER.

## DIE SPRACHBEWEGUNG IN NORWEGEN.

Germania 25 (1880) S. 1—33 hat mein hochverehrter Lehrer Konrad Maurer in seiner gewohnten gründlichen und klaren Darstellungsweise über die Sprachbewegung in Norwegen, das „Maalstræv“, berichtet. Im Anschluß an diesen Artikel sollen hier einige Nachträge gegeben werden, welche diejenigen Erscheinungen hervorzuheben beabsichtigen, die im Verlaufe der letzten Jahre sich herausbildeten, und die dazu geeignet sind, das Urtheil über das Maalstræv wesentlich zu bestimmen. Ich nehme auf Maurers Ausführungen Bezug und sehe darum billigerweise davon ab, die Entstehung der Sprachbewegung nochmals zu schildern. — Norwegen gebraucht die dänische Schrift-

sprache als Verkehrssprache; seit seiner politischen Loslösung von Dänemark hat sich das Nationalgefühl lebhaft mit dem Gedanken getragen, eine eigene norwegische Schrift- und Umgangssprache zu schaffen, wodurch das Dänische völlig verdrängt werden sollte. Diese Landessprache, das Landsmaal, versuchte Ivar Aasen in Wirklichkeit festzustellen, indem er auf Grund der lebenden, reichen norwegischen Dialecte (bygdemaal) die denselben zu Grunde liegende ideale Einheit, gleichsam eine Normalsprache wiederzugewinnen suchte und in seinen Schriften zur Anwendung brachte. Obwohl Aasen ein bewundernswerthes, auf tiefgehender Kenntniß beruhendes Kunstwerk in seinem Landsmaal zu Stande brachte, so kann man sich doch nicht verhehlen, daß eine solche Sprache zu künstlich und unnatürlich sein muß, um ins Leben überzugehen, in Schrift und Rede benutzt zu werden. Die Entstehung einer Schriftsprache ist äußeren Zufälligkeiten unterworfen; sie gründet sich stets auf einen bestimmten Dialect, nimmt von anderen allenfalls Einzelheiten herüber; ihre Schöpfung liegt in der Zeit selber begründet. Umstände besonderer Art wirken zusammen, daß die in ihr verfaßten Schriften tonangebend werden und die weitesten Kreise des Volkes durchdringen, das sich dadurch gewöhnt, litterarische Werke auch in einer anderen als der engen heimatlichen Sprachform zu verstehen und gegebenen Falles selber in dieser Form thätig zu werden. Zum Anderen muß der erkorene Dialect auch ein überall verständlicher sein, d. h. z. B. auf deutsche Verhältnisse übertragen, wäre bayerisch oder alemannisch ebensovienig wie niederdeutsch dazu geeignet gewesen, den Kern einer lebensfähigen Schriftsprache abzugeben, wohl aber vermochte dies ein Dialect des mittleren Deutschlands, der den beiden Enden in der Verständlichkeit entgegenkam. Ein Volksschriftsteller in des Wortes wahrer und edler Bedeutung, sei er nun Dichter oder Gelehrter, kann zum Schöpfer einer für alle anderen maßgebenden Sprache werden; ob dies aber heutzutage noch ebenso möglich wäre wie in den vergangenen Jahrhunderten, dürfte fraglich erscheinen. So lange der litterarische Verkehr ein beschränkter ist, hält es nicht schwer, das gesammte Gebiet zu beherrschen; doch bei der unermeßlichen Vielheit der litterarischen Erzeugnisse unserer Tage dürfte es schlechterdings unmöglich sein, ein ausschließliches Übergewicht zu gewinnen und zu behaupten.

Die Schule vermöchte allerdings ein Machtwort zu sprechen und eine neue Sprache einfach zwangsweise durchzuführen. Doch würden sich für eine Reihe von Jahren die unerquicklichsten Unzuträglich-

keiten ergeben, indem die geistigen Ausdrucksmittel der jungen Generation von denen der alten verschieden wären, die mittlere aber voraussichtlich der willkürlichsten Regellosigkeit anheimfiel. Man denke sich etwa, daß die Sprache unserer Reichshauptstadt plötzlich zur alleingiltigen Schriftsprache erhoben würde und die seither gebrauchte verdrängen müßte! — Aasens Landsmaal gründet sich aber auf gelehrte Abstraction; die norwegischen Dialecte, deren es, die feineren Unterschiede mit veranschlagt, über 400 gibt, haben allerdings einen gemeinsamen Grund, schließlich sogar eine gemeinsame, fest bestimmte Ursprache, aus der sie hervorstiegen. Wollten wir aber diese Einheit wiederherstellen, so müßten wir folgerichtig geradewegs in vorhistorische Zeiten zurückgreifen; dann ließe sich eine Normalform auffinden, von welcher alle Dialecte in genau bestimmbaren Übergangsstufen sich ableiteten. Um nun diese Form für den heutigen Gebrauch zurecht zu machen, müssen die Lautverhältnisse der betreffenden Urformen in der jetzt herrschenden Umbildung angesetzt werden, wobei aber Worte entstehen können, die völlig unverständlich sind. Eigentlich müßte überall ein solches Verfahren streng eingehalten werden, damit man mit Recht und Fug behaupten könnte, das norwegische Landsmaal vereinige alle Dialecte als die über ihnen stehende Einheit in sich. Es liegt auf der Hand, daß aber in weitaus den meisten Fällen das Verfahren in der gedachten Weise rein undenkbar ist, da die älteren Belege für viele Worte fehlen; ferner in Bezug auf Syntax und Bedeutungswandel sich unübersteigbare Schwierigkeiten erheben; mit anderen Worten: die Einheit der norwegischen Dialecte in einer norwegischen Gesamtsprache bleibt stets eine rein wissenschaftliche Abstraction, genau so wie das Urgermanische oder Urarische, deren Richtigkeit zwar nicht dem geringsten Zweifel untersteht, die aber nie in die Wirklichkeit übersetzt werden kann, zumal nie in Bezug auf die zusammenhängende Rede, weil die einfachsten Grundbedingungen hiezu fehlen. Angenommen aber, es gelänge wirklich, die norwegische Einheitsprache in allseitig befriedigender Art aus den Dialecten heraus zu gewinnen und sie von dem eben dadurch mit Nothwendigkeit bedingten alten Entwicklungsstand auf den gegenwärtigen herunter zu führen, so daß die Grammatik nirgends mehr auf Anstände stieße, so würde ein solches Landsmaal merkwürdig genug und abgesondert neben den übrigen Schriftsprachen der Erde sich ausnehmen, da es nicht auf natürliche Weise ins Leben gerufen ward. Zu der principiell anfechtbaren Grundlage des Landsmaal Aasens tritt aber der Umstand hinzu, daß die Einheit eine willkürliche

ist, d. h. trotz aller Bemühung eben doch nicht auf allen norwegischen Dialecten beruht, sondern auf dem von Söndmøre. So ist es nicht zu verwundern, wenn bei den verschiedenen Verfassern, welche selbstthätig in die Frage eingriffen, das Landsmaal Ivar Aasens, auch wenn sie von Hochachtung für dasselbe erfüllt sind und ihm zu folgen die Absicht haben, allerlei Veränderungen erleidet. Fjærtøft sprach sich dahin aus, daß die Sprachstreber sich so gut als möglich an Ivar zu halten hätten; aber er wolle kein Czar und kein Papst sein, sondern Jeder dürfe nach dem Rechten suchen. Ivar Høyem äußerte sich in ähnlicher Weise in seiner Norsk mållære (Nidaros 1880): „Es versteht sich von selber, daß Ivar Aasens norwegische Sprachlehre und Wörterbuch bei der Ausarbeitung eines solchen Buches die Hauptquellen für mich gewesen sind; und wenn ich in einzelnen Fällen etwas abseits trete von dem Wege, den Aasen abgesteckt, so geschieht es in der Hoffnung, daß der Menge damit besser gedient wird.“ Aasmund Vinje schloß sich Aasen an, doch treten bei ihm die Sprachformen von Thelemarken, seiner Heimat, so stark hervor, daß das Gesamtbild seines Landsmaal eine ausgeprägte thelemärkische Färbung trägt. Aasen hatte eine Orthographie angewandt, welche auf der Etymologie der Wörter beruhte, wie in den meisten Schriftsprachen, und auf die Phonetik keine Rücksicht nahm. Dem gegenüber verlangt Fjærtøft engeren Anschluß an die wirklich gesprochenen Dialecte; alles Künstliche, Fremde, Todte, Altnordische soll aus der Schreibweise verschwinden. Obwohl Fjærtøft wie Aasen aus Söndmøre stammt, unterscheidet sich sein Landsmaal in Folge davon doch bedeutend von dem Aasens. Die Consonanten im In- und Auslaute sind vielfach weggefallen, so daß allerdings der Aussprache, damit ihr Recht eingeräumt wird, aber schwerlich zu Gunsten der Deutlichkeit. Man denke sich das Dänische phonetisch geschrieben und entsprechend norwegische Lands- oder Bygdemaal, so würde es sehr schwer sein, überhaupt nur noch die Verwandtschaft der beiden Sprachen zu erkennen. Die phonetische Schreibart sollte thunlichst ausgeschlossen bleiben; denn die Schriftsprache ist einmal zum Verkehrsmittel, selbst mit dem Ausland, bestimmt. Phonetische Schreibung darf angewendet werden, wo es sich um die Darstellung eines lebenden und gesprochenen Dialectes handelt. Außerdem wird sie fast immer von der subjectiven Sprechweise des Einzelnen beeinflusst, eignet sich also wohl für diejenigen Fälle, wo er seinen Dialect niederschreibt, kann aber nicht maßgebend für Landesangehörige aus anderen Gegenden sein. An die ostländischen Dialecte macht Fjærtøft

einige Zugeständnisse, da diese natürlich der bislang auf das Westland eingeschränkten Sprachbewegung ziemlich fremd gegenübergestanden waren. Ähnlich verfuhr Steinar Schjøtt in einer Übersetzung der Heimskringla. Die beiden Genannten nähern sich unstreitig mehr einer wirklichen lebenskräftigen Sprache, indem sie in den Dialecten ihre Stützen suchen, aber sie entfernen sich im selben Verhältnisse vom Landsmaal, der historischen Einheit aller Bygdamaal, auf welcher die norwegische Sprache sich aufbauen soll. Arne Garborg und Ivar Mortenson verfaßten im Jahre 1885 eine „Lesebok i det norske folkemål for høgre skular“. Auch sie entfernen sich von Aasens Normalform und suchen einzelne Annäherungspunkte an das Ostland. Ein hervorstechender Zug des neuen Landsmaal ist die Inconsequenz in Hinsicht auf die Rechtschreibung und die Grammatik, die allorts zu Tage tritt. Neben einander werden dieselben Wörter in verschiedener Form gebraucht, z. B. *møyer* und *møyar*, *menn* und *menner*, *arbeid* und *arbeide* und zahllose andere Beispiele. Die Schriftsprache muß aber vor Allem auf ein strengstens durchgeführtes einheitliches System dringen, sonst zerfällt sie in sich selber. Die nordländische Sprache, der trondheimische Dialect hat nun unterdessen auch in den Streit eingegriffen durch die beiden Høyem, gebürtig aus Bynæs, westlich von Trondheim. Ivar Høyem verfaßte eine Norsk mållære (Nidaros 1880) und O. J. Høyem eine biblische Geschichte, „den helige Saga og Kjerkesaga“ (Nidaros 1881), welche letztere mit öffentlicher Unterstützung unter dem tröndischen Volke vertheilt wurde, aber trotzdem wenig Anklang fand. Es stand zu erwarten, daß von Trondheim die Landsmaalfrage jedenfalls vielfach neu beleuchtet werden mußte, und in der That hat eine so wichtige Dialectgruppe wie die tröndische bei der Schaffung einer gemeinsamen Schriftsprache eine gewichtige Stimme. Da zeigt sich nun, daß Aasens Landsmaal, überhaupt die gesammte seitherige wesentlich westländische Richtung den tröndischen Dialecten sehr ferne steht; bei allem Bestreben der Høyem, Anschluß an das erstere zu gewinnen, ergibt sich doch mit Deutlichkeit, daß der Trönder nur ein auf seinen Dialect begründetes Landsmaal annehmen kann, daß also das Landsmaal von diesem Standpunkt aus betrachtet durchaus kein allgemein giltiges wird, sondern ein stets an verschiedenen Theilen des Landes auch verschieden aufgefaßtes. Mit demselben Rechte natürlich, wie der Trönder auf dem seinigen, besteht der Bergenser und Thelemärker auf dem westländischen, und keiner dürfte sich geneigt finden, zu Gunsten des anderen Verzicht zu leisten. Dem Trönder Landsmaal kommt in



diesem Sinne negative Entscheidung über die Möglichkeit eines allgemeinen Landsmaal zu. O. J. Høyem machte den originellen Versuch, auf Grund des neuen Landsmaal eine deutsche Grammatik zu schreiben unter dem Titel: „Tysk gjort let ved norsk Bygdamål og Landsmål“ (Nidaros 1889). Er betont im Vorwort des kleinen, 101 Seiten umfassenden Büchleins, daß vom Norwegischen aus die Erlernung des Deutschen leichter sei als vom Dänischen und Schwedischen, indem die beiden letzteren Sprachen vieles Ältere verloren, das im Norwegischen noch lebendig ist und darum mit dem Deutschen übereinstimmt, wo jene nichts Entsprechendes mehr aufweisen. So besitzt das Norwegische noch drei Geschlechter gegenüber den zweien im Dänischen und Schwedischen; verschiedene Casusformen (Dativ) haben sich im Norwegischen erhalten [freilich ging dafür der Genitiv verloren und muß sich das Landsmaal mit umständlichen Umschreibungen behelfen]. Diesen praktischen Vortheil hat aber der Norweger in seinem Dialecte, und er vermag ihn auch von hier aus zu benutzen, ohne daß er der Zwischenstufe des Landsmaal bedarf, so daß also dieser Umstand gerade nicht sehr schwer in die Wagschale fällt.

Wenn wir das Landsmaal, seitdem es durch Aasen in die Wirklichkeit übersetzt wurde, überblicken, so stellt es sich als ein keineswegs klarer und fester Begriff dar, sondern als ein wechselnder und veränderlicher, der sich bei den verschiedenen Vertretern immer neu gestaltet. Johan Storm, dessen Ansichten wir auch in den vorhergehenden Erörterungen zum großen Theil folgten, hat in einer kleinen, höchst werthvollen und lesenswerthen Schrift „det nynorske Landsmaal“ Kjøbenhavn 1888, 8°, 116 Seiten, die ganze Frage nochmals zusammenfassend beleuchtet, und er weist an vielen Beispielen nach, wie richtig sein alter Satz ist, daß das Landsmaal eine Sprache sei, „qui a le malheur de ne pas exister“. Von einer Einheit der grammatikalischen Form ist gar keine Rede, und doch betonen die Maalstræver immer mit besonderem Nachdruck, daß es gerade auf die Form ankomme, nicht auf ein paar Norwagismen, welche man in die dänisch-norwegische Schriftsprache einführe. Nicht einmal der Artikel hat eine einheitliche Form bei den verschiedenen Schriftstellern; die gewöhnlichsten Begriffe erscheinen überall anders. Z. B. schreibt Aasen für Hand (manus) *handi*, Vinje *hande* und *haanda*, O. J. Høyem *handa*; für Braut (sponsa) Aasen *brudi*, Vinje *brudri* und *brude* und *brura*, O. J. Høyem *brudra*. Bei den selteneren Ausdrücken ist die Regellosigkeit noch ärger. Nicht einmal ein und derselbe Schriftsteller, Aasen nicht ausgenommen, hält an einer strengen Einheit fest. Wie

kann man aber von einer derartigen Sprache, die in ihren allereinfachsten Grundzügen nicht zur rechten Klarheit vorzudringen vermag, verlangen, sie solle dem gesammten Volke als Verkehrsmittel dienen? Sie kann eigentlich schlechterdings nicht einmal gelernt werden, sondern immer nur die individuelle Auffassung einzelner Verfasser, denen es selbst an manchen unerläßlichen Vorbedingungen gebricht. Aasen hat sicher verhältnißmäßig das denkbar Beste geleistet; ihm stand ja auch die gründliche philologische Schulung und geschichtliche Sprachkenntniß zu Gebote, ohne welche ein Urtheil in sprachlichen Sachen eben unmöglich ist. Trotzdem erwies sich sein Landsmaal als ungenügend, weil es eben ein todtgeborenes Kind ist, dem keine andere Macht den belebenden Herzschlag verleihen kann, als eben die Natur selber, die hier versagt. Von den Nachfolgern Aasens läßt sich das Gleiche nicht behaupten. Trotz des patriotischen Eifers vermögen viele Maalstrøvere nicht einmal Danismen und Germanismen zu vermeiden, was zur Genüge bekundet, daß es ihnen an einer sicheren geschichtlichen Auffassung entschieden fehlt. Man darf bei solchen Dingen nicht zu einseitig vom idealen patriotischen Standpunkte ausgehen, sondern muß der nüchternen Betrachtung und Erwägung Gehör schenken, um sich nicht in reine Unmöglichkeiten zu versteigen. Storm urtheilt sicher als der berufendste Richter, und jeder Unbefangene und Urtheilsfähige muß seinen Ansichten vollkommen beipflichten. Von der praktischen Seite aus besehen ist das Landsmaal hinfällig, und der Bauer wird sich nicht damit befreunden können. Es dürfte sein Bewenden dabei haben, daß die norwegisch-dänische Schriftsprache fortfährt, sich am nationalen Element zu kräftigen und dadurch eigenartig genug dem Dänischen sich gegenüberzustellen. So kommt das charakteristische Norwegische zu Recht, ohne daß das äußerst nutzbringende gemeinsame sprachliche Ausdrucksmittel der beiden nordischen Staaten aufgehoben zu werden braucht. Nicht zu unterschätzen beim Landsmaal ist der Umstand, daß im täglichen Verkehr und im litterarischen jedweder Gattung durch das letztere sehr beträchtliche und durchaus unnöthige Schwierigkeiten geschaffen würden. Die nordischen Sprachen stehen ohnehin schon außerhalb der allbekannten und allgekannten europäischen, und es ist eine verhältnißmäßig geringe Anzahl, zu der jene schönen Idiome unmittelbar reden. Diese wird um ein Ziemliches vermindert, sobald wir mit drei ausgesprochenen Einzelsprachen, statt wie bisher mit zweien zu rechnen haben. Die modernen Zustände drängen aber zum Wechselverkehr hin, nicht zur einseitigen Isolierung, durch welche ein Volk vielleicht

nicht unerheblich geschädigt werden würde. Man könnte davon gerne absehen, wenn es sich darum handelte, eine ursprüngliche Sprache zu erhalten. Denn die Erhaltung germanischer Eigenart, und sei es im Geringsten nur, ist wichtig genug, um mit Opfern erkaufte zu werden. Aber im gegebenen Falle handelt es sich um willkürliche künstliche Sprachgebilde, bei denen solche Rücksichten überhaupt gar nicht zum Zuge kommen. Das Maalstræv kann demnach nur als dansk-norsk, d. h. als die naturgemäße, nicht gewaltsam vorwärts getriebene Norwegisierung der bestehenden Schriftsprache thatsächliche Bedeutung gewinnen<sup>1)</sup>. — Etwas Anderes als das künstliche Landsmaal wäre die Heranbildung eines besonderen Dialectes zur Schriftsprache: eine derartige Erschaffung der letzteren ist die natürliche, organische Entstehung, wie sich auch sonst Schriftsprachen entwickelten. Jedoch fehlen die äußeren geschichtlichen, zwingenden Umstände, welche gerade einen bestimmten Dialect zur Schriftsprache erheben, vollkommen, und sind in der Gegenwart, wie bereits bemerkt, nimmer recht denkbar. Die willkürliche, etwa auf sprachgeschichtliche Gründe gestützte Auswahl eines norwegischen Dialectes würde bei der praktischen Durchführung auf gerechtfertigte Widersprüche stoßen; der Trönder würde sich fürs Bergensische bedanken und umgekehrt. Dagegen kann die eingehende Beschäftigung mit den einzelnen Bygdemaal aufs angelegentlichste empfohlen werden. Gewiß bleiben diese in ihrer Reinheit um Vieles ungestörter, wenn in der Schule und im öffentlichen Leben die dänische Schriftsprache herrscht, weil diese nirgends das Einheimische verdrängt oder verbessert, sondern als eine zweite, gänzlich verschiedene Sprache, wie im Grunde jede Schriftsprache, daneben steht. Wohl aber könnte das unnatürliche Landsmaal die Dialecte empfindlich stören, und darüber hätte der Patriotismus mehr Ursache zu klagen, als über das Bestehen einer dänischen Schriftsprache. Die moderne Sprachwissenschaft ist mehr denn je geneigt, dem Dialect volle Berechtigung einzuräumen; der letztere gibt das reichste Material für die Geschichte der Gesamtsprache an die Hand und lehrt noch heutigen Tages die morphologischen Gesetze kennen, die vor Urzeiten herrschend waren. Der norwegischen Sprache würde unendlich mehr Förderung erwachsen, wollten sich die Bemühungen statt auf das unfruchtbare Landsmaal auf die Bygdemaal selber und ihre genaue Erforschung richten. Unstreitig sehr richtig ist auch der Gedanke,

<sup>1)</sup> Es verdient angemerkt zu werden, wie sich norwegische Schriftsteller zur Frage stellen. Vgl. die Kritik, welche Ibsen im „Peer Gynt“ durch die Gestalt „des Sprachverbesserers Huhu“ über die Sache ausspricht.

den Storm andeutet, die Schule solle neben der Erlernung der dänisch-norwegischen Schriftsprache Gewicht darauf legen, daß die Schüler aus einer entsprechend eingerichteten Chrestomathie die Bygdemaal lesen und verstehen lernen. Nicht nur in Norwegen, sondern auch in Deutschland wäre es von Werth, wenn die Schule wenigstens einige Andeutungen und Winke dem Schüler über das Verhältniß der Schriftsprache und des Dialectes zukommen ließe, von dem die Wenigsten auch nur die leiseste Ahnung haben; zumeist wird in Laienkreisen der Dialect als Entartung der Schriftsprache heutigen Tages noch aufgefaßt. Diesem Übelstand wäre so leicht abzuhelfen, wenn anders nur der Unterricht in der Muttersprache auch überall endlich zu gebührenden Ehren erhoben würde.

MÜNCHEN, 1. Mai 1889.

W. GOLTHER.

## ZU GERHARD VON MINDEN.

Bemerkungen zu Seelmanns Ausgabe der Gedichte Gerhards theilte ich zuerst im Osterprogramm des hiesigen Realprogymnasiums vom Jahre 1879 mit, worauf ein zweiter Aufsatz im Jahrbuche des Vereins für niederdeutsche Sprachforschung IV, S. 98 folgte. Einen längeren Aufsatz zur Kritik und Erklärung der Gedichte ließ sodann Damköhler im Niederd. Jahrb. XIII, 75 erscheinen, nachdem er schon vorher seine Meinung über einzelne Stellen im Korrespondenzblatt des Vereins mit mir ausgetauscht hatte. Hieran schließen sich die nachstehenden Bemerkungen, welche bei wiederholter Lesung im Laufe der letzten Jahre niedergeschrieben sind.

NORTHEIM.

R. SPRENGER.

Prol. 54 *in dumheit tît* ist unverständlich. Es ist wohl *in tît* zu lesen = 'zu rechter Zeit'; mhd. *enzûte*. Darauf führt auch die angeführte Stelle des Cato: *Insipiens esto quum tempus postulat*. Vgl. *in half* 'zur Hälfte' IV, 50.

2, 21 *De wulf sprach: 'Dat is schult genôch  
van di, dat dîn drank mi gerôch,  
de mit di moste sîn verdomet;  
dat vlêt drovet unde wlomet,  
dat ik it drinken nicht enmach.*

Die Verse sind unverständlich, und auch der Herausgeber hat sich vergeblich um ihre Deutung bemüht. Zunächst ist es der Form nach

unmöglich, daß *gerôch* zu *geruken*, riechen gehören soll, wie er in der Wortlese annimmt; auch würde diese Bedeutung nicht in den Zusammenhang passen. Sodann ist es auffällig, daß *wolomen* nur an dieser Stelle in intransitiver Bedeutung vorkommen sollte, während es sonst stets 'trübe machen' bedeutet. Dies ist um so auffälliger, als auch in der entsprechenden Fabel des Wolfenbüttler Aesop II, 13 der Handschrift das Lamm spricht: *we mochte ich wolomen dinen drank?* Auch für *drowen* ist die Bedeutung 'trübe sein' durch keine weitere Stelle belegt, seitdem es in v. Kellers Fastnachtspielen 967, 10 durch Seelmann richtig in *doven* gebessert ist. Ich glaube, daß die Stelle verderbt und folgendermaßen zu bessern ist:

*De wulf sprach: Dat is schult genôch  
van di, dat dîn drank mi gedrôch,  
de mit di moste sîn verdomet;  
dut vlêt he drovet unde wolomet,  
dat ik it drinken nicht enmach.*

Dadurch, daß das Lamm angeblich das Wasser getrübt hat, will der Wolf um seinen Trank betrogen sein. Er sagt von dem Lamm auch V. 13 *du dregest wulle unde horn dorch drogene.*

3, 100 *unde worden vast aldus gebunden  
mit einem vaden, den se vunden  
daraf geneget was ein hôt (: vlôt).*

Ich bleibe bei der handschriftlichen Lesart und übersetze: Mit einem Faden, womit ein Hut genäht gewesen war. Seelmann hat dafür das landschaftlich begrenzte *bot* 'Endchen' gesetzt, das sich im älteren Niederdeutsch nicht belegen läßt, denn 17, 13, wo der Herausgeber dieses Wort ebenfalls finden will, ist verderbt. Was *geneget* heißen soll, hat er uns nicht gesagt. Man wird zunächst an *neien*, *neigen*, *neggen* 'nähen' denken, und dies ist denn auch das Richtige, während Damköhler sich durch Seelmanns Conjectur verleiten läßt, ein, wie er selbst gesteht, im Mnd. nicht belegtes *nagen* = *gnagen*, *knagen* 'nagen' anzusetzen, was um so bedenklicher ist, als auch für das hochdeutsche *nagen* der Umlaut nicht erwiesen ist.

6, 15 *de weder sprach der bute vro.*

Statt *bute* hat die Hs. *hude* 'Hut', welches richtig ist, da *hude* und *warde* (V. 9), wie das Mnd. Wb. 2, 276 zeigt, synonym sind. Vgl. die im Mnd. Wb. citierte Stelle Niederd. Rechtsb. f. 181: *unde holden de hoede unde warde.*

6, 14 *Na sinem rechte he do on wrachte.*

Die Hs. hat: *to on*, und zu lesen ist: *he to om wrachte* 'that er mit ihm'.

- 7, 13 *De wise man sprak dusse mere,  
dat it der sunnen wille were  
ôk wis, dat he wolde nemen  
ein echte wîf . . .*

Über diese Stelle hat zuletzt Damköhler im Niederd. Jahrbuch XIII, 75 gesprochen. Er wendet sich daselbst gegen meine frühere Erklärung, welche in dem handschriftlichen *wisē* eine Verbform sah, und hält dagegen an des Herausgebers *wis* fest, von dem er aber leider ebensovienig wie Jener sagt, was es bedeuten soll. Auch seine Auflösung in *wis en*, indem er *en* = 'und' faßt, scheint mir nicht annehmbar. Ich vermuthe, daß zu schreiben ist *ôk wēs en* 'und gab ihn (den Willen) zu erkennen'. *wēs* ist starkes Praeteritum zu *wisen*, welches selten ist <sup>1)</sup>, wodurch die Veranlassung zur Verderbniß gegeben wurde.

- 7, 31 *Dit bispel wil de jene leren,  
de gerne hadden vele heren,  
dat se sik vorwandeln mochten  
und ere des jâres vele besochten.*

Diese Stelle scheint mir auch von Damköhler noch nicht richtig gedeutet. Im Aesop. moral. heißt es: *Ista fabula docet, quo melius est habere unum principem quam plures. nam si plures sint, quilibet sibi vindicat servitium et honorem, quibus sufficere nequeunt subditi.* Das läßt doch wohl darauf schließen, daß *ere* nicht als Pronom. poss., auch nicht als Gen. Plur. des Pronom. personale zu fassen ist, sondern = *honor*. Ich übersetzte: 'Diese Fabel will Diejenigen lehren, die gern viele Herren hätten: daß sie (die Herren) sich in das Gegentheil (von dem was man erwartete) verkehren und das Jahr über viele Ehre von ihnen beanspruchen möchten.' Auch die folgenden Verse:

- Ein here is ôk beter denne twe,  
went men gelike jo nicht se  
ne mach mit dēnste moden.*

dürften mit näherem Anschluß an die Vorlage zu erklären sein: 'Ein Herr ist auch besser als zwei, weil man ihnen nicht in gleicher Weise (wie einem) mit Dienst Gentüge leisten kann.' *moden* muß hier etwas Ähnliches bedeuten, wie *sufficere* 'zu Willen sein', worauf ja die Glosse im Mnd. Wb. III, 106 *moden vel anmoden, insinuare* führt.

- 8, 1 *Ein wulf dorch sin girichede  
grôt lēt to enem male dede*

<sup>1)</sup> Doch siehe die im Mnd. Wb. angeführte Stelle aus den Monum. Livon. 4<sup>2</sup>, 195 *unde wēs uns alle segel unde breue.*

Da *lēt dōn* nur heißen kann „Leid, Schmerz zufügen“, so glaubt Danköhler Jahrb. XIII, 76, daß die Stelle entstellt sei. Ich glaube, daß nichts zu ändern ist, und erkläre *dorch* als contrahierte Form von *dorich* „thöricht“. *Ein* muß dann unflectierte Form des Dativs sein, wie sie sich nach dem Mnd. Wb. z. B. in der Münster Chron. 1, 277 findet. Es ist also zu übersetzen: „Einem thörichten Wolfe fügte einst seine Gier großes Leid zu“.

9, 19 *Darna wol over seven weken  
begunde se darumme spreken  
unde bat se harde gunstliken,  
dat se ore wolde untwiken,  
als an der nôt, se lēt darinne.*

V. 23 erklärt Seelmann, indem er Ausfall des Relativums annimmt 'in Anbetracht der Noth, welche sie darin litte'. Dies ist aber schon deshalb falsch, weil die Hündin der Schwangeren ja ihre ganze Wohnstätte eingeräumt hat und erst jetzt wieder Einlaß verlangt. Es ist zu schreiben:

*dat se ore wolde untwiken,  
alse an der nôt se lēt darinne.*

„Daß sie ihr jetzt weichen möchte, da sie sie in der Noth darin gelitten hatte. *alse* steht für *a'se se*, wie öfter; vgl. Mnd. Wb. I, 61.

9, 31 ff. ist zu lesen:

*Darumme en schol gi nicht vorderven  
mi nu. latet mi bliven  
hir so lange, of it ju geteme,  
dat dusse winter ende neme,  
dat doch unlanges wesn mot.*

Die Hs. hat V. 35 *dat er it doch*. Es ist zu übersetzen: 'Was doch bald geschehen muß'. *unlanges* wird auch von der Zukunft gebraucht, was aber aus dem Mnd. Hdwb. nicht zu ersehen ist.

11, 18 *unde it enblift ok nicht dat leste,  
went se alle darna moten varen,  
dat gi vil arme scoln bewaren.*

Die in der Wortlese angegebene Bedeutung von *bewaren* = verhüten paßt nicht für unsere Stelle, es ist hier vielmehr = 'behüten, bewahren'. Der Sinn ist demnach: „Es bleibt Euch, Ärmste, auch nicht das letzte Junge zu beschützen.“

11, 27 ff. sind in der Ausgabe unverständlich und folgendermaßen zu bessern:

*unde hastliken ein blas  
van vure, dat dar bernede was  
he in dat droge holt do stak.*

d schnell nahm er ein Scheit von einem Feuer, das da brannte, steckte es in das trockene Holz.“ *beruede* = *bernende*, wie Sünden-2054.

14, 35 *De hogen werden landesheren  
de mogen sik tein bi dussen meren,  
dat se mit gnedeliken dingen  
jo ore underdanen dwingen,  
dat se mit vrede nicht bestân,  
oft it on scholde missegân.*

19 ist zu lesen: *dat se mit vreden icht bestân* ‘daß sie etwa in den bleiben’. Vgl. mit *vrede laten* 9, 54. 80, 37 und nnd. *med laten* Schambach s. v.

15, 18 *Do sîn her van kerken gink  
tô hûs mit sinen besten kleden,  
wolde de esel ummescheten,  
mit sinem spele em to untmoten*

0 *ummescheten* erklärt der Herausgeber durch ‘sich überschlagen’, he Erklärung auch in das Mnd. Wb. übergegangen ist. Es ist, wie schon der Reim beweist, entstellt aus *unbeschêden* ‘unbeiden’. Es ist dann auch nichts weiter an der handschriftlichen Art zu ändern, und zu schreiben:

*wolde de esel umbescheden  
mit sinem spele eme do entmoten.*

wollte der unbescheidene Esel ihn mit seinem Spiele begrüßen’.

16, 56. *dat (starke strik) stôf se entwe. stôf* wird in der Wortlese Art = zerbiß. Diese Bedeutung kann aber *stoven* nicht haben; t wohl zu lesen *scôf* — mhd. *schuof* ‘verursachte, bewirkte’.

17, 10 ff. ist zu lesen:

*darmede we scholen in der vlucht  
gevangen unvorwândes werden,  
beslagen ane water, up der erden  
unde ok an allen holten gestricket.*

t *holten* hat die Hs. *holen*, woraus der Herausgeber unpassend gemacht hat. *stricken* hat hier die Bedeutung ‘mit Stricken en’. Vgl. Wolf. Aesop. 17, 16 (*wi wille*) *uns nit in der vogeleschar en, die vil dicke gevangen wirt mit stricke an allen holten* ‘in allen dern’.



18, 51 *Dus môt ore vriheit sik vorkeren,  
de under enem guden heren  
jo wonet, de al mit duldichede  
on is in allen dingen mede,  
unde dan na enem vromden stât.*

Statt *vromden* hat die Hs. *vrede*, d. i. *wrêde* 'böse'; der letzte Vers ist also zu schreiben:

*unde dan na enem wrêden stât.*

Die Frösche verlangen ja V. 37 einen Herren, „*dem se dor angemosten denen.*“

19, 6. Nach diesem Verse ist eine größere Lücke, in welcher die Vergleichung mit Wolfenbüttler Aesop 19 zeigt, gesagt zu sein, daß der Habicht die Alten verfolgte, und daß diese dann die Jung im Neste verließen.

20, 11. *brôtwert* ist wohl als Compositum zu fassen, wie *pennewert* gebildet.

20, 29 ist besser zu ergänzen: *dat was ome bî dem tûn utvallen*. Die Auslassung erklärt sich so leichter; auch ist in V. 28 von einem *tûn*, nicht von einer *want* die Rede.

21, 1 ist zu interpungieren: .

*Ein verkenmoder scholde winnen  
ir jungen. dar se lach enbinnen,  
quam ein wulf to ir . . . . .*

*dar* ist zeitlich zu fassen, wie R. V. 2346, 3544. *inne ligen* oder *kind inne ligen* bedeutet 'im Kindbett liegen'; vgl. Lexer I, 1915.

22, 13 ist zu interpungieren:

*ik bringe di dar sunder leide  
ik weit se stân an guder weide.*

'Ich bringe dich ohne Leid dahin, wo ich sie auf guter Weide stehen weiß.'

23, 31 *Darna begunde an tornen dagen  
de koninc den sulven lowen jagen.*

Daß *tornen* nicht, wie die Wortlese angibt, Verbform sein kann, bemerkte ich schon im Programm. Altsächsisch und angelsächsisch findet sich ein Adjectiv in der Bedeutung 'bitter'. Dies in übertragener Bedeutung = 'unangenehm' könnte hier vorliegen.

27, 37 *Do wônde dar ein kotse fêr,  
ein ridder, junk stolt unde hêr,  
de was von art wol or gelike,  
al ne was he nicht so rike.*

gegen diesen Text erhebt sich das Bedenken, daß ein Ritter, der wegen seiner Armuth eine einfache Kotstelle bewohnen muß, deshalb doch nicht ein *kotse* 'Kossäthe' genannt werden kann, womit durchweg ein Angehöriger des kleinen Bauerstandes bezeichnet wird. Die Hs. hat statt „*kotse fêr*“ „*botzever*“, doch so geschrieben, „daß der Anlaut durch Zusammenfluß der Tinte aus *k* entstanden sein, das *v* auch als *b* gelesen werden könnte“. Das von Wiggert, 2. Scherflein 43 gelesene *otzeber* wollte J. Grimm erklären als „einer, der eine *kotze* (eine Art Mantel) trägt“. Erinnern wir uns, daß *wonen* im Mnd. auch transitiv in der Bedeutung 'bewohnen' sich findet, so ergibt sich leicht die Verbesserung: *Do wônde dar ein kotewere*

*ein ridder, junk, stolt unde here.*

*kotewere* ist eine Kotstelle, der Besitz eines Kossaten.

28, 36 mit *niden* 'mit Hassen', wie der Herausgeber übersetzt, paßt nicht. Die Hs. hat *mit syden*, das ist wohl: *mit fiden* — „mit der Zeit“. Vgl. nhd. 'beizeiten'.

28, 45 ist vom Herausgeber der Frau zugetheilt, gehört aber nur Rede des Mannes, wie auch Wolfenb. Aes. 64, 24: *hie sprach 'noch wech, ein seisse wære, dar mit der wisch gemeyet wart'* beweist. Es ist danach zu schreiben:

*'Noch sprek, dat it ein segede were'.*

*Se sprak, alse se do mochte schere*

*'ein chere, ein chere'.*

*here* in V. 46 ist nicht = *forpiz*, sondern mhd. *schiere* 'alsbald', und deshalb ist auch das Komma zu tilgen.

29, 32 lies *dicke* st. *dicker*.

31, 30. Die Hs. hat richtig: *de* (nämlich der Sang) *mi vul nas* *genomen*.

32, 57 lies: *weder den wulven*.

33, 20 ist zu übersetzen: 'Das thäte er ganz nach ihrem Rathe'.

34, 5 lese ich jetzt: *De versmâhede he genôch*. Ein Substantiv *arma* ist immer noch nicht nachgewiesen.

34, 7. Der Bauer, dem seine häßlichen Hände und breiten Füße schande dächten, vernachlässigte sie:

*de hande he io nicht ne dwôch,*

*De vote he vel seldom stode.*

*t. stode* schreibt Seelmann *scrode* und denkt dabei an das Abschneiden der Nägel an den Füßen. *schroden* hat aber die Bedeutung von 'zerleinern, in kleine Stücke schneiden', z. B. Getreide zu grobem Mehl. Lübben im Wb. 4, 418 bleibt deshalb bei der handschriftlichen Lesart

und erklärt *stode* durch 'stieß, setzte nieder'. Auch diese Erklärung ist unmöglich. Es ist zu schreiben *scōde* 'versah er mit Schuhen'. Über *schoen, schoien* s. Mnd. Wb. 4, 110.

37, 35 lies: *ter* (= *to der*) st. *der*.

38, 80 lies: *valsch man*; ebenso 42, 29. 65, 124 *wis man*, 59, 70 *wert man*.

39, 70 lies: *ichtes wat*.

41, 57 ist zu lesen:

*mîn lîf is vaster den ju worde  
klein oder grôt ei in der borde.*

'Mein Leib ist fester als je ein kleines oder großes Ei wurde.' Der selbe Reim 48, 20.

46, 24 ff. lese ich jetzt folgendermaßen:

*Se sîn der morgenroden sunnen  
alse se erst upgeit, an done  
gelîk van schoner rode. Jedoch ik wone ...*

Das heißt: „Sie (die Federn) sind der Morgenröthe, wenn sie aufgeht, an Aussehen gleich in Bezug auf ihre schöne Röthe.“

49, 195 *do wuste he vorwâr dat wol,  
dat dar de wrede wevel was.*

Dem Zusammenhange entspricht *wunde* 'vermuthete'.

50, 6. *dat lange vort em klene drôch* ist zu übersetzen: 'was ihm ange wenig nützte'.

56, 11 *so wanne komet ein derve regen,  
we schal di danne to schure dregen.*

*dregen* ist in der Wortlese nur in den beiden Bedeutungen 'tragen' und 'trügen' angeführt, hier kann es nur = *drogen, drugen* 'trocknen' sein, wie die Form noch jetzt mundartlich vorkommt.

59, 1 *Ein vet schone ors van hogem prise  
geziret wol na siner wise  
mit breidele unde mit gereide  
lêp ledich sunder jenich geleide,  
dat wol dem rede mochte schaden.*

Der letzte Vers ist unverständlich und statt dessen zu lesen: *das wol dem rêde mochte staden* 'das wohl zum Ritte passen mochte'. *staden* und *scaden* konnte vom Schreiber leicht verwechselt werden.

61, 94. *wânlik* 'vermuthlich', wie die Hs. hat, war nicht in *scârlîk* zu ändern.

61, 123 ist das handschriftlich überlieferte *anden*, wohl weil *ande* im Mnd. Wb. nicht verzeichnet war, in *vianden* geändert; doch ist

e bekannte Redensart *sinen anden wreken* nun auch für das Mittel-  
ederdeutsche belegt in Strauchs Glossar zur Sächs. Weltchronik  
(auch den Nachtrag zum Mnd. Wb. S. 16). Schon im Programm  
8 behandelte ich die Verse, lese dieselben aber jetzt etwas ab-  
weichend:

*dan it mach lichte so gereken  
dat se mit schaden mogen wreken  
als sunder stade oren anden  
al oren vrunden to schanden.*

ide mhd. *state* = „alles, was zu Statten kommt, Hilfe, Nutzen.“  
ie Hs. hat statt dessen den leicht zu erklärenden Fehler *schaden*.

66, 9 ist entweder *den raven* zu lesen, oder *rave*, wie es im Mnd.  
id noch mundartlich vorkommt, als Femin. zu nehmen; dann müßte  
er V. 6 *he* in *se* geändert werden. Die Interpunktion ist wohl folgen-  
maßen zu ändern:

*Wu heft he dus güt se nu gevunden,  
dat se de hunde latet slapen,  
de dar ligget bi den schapen.  
dat se de raven nicht vorjaget,  
dat si dem duvele geklaget,  
de mi so gerne jaget na,  
so wor ik in dem velde ga.*

11 ist natürlich auf die Hunde zu beziehen.

67, 27 f. schreibe ich:

*Doch weit ik wol, wat bestriket  
dîn zagel, dat dar jo vorwîket  
de dêr*

ch weiß, daß, was dein Schwanz bestreicht (wohin du kommst),  
e Thiere stets entfliehen.' Statt *vorwîken* schreibt der Herausgeber  
strennt *vor wiken*.

67, 30 *Mit stempne ôk lât unde unbehande*

*dôt al de dêr ôk sêre vlein*

*de mi gehôren ofte sein.*

urch die Änderung von *Mit* in *Mîn* wird die Stelle verständlich.  
*unbehe* ist 'incomitus, grob' und nicht mit Damköhler, Niederd.  
hrb. XIII, 79 in *behe* zu ändern. Ebenso bedeutet *unbehe*:  
, 25 'auf grobe Weise', nicht 'unklug', wie der Herausgeber meint.

69, 36 ist zu trennen *vor* (vorüber) *gegân*.

69, 54 f. ist zu lesen:

*unde segge, wêr de lowe wesen*

*dunket di wreder, ofte de man.*

„Sage, ob dir der Löwe böser zu sein dünkt, oder der Mensch.“  
Vgl. V. 10 f.

72, 15 ist nach der Hs. mit folgender Interpunktion zu schreiben:

*gi scholen weten: dat vorwār  
gedregen hebbe ik ein jār  
unde is mi leides alsō swār u. s. w.*

Die Verbesserung von Seelmann *lides* st. des handschriftlichen *lyde* scheint geboten. *dregen* (Mnd. Wb. I, 563) auch vom ertragen von Leid und Krankheit.

73, 17 lies: *dede vele an aller schalkheit domet* 'die in aller Schalkheit schwelgen'.

90, 57 ff. lese ich:

*Do sprak de lowe: 'It mach wol wesen!  
prove anders, wo ek moge genesen,  
— De arzedie de is hin —  
went ik nein vrunt van herten bin.'*

„Versuche, wie ich auf andere Weise genesen möge (Diese Arznei ist verloren), weil ich kein Freund von Herzen bin [mir nichts aus Herzen mache].

81, 9. Statt *minschen* hat die Hs. *weverschen* 'Weberfrauen', was wohl richtig ist.

81, 70 lies: *ofte de modink der truwe love* 'wenn der Nichtsau seine Treue gelobt'. Vgl. V. 48 ff.

83, 19. Die Hs. hat *mer* st. *môr*, und ersteres ist richtig.

91, 52 lies: *in or lofte dachten se vulherden* 'bei ihrem Gelübde gedachten sie zu verbleiben'. Vgl. Mnd. Wb. 5, 552.

92, 76 ist *mi* st. *mîn* zu lesen. Über den Reim *hin* : *mi* s. Einl.

95, 29 lies:

*Na des mules degedingen  
al de dummen schevelingen  
beginnen doven unde bagen  
van den besten magen  
unde de hôgest sîn tō allen tiden.*

95, 40 ist mit der Hs. *dede* zu schreiben. *dōn* steht hier an Stelle des vorhergehenden Verbs.

95, 36 lies: *Dat is dicke an on enket* 'das wird oft an ihnen offenbar'.

100, 43 *leggen* 'verleihen'.

100, 107 lies *We schippen hiran enen vōch*. 'Wir wollen hieraus unsere Schicklichkeit zeigen.'

101, 17 *mit giricheit hebbe ek nenen gaden.*  
*kume mochte mi geschaden*  
*ein grôt osse edder ein pert.*

3 unverständliche *geschaden* ist in *gesaden* 'sättigen' zu verbessern.

101, 109, 110 sehen aus wie eine ungeschickte Interpolation.  
 glaube, daß es ursprünglich gelautet hat:

*To voren kan ek ôk wol maken*  
*swindicheit. Dorch lives not*

*so late ek, To voren* = 'besonders', s. Mnd. Wb. 4, 601;  
*als ek were dôt.*

V. 126 f. lauten in der Hs.:

*we is so bese, de ok gunde*  
*den jungen, dat se vorderven unde vorheren.*

3 Stelle ist offenbar entstellt. S. schreibt: *dat se vordorven weren.*  
 glaube nicht, daß der Schreiber daran Anstoß genommen hätte,  
 aber vielmehr, daß er ein Wort gefunden hat, welches ihm nicht  
 so geläufig war. Ich schreibe: *dat se vorworden weren.* *vorworden*  
 spricht nhd. 'verkommen'.

V. 132 hat die Hs. *brunsberen* st. *krunsberen* wie S. schreibt.  
 glaube nicht, daß Kronsberen (mnd. *krôns-bere* 'krânsbere' Kranich-  
 e) gemeint sind, sondern *brûsberen* 'Wachholderbeeren'. Ich hörte  
 das Wort vor etwa zwölf Jahren von einem Märker. Vgl. auch *bros-*  
 2 im Mnd. Hdwb.

V. 156 fehlt das Verbum, dieses findet sich aber, wenn wir die  
 interpunktion ändern und folgendermaßen lesen:

*Ichtu enen ossen ofte ein pert*  
*togest út orem stalle*  
*unde ore schap alle,*  
*dat scholdestu mit one herden.*

1 r Wolf meint, daß der Fuchs mit den Menschen in offener Fehde  
 e, so sei er auch berechtigt, ihnen allen möglichen Abbruch zu  
 n. Und wenn er ihnen einen Ochsen oder ein Pferd und alle ihre  
 rafe aus dem Stalle zöge, so vermöchte er das wohl als sein Recht  
 1en sie zu erweisen. Vgl. unser 'erhärten'.

102, 63 lauten im Text:

*Wo mochte tom konninge de gevogen,*  
*den de lude also dôt slogen?*

der Hs. steht *dem* st. *tom* und *dat* st. *de*.

*Wo mochte dem konninge dat gevogen.*

Daß dies richtig ist, beweist außer dem Zusammenhang die ent-  
 3ERMANIA. Neue Reihe XXII. (XXXIV.) Jahrg.

sprechende Stelle des Wolfenb. Aesop 93, 27: *wo mochte dass ene koninge voegen, dat ome* (lies *ene*) *sine keirle slogen?* Es ist also zu schreiben: *Wo mochte dem konninge dat gevogen,*

*dat en de lude also slogen?*

*gevôgen* heißt 'angemessen, passend sein', und diese Bedeutung hat es auch 79, 18; nicht die in der Wortlese angegebene.

102, 69 *busch* = Buchsbaum, wofür noch jetzt landschaftlich *buschbom*.

102, 70 *de ek wol gein*. *gein* kann nur Infinitiv sein, daher ist zu lesen: *des mach ek wol gein*; vgl. V. 103.

102, 96 ist das handschriftliche *bekande* nicht zu ändern.

102, 147 lies: *diner schalkessedē*.

102, 173 lies: *Den* (Guten) *dusse* (die *Dunkelguden*) *grote bôchheit*. *overgân* ist = betrügen.

103, 1 ist zu lesen:

*In dem mere ligget ein wolt,*

*darinne hebbet ein holt*

*de wilden apen ende sik vodet.*

'Darin haben die Affen einen Aufenthalt und nähren sich darin.'

103, 48 ist zu lesen:

*de ander dor nicht ne brak,*

*wente he se gerne spreken wolte,*

*de wârheit, wat dat kosten scholde.*

'Der andere brach durch nichts die Wahrheit, weil er sie ganz sprechen wollte, was es auch kosten mochte.'

103, 100 *Gode levet de wârheit ane twivel*

*de logene jaget jo den duvel.*

*jaget* 'verjagt' gibt keinen Sinn. Es ist *haget* 'behagt' zu lesen.

## ÜBER DEN GEGENWÄRTIGEN STAND DER SUCHENWIRT - HANDSCHRIFTEN.

Mit zwein großen, bisher unbekannten Ergänzungen zu Suchenwirt's Gedichten.

### XII. d†.

In dem schon S. 324 angezogenen 14. Bande der Wiener Jahrbücher der Literatur (Anzeigebblatt S. 50) behauptete P, daß von der Gothaischen Recension des Gedichtes von fünf Fürsten eine Abschrift auf der Wiener Hofbibliothek sich befinde. Daselbst ist das genannte Gedicht nur in C vorhanden, für diese Handschrift war aber N die Vorlage. Primißers Angabe ist somit falsch; sie wurde auch in seiner Ausgabe nicht wiederholt, wohl aber noch später von Jacobs und Ukert im dritten Bande ihrer Beiträge zur älteren Literatur etc. (S. V u. VI).

Nicht zu Wien, sondern in der königl. öffentlichen Bibliothek zu Dresden findet sich eine Abschrift des Gedichtes von fünf Fürsten nach g und zwar in dem Miscellancodex, der vormals die Nr. 105 hatte, jetzt aber die Nr. M 203 führt (vgl. Falkenstein, Karl, Beschreibung der königl. öffentl. Bibliothek zu Dresden, 1839, S. 398 und Prof. Dr. Franz Schnorr von Carolsfeld a. a. O. zweiter Band, S. 494 f.). Der damalige Herr Oberbibliothekar Geheimer Hofrath Professor Dr. E. W. Förstemann gestattete in besonderer Güte bereitwilligst die Übersendung dieser Papierhandschrift nach Wien. Sie zählt 83 Blätter in Quart<sup>1)</sup>, ist in steife, mit grauem Papier überzogene Deckel gebunden und hat auf dem Rücken die Aufschrift: *Von den heil. drey Königen*. Diese entspricht dem ersten Stücke der Handschrift, das von der Überbringung der Körper der heil. drei Könige handelt; wie das Titelblatt dazu besagt, wurde dieses Gedicht aus einem Manuscript (der Dresdner Handschrift M 42) der königl. öffentl. Bibliothek in Dresden „abgeschrieben und mit der Urschrift verglichen von Joh. Christ. Gottscheden“, dem auch dieser ganze Band gehörte, wie aus der an der Innenseite des Vorderdeckels angebrachten Vignette zu ersehen ist. Nach seinem Tode kam der Codex in die Bibliothek der Gesellschaft der freien

<sup>1)</sup> Im Jahre 1879 war weder eine Blatt- noch eine Seitensählung angebracht.



Künste und schönen Wissenschaften in Leipzig und von dort 1793 mit 132 gedruckten Büchern und 85 altdeutschen Handschriften (früher Eigenthum des Professors Gottsched) für 300 Thaler in die königl. Bibliothek zu Dresden (vgl. Dr. Julius Petzholdt, Adreßbuch der Bibliotheken Deutschlands mit Einschluß von Österreich-Ungarn und der Schweiz. Dresden 1875, S. 107).

Wie das erste sind auch die neun anderen Stücke von sämtlich Abschriften von Manuscripten in Gotha, Dresden etc. Die Anzahl der Verse auf je einer Seite wechselt, aber stets sind dieselben abgesetzt, immer in einer Columnne, die Anfangsbuchstaben der Verse groß, Unterscheidungszeichen spärlich. Für einige Stücke wurde lateinische, für andere deutsche Schrift gebraucht; ich glaube, daß mindestens drei Hände daran geschrieben haben. Ob, wie Falkenstein (a. a. O.) bemerkt, Nr. 7 („Ein verliebter Traum“, Bl. 61<sup>a</sup>—64<sup>a</sup>) und 9 („Gedicht vom Edelstein“, Bl. 66<sup>a</sup>—77<sup>b</sup>) von Gottscheds eigener Hand geschrieben wurden, ob nur diese und nicht auch andere, ist hier nicht Gegenstand der Untersuchung; doch bemerken will ich, daß die Schrift des sechsten Gedichtes (Bl. 54<sup>a</sup>—60<sup>b</sup>) mit den Anfangsversen:

*Ach mynne wie creftig ist dine craft*

*Wo man schleft adir wacht*

ganz genau dieselbe ist wie die des siebenten, das statt nach Falkenstein „Ein verliebter Traum“ wohl besser mit den Worten der viertletzten Zeile des Gedichtes überschrieben würde: *Des kranich hebe nûn (9) grad*. Darnach schon erweist sich Falkensteins Behauptung nicht stichhältig. Vgl. auch Schnorr a. a. O. S. 495, f, g und i.

Von den Stücken in d, die nach Gotha weisen, hebe ich das vierte hervor, das von Bl. 42<sup>a</sup>—47<sup>a</sup> reicht. Es hat die Überschrift: *Abschrift eines alten MSCti, de anno 1397. aus der gothaischen Bibliothek. Den sprûch hat gemacht peter der Sûchenwirt von fünf fürsten.* — Das alte Manuscript aus der gothaischen Bibliothek ist die uns wohl bekannte Handschrift Nr. 271 oder g; doch befremdet in der obigen Überschrift die Bemerkung, daß die Gothaer Handschrift aus dem Jahre 1397 stamme. Woher wußte das der Schreiber? Schon früher wurde betont, daß, von den Zusätzen zu Anfang und Ende abgesehen, die Schrift der ursprünglichen Theile von g höchst wahrscheinlich noch vor 1402 zu setzen sei. Aber ein bestimmtes Jahr für die Entstehung von g anzugeben, dazu reicht die Schrift allein nicht aus; andere Anhaltspunkte fehlen. Es drängt sich aber die Erklärung auf, daß der Schreiber von d die auf dem ersten Blatt in g

angebrachte Zahl 1497 falsch gelesen habe. Es stand übrigens in d ursprünglich nicht 1397; wo jetzt der Dreier ist, war radiert worden, doch scheint er von derselben Hand zu sein, welche das Gedicht von fünf Fürsten schrieb. Daß Falkenstein und Schnorr die Zahl 1397 unbedenklich nachschrieben, kann man begreiflich finden.

Die Abschrift selbst zeigt viele Abweichungen von g, doch erklären sich manche durch geänderte Orthographie (Anwendung des Dehnungs-h und des stummen e), durch Einführung des Umlautes (1 *fürsten*, desgl. 79, 95, 141, 163, 185, 192, 215, 224 und 234, 8 *glükk*, 15 *prüfen*, 41 *flühen*, 109 *mörder*, 169 *fügen*), andere durch Unterlassung des Umlautes (73 *chonigs*, 124 und 171 *osterreich*), durch Modernisierung einzelner Wörter (56 *chönik*, 69 *Karlus*, 78 und 85 *went*, 105 *monad*, 123 *wilhelm*, 167 *manschlechtig*, 177 *Schweinczer* u. s. w.), sowie durch Schreibfehler (4 *starkets*, 35 *sech<sup>e</sup>* u. s. w.). Manches war dem Schreiber offenbar schwer leserlich oder unverständlich; so schrieb er (statt *verschriet*: *da ze miet*) 89 *verschnet*: 91 *Daz ennet*, 98 *wäre*, 100 *schwäre*, 189 *Man net*, 191 *gehon* (g *gedon*) und 193 *helt im* (= *nu*). Öfter wurden die Abkürzungen nicht berücksichtigt: daraus erklärt sich 14 *wordn*, 17 *yed man*, 41 *daz wazz* u. s. w. Nur selten hat der Schreiber den Text willkürlich geändert und das sehr unbedeutend: 101 g *zu der pürg*, d *in der pürg*, 104 g *geb*, d *gab*. Im Übrigen stimmt g mit d, selbst die in g gemachten Absätze sind beibehalten; im Ganzen kann man die Abschrift somit eine ziemlich leidliche nennen. Für die Textkritik selbst ist sie aber belanglos, da ja ihr Original vollständig erhalten ist.

Anders verhält es sich mit dem dritten Stücke von d mit der Überschrift: *Abschrift eines alten Manuscripts aus der Dresdner Bibliothec. Peters des Suchenwirths* — Bl. 36<sup>a</sup>—41<sup>b</sup>. Falkenstein sagt darüber (a. a. O.): „Peters des Suchenwirt Lobspruch auf die Liebe“. Damals war Primisser's Ausgabe längst erschienen; ein Blick in dieselbe hätte Falkenstein belehrt, daß dieses Gedicht *die schöne Abenteuer* ist<sup>1)</sup>.

<sup>1)</sup> Die von Falkenstein gebrauchte Benennung ist übrigens schon alt, sie findet sich bereits in Adelung's Fortgesetzten Nachrichten. Bei Besprechung der Handschrift Nr. 215 (vormals 393 = h<sup>1</sup>) führt dort S. 305 Adelung das jüngste Gericht von Suchenwirt an, „einem Österreicher, wie er sagt, oder vielmehr Meistersänger, der um 1386 reimte. Von ihm befindet sich ein Lobspruch auf die Liebe in der kurfürstlichen Bibliothek zu Dresden“. Gar manche Irrthümer befinden sich in diesem wie in dem ersten von Adelung herausgegebenen Bändchen über altdeutsche Gedichte,

Die Vorlage für das 3. Stück von d war die Dresdner Handschrift M 42. Daß das 3. und 4. Stück von d — das eine in lateinischer, das andere in deutscher Cursivschrift abgefaßt — von derselben Hand geschrieben sind, ist nicht unmöglich, ich halte es aber für unwahrscheinlich. Stammen beide Abschriften von demselben Schreiber, dann dürfen wir uns das Verhältniß zwischen d und M 42 so vorstellen, wie es zwischen d und g früher dargelegt wurde; rühren aber beide Abschriften nicht von derselben Hand, dann sind wir außer Stande, dieses Verhältniß bestimmt anzugeben. Dem eine Vergleichung der Abschrift mit dem Original wie bei dem Gedicht von fünf Fürsten ist nicht möglich, weil bereits gegen die Mitte des vorigen Jahrhunderts M 42 eine bedeutende Spoliierung erlitten, wobei auch die *schöne Abenteuer* verschwunden ist. Um die Verstümmelung der Handschrift ist zu vergleichen Adelung, *Ab deutsche Gedichte in Rom*, S. XVI, über die früher vorhandenen gewesen Stücke der literarische Grundriß von v. d. Hagen und Büsching, S. 105, 126, 341 und 444. Nach einer Bemerkung Eberts in dem Manuscripte der königl. Bibliothek zu Dresden R 174, S. 186 sind diese Stücke „noch vor Canzler's Zeit“ abhanden gekommen<sup>1)</sup>. Als Götze, *Merkwürdigkeiten der königlichen Bibliothek zu Dresden*, 1744, 2. Band, S. 233 f. diese Handschrift beschrieb, war sie noch bis auf einige wenige zu Anfang fehlende Blätter complet. — Am Ende des Gedichtes von der Überbringung der Körper der bei drei Könige hat sie: *Expliciunt dicta Rolandi tristrandi et trium regum per manus Nicolai swertfegir de dhamis anno domini M<sup>o</sup>CCCC<sup>o</sup>XXIII feria quarta post andree*. Darauf folgten nach Götze a. a. O. II, S. 234 „drei kleine Gedichte von Träumen, und der Liebe, die nicht viel zu bedeuten haben“; das wären also die Stücke 3, 6 und 7 in d, die in M 42 jetzt fehlen<sup>2)</sup>. Die oben angeführten Worte finden sich genau

welche aus der heidelbergischen Bibliothek in die vaticanische gekommen sind. Schon Doen hat im ersten Jahrzehnt unseres Jahrhunderts in seinen *Miscellaneen* zu Geschichte der deutschen Literatur Adelung zu berichtigen gesucht. Aber Irrthümer haben ein zähes Leben. Aus Adelung gingen nicht wenige in den *Literarischen Grundriß* zur Geschichte der deutschen Poesie von der ältesten Zeit bis in das 16. Jahrhundert von Fr. H. von der Hagen und J. G. Büsching, Berlin 1812, über; manche sind wohl geeignet, irrezuführen oder tagelange nutzlose Mühe zu verursachen.

<sup>1)</sup> Canzler kam 1768 in die kursächsische Bibliothek zu Dresden.

<sup>2)</sup> K. Bartsch hingegen behauptet, das 6. und 7. Stück von d stammen aus dem codex ch. A 985 (15. Jahrh.) in Gotha; vgl. Bartsch's ausführliche Besprechung des von Schnorr von Carolsfeld herausgegebenen *Handschriftencataloges der k. k. Bibliothek zu Dresden* in *Germania* 31. Jahrgang (1886), S. 233—238.

in d nach Vollendung der ersten Nummer und zu dem Worte *tristrandi* noch die Bemerkung: In demselben Bande des dresdenischen MSpts waren auch die groszen Gedichte von Karl dem Großen oder Rolanden, und von Tristranden, und zwar von eben derselben Hand dieses Nicol. Swertfegirs, geschrieben: wes wegen er diesen Schluß beygefüget hat. Dem Titel des 7. Stückes in d ist die Bemerkung angehängt: „Aus seinem Dresdener MSpte“, und am Ende des Gedichtes: Anno Christi 1439 haec finita sunt. Ist nun dieses Manuscript, wie man bisher annahm, M 42, so wäre die Vollendung der Handschrift M 42 in dieses Jahr zu setzen. Der jetzige Inhalt derselben wird genau von Schnorr a. a. O. II, S. 442—444 angegeben.

Durch die Spolierung der Handschrift M 42 ist die Abschrift von Suchenwirt's *schöner Abenteuer* in d in den Rang einer Handschrift vorgerückt, sie repräsentiert für ihren Theil M 42. Was hat nun d für einen Werth? Das 3. Stück in d ist dem Inhalte nach ein Mixtum compositum: wir hören zwei Frauen darüber streiten, ob man der Liebe Leiden im Hinblick auf ihre Freuden ertragen oder der Liebe das Herz verschließen solle. Mitten in ihrer Unterredung stört sie ein Jüngling, von dem man bisher nichts gehört und gesehen; er ist derjenige, welcher das Ganze uns erzählt und selbst von Liebespein geplagt wird. Eine der beiden Frauen gibt ihm Auskunft, wie er weiter gehen solle. So kommt er in der Folge zur schönen Abenteuer; das Übrige ist aus Suchenwirt's schönem Gedicht bekannt.

Schon Bartsch hat a. a. O. die Bemerkung gemacht: „Das (der schönen Abenteuer) vorhergehende Gedicht soll nach Gottsched auch von Suchenwirt sein, findet sich aber unter seinem Namen sonst nicht.“ Das ist richtig, die Sache verhält sich folgendermaßen. Die beiden Theile im 3. Stück von d sind nur äußerlich, ganz lose mit einander verbunden. Der erste Theil besteht aus 108 Versen, sie sind der Schluß eines allegorischen, Suchenwirt nicht angehörigen Gedichtes, das, abgesehen von einigen anderen Handschriften<sup>1)</sup>, auch in dem umfangreichen Codex I. G. 8 des böhmischen Museums in Prag Bl. 39<sup>a</sup>—41<sup>b</sup> vorkommt unter der Überschrift: *Ain Krieg von zwain frawen ob pesser sey Lieb ze haben oder on Lieb zu beleiben*; es beginnt mit den Versen:

<sup>1)</sup> Vgl. K. Bartsch, Beiträge zur Quellenkunde der altdutschen Literatur. Straßburg 1886, S. 177, Nr. 3.



Das ich lange gehad han  
 65 Wen ich myn lieb sehe an  
 So ist myn leit geletczit  
 Wie schire he mich irgetczit  
 Alle myner sorgin swere  
 Und thut mir allir sorgen lere  
 70 So hastu doch myr dycke geseit  
 Du weist nicht vme lip noch vme  
 leit  
 Ich wolde eczwan leides plegin  
 Er ich mich libes wolde irwegin  
 Do bleib ich stete an mynen müte  
 75 Do von weistu nicht, vme edil  
 adir vme güt  
 Idoch brengit eine gewonheit  
 Beide lip und leit,  
 Der wolle wir vnsir rede lan  
 Wen ich mich wol gewissen kan  
 80 Welch lebin bessir sy  
 Idoch ist lip min rechtir güt  
 Bl. 37<sup>b</sup>.  
 Bis an myn ende stetlich  
 Hie mede wordin sie glich  
 Mit en andir voreynt,  
 85 Ich armer vorborgen leit,

Daz mich ir kein en sach  
 Czū myme herczin ich do sprach  
 Nu rat mir waz ich moge thūn  
 Is ryt mir daz ich ginge hinzcū  
 90 Ich qweme lichte mynes trürens  
 abe  
 Ich grüste sie vil tummer knabe  
 De begunden sie sich scheidin  
 Lliplich nach ires herczin gir  
 Die eine frauwe sprach zcu mir  
 95 Vil tummer knabe, waz schaft  
 ir hie  
 Ich sprach gnade frauwe ich vorgee  
 Mich eines tagis also Ee  
 Dorch myner vroudin gewinnen  
 Bin ich kommen aldo her  
 100 Do sprach zcu mir die wüßen ber  
 Nū gang ein wenig vorbas  
 So kümestu üff eine rechte stras,  
 Der volge, sie treit dich nicht ab  
 Gar togentlich sie mir gab  
 105 Orlob zcu der selbin stunt  
 Daz mir scheidin ny wart kunt  
 Daz clage ich gote ich sondir man  
 Weme ich noch allir eren gan.

Hiermit schließt Bl. 37<sup>b</sup>. — Im Vorstehenden wurde die Handschrift mit größter Treue wiedergegeben; sämtliche Abkürzungs- und Unterscheidungszeichen rühren aus derselben. Auffällig sind die ungenauen Reime 40 : 41, 44 : 45, 74 : 75, 80 : 81 und 84 : 85, noch mehr die Unterbrechungen des Reimes. Schon der erste Vers ist reimlos; nach den Versen 34, 92, 95 und 98 fehlt ebenfalls der Reim, doch ist nur nach V. 34 eine äußere Lücke wahrnehmbar. Wahrscheinlich konnte der Abschreiber den V. 35 der Vorlage nicht lesen, denn er schrieb vom V. 36: Ich bin v, radierte das zum Theil weg und setzte als V. 35 die Häkchen.

Nicht weniger mangelhaft ist der an den ersten Theil sich unmittelbar anschließende zweite Theil des 3. Stückes in d: *die schöne Abenteuer*, Bl. 38<sup>a</sup>—41<sup>b</sup>. Es fehlen die Verse 16—19, 49 u. 50, 61, 62, 89, 90, 101—104, 155, 156, 208—211, 219, 220, 239—244, 249, 250, 267—352, 360—368 u. 370. Der Text ist somit sehr mangelhaft, da er 13 Lücken aufweist, von welchen die kleinste einen, die größte 86 Verse beträgt, so daß von den 372 Versen, welche das Gedicht in A zählt, in d 126 fehlen. Vermindert wird letztere Zahl durch eine eigenthümliche Erscheinung.

In dem schon erwähnten 6. Stücke von d, „Abschrift eines verliebten Gedichtes, aus einem Dresdener Mspte“ von einem ungenannten Verfasser kommen nämlich, wie Goldtheilchen in Quarz eingesprengt, einzelne Verse aus Suchenwirt's *schöner Abenteuer* vor<sup>1)</sup>; so Bl. 54<sup>b</sup> die Verse<sup>2)</sup>:

267 Is kumet zu hofe ein rytter gut,  
Der mit eren hat sin Blut  
Gereret mit rytterlichen syt

270 Deme wicket nymanden ein tryt,  
(gleich daran mit Weglassung von V. 271 u. 272)

273 Sie wenen sie sin vulkōmen gar  
Vnd nemen keines Beddirmannes war  
275 (*nachgebildet*) Do sprach fraw ere mit gedolt  
278 (276 u. 277 *fehlen*) Sin sie abir uff dem ffelde dort  
279 So rysch alz bie den ffrawin  
280 Wo man die rotten sal zu hauwin

(nun folgen zwei fremde Verse, darauf)

288 Die ich bie ffrawen han geschn

(nach zwein anderen Versen und einer angedeuteten Lücke von einem Verse)

287 Wo man der vinde solde nemen war  
288 Do karten sie den rucken dar  
290 Darnach man sie zu hofe sach

(nun kommt ein fremder Vers, dann)

291 Vnd hylt sie alz die veddrwe lute  
292 Die do etezen können uff der hute

(jetzt folgt gleich ein Sprung auf Vers)

<sup>1)</sup> Ein Seitenstück von Verwendung Suchenwirtscher Verse in anderen Dichtungen liefert G. Sarrasin in „Wigamur, eine literarhistorische Untersuchung“ (Quellen und Forschungen Nr. XXXV. Straßburg 1879). Er wies nach, daß der vorliegende Text interpoliert sei, daß (mit Ausnahme von vieren) die Verse 4905–4944 verschiedenen Versen (zwischen 166 und 222) in Suchenwirt's *schöner Abenteuer* vollkommen entsprechen, und nimmt an, daß der letzte Schreiber des Wigamur die ihm aus Suchenwirt bekannte Stelle zur Schilderung weiblicher Formens Schönheit wahrscheinlich aus dem Gedächtnisse (da er sonst die Reihenfolge der Suchenwirtschen Verse wohl besser eingehalten hätte) eingeflickt habe. Sarrasin bezeichnet diese Verse schon aus inneren Gründen als verdächtig; den Beweis hierfür erbringt Ferd. Knull im Anzeiger f. deutsches Alt. u. deutsche Litt., 5. Band, S. 358–362. In der von Rich. M. Werner in der Zeitschrift f. deutsches Alt. u. deutsche Lit., XXXIII, S. 100 f. abgedruckten Salzburger Fragmenten des Wigamur kommt denn auch diese Interpolation nicht vor. — In der Schilderung weiblicher Schönheit ist Suchenwirt, auf dem wir ihm hochverehrten Konrad von Würzburg fußend, wirklich sehr gewandt; so erscheint das Gedicht: *Von gulden stain* im Liederbuche der Hätalerin (Haltans, S. 219–221) geradezu matt gegenüber der Suchenwirtschen Darstellung in *der schönen Abenteuer*.

<sup>2)</sup> Sämtliche Unterscheidungs- und Abkürzungszeichen stammen aus d.

- 815 Werd in sie uff der flucht gevangin  
 316 So ist in schedelich irgangin,  
 (Sprung auf Vers)  
 319 Mit schandin haldin si den lip  
 320 Sie mochten libir sin die wip  
 (Sprung auf Vers)  
 323 Do sprach ffraw ere mit gedult  
 Ich gebe icslichir frauwen solt  
 325 Vnd melde (!) welche frauwe daz irfure  
 Daz ir bule sin ere vorlore  
 Die solde den scagin hassin  
 Vnd us irem herczin laßin  
 Bl. 55<sup>a</sup> Vnd mit ihm redin nyffier wort  
 330 Vnd sencket in ires herczin hort  
 Einen werdin beddirman  
 Der falscher scagheit ny gewan  
 Wo die fforsten vnd die frauwin  
 334 Sich also lißen schauwin  
 (Sprung auf)  
 341 So dinte In helde dorch guten mut  
 Vnd lißen den lip vnd daz gut  
 In frauwen dinste al uff die wage  
 344 Y baz y baz<sup>1)</sup> zcu tage zcu tage  
 339 Ein herr mit gabe ein frauwe mit gunst  
 340 Die zcwei die rürten ritters kunst

Dies sind zusammen 38 Verse, sie fehlen im 3. Stücke von d, so daß in der elften Lücke (V. 267—352) nur mehr 48 Verse fehlen und im ganzen Gedicht 88 Verse.

Die immer noch bedeutenden Lücken beeinträchtigen natürlich den Werth dieser Recension; sie stehen mit den sprachlichen Verhältnissen der Vorlage von d im engsten Zusammenhange. — A. Lübben, welcher zu seiner Ausgabe des Zeno (Bremen 1869) auch M 42 (das Gedicht von der Überbringung der Körper der h. drei Könige = 1. Stück in d) benützt hat, zählt in der Einleitung seines Buches die Handschrift 42 nicht zu den niederdeutschen; er sagt, sie sei in einem Mischdialecte geschrieben. — Dasselbe gilt auch von *der schönen Abenteuer*; die Sprache dieses Gedichtes ist ein Mischdialect, da der Vocalismus mehr dem niederdeutschen ähnlich ist, während der Consonantismus dem Süddeutschlands näher steht, kurz es ist die mitteldeutsche Sprache, wie sie im 15. Jahrhunderte in den östlichen Gegenden Mitteldeutschlands gesprochen wurde.

<sup>1)</sup> Es steht: Y bas) y bas), vielleicht soll damit der Wegfall des einen y bas angedeutet werden.



So steht vereinzelt *a* in *d* = hochd. *ö*: 141 *sal*, 228 *ab*, desgl. für hochd. *ê*: 288 *karten sie*; allgemein *e* = hochd. *æ* (171 *mere*) und (besonders vor *d*, *t*, *tt*, *m*, *r*, *s*) = hochd. *î*: 40 *gesmetin*, 124 *gesedelt*, 140 *desir*, 135 *czemit*, vereinzelt für hochd. *â* (207 *weren*, 224 *ebinture*, desgl. 159 u. 253) und hochd. *ö* (45 *gewercht*, aber 176 *geworcht*). In allen Conjugations-, Flexions- und Ableitungssilben ist *e* durch *i* verdrängt (stets *kegin*), desgl. in den meisten Präfixen; immer *i* = hochd. *ei* (*i*) und *ie* (69 *ging*); im letzteren Falle steht in *d* häufig *y*; sehr oft *o* = hochd. *ü* (70 *togentlich*, 80 *orkunde*, immer *dorch*), allgemein = hochd. *æ*, vereinzelt = hochd. *ou*, *au* (66 *knoff*); immer *u* = hochd. *au* (180 *truren*), hochd. *eu*, *ew* (9 *nurwe*, 63 *dats* [A *deutsche*]), hochd. *üe* (1 *grunen walt* und hochd. *uo*, *ue* (47 *stet*, immer *zcu*); fast immer *ei* = hochd. *ai* (77 *beißen*), häufig *ie* = hochd. *i* = *ei* (79 *bie*), stets *ou* für hochd. *au* (203 *ougin*, immer *ouch*). Abneigung gegen Umlaut ist erkennbar. — In Bezug auf die Consonanten zeigt sich allgemein *d* für hochd. *t* im Auslaut (225 *iel sand*, 264 *thud*, 355 *had*) und öfter Verdoppelung des *d* im Inlaut (274 *Beddirmannes* und 331), aber kein *wat*, *dat*, *dit* für *waz*, *daz* und *diz*; *p* = hochd. *ph* (39 *placke*); öfter *g* für hochd. *k* (67 *sag ich*, 128 *trogseesse*, 143 *in hogin werdin*) und für *k*, *ch* (94 *marg* [medulla], 135 *smag* (acc.): so *richen behag*<sup>1)</sup>, 160 *sie zcong* = hochd. *sich*); *h* wird abgeworfen in *her* vor *luciper* 237. Vgl. Weinhold, Mhd. Gr., 2. Ausgabe, 1883, und zwar §. 30 u. 67, 101, 46 u. 56, 93, 67, 81, 108, 103 u. 134, 63, 116, 112, 108, 122 u. 132, 144, 140, 107, 124, 127, 27; 171, 190, 188, 152 u. 221, 226, endlich 243.

Aber noch in einem anderen Sinne ist die Sprache *der schönen Abenteuer* ein Mischdialect. Lübben fragte sich, ob der Zeno ursprünglich in hoch- oder niederdeutscher Sprache abgefaßt worden sei. Eingehendes Studium der ihm vorliegenden Handschriften brachte ihn dahin, der niederdeutschen Aufzeichnung, trotz mancher für die Priorität der hochdeutschen Fassung sprechenden Umstände, den Vorzug zu geben, und zwar mit Recht. Anders bei *der schönen Abenteuer*; hier war die Vorlage von M 42 gewiß nicht nieder-, sondern oberdeutsch. Abgesehen davon, daß Suchenwirt in der österreichischen Sprache schrieb und uns keine nieder- oder mitteldeutsche Recension seiner *schönen Abenteuer* bekannt ist, sprechen für den hochdeutschen Charakter der

<sup>1)</sup> Also *behae* stm.; im Mhd. Wörterbuch und bei Lexer war bisher nur *behep* stf. belegt und in Lexers Nachträgen *behae* als Adjectiv.

Vorlage nicht wenige im Innern der Verse stehen gebliebene Stellen derselben, welche mit dem mittel- oder niederdeutschen Lautsystem durchaus nicht harmonieren, so 26 *blumelein*, 34 u. 42 *grüne*, 91 *frauwe*, ebenso 105, 115, 117 und immer, 126 *zeit*, 137 *vraiwete*, 159 *ebinteure* (224 aber *ebinture*), 174 *haubtlin*, 196 *die weiße*.

Auch in den Reimen begegnet derlei: 9 *behauwin* : *auwe*, 107 *zeit* : *nyt* (A *neit*), 147 *mit neyge* (mitteld. Infinitiv ohne n)<sup>1)</sup>: *swigin* (A *neigen* : *sweigen*). 188 *lang blanck*. Deutlich sieht man, daß zwischen der Sprache der Vorlage von M 42 und des Schreibers ein bedeutender Unterschied war, der leicht zu ungenauen Reimen führte, so 59 *irhobin*<sup>2)</sup> : *buchstabin*, 173 *gewullin*<sup>3)</sup> : *gedrollen*, 231 *mit botschaften*<sup>4)</sup> : *in krefftin*. Die Vorliebe der mitteldeutschen Sprache für volle Formen (vgl. Weinhold a. a. O. §. 80) erklärt 93 *iren* : *gehyrne* (A *iern* : *hiern*), sie führte sogar zu Fehlerhaftem, wie 97 *zu der stunte* (A *stunt*) : *do danckte mir ir roter munde* (Weinhold a. a. O. §. 85). Umgekehrt ist auch die Neigung zu Reimen, wie 165 *gesehn* : *jen* (A *jehen*) aus dem Charakter des Mitteldeutschen sehr begreiflich<sup>5)</sup>. — Andere Unebenheiten mögen durch bloße Nachlässigkeit des älteren (von M 42) oder jüngeren Schreibers (von d) sich eingeschlichen haben, so 83 *reiger* : *sunder wegir* (A *waiger*); 197 *gemenet* : *drénget*, 199 *teil* : *ane mall*, 215 *irczetterten* : *wettern*. Vielleicht gehört hierher auch die 163 und 175 vorkommende Assonanz *güt* (A *chlug*) : *trüg*.

Manche Stellen seiner Vorlage verstand der ältere Schreiber gar nicht, oder es war ihm unmöglich, sie in seiner heimatlichen Sprache genau wiederzugeben, so die Ausdrücke *getzindelt* (V. 15), *gechrispet*, *gechwindelt* (V. 16) und überhaupt die nächsten Verse. Er schrieb also statt des Reimes *getzindelt* in V. 15 den Reim von dem V. 19 *in blumen*, ließ die Verse 16—19 weg, so daß auf *blumen* reimt *grunen*. Ähnlich kann man sich den Ausfall der meisten Verse erklären, so der Verse 155 und 156 u. s. w. Daß das Fehlen dieser und anderer Verse nicht auf Zufall beruht, sieht man schon daraus, daß die Reimordnung nirgends unterbrochen ist<sup>6)</sup>. Daß der Schreiber von M 42 (und diesem folgt

<sup>1)</sup> Vgl. Weinhold a. a. O. §. 372.

<sup>2)</sup> Vgl. Weinhold a. a. O. §. 30.

<sup>3)</sup> Vgl. Weinhold a. a. O. §. 63.

<sup>4)</sup> Vgl. Weinhold a. a. O. §. 27.

<sup>5)</sup> Vgl. Weinhold a. a. O. §. 52.

<sup>6)</sup> Umstellungen von Versen treffen wir in d allerdings an, so steht V. 88 vor 87, 100 vor 99, 140 vor 139 und 246 vor 245.

ja d) eine ihm schwer verständliche, also oberdeutsche Vorlage hatte, erhellt aus den Versen 53 und 54, wo er statt *gilbet*: *gekilbet* schreibt *giebet*: *gebildet*, besonders aber aus den Versen 166—168. Er schreibt:

*Ir ffußelin (chlain fehlt) boge ryste holl*  
*Ein wenig (A tzeisel sich) vorborgen wol*  
*Herte (A hiet) vndir iren rysten.*

In A heißt es 174, es sei *ir hufel zart gedrollen*, d aber schreibt *haubtlin*! V. 194 lautet in d: *Ir mundelin bines (A feuers) flamm flocket*. — Die Verse 235 u. 236 verursachten ihm viele Mühe; in 236 war dem nach bairisch-österreichischer Art verkürzten Reimwort leicht die volle Form zu geben: *sinen samern*, aber wie paßte es dann auf den Nominativ *schar*? Der Schreiber änderte also:

*Den forsten zcemit wol trwe vnd zcame*  
*Nü hat geworffn sinen samen!*

So verursachten mangelhaftes Verständniß der Vorlage, die Schwierigkeit der Wiedergabe derselben in der heimatischen Mundart selbst sinnlose Stellen; besonders vom Auftreten der Abenteuer an (V. 150 ff.) häufen sich Textverderbnisse<sup>1)</sup> und Störungen des syntaktischen Zusammenhanges<sup>2)</sup>. Möglich ist, daß die Vorlage selbst wenigstens stellenweise, schon einen corrupten Text bot.

Da ist es nun nicht zu wundern, daß unter solchen Verhältnissen auch der metrische Bau der Verse mitunter erheblich litt. Das trägt nicht wenig der ausgedehnte Gebrauch der vollen Dominativendungen bei, so 160, 172, 184 u. o.; statt der bairisch-österreichischen Formen *hendel*, *prustel* u. s. w. erscheinen die ungekürzten *hendelin*, *brustelin*, *helselin*, *neckelin* u. s. w. Sträubt sich der Vers dagegen, so unterläßt d die Verkleinerung lieber ganz, z. B. 183 *dürne*: *bürne*. Der Einführung der ungekürzten Formen<sup>3)</sup> in der Flexion

<sup>1)</sup> V. 24 u. 25: *All kegin dez oußen lannos thor (A tror)*

*Kegin tal sich us lifen,*

43: *die remsümme (A remsail), 55: manch lust (A leisten),*

78: *Nach lust und nach ebüttines (r) setin (A wemteuer),*

115: *Eine Junc frans rust ir wiße kant (A mit),*

218: *Ir houbt waz manch edil gesteins (A harpant),*

247 u. 248: *Der ouff rede vnd ouch ein louff*

*Sulchein kommet bie den hern uff.*

<sup>2)</sup> Ich führe nur den Schluß an:

*Der rede eine bluende künst, seu stür*

*Genant schone ebinture.*

<sup>3)</sup> Im V. 149 begegnet sogar der Acc. *nymande* (Ich horte *nymande*), entsprechend dem Acc. *iemande*: *lande*, Jerochin 19208; V. 151 *Weme entphant ir ist* wohl Schreibfehler? A hat *wem*.

und Conjugation statt der oberdeutschen, die durch Synkope oder Apokope nicht selten ganz auffällig zusammengeschrumpft sind, ist es besonders zuzuschreiben, daß in d nur wenige Verse sich finden, die nicht an überschüssigen Senkungen leiden. Hätten wir gar keinen anderen Anhaltspunkt für den oberdeutschen Charakter der Vorlage von M 42, eine aufmerksame Beobachtung der oben berührten metrischen Erscheinungen müßte uns daraufführen, daß ein schon ursprünglich in mittel- oder niederdeutscher Sprache abgefaßtes Gedicht nicht zur Nachschrift gedient haben könne. Da hätten wir diese Überfülle von Senkungen nicht. Diese aber führte vielfach zu Versen mit vier Hebungen und klingendem Schluß und zwar gebunden auf solche mit vier und drei Hebungen. Beispiele der ersten Art sind:

161 *Das was von vynem golde reine*

*Darinne lag ein edel stayne,*

ferner die Verse 95, 96, 169, 170, 177, 178, 193, 194, 217, 218, 223, 224, 235, 236, 253, 254. Hingegen reimt der Vers

74 *Der knabe waz antwort nicht zu terege<sup>1)</sup>*

auf einen Vers von drei Hebungen mit klingendem Schlusse, ebenso 26, 106, 112, 216, 358 u. s. w. Selbst zu überlangen Versen führt dies, so

114 *Wo man sihet, do mans gerne thüt*

154 *Ingastts wise vor der taffeln stan*

200 *Ir neseltn was ane allis mall.*

Daß durch diese überschüssigen Senkungen sowie durch Einsetzung unnöthiger Wörtchen auch der Rhythmus leidet, beweisen Verse, wie

93 *Iczliche die esete den iren*

253 *Berichte mich Juncfraw ebinture*

ferner 113, 119 u. a. — Weitans seltener finden sich Verse, die durch Weglassung von Wörtern verstümmelt sind, wie

122 *Wilpret vnd ffische*

oder 175, 176, 212, 230; Verse von drei Hebungen mit stumpfem Schlusse begegnen nur sporadisch, so

41 *Manch`strick gewundin was*

129 *Efraw zucht was sie genannt.*

Vereinzelte kommt es vor, daß in d die Senkung ausfällt, während sie in A steht, meistens geschieht dies durch *manch*, wofür A *manik* hat.

<sup>1)</sup> Vgl. Weinhold a. a. O. §. 86.

Daß die so beschaffene Fassung dieses Gedichtes in M 42 unter den Händen des Schreibers von d mindestens nicht gewonnen hat, ist selbstverständlich, auch wenn man des früher dargelegten Verhältnisses zwischen Suchenwirt's Gedicht von fünf Fürsten in d zum Original in der Gothaer Handschrift B 271 nicht gedächte. Für die Herstellung eines guten Textes hat somit die Recension der *schönen Abenteuer* in d nur einen sehr untergeordneten Werth, sie ist aber insoferne von Bedeutung, als sie unter allen bisher bekannt gewordenen Suchenwirt-Handschriften die einzige ist, welche ein Gedicht Suchenwirt's in mittel deutscher Einkleidung uns überliefert.

### XIII. m<sup>3</sup>†.

Nicht günstiger steht es mit Suchenwirt's *schöner Abenteuer* in m<sup>3</sup>. Diese in der Münchner Hof- und Staatsbibliothek befindliche Papierhandschrift mit der Nummer 4871<sup>1)</sup> umfaßt 146 Seiten in Quart und enthält nur zwei Stücke: eine im Jahre 1461 für Ortolf von Trenbach durch dessen Gerichtsschreiber Johann Fritz von Passau gefertigte Abschrift des Lohengrin<sup>2)</sup> und darnach (S. 137 bis 146) von späterer Hand die *schöne Abenteuer*.

Die Trenbach führten ursprünglich den Namen Wackher und waren in Ungarn ansäßig. Von dort zogen um 900 vier Brüder dieses Geschlechtes nach Baiern, einer derselben, Azelius, nannte sich und seine Familie von dem in der neuen Heimat angekauften Schlosse Trenbach (in Niederbaiern, Bezirksamt Eggenfelden; ehemals zum Landshut'schen Pfleggerichte Dingelfing gehörig<sup>3)</sup>). Zu diesem Zweige gehörte der genannte Ortolf. Er ist wohl derselbe, der sich in der Handschrift des Lucidarius der Wiener Hofbibliothek (Nr. 2808) als Ortolf Trenbekch der Elter — zum Unterschiede von seinem gleichnamigen Sohne — unterschreibt und mittheilt, daß er die Handschrift 1459 mit eigener Hand geschrieben habe (vgl. Hoffmann von Fallersleben a. a. O. Nr. CXXI). — Der in der *schönen Abenteuer* anstatt Suchenwirt's genannte Hans von Trenbach (V. 131) kann Ortolfs des Älteren Neffe oder — was mich weit wahrscheinlicher

<sup>1)</sup> Vgl. Schmeller's Katalog der deutschen Handschriften, 2. Theil, S. 493.

<sup>2)</sup> H. Rückert hat diese Handschrift in seiner Ausgabe des Lohengrin (Quedlinburg 1858) nicht berücksichtigt.

<sup>3)</sup> Vgl. Vollständiges Ortschaften-Verzeichniß des Königreichs Baiern. München 1877, und J. M. Einsinger von Einsing, Baierische Adels-historie, 2. Band (1768), S. 553.

dünkt — sein Enkel sein, welcher (nach Bucelinus, Sacri romani imperii principum, comitum etc. stemata et probationes, MDCLXXII, pag. 190) als Domprobst von Passau 1552 gestorben ist. Die Handschrift *der schönen Abenteuer* wird demnach in die erste Hälfte des 16. Jahrhunderts zu setzen sein.

Nicht lange darnach dürfte die Handschrift nach Oberösterreich in die Bücherei des Hauses Fernberg gekommen sein, denn auf der ersten Seite von m<sup>3</sup> steht oben: *1588 Hanß Ferenberg zu Egenberg*. Es ist dies wohl Johann Christoph Fernberg, der sich am 12. Juni 1588 vermählte, aber kinderlos starb (vgl. S. 315, 1. Anm.), ein Enkel jenes Johann Fernberg, der 1531 Schloß und Herrschaft Egenberg erworben hat. — Darunter aber steht seitwärts: *Enenkel vidit*. Bezieht sich diese Bemerkung auf das Jahr 1588, dann dürfte sie nur schwer auf Job Hartmann Enenkel zu deuten sein, da dieser 1576 geboren ward, wohl auch nicht auf seinen um drei Jahre älteren Bruder Georg Achaz, den Hoheneck a. a. O. S. 151 „einen sehr gelehrten Herrn“ nennt. Mit mehr Wahrscheinlichkeit könnte man an deren Vater Freiherrn Albrecht Enenkel denken, welcher 1547 geboren wurde, viele Reisen gemacht und fremde Länder gesehen hat. Da aber gar kein zwingender Grund vorliegt, diese Notiz in das Jahr 1588 zu verlegen, ist man nach Allem, was bei B und C über Job Hartmann gesagt wurde, wohl berechtigt, diese Bemerkung auf ihn zu beziehen. — Wie die Handschrift nach Baiern zurückkam, ist unbekannt, auch nicht aus dem Äußeren zu entnehmen, da der alte Einband durch einen modernen ersetzt ward, wobei die Überschrift des Suchenwirtschen Gedichtes weggeschnitten ward, so daß nur die Worte übrig blieben: *hat Dise Red gemacht*.

Die sprachlichen Verhältnisse in m<sup>3</sup> weisen nach Baiern und widersprechen der Annahme, *die schöne Abenteuer* sei in der ersten Hälfte des 16. Jahrhunderts aufgezeichnet worden, nicht. Flexion und Conjugation verrathen die jüngere Zeit (vereinzelt begegnet 259 der Nomin. fem. sing. *andrew*), nicht nur in *sc*, auch in den Verbindungen *sl*, *sm*, *sn*, *sw* ist die breite Trübung fast vollständig durchgedrungen (Weinhold, Bair. Gr. §. 154): 22 *schwüingell* u. s. w., aber 323 *sprach* u. ö., 206 *gestrichen*. Adjective und Adverbien endigen nur auf *-lich*, statt *-l* und *-el* wendet der Schreiber zur Verkleinerung *-lein* an: 167 *fuesslein* u. s. w., einigemal auch *-len*: 172 *härmlen*, 265 *händlen* und 266 *frewlen* (a. a. O. §. 244); 293 begegnet bereits *hirsch*. — Im Übrigen findet sich nebeneinander *da* und *do*, *die* und *di*, fast durchaus *zu*, immer *durch* (*A durich*), *gein* (*A gen*) und *nitt* (*A nicht*).

vgl. a. a. O. §. 11); über 149 *nembt* vgl. S. 328. — Apokope und Synkope erscheinen in nahezu unbeschränkter Freiheit, und daraus erklären sich einerseits die sehr häufigen Störungen durch Mangel der Senkung (V. 34, 179, 207, 211, 312 u. s. w.), besonders vor der letzten Hebung (V. 29, 33, 34, 46, 63 u. s. w.), anderseits das Vorkommen vieler Verse mit stumpfem Schluß und drein Hebungen (V. 39, 40, 65, 66, 121, 275 u. s. w.).

Für die Aufzeichnung des Gedichtes in der ersten Hälfte des 16. Jahrhunderts sprechen auch die Schriftzüge. Dieselben sind lateinisch (nicht cursiv), aber sehr undeutlich und schleuderhaft<sup>1)</sup>. Dadurch werden auch die Schreibfehler (280 *durchschawen*, A *durichhawen*), die selbst in den Reimen zu finden sind (20 *aus ju n* [: *blumen*]), leicht begreiflich, desgleichen der Ausfall vieler einzelnen Wörtchen: 38 *auch* und das Reimwort *vein*, 41 *gewunden*, 59 *vein*, 96 *ie*, 175 *da*, 176 *auch*, 254 *die*, 257 *ee*, 301 *und* und *machen* u. s. w. Überall zeigt sich Mangel an Sorgfalt, dafür aber das Walten der Schreiberwillkür. Manche Verse sind so stark geändert, daß sie den entsprechenden in A kaum mehr ähnlich sehen; so lautet V. 33:

*Der Ritterlich bezeugt was,*

die Verse 206—211:

*Ir augpra schon gestrichen  
Vnd warn darnach prawn gevar  
Als obs mit einem pemsel dar  
Dar czu hat dy magt rain  
Zwey örlein geschmuckt und klain  
Noch wunsch wol gewachsē dar,*

V. 353 *Sag an viel lieber Trenbeckk*,  
ähnlich 59, 121, 199, 240, 311, 312, 318. — Ja, es sind ganz neue Verse für solche in A eingesetzt; so für

V. 32 *Als ob ein kayser lāg zu veld*  
V. 294 *Vnd bei ritter spil verczagt*  
V. 302 *Sy das in kain fūrst meit*  
V. 314 *stirbt er sunst des wirt wol wett*  
V. 354 *an adel vest an eren kechk;*

die Verse 131 u. 132 in A gibt m<sup>3</sup> durch folgende drei Verse:

*Viel lieber hanns von Trenbach  
der nie von frauen übell sprach  
Rett sy zu mir zu hant.*

<sup>1)</sup> Die Verse sind abgesetzt, die Anfangsbuchstaben der Verse bald groß, bald klein.

Nach Vers 314 von A findet sich in  $m^3$  folgender Zusatz:

*Wirt er an der flucht wuntt  
er ist zu klagn als ein hundert;*

als Gegenstück dazu fehlen in  $m^3$  die Verse 183—186, und 221 u. 222 ohne jede äußere Unterbrechung. Es sind, abgesehen von Apokopen und Synkopen oder Auflösungen von solchen, kaum 20 Verse zu finden, in denen nicht geringere oder größere, oft sehr bedeutende Änderungen vorkommen. Viele derselben sind schlecht, viele zwar nicht, aber ganz willkürlich, nur wenige bieten wirklich Besserung (48 *gewolkenirt*, 99 *fragten*, 153 *frawen*, 161 *veinem*, 239 *eileichen*).

Aber nicht sämtliche Änderungen kommen auf Rechnung der Schleuderhaftigkeit und Willkür des Schreibers, viele fanden sich gewiß in seiner Vorlage. Diese war nicht A, das ergibt sich aus einer Vergleichung von  $m^3$  mit d, welche in folgenden Stellen übereinstimmen: 8 *zu ainem* (*eyne*), 66  $m^3$  *knopf*, d *knoff*, 67  $m^3$  *sach*, d *sag*,  $m^3$  d 70 *tu(o)gentlich*, 87 *dem*, 88 *als noch*, 96 *ie* fehlt, 100  $m^3$  *recht als ob*, d *recht ab*,  $m^3$  d 107 *wol*, 111 *wenn*, 114 *mans*, 119 *ich*, 142 *do*, 144 *man* fehlt, 148 *lenge(i)r*, 161 *vei(y)nem*, 165 *nyemant*, 175 *do* fehlt, 176 *auch* fehlt, 181 *massen*, 245 *nemen*, 258 *mer wenn*, 274 *pidermans* (*Beddirmanne*), 323 *do sprach*, 328 *irem*, 372 *ist* fehlt. — d kann nicht von  $m^3$  abgeschrieben worden sein, weil die Vorlage von d, die Dresdner Handschrift M 42, schon 1433 oder doch 1439 fertig wurde,  $m^3$  aber erst nach 1461.  $m^3$  kann aber auch nicht aus M 42 geflossen sein, denn läßt man auch die Verschiedenheit des Dialectes unberücksichtigt, so sprechen doch dagegen vor Allem die zahlreichen Lücken in M 42, während in  $m^3$  nur sechs Verse fehlen. Aber aus derselben Quelle stammen M 42 (d) und  $m^3$ , und diese — derzeit unbekannt — war, wie schon S. 440—443 dargethan wurde, eine oberdeutsche.

#### XIV. $m^4$ †.

Aus dieser Quelle schöpfte auch  $m^4$ . Die in der Münchner Hof- und Staatsbibliothek unter der Nummer 270 aufbewahrte Papierhandschrift<sup>1)</sup> hat Holzdeckel, die mit gepreßtem schwarzen Leder überzogen sind, doch ist der Überzug auf jedem Deckel zur Hälfte weggeschnitten; die Schließen fehlen. Auf 388 Blättern in Folio enthält sie Sprüche, Abenteuer und Mären, darunter von Teichner und drei Gedichte Suchenwirt's, rückwärts wieder Dichtungen Teich-

<sup>1)</sup> Vgl. J. A. Schmeller's Katalog der deutschen Handschriften, 1. Theil, S. 81—87.



ner's und „Freidank's Sprüche“. Die Verse sind abgesetzt und beginnen meistens mit großen rothdurchstrichenen Buchstaben; jede Seite enthält durchschnittlich 31 Verse in einer Columnne. Die Schrift ist außerordentlich deutlich und noch der in A ziemlich ähnlich, obwohl m<sup>4</sup> um mehr als ein halbes Jahrhundert jünger ist. Die Handschrift stammt, wie auf der letzten Seite bemerkt ist, aus dem Jahre 1464 und war zufolge der Eintragung auf der ersten Seite: *Sum B. V. Mariae in Rottenbuech* Eigenthum eines Klosters im schwäbischen Sprachgebiet<sup>1)</sup>.

Dahin führt nämlich die Sprache, die unverkennbare Zeichen des schwäbischen Dialectes aufweist. Das letzte (f. 124<sup>b</sup>—130<sup>b</sup>) der drei Gedichte Suchenwirt's hat die Überschrift: *Die schön Aubentür* (roth)<sup>2)</sup>. Wie im Titel begegnet auch sonst *au* für *ä*: 236 *haut* u. s. w. (vgl. Weinhold, Alemann. Gramm. §. 96), zuweilen *äu*: 71 *frängt*, ebenso 99 (a. a. O. §. 97). Adjective und Adverbien zeigen nur das Suffix *-lich*; in *-lin*<sup>3)</sup> und *py* wurde *i* bewahrt, sonst aber ist dessen Diphthongisierung fast allgemein: 38 u. 59 *fein*, 66 *ruhein*, 191 *mein*, 236 *sein*, 265 *weisen*, 270 *weicht*, 299 *veinden*, 342 *leib*, 194 sogar *mündlein* (a. a. O. §. 90 u. 99); *ie* für *üe*: 170 *geschniert* (a. a. O. §. 102), *oe* für *üe*: 34 *grön* und so immer (a. a. O. §. 92); *u* für *iu* (*eu*) vereinzelt: 33 *erzugt*, 357 *creatur*: *stur*, ebenso *iu* für *eu*: 251 u. 252 *gehiur*, hingegen häufig *eu*: 213 *treubel*, 259 *newe*, 260 *newes*, 344 u. ö. *euch* (a. a. O. §. 100 u. 103); *ü* hat sich nur selten erhalten: 60 *durchlucht*, gewöhnlich steht *au* für *ü* und *ou*: 67 *auf* u. s. w., immer *frau*, 210 *haupt*, 260 *lauf* (a. a. O. §. 93 u. 96). In 183 *dierel*: *pirerl* (A *dirnl*: *pirnl*) zeigt sich Abstoßung von auslautendem *n* (a. a. O. §. 202); sehr häufig ist *s* diphthongisiert in den Verbindungen *sl*, *sm*, *sn*, aber 27 *entspriessen*, 105 *sprach*, desgleichen 112, 275 u. s. w., 27 u. 368 *stund* (subst.), 55, 57 *stünd* (verb.), 262 *stock*, 188 *swanck*, aber 191 *schwör* (a. a. O. §. 190); *gg* = *kk*: 288 *ruggen* (a. a. O. §. 209). Be-

<sup>1)</sup> Ich denke hier nicht so sehr an Raitenbuch im bairischen Regierungsbezirke Schwaben (Bezirksamt Zusmarshausen), als vielmehr an Rottenbuch im Regierungsbezirke Oberbaiern (Bezirksamt Schongau), wo seit dem 11. Jahrhunderte ein Augustiner-Convent bestand, einst auch ein Nonnenkloster und Hospital (vgl. Universalexikon aller Wissenschaften und Künste, 30. Band (1741), S. 712, und Einzinger a. a. O. 2. Band, S. 457). Daß Rottenbuch im Volksmunde auch Raitenbuech heißt, ist nebensächlich, da *o*, verdumft zu *o*, für *ai* (*ei*) nicht nur im Alemannischen, sondern auch im Schwäbischen vorkommt (Weinhold, Alemann. Gramm. §. 34, 44, 87 und 94).

<sup>2)</sup> In der Folge als Nr. 3 citiert.

<sup>3)</sup> Die Verkleinerung unterbleibt sehr häufig, so 185, 187, 193, 200 u. s. w.

merken will ich noch die nasalierte Form der 2. Person im Plural des Präsens ind.: 151 *enpfachent* u. s. w., das Präsens 101 *ich gen* und die nasalierten Präterita *gieng* und *vieng* (a. a. O. §. 342 u. 336), die Deminutive im Plural: 38 *perlach* (A *perlein*) und 210 *armlach* (a. a. O. §. 263), die Nominative sing. fem.: 325 *welchu* (entsprechend dem *disu*, a. a. O. §. 420) und 127 *edlu* u. s. w. (a. a. O. §. 423), den Accus. neutr. plur. 216 *meinu* und den Accus. fem. sing. 102 *disu* (a. a. O. §. 424, letzterer ein Seitenstück zu w Nr. 2, 141 *warew*, 213 *liebew* u. s. w., vgl. S. 331). — Sonst findet sich nur *durch* (A *durich*) und *die*, fast ausschließlich *zu*, unterschiedslos *da* und *do*, neben *menig* auch *manig*. — Apokopen und Synkopen treten noch ungezügelter auf als in  $m^3$ , daher der störende Mangel so vieler Senkungen (5, 54, 63, 68, 172, 174, 187, 193, 195, 240, 262, 319, 331, 341 u. s. w.), zumal vor der letzten Hebung (1, 29, 34, 86, 119, 185, 236, 265, 369 u. s. w.), daher nicht selten Verse mit drein Hebungen und stumpfem Schlusse (21 u. 22 [Umbildungen von 19 u. 20 in A], 47, 121, 180, 198, 231, 232, 261, 262 u. s. w.).

Von den letzteren Erscheinungen beruhen viele auf sprachlichem Grunde; nicht wenige aber sind auf die Schleuderhaftigkeit und Willkür des Schreibers, der in diesen ungünstigen Eigenschaften noch den von  $m^3$  überbietet, zurückzuführen: daher die häufigen Schreibfehler (10 *da* für *der*, 86 *pald* [A *bayde*] u. s. w.) und oftmaligen Störungen des Rhythmus durch fehlende Wörter: 63 *zu*, 73 *al*, 74 *ze*, 78 *nach*, 154 *vor*, 202 u. 352 *gar*, 257 *ee*, 268 *hat*, 272 *nu*. — Die Verse 15—20 von A sind in  $m^4$  fast bis zur Unkenntlichkeit verändert. Statt A 44 hat  $m^4$ :

*Waren von guldin porten*

statt A 68 hat  $m^4$ : *Dem ioh gar recht chost trüg*

  "  "  136  "  "  : *Min herz noch nie so reich behak* (Unsinn!)

  "  "  167  "  "  : *Ir clain füß por(c) ist hol*

  "  "  168  "  "  : *Aain tail sich verporgen wol*

  "  "  169  "  "  : *hett under irn rist* (Unsinn!)

  "  "  210  "  "  : *zwei armlach nnd ain haupt clain*

  "  "  260  "  "  : *Die ist newes laufs erkür* (Unsinn!).

Ähnlich 54—61, 121, 170, 211, 213, 243, 299, 321, 333 (dadurch die ganze Stelle sinnlos), 337, 338. Die beiden Schlußverse lauten:

*Die red Die plündent gunst stür*

*Genad ist Die schon aubentur.*

Die Verse 67, 188, 306 und 344 in A werden durch folgende neue Verse ersetzt:

*Des ich auf den zelt slüg  
 Ir zöpf warent von manigem swanck  
 Nach prisz und nicht verzagen  
 fur war ich euch das sag.*

Aus den Versen 251—253 in A macht m<sup>4</sup> die zwei Verse:

*Da sprach fraw lieb die gehiur  
 Beschait mich fraw aubentür;*

die Verse 254 u. 255 in A verschmelzen in m<sup>4</sup> zu dem monströsen Verse:

*wie lebet die da sitzent in der liebe glät.*

Durch diese willkürliche Behandlung des Textes wird auch der Reim getrübt; so steht 45 *hand: umbehank*, 190 *liebin für minne*<sup>1)</sup>. — Auf 194 folgen die Verse 197, 198, 195, 196 u. 199, von da an in der Ordnung von A weiter. Nach V. 270 folgen 273, 274, 271, 272, dann 275, 276 u. s. w.; an V. 360 reihen sich 362, 361, 363 u. s. f. — Von den Versen in A fehlen hier in acht Lücken folgende 20 Verse: 21—26, 49, 50, 103, 104, 155, 156, 161, 162, 303, 304, 335, 336, 345 u. 346.

„Es war das Schicksal der deutschen Dichter aus dieser Zeit, daß sich die Abschreiber mit ihnen mehr als mit anderen Schriften erlaubten. Jeder schaltete ein und änderte, wie es ihm *gutdünkte* oder aus der Feder fiel. Es würde eine unendliche Arbeit für die Kritik sein, die wahre Lesart des Verfassers wiederherzustellen, und oft wußte ich gar nicht, wie sie es anfangen wollte, wenn sie nicht das Autographon des Verfassers bei der Hand hätte.“ Diese Worte Lessing's<sup>2)</sup> gelten nicht nur von Boner's Edelstein, sondern auch von m<sup>4</sup>. Aber die Kritik verzagt nicht, selbst wenn nicht das Autograph zur Verfügung steht, wie in unserem Fall. Wir haben ja A — ein Vergleich mit d, m<sup>3</sup>, m<sup>4</sup> zeigt erst ihren großen Werth; die drei letztgenannten aber, so gering ihre Bedeutung ist, sind selbst wieder nicht gleichwerthig. d gebührt trotz der vielen Lücken der Vorrang vor m<sup>3</sup>, m<sup>4</sup> aber steht zu unterst. Und trotzdem liefert auch m<sup>4</sup> einige gute Lesarten, wie 33 *gar*, 112 *sprachen*, 133 *gechület*, 170 *geschniert* und mehrere, welche auch m<sup>3</sup> hat.

Überhaupt herrscht zwischen diesen beiden Recensionen trotz vieler Verschiedenheiten doch eine gewisse Über-

<sup>1)</sup> In dem vorausgehenden Gedichte Suchenwirt's in dieser Handschrift wurde V. 180 ff. der Raum für das Wort *minne* leergelassen und nachträglich von anderer Hand mit *liebin* ausgefüllt.

<sup>2)</sup> Ausgabe Lachmann's, Band 10, S. 336.

einstimmung, wie aus folgenden Stellen erhellt: 29 *der lust*, 42 *als* (A *alsam*), 47 *sammāt* (*samat*), 52 *lasur*, 66 *knopf*, 70 *tugentlich*, 74 *ze* fehlt, 84 *Der ander ainen* (*m<sup>4</sup> ain*) *waiger* (Unsinn!), 96 *ie* fehlt, 111 *wenn*, 114 *mans* (*m<sup>4</sup> mangs*), 121: *Vnd satzte* (*satzent*) *sich zu tisch*, 144 *man* fehlt, 148 *lenger*, 153 *frawen*, 165 *nyemant*, 175 *do* fehlt, 229 *vordern* (*vodern*) *haben*, 239 *etlei(i)chen*, 242 *andern su(o)ll lan*, 245 *nemen*, 257 *ee* fehlt, 290 *bei frawen*, 291 *pider*, 310 *schant klain ist*, 315 *gevangen*, 316 *schä(a)ntlich ergangen*, 317 *als*, 323 *do(a) sprach*, 347 *euch*, 368 *schied*. — Diese Übereinstimmung wird nicht dadurch erklärt, daß man *m<sup>4</sup>* als Vorlage von *m<sup>3</sup>* annimmt, denn in *m<sup>4</sup>* fehlen ja, von allem Anderen abgesehen, 20 Verse, die in *m<sup>3</sup>* vorhanden sind. Es kann auch nicht *m<sup>4</sup>* von *m<sup>3</sup>* abgenommen worden sein, weil letztere Handschrift erst im 16. Jahrhundert abgefaßt wurde, *m<sup>4</sup>* aber schon 1464. Und wäre auch nicht diese Zeitdifferenz, so ließe sich doch nicht absehen, wie der Schreiber von *m<sup>4</sup>* an den Stellen, wo *m<sup>3</sup>* anstatt Suchenwirt's den Trenbach einflocht, den richtigen Text hätte herstellen können. Es bleibt somit nur die Annahme einer gemeinsamen Quelle übrig, aus welcher auch d (M 42) geflossen ist<sup>1)</sup> (vgl. S. 447).

Fol. 107<sup>b</sup> beginnt unter der Überschrift: *Ain ander spruch* (roth) *Suchenwirt's Widertail* und endet fol. 114<sup>a</sup>), fol. 68<sup>b</sup> fängt *Ain ander uast güter spruch* (roth) an und reicht bis fol. 71<sup>a</sup>. Es ist jenes Gedicht, welches P in seiner Ausgabe unter Nr. XLVI als *Krieg der Liebe und Schöne* anführt<sup>2)</sup>, es wird bei späterer Gelegenheit seine Besprechung finden. — Was über Nr. 3 in *m<sup>4</sup>* vom sprachlich metrischen Standpunkte gesagt wurde, gilt im Allgemeinen auch von Nr. 2; ich merke hier nur noch an *ā = ou = au* (Weinhold, Alem. Gr. §. 87): 315 *den sam*, *w* für anlautendes *v* (a. a. O. §. 160, S. 125, 1. Anm.): 32 *warb*, 132 *wart*, endlich Abfall von auslautendem *d* sammt Schlußvocal (a. a. O. §. 183): 241 *pal*. Auch den Eindruck der Flüchtigkeit macht Nr. 2, doch im minderen Grade als Nr. 3. Schreibfehler begegnen im Innern der Verse (114 *chument*, 279 *stat*, 321, 329 u. s. w.), aber auch im Reime, so 31 *plaw: da*,

<sup>1)</sup> Daß *m<sup>4</sup>* und d (M 42) nach derselben Vorlage geschrieben wurden, beweist direct die Übereinstimmung dieser Handschriften an folgenden Stellen: 48 *gestoriet*, 112 *sprache(i)n*, 115 *juncckfrano(e)*, 123 *geschü(u)let*, 143 *wi(e)rden*, 160: *Sie zucht* (*scoug*) *ein vingerlin von der hant*, 164 *es*, 173 *gewollen*, 177 *side rain*, 182 *mitten*, 218 *gestain* (*gesteine*).

<sup>2)</sup> Fol. 108 ist unbeschrieben.

<sup>3)</sup> Ich bezeichne diese Gedichte im Folgenden mit Nr. 2 und 1 in *m<sup>4</sup>*.

33 *ander* : *wandel*, 37 *niemant* : *ieman*, 183 *enzühel* : *flüchet*, 269 *jähen* : *wagen*, 273 *reüt* (A *anrürt*) : *verfür*, 313 *baide* : *chlaider*; vom V. 58 hatte der Schreiber den Anfang geschrieben, war dann wieder in V. 57 gekommen und schrieb dessen Schluß noch einmal, so daß die Verse 57 und 58 mit *heb du an* schließen. Statt 68 mit *gäden* schrieb er mit *genaden*, wodurch der Reim unterbrochen, die Stelle sinnlos wird. Umstellung der Wörter nimmt er nicht selten vor, sie ist meist nutzlos, in 361 (*stan in dem garten* : *gethan*) wird dadurch der Reim gestört. Wörter fehlen nur wenige: 16 *der*, 18 *ich*, 126 *an*. Verse an sechs Stellen: 155—158, 203, 204, 245, 246, 297, 302 und 304—307, im Ganzen 14, eigentlich 13, da V. 297 durch einen *neuen* ersetzt ist. Nach V. 308 findet sich der eingeschobene Vers:

*Das was der plawen ungemach.*

V. 188 geht 187 vor und 314 dem V. 313. Aber diese Umstellungen und die vorher angegebenen fehlenden Verse kommen nicht auf Rechnung des Schreibers, sie fanden sich schon in seiner Vorlage.

#### XV. m<sup>5</sup>†.

Dazu diente ihm m<sup>5</sup>, das ist die Papierhandschrift Nr. 379 der Münchner Hof- und Staatsbibliothek. An den mit braunem Leder überzogenen Holzdeckeln befindet sich eine Messingschließe; auf dieser ist noch zu lesen *mar*. Der Rücken ist sehr schadhaft; auf der Außenseite des Vorderdeckels ist ein alter Zettel aufgeklebt: *mancherley spruch und gedicht*, und das entspricht dem Inhalte der 225 Blätter in Quart. Bis fol. 177 folgen verschiedene Gedichte, darunter die als Nr. 1 und 2 bezeichneten Gedichte Suchenwirt's in m<sup>4</sup>; fol. 178—219 nimmt Eduard Wahrens' Augsburger Chronik der Jahre 1368—1444 ein. Der ganze Codex stammt nicht aus dem Jahre 1454, wie man nach J. A. Schmeller's Katalog der deutschen Handschriften, 1. Theil, S. 56—61 annehmen könnte; es wird ja gegen den Schluß noch das Jahr 1478 erwähnt.

Fol. 31<sup>b</sup> steht in der vierten Zeile von oben: *Sequitur Alus*, daneben mit blasser Tinte: *Das ist ain spruch vō der schenye un vō der lieby*; derselbe endet fol. 34<sup>a</sup>; fol. 72<sup>b</sup>—74<sup>a</sup> befindet sich der *Wider-tail*. Am Rande von 72<sup>b</sup> ist bemerkt: *Der spruch vō den zwoen farbē von plawer und von gemegter wie<sup>1)</sup> sie wider einander worent*. Die Verse

<sup>1)</sup> Es steht nur: *ie wider ein  
nder worent*, das andere ist weggeschnitten.

sind abgesetzt, ungefähr 30 auf jeder Seite, die Anfangsbuchstaben derselben sind groß und roth durchstrichen. Die Besprechung des ersten Gedichtes folgt später, die Vergleichung des zweiten mit A führt zu demselben Ergebnisse wie bei m<sup>4</sup>. Es erklärt sich dies daraus, daß beide Handschriften bis auf wenige, meist belanglose Dinge so vollständig übereinstimmen, wie sich Ähnliches bei keinem anderen Gedichte Suchenwirt's in zwein oder mehreren Handschriften auch nur annäherungsweise bisher gezeigt hat. Zum Beweise führe ich nur einige Stellen an: 2 *hohen fräuden* (*fröden*), 14 *durch*, 15 u. 208 fehlt *gar*, 18 *ich sach*, 23 *wann ich*, 35 *als ich*, 36 *gemengt da*, 40 *das selb*,

43: *Daz es solt wizzen iemant mer*,

44: *Wes ich in meinem hertzen ger*

45: *Das ich mit trewen han vers(ch)lossen*,

52 *ob ich*, 56 *hoher er(e)n*,

71: *Das es ain ch(k)ind wol mo(ö)cht verstan*,

80: *Sein hau(o)bt das ist im worden schwer (swär)*,

82 *p(b)iß auf*, 84 *plaw die*, 88 *ob tisch(e) chan er*, 102 *ho(ö)chsten und*, 113 *iren*,

115: *Sein fräu(ö)d paß da(e)nn ain(u) allain*,

116 *er niedert* (m<sup>5</sup> *nyndert*), 117 *gelob*, 119 *mager*, 122: *Ich main py (bey) namen sollich sach*,

123: *Vnd sollich grossu missetat*,

125: *Ain puest er an dem leib mit sucht*,

130 *liget*, 131 *enspart*, 132 *wer hie*, 136 *ir wol ir*, 138 *Chain falsch(s) noch swaches main*, 141 *von fehlt*, 144 *sich meret*, 148 *in hoh(ch)em ritterlichem*, 149 *swencken*, 153 *pan gezogen*, 167 *sprach da(o)*, 168 *chan der dir*, 169 *gemelich*, 175: *Ist alles waidenlich gestalt*, 177 *als es*, 185 *vei(i)ntlichen*, 186 *und fürt*, 198 *ich wi(ü)rt so*, 199 *so geit*, 210 *gehört*, 211 *man die*, 215 u. 296 *frumen helt*, 227 *fru(o)men*, 236 *gar vil*, 237 *slecht in teuffe*, 240 *er da(e)nn*, 241 *so wider umb*, 242 *all(er) erst so*, 252 *preiß wol erben*, 263 *progt*, 264 *zogt*, 268 *der fordern*,

275: *Er ist das (der) erst von dannen zeit* (Unsinn!),

276: *Und hebt sich hin pald (bald hin) an die weit*,

277 *piß das*, 288 *ob fehlt*, 288 *mit im selb*, 308 *und was*, 314 *an den rock*, 318 *frawet*, 319 *auß lachedem*,

329: *Ob du in deiner plüwer(n) wa(ä)t*,

330: *Leptest noch in gantzer stät*,

339 *die hand*,

347: *Da(e)nn das er sei der tugend ain chern(e),*  
 353 *erwirbt und das behept,* 355 *gespila ich,* 360 *kert auch,* 364 *nd*  
*die.* Endlich finden sich noch in beiden Handschriften die Schreiber-  
 verse:

*Ich wolt Das ich solt*  
*Lieb han wen ich wolt*  
*Vnd wem ich gelten solt*  
*Das er sein nicht en(t)wolt.*

Beide Handschriften stehen in Bezug auf dieses Gedicht in all-  
 engster Verwandtschaft: man kann wohl mit Ausschluß jedes Irrthums  
 sagen, daß m<sup>5</sup> (zum größten Theil 1454 geschrieben) die Vorlage für  
 m<sup>4</sup> (beendet 1464) gebildet hat. Von demselben Schreiber kann  
 sie nicht herrühren, weil m<sup>5</sup> eine ganz andere, stark verschönlte,  
 auf den ersten Blick undeutlich scheinende, bei genauerer Betrachtung  
 aber recht gut lesbare Schrift aufweist. Auch nicht aus sprachlichen  
 Grunde; allerdings herrscht hier wie dort schwäbischer Dialect,  
 aber an vereinzelten feinen Unterschieden fehlt es nicht: 102 *ist*  
 m<sup>4</sup> *nimt*, m<sup>5</sup> *niemt* (unechtes *ie* für *i*, Weinhold, Alem. Gr. §. 108),  
 183 m<sup>4</sup> *enzühet* : *flüchet*, m<sup>5</sup> *enzwohet* : *flwohet* (also *w* = *u* = *iu* = *u*),  
 185 m<sup>4</sup> *veintlichen*, m<sup>5</sup> *vinlichen*, 226 m<sup>4</sup> *wir*, m<sup>5</sup> *mir* (a. a. O. §. 168),  
 239 m<sup>4</sup> *frainden*, m<sup>5</sup> *frunden*, 315 m<sup>4</sup> *sam*, m<sup>5</sup> *söm* (*ô* für *ou* = *a*,  
 a. a. O. §. 91); der Schreiber von m<sup>4</sup> gebraucht immer *frände*, *de*  
 von m<sup>5</sup> stets *fröde* (a. a. O. §. 92) und fast ausschließlich *da* im Sinne  
 von *da* und *do*. Er ist kein Muster von Genauigkeit, übertrifft aber  
 hierin gewiß den Schreiber von m<sup>4</sup>. Die Schreibfehler sind nicht zahl-  
 reich (147 *die* für *dein*, 223 *zo* für *so* oder *ze*, 224 *herrem*, 358 *kurde*  
 oder *kurchtent*), ungenaue Reime selten: 31 *blaw* : *da*, 97 *verdrüft* : *af-*  
*schlewft* und 313 *laide* : *chlaidet*; 105 fehlt *sich*. Daß sich die Un-  
 stellungen der Verse und Lücken im Wiedertail von m<sup>4</sup> und in m<sup>5</sup>  
 finden, wurde bereits gesagt, aber außer-dem fehlen in m<sup>5</sup> die Verse  
 30, 46 und 230, so daß der Reim dreimal unterbrochen wird.

Und trotz dieser letzten drei Lücken ist m<sup>4</sup> auch  
 unserer Handschrift geschrieben worden? Allerdings sieht  
 sich an diesen drein Stellen in m<sup>4</sup> keine Unterbrechung, aber in  
 Verse 30, 46 und 230 lauten dort nicht wie in A, sondern

30: *Dar ein was sie gesprengt,*  
 46: *Das ich mit trewen han verslossen,*  
 230: *Vnd mit listen ab stritten.*

Man sieht sogleich, daß diese Verse eine Leistung des Schreibers von  
 m<sup>4</sup> sind, der jene Lücken seiner Vorlage durch die Reimstörung be-  
 merkte und nach seinen Kräften ausfüllte. — So viel demnach

gegen die Annahme, daß  $m^4$  und  $m^5$  von demselben Schreiber herrühren, einzuwenden ist, so wenig läßt sich dagegen anführen, daß  $m^4$  aus  $m^5$  geflossen ist. Und die Quelle von  $m^5$ ?

XVI. und XVII. ff. 1†.

Vielleicht nähern wir uns derselben in f, der Papierhandschrift Nr. 362 der Freiburger Universitätsbibliothek<sup>1)</sup>. Zuweilen kommt dafür die Bezeichnung „Hug'scher Codex“ vor; derselbe gehörte nämlich früher dem Freiburger Professor, Domdekan und Geheimrath Dr. Leonhard Hug; nach dessen 1846 erfolgtem Ableben kam er mit anderen werthvollen Handschriften und dem ganzen Bücherschatze durch Schenkung an die Universitätsbibliothek in Freiburg, welche alle diejenigen Werke der Sammlung, die ohnehin bereits vorhanden waren, dem Lyceum in Constanx überließ<sup>2)</sup>. — Die Handschrift f umfaßt 93 Blätter in Folio, welche (zum Theile leer gelassen) erst in neuester Zeit mit Bleistift gezählt worden sind. Die Gedichte sind in zwei Spalten geschrieben, jede besteht durchschnittlich aus mehr als 40 Versen; diese beginnen mit großen Buchstaben. Nach dem Schlusse des achten Gedichtes findet sich die für die Altersbestimmung der Handschrift wichtige Bemerkung: *Anno domini mccccxlv In die Sancte auffre jn kirchberg*<sup>3)</sup> *est hoc scriptum pñ C. fgr<sup>o</sup> (?)*.

Der Widertail beginnt fol. 2, Spalte a und endet auf fol. 4 mit Spalte b. Die Handschrift selbst habe ich nicht gesehen, da Herr Professor Hermann Paul in Freiburg mir bereits 1879 eine Abschrift des Gedichtes mit einigen die Handschrift betreffenden Notizen zu übersenden die Güte hatte. Vor dem Anfangsbuchstaben des ersten Verses wurde Raum für eine Initiale freigelassen, dann ein *S* vorgeschrieben. Von den Haken gebraucht der Schreiber *u* oder *ü* über *u* für *uo* und *ue* und zwei neben oder schräg übereinander gestellte Punkte zur Bezeichnung der Umlaute: *fügt*, 5 *süssen*, 49 *hör*, 75 *möchten*, 100 *frü* u. s. w., aber auch für *a*: 121 *sprch* = *sprach* (: *sach*), ebenso 308 und 328. Reine *u* (kurz oder lang)

<sup>1)</sup> H. Amann, Praestantiorum aliquot Codicum Mss. qui Friburgi servantur notitia. Fasciculus I. Friburgi Brisigaviae 1836. Fasciculus II. 1837.

<sup>2)</sup> Vgl. Dr. Julius Petzholdt a. a. O. S. 87.

<sup>3)</sup> Von den vielen Kirchberg könnten hier in Betracht kommen die in der alemannischen Schweiz und zwar im Canton Thurgau, Bezirk Frauenfeld; im Canton St. Gallen, Bezirk Alt-Toggenburg; im Canton Aargau bei Aarau und im Canton Bern, Bezirk Burgdorf; vgl. Ritter a. a. O. I, S. 778.



tragen keine Haken, wohl aber  
als Halbdiphthonge zu lauten.  
140 stünd (nom. sing.) (: grun-  
77 u. 260 frömt (: kompt), 302  
besonders zahlreich bei a: 17  
stän (: man), 91 gät : den rül,  
scheinung wurde schon bei 1  
Handschrift f sprachlich un-  
angegebenen Kennzeichen  
finden sich im Allgem  
ich noch das öftere Vork  
§. 13): 30 gäl, 149 u. 154  
§. 34): 19 bam : sam, V  
frowen, Ausfall von g  
mente, Aus- und Abfall  
94 rech, Verdoppelung  
mit anderen Consonanten  
Längen (a. a. O. §. 172  
Abstoß der ganzen End  
§. 372): 36 die gemeng.  
mit schl, schm, schn (323  
echtem sch zu s (a. a. O.

Apokopen und Synkopen  
wirken aber öfter den Ver  
36, 88, 115, 122, 123, 139,  
selbst vor der letzten Hebung  
der Rhythmus durch den  
355 nu, 60 dich, 100 u. 243  
227 ern, 287 u. 301 er;  
Wörtlein: 49 hör wol, 88  
ainen, 150 dir, 222 all, 223  
Klingend schließende Verse  
solche mit vier Hebungen (17  
solche mit drei Hebungen (33  
häufig Anstößiges, z. B. 5 stür  
ungebitten, 31 blaw : da (beg  
stelle!) 27 niemen : yemant,  
er : war, 105 schar  
gert : er ... gewerle  
frowe, 153 kompt

was(z), 31: De  
32 gemischt, f g-  
Die bla(w) sprach  
die blaw (die)  
gehnisten, 85: Meijer  
(f würdevoll),  
sicherlich,  
früden) mäch(e), 108  
so mit, 118 p(b)len  
Er wurd ir eren ball  
139 schantperlichu, 1  
142 wenden, 143 jugen  
umb müst (müsz) im ger  
mir gesund,  
erucht) er in gemäü,

213 so ist, 216 sind  
zu(ü)llen wir a(o)uch  
mür),  
schier) verrunnen,  
er tū(u)ten offenbe(m<sup>a</sup>)-  
och, ouch) selten,  
brut, 262 mit,  
at an (m<sup>a</sup> in) die  
278 ist das, 279  
recht als springen

(u) spart,

in den Versen 22-3  
11-123.

pf: milt, 183 enzüchet: fülhet, 191 erbucket: fülget, 205 gernost  
 st, 207 erwelt häst (A hast erchorn): zorn, 213 frucht (A fruet)  
 , 219 ere: mer, 239 frümt: kompt, 247 gesechen: jehen, 251 tag  
 , 257 fröde: güden, 271 drät: bade, 275 by zitten: waitten, 277 ob-  
 : sigt, 289 märe: nöär, 291 laid. seite, 313 claiden: baiden, 315  
 t: geducht, 359 zarten: süchenwirt (ganz unnöthige Reimstörung!),  
 fehlt das Reimwort *stan* und 362 steht *garten*<sup>1)</sup> auf *getan*. Man  
 aus manchen dieser Beispiele, daß der Schreiber in den Reimen  
 r Vorlage hie und da einen Haken fand, der seinen sprach-  
 en Widerstand anregte; nicht immer hat er denselben aufgegeben.  
 anderen aber zeigt sich deutlich Gedankenlosigkeit<sup>2)</sup> als Ur-  
 s; so schreibt er 209 *zornayd* statt *ayd* (der vorausgehende Vers  
 eßt nämlich mit *zorn*), und 324 setzte er das Reimwort von 323  
 mal; andere mögen auf Willkür beruhen (ganz unnöthige Um-  
 angen der Wörter, wie 22 *ich stünd da*, 23 *haimlich komen*, ähnlich  
 30, 235, 317, 343, 355 lassen dies vermuthen), andere schon in  
 Vorlage gestanden haben.

Dort fand vielleicht auch der Schreiber einzelne Textver-  
 bnis<sup>3)</sup> vor, sowie die Lücken und Umstellungen der  
 se. Es sind genau dieselben wie in m<sup>4</sup> (vgl. S. 452), nur fehlt  
 überdies V. 319 (dadurch Reimunterbrechung), 224 steht vor 223  
 258 vor dem Verse 257. Das läßt auf enge Verwandtschaft von f  
 m<sup>4</sup> und m<sup>5</sup> schließen, zudem stehen sich die drei Handschriften  
 sprachlich sehr nahe. Die Übereinstimmung läßt sich  
 ch das ganze Gedicht verfolgen, wie aus nachfolgenden Stellen  
 illt: 3 m<sup>4</sup>m<sup>5</sup> *wunnec(k)lichen*, f *wunnenclichen*, 7 *sich s(ch)winget*,  
 de, 9 m<sup>4</sup>m<sup>5</sup> *lusic(k)lichen*, f *lustlich*, 10 *gart*, 11 *krutes*, f *kruts*,  
 jilgen. o(a)ne, 15 *hin zu*, 17 *gehag*, 18 *liep(b)lich*, 21 *entladen*,

<sup>1)</sup> *art* in *garten* ist verkleckst.

<sup>2)</sup> Im Innern der Verse sind Schreibfehler nicht häufig, besonders nicht in den  
 n hundert Versen, die nahezu sorgfältig geschrieben sind.

<sup>3)</sup> 6 *aller*, 53 *main: erkain*, 55 *haisset (!)*, 82 *slauffen*, 88 fehlt das Verbum,  
 höchsten (: *ersten*), 159 *wanckele hab*,

196: *Der der fröden ain öber lest;*

275: *So ist er der dennz by zitten,*

312—314: *Er graif mit baiden hemndū dar  
 In rock mantel die baiden  
 In die gemengt w<sup>n</sup> claiden<sup>n</sup>,*

345—347: *Den ich zu bulen eruolet hett  
 Der trü ald er je vortschriet  
 Von gantzen tugenden ain kern.*

22 ich stu(ü)nd da, 27 plaw gemischet, 28 gestalt was(z), 31: Dar under was swartz grö(ü)n und plaw (in f fehlt was), 32 gemischet, f gemüsch, 33 getempert vnder ein, f getemperiert<sup>1)</sup>, 41: Die bla(w) sprach durch ir staetichait, 42 sicherlichen, 47 wanckels, 57 die blaw (die) sprach so heb, 74 verhaiß(ss)en, 75 möchten (ge)laisten, 85: Mei(i)u herten tru(au)t vil anders tüt,

89 m<sup>4</sup>: Mit züchten er schimpf waidenlich,

m<sup>5</sup>f: Mit zu(ü)chten Schimpft er waidelich (f werdenlich),

90: Und alle zi(ei)t (f zu allen zitten) sicherlich,

immer welt (A werlt), 107 Was fräuden (fröden, fröwen) möcht(e), 108 nu(n) hör ich wil(l) erst, 109 p(b)ül, 111 er so mit, 118 p(b)ülen, 119 ist doch kainu ze (f doch kaine so), 120: Er wurd ir eren bald ein dieb, 121 wat die sprach, 124 ni(ü)mer, 129 schantperlichu, m<sup>5</sup> schamperliche, f schamparlich, 130 al(l)s, f alles, 142 wenden, 143 jugent, 145 und gewöhnlich plaw für Stæte, 161: Dar umb müst (müsz) im gar we beschehen (f geschehn), 162 han,

163: Dar umb (f uñ) so chu(o)mpt er mir gesund,

173: In(m) herten deucht (dücht, f gedöucht) er in gemait,

174 tzeug fehlt,

179: So fert er her gar ritterlich,

182: In ritterlicher milt,

191 roß(ssz),

192: Gar (vil) ma(e)ngen vall er füget,

197 in mei(i)nem, 207 p(b)ülen, 212 und man, 213 so ist, 216 sind (A seit), 218 erwerben, 220 hin für p(b)as, 221 su(ü)llen wir a(o)uch heut (hüt), 222 sind all, 226 besetz wir (m<sup>5</sup> mir),

232: Des(z) hau(a)t er sich da(e)nn sicher (f schier) versunnen,

233 schicket (f schickt) er, 236 wirt. versert,

238: Daz menger da müß ligen tot,

239 hilfe, 243 roß(ssz) müß (f müssen), 244 er tö(o)ten offenbe(m<sup>4</sup> a)ren, 250 uns ie, 251 dis(ss)en tag, 253 auch (och, ouch) selten, 256 sweig (und) lass, 259 so er, 260 mich, 261 trut, 262 mit, 265 da nu fehlt, 267: Er mach(e)t sich zu(e) hindro(er)st an (m<sup>5</sup> in) die scher, 270 tö(o)rlichen, 271 zu fe(ä)chten also t(d)rat, 278 ist das, 279 gerud, f gerübt, gerubet m<sup>5</sup>, 280 werdu(e) hand, 281 recht als. springen reimt auf 282 gelungen, 284 roß, 285 schrei(ÿ)t,

286: O wie lützel er sich (m<sup>4</sup>m<sup>5</sup> da(e)nn) spart,

<sup>1)</sup> Zwischen A und den drei Handschriften zeigen sich in den Versen 22—33 bedeutende Abweichungen, desgleichen später in den Versen 121—123.

290 in *sei(i)n*, 291 *sicherlichen*, 292 *ander*, 294 *grossern*, m<sup>b</sup> f *grösseren*; nach V. 298 als Ersatz für den fehlenden V. 297:

*Dein (din) red ich nicht geli(ei)den (f gedulden) mag,*

303 *schaf(t)*, nach 308 folgt der eingeschobene Vers:

*Das(z) was der plawen ungemach,*

309: *Also stünd (ir) zu aller stund,*

316 *wie*, 317 *dar under sach si*, 321 *ir sint* (m<sup>b</sup> *seit*), 323: *Cu(e)samen si sich s(ch)mugen*, 324 *wei(i)ß*, 327 *si nider*, 328 *han*, 335 *mei(i)nen*, 336 *sprach fra(o)w*, 339 *erkant*, 349 *sich von jugent*,

352: *So wol im der (f dem) ain güt wort,*

363 *ward*.

Unabweislich drängt sich da der Gedanke auf, daß wir in f die Quelle von m<sup>b</sup> gefunden haben. Freilich fehlt in f V. 319, m<sup>b</sup> hat abweichend von A an dieser Stelle:

*Sij sprach auß lachedem sinn;*

offenbar hat die Reimunterbrechung den Schreiber von m<sup>b</sup> zu dieser dichterischen Leistung veranlaßt. Aber vielleicht erscheint Jemanden auffällig, daß im V. 324, wo f das Reimwort der früheren Zeile wiederholt, m<sup>b</sup> das richtige *pugen* hat, daß, während in f die Verse 329 und 330 an mangelhafter Satzconstruction leiden, m<sup>b</sup> den V. 330 anders als f und besser gibt, wie denn auch die Verse 345—347 in m<sup>b</sup> lesbarer sind. Aber zu diesen Änderungen oder dazu, daß er im V. 359 das in f fehlende Reimwort herstellte, den in f vorgestellten V. 258 an seinen richtigen Platz setzte, dazu gehört geringe Geschicklichkeit, die wir dem Schreiber von m<sup>b</sup> wohl zutrauen können. Bedenken könnte allenfalls V. 132 hervorrufen, der in f lautet:

*Oder vff ein letzte hin fart,*

während m<sup>b</sup> hat: *Wer hie seins naechsten er vart,*

also, das Wörtlein *hie* abgerechnet, dasselbe wie A. Sollte der Schreiber von m<sup>b</sup>, vom Reime geführt, errathend das Richtige getroffen haben? Unmöglich wäre es nicht, vielleicht — das Gedicht war ja sehr beliebt — stand ihm zur Vergleichung noch eine andere Handschrift oder ein fliegendes Blatt zu Diensten. Wer dieses Bedenken nicht zerstreuen, somit f nicht als Quelle von m<sup>b</sup> anerkennen kann, für den bleibt nur die Annahme übrig, daß m<sup>b</sup> und f nach derselben, uns unbekannten Vorlage geschrieben wurden. Dagegen aber, daß m<sup>b</sup> und f von einander unabhängig aus einer anderen Handschrift geflossen sind, erhebt der Zweifel den Einwand mit Recht, daß dann schwerlich zwischen m<sup>b</sup> und f sich eine so durchstehende Übereinstimmung zeigen würde. — Allerdings ge-

stattete sich der Schreiber von  $m^5$  Abweichungen von  $f$  (vgl. S. 453 und 454), aber dergleichen waren für diese Periode nicht ungewöhnlich; erlaubte sich nicht auch der Schreiber von  $m^4$  manche Freiheiten gegenüber von  $m^5$ ? Und doch muß man ihm nachsagen, daß er seiner Vorlage (mit Rücksicht auf seine Zeit) ziemlich treu gefolgt ist.

Eines ist unanfechtbar, daß nämlich in Bezug auf Suchenwirt's *Widertail*  $m^4m^5$  und  $f$  gegenüber  $A$  eine Gruppe bilden, von der die Freiburger Handschrift  $A$  noch am nächsten steht und den meisten Werth besitzt, dann folgt  $m^5$ , zuletzt  $m^4$ . Die Gruppe hat für die Herstellung eines guten Textes keine geringe Bedeutung:  $m^4m^5f$  liefern jede an denselben 26 Stellen Besserungen,  $m^4f$  und  $m^5f$  an je vier,  $m^4m^5$  an acht, für sich allein  $m^4$ ,  $m^5$  an je zweien und  $f$  an acht Stellen. Diese Besserungen sind um so mehr willkommen, als der *Widertail* in  $A$  (das erste Gedicht des 10. Schreibers, vgl. S. 219) nicht fehlerfrei ist. Die Gruppe  $m^4m^5f$  bildet somit für die Textkritik einen erwünschten Gewinn.

Mit dem ehemaligen Besitzer von  $f$  war Josef Freiherr von Laßberg auf das innigste befreundet; beide hatten eine außerordentliche Vorliebe für alte Bücher und Handschriften. Natürlich hielt keiner vor dem andern das Gewonnene geheim, sie thaten es ja nicht einmal gegenüber der Außenwelt<sup>1)</sup>. So entlieh Laßberg von seinem Freunde die Handschrift und schrieb aus derselben zwölf deutsche Gedichte ab; diese Abschrift ist heute noch in der fürstlich Fürstenbergischen Bibliothek zu Donaueschingen in einem Halblederbande mit der Nummer 72 verwahrt, er hat 340 Seiten in Folio, von S. 289—340 stehen die oben erwähnten zwölf Gedichte, das zweite davon ist Suchenwirt's *Widertail*. Barack.<sup>2)</sup> macht dazu die Bemerkung: „abgedruckt im Liedersaal III, 57“. —  $f$  ist also schon seit 1825 veröffentlicht? Wie erklären sich aber die bedeutenden Unterschiede zwischen  $f$  und ihrem Abdruck im Liedersaal? Unnützes Kopfzerbrechen, an welchem einerseits Barack's Bemerkung schuld ist, die ja nur sagen will, daß  $f$  das unter dem Namen „*Widertail*“ bekannte Gedicht Suchenwirt's ist, das auch im Liedersaal an der angegebenen Stelle zu lesen ist, anderseits Laßberg's ganz unbestimmte Art, mit der er über das den drei ersten Bänden des Liedersaales zu Grunde liegende handschriftliche Material sich äußert.

<sup>1)</sup> Vgl. den Artikel von Franz Muncker über Laßberg in der Allgemeinen deutschen Biographie, 17. Band (1883), S. 780—784.

<sup>2)</sup> Dr. K. A. Barack, Die Handschriften der fürstlich Fürstenbergischen Hofbibliothek zu Donaueschingen. Tübingen. 1865.

Den 1820 erschienenen ersten Band widmete er in einer alemannisch geschriebenen Vorrede (I–XXVIII) seinem Freunde Professor Leonhard Hug; S. XV sagt er, er wolle hiemit verschiedene Lieder alter Sängers abdrucken aus einem großen alten Buche, das vor Alter und Unbilden übel aussehe, gegen Ende des 14. Jahrhunderts geschrieben sei<sup>1)</sup> und an die 300 Lieder enthalte; diese seien aber nicht nur Minnelieder, sondern auch (S. XXI) „Mähren, Sagen, geistliche und weltliche Lieder, Bispel und allerlei Schwänke“. Er sondere (S. XVII) diese Gedichte nicht nach dem Inhalte, sondern gebe sie, wie sie in der Handschrift folgen; doch habe er jedem eine Überschrift und Inhaltsangabe beigelegt, die Abkürzungen (S. XVIII) aufgelöst, sonst aber die alte Schreibart vollkommen beibehalten, nur habe er für *ü* (aus altem *iu*) *ü* gesetzt, dem es in der Aussprache gleichkomme. Am Ende des ersten Bandes gibt Laßberg in dem Format der alten Foliohandschrift eine Schriftprobe des in zwei Spalten (jede ungefähr zu 40 Versen) geschriebenen Textes. In der Einleitung des zweiten Bandes sagt er S. XII, er habe gerade diese Handschrift herausgegeben, weil im Privatbesitz befindliche Handschriften leichter zu Grunde gehen können, als solche, welche der Staat verwahrt. Er habe sie absichtlich so gedruckt, wie sie ist, selbst mit ihren Fehlern. S. XIV verspricht er, am Ende des dritten Bandes über die Handschrift und sein Verfahren mit derselben Auskunft zu geben, aber daselbst findet sich nichts als ein Verzeichniß sämtlicher Überschriften der Gedichte und die alphabetisch geordneten Anfänge derselben. Dem vierten Bande ist weder eine Einleitung noch ein Nachwort beigegeben; wer nun bedenkt, daß Laßberg die Lücken der daselbst abgedruckten Nibelungenhandschrift C aus B ausfüllte, daß er, wie aus seinem Briefwechsel mit Uhland (herausgegeben von Franz Pfeiffer, Wien 1870) erhellt, im Liedersaal auch die Weingartener Handschrift abdrucken wollte, der wird einräumen, daß auf Barack's obige Bemerkung hin sehr leicht Jemand glauben könne, Laßberg habe im Liedersaal außer seinem alten Buche auch hie und da aus anderen Handschriften etwas aufgenommen, speciell aus f, aus der er ja erwiesenermaßen viel abgeschrieben hatte.

Dem ist aber nicht so. Die in den drei ersten Bänden des Liedersaales veröffentlichten 261 Gedichte sind thatsächlich ein Ab-

<sup>1)</sup> In der Inhaltsangabe zu Nr. CXXXV sagt Laßberg (2. Band, S. 384), das Gedicht stamme aus dem Jahre 1371; es ist aber nicht ersichtlich, ob diese Zeitbestimmung von der ganzen Handschrift gilt oder nur auf die erste Hälfte derselben sich bezieht.

druck aus dem „großen alten Buch“, einem mit Leder überzogenen Holzdeckelbande, welcher unter dem Namen „Liedersaal-Codex“ (= 1) in der fürstlichen Bibliothek zu Donaueschingen aufbewahrt wird. Laßberg hatte sich von dieser umfangreichen Papierhandschrift zuerst eine Copie gemacht, dann aber die Handschrift selbst erworben; Original sammt Copie und allen anderen zahlreichen Handschriften kamen nach Laßberg's Tode in die Fürstenbergische Bibliothek; dort führt der Liedersaal-Codex die Nr. 104<sup>1)</sup>. Er zählt 269 Blätter und ist zu Anfang und zu Ende lückenhaft;

Anfang: *Daz tunt mir liebe frowe kunt,*

Ende: *Vnd bin frisch vnd vnuerzagt*

*Vnd waisz nieman wer mich jagt.*

Der *Widertail* reicht von Bl. 196, 1. Spalte bis Bl. 198, 2. Spalte. Die Vergleichung geschah, da ich 1 selbst nicht gesehen, auf Grundlage des von Laßberg gegebenen Abdruckes. Dieser hat gleich A 364 Verse; da aber in 1 die Verse 91, 94, 305 u. 306 ohne jede äußere Unterbrechung fehlen, so entsprechen von 91 an die Verszahlen von 1 nicht mehr denen in A, sie sind um eins, von V. 93 um zwei, von 304 um vier niedriger als in A bis V. 350 (= 354 in A), dem die interpolierten Verse

351: *Daz wirt got in dem himel schin*

352: *Vnd löst in der E von helle pin*

folgen. Von V. 352 ab in 1 beträgt die Differenz gegen A nur zwei; auch diese verschwindet, da der Schreiber zum Schlusse noch zwei Verse anfügt:

363: *Vnd nimpt hie ain end*

364: *An alle mizzewend.*

Alle Zahlen der nachfolgenden Citate sind mit Rücksicht auf A angegeben.

Die Sprache ist wie in f alemannisch, doch zeigt sich in 1 keine so große Vorliebe für umgelautete Formen und den Gebrauch von *au* = *â*; dafür aber begegnet in den Flexionen sehr häufig *û* für mhd. *iu* und *niempt* für *nieman* oder *niemen*. Vereinzelt findet sich 194 *mundalin* (Weinhold, Alemann. Gramm. §. 271), 296 *bidarben* (a. a. O. §. 10), 95 *vachen* für *wachen* (a. a. O. §. 163); öfter inlautendes *ch* für *h*, z. B. 162 *gesechen* (a. a. O. §. 222). Die Sprache ist in den Reimen weitaus einheitlicher als in f; von der langen Reihe der dort (vgl. S. 456 f.) angeführten Reimungenauigkeiten sind

<sup>1)</sup> Vgl. Barack a. a. O. S. 100—101.

in l nur 31 *plaw* : *da* (wie in  $m^4m^5f$ ), 67 und 257 *fröden* : *geuden*, 241 *frumt* : *kumpt* (immerhin besser als *f*) und 251 *tag* : *magt* zu finden. Auf Rechnung von l kommen 83 *hant* : *wan* und 345 *erzell* : *wól*.

Es ist dies ein Zeichen größerer Sorgfalt, die sich auch dadurch verräth, daß die Apokope und Synkope mehr beschränkt ist und daher die fehlenden Senkungen weniger häufig sind. Fast ausnahmslos<sup>1)</sup> treffen wir in l dort das Richtige, wo in f ein Schreibfehler ist, ein Wort fehlt, eines zu viel steht oder der Text sinnlos ist. Die in f nachgewiesenen Lücken und Umstellungen der Verse suchen wir hier vergebens.

Aus all dem erhellt im Zusammenhalte mit dem S. 456 f. Gesagten, daß wir l als Vorlage von f nicht ansehen dürfen. Für die Zugehörigkeit zur Gruppe  $m^4m^5f$  würde sprechen: 10 *gart*, 109 *buol*,

132: *An siner nechsten herfart*,

142 *wenden*, 191 u. 284 *rosz*, 212 *Vnd man*, 218 *erwerben*, 237 *sleht in tief*, 243 *muoz*, 270 *torlich*, 271 *ze fechten* und 363 *ward*. — Dagegen aber ließe sich mehr anführen, zunächst die Übereinstimmung mit A gegen  $m^4m^5f$  (vgl. S. 457—459): 9 *früchticklichen*, 11 *krüter*, 12 *sunder*, 17 *hag*, 18 *zartlich*, 21 *geladen*, 22 *stuont ich*, 27 *gesmelze*, 28 *gestellet*, 32 *Getempert*, 33 *Gemischet*, 52 *Wann*, 57 *stett*, 85 *Min buol*, 111 *gar*, 124 *nit*, 129 *schemliche*, 153 *gezieret*, 163 *haim*, 197 *im hercen*, 256 *sprach*, 271 *gerad*, 281 *sprung* : *gelung*, 289 *selber*, 294 *solichen*, 318 *frót*, 327 *baide*, 336 *dú*, 339 *beckant*, 349 *sich in*; 15 *hin*, das  $m^4m^5f$  haben, fehlt wie in A, ebenso 75 *möchten*, 121 *die sprach*, 130 *alls*, 221 u. 253 *ouch*, 222 *all*; die Verse 89, 90, 108, 119, 120, 123, 173, 179, 182, 192, 213, 220, 227, 232, 233, 236, 244, 250, 259, 260, 267, 278, 280, 284, 290, 309, 313—316, 321, 329, 330 u. 352 stimmen mit A und nicht mit der Gruppe  $m^4m^5f$ .

All das macht die Annahme, daß f aus l geflossen sei, nicht wahrscheinlich. l kann aber gar nicht die Vorlage für f gebildet haben, denn es fehlt in l im V. 56 *hofer*, und doch hat es f gleich  $Am^4m^5$ ; 60 schreibt l *zert*, f mit  $Am^4m^5$  *treit*, 63 *Sizt*, f mit den anderen Handschriften *sind*! V. 78 lautet in l:

*Dez nachtez er selb andert kumpt*,

und den soll f zufällig so verbessert haben, wie er in  $Am^4m^5$  lautet?

<sup>1)</sup> Von auffälligen Schreibfehlern habe ich angemerkt: 127 *holden*, 159 *Wunschez halb*, 196 *Der sorgen*, 228 *Kert*; störend ist *aín* vor *lieb* im V. 39 und *hat* nach *Bestelt* im V. 226.



Das wäre eine Kette von wunderbaren Zufällen. Dasselbe zeigt sich an den nachfolgenden Versen:

261: *Min buol vil anders ist gemuot*

273: *Wenn man dú vrient erblicket*

274: *Vnd man dú huffen schicket*

288: *Recht als ez sy ain wetturny*

350: *Wie wol er sich daz frówen mag —*

ganz besonders aber an V. 360, welcher in l lautet: *Ich ylt von dan mit sneller giert*; woher, wenn f aus l stammt, nahm denn der Schreiber von f den Namen Suchenwirt? — Die Verse 91 u. 94 fehlen ganz in l, f hat aber die Verse gleich mit A! — Wäre l die Vorlage gewesen, dann ist doch schwer anzunehmen, daß der Schreiber von f in den Versen 313—316, die in l einen lesbaren Text bieten, einen solchen Unsinn zusammenschrieb. Dasselbe gilt von den Versen 343 bis 354, die in f mehr oder minder verderbt sind.

f stammt somit nicht aus l, l gehört nicht zur Gruppe m<sup>4</sup>m<sup>5</sup>f; möglich ist, daß f aus N entstand. l aber schließt sich enge an A und übertrifft f an Werth; l kommt zwar an Güte des Textes A nicht gleich, liefert aber doch eine Reihe guter Lesarten (für sich allein an ungefähr 18 Stellen, zugleich mit m<sup>4</sup>m<sup>5</sup>f, mit zweien derselben oder der ganzen Gruppe an mehr als 20 Stellen). l kann aus A entstanden sein: der *Widertail* ist nach der Reihenfolge der Gedichte in A (vgl. S. 207) zu schließen, am Ende der Sechziger Jahre des 14. Jahrhunderts entstanden; dessen Abschrift in A gehört zu den älteren Theilen dieser Handschrift.

### XVIII. h<sup>3</sup>.

Schon bei h<sup>1</sup> wurde von dreien heidelbergischen Handschriften gesprochen, zwei davon sind uns bereits bekannt, die dritte ist h<sup>3</sup>, ein in Pergament gebundener Codex in Folio, der auf dem Rücken die Aufschrift: *Astronomicum calendarium* trägt, früher die Nummer 4 hatte, jetzt aber die Nr. 3 führt (vgl. Bartsch, Handschriftenkatalog S. 4 f.) und aus 230 beschriebenen und sechs leeren Blättern besteht. Zu Anfang befinden sich drei Pergamentblätter, auf dem dritten beginnt Rudolfs Wilhelm von Orlens (mit wundervollen Initialen und schönen Bildern) und reicht bis fol. 197, wo Conrad Schreyber von Öttingen bemerkt, daß er das Werk in Hochstetten 1458 beendet habe. Das nächste Stück: *Der Borte* schrieb er 1478 (er hielt sich damals zufolge einer Bemerkung auf Bl. 208 in Augsburg auf), das vierte: *Rede von dem Studenten zu Pareij*

*vnd der Schönen Junck frawen* etc. (f. 211<sup>a</sup>—225<sup>b</sup>) 1466; beim dritten (*Die Rede von ainer graseryn* f. 208<sup>b</sup>—210<sup>b</sup>) ist nur angegeben, daß es 1479 geschrieben ward. Beim fünften (*Der kriege Des pülers und des Spilers* etc. f. 225<sup>b</sup>—228<sup>a</sup>) fehlt jede Bemerkung über die Zeit der Abfassung und den Namen des Schreibers. Fol. 228<sup>a</sup> unten beginnt *Gar ain Schöne Rede uon der Liebin vnd der Schonin wie sie kriegten mitt ainander* (roth) und reicht bis f. 230<sup>b</sup>. Dieses Gedicht wurde von P in seiner Ausgabe der Gedichte Suchenwirt's als Nr. XLVI mit einigen Änderungen abgedruckt.

Der Raum für die Initiale ist freigelassen, die Verse sind fortlaufend geschrieben, aber meistens geschieden durch das Zeichen  $\Phi$ ; nach V. 53 ist ein Raum von 22 Zeilen leergelassen (wahrscheinlich für eine nachträglich anzubringende Illustration). Auf V. 160 folgt: *Amen  $\Phi$  finitum est quinta feria ante Dominicam Inuocavit Anno Domini Millesimo CCCCLXXIX*. Gewiß stammt auch das letzte Stück der Handschrift aus der Feder Schreybers; es ist dieselbe schöne, sehr deutliche Schrift, die aber in einigen Buchstaben, besonders *r*, *z* und *ß* die spätere Zeit verräth; das Jahr 1479 bildet kein Hinderniß, rührt ja doch die dritte Nummer der Handschrift auch aus dieser Zeit. Auch die sprachlichen Verhältnisse im letzten Stücke stehen mit dieser Annahme im Einklange.

Stammt Schreyber aus Öttingen an der Wörnitz, dann liegt seine Heimat hart an der Scheide des schwäbischen und bairischen Dialectes, überdies wissen wir bereits, daß er sich zeitweilig an Orten aufhielt, die entschieden dem schwäbischen Sprachgebiete angehören. Dem entspricht in *h*<sup>3</sup> der herrschende bairische Lautstand einerseits und die hie und da auftretenden schwäbischen Anklänge andererseits. So begegnet schon in der Überschrift *Liebin*, *Schinin*, erstere Form auch in V. 86, letztere in 100, sonst immer *Liebe* und *Schöne*; 80 *ouch* neben *auch*, durchaus *nit*, gewöhnlich das Suffix *-lich*, aber 59 *taugenleych* (: *reich*); Verschiebung des *a* nach *ô* (Weinhold, Aleman. Gramm. §. 91): 127, 129, 150 *hon ich*, 7 *hondt* (3. Pers. pl. präs.) und 41 *plon*; Antritt von unechtem *e* an das Präteritum des Indicativ (a. a. O. §. 345: 57 *ich liesse*) und den Nomin. des Sing. (137 *der kriege*), sowie von unechtem *t* an Pluralformen des Zeitwortes (a. a. O. §. 178, 346 u. 348): 41 *si ziertent*, 43 u. 60 *warent*, 44 *erklungent*, 75 *káment* (conjunct.) und 146 *giengent*. Einmal (V. 84) findet sich auch der Sing. des Imperativs *gang* und 58 *ich stondt* (a. a. O. §. 336 b und 332 b). Einiges ist auch in die Reime gedungen: 9 *gefaren* : *geporen*, 33 *kóm* : *benam*, 49 *quart*

: *man erhart* ( $a = \hat{o}$ , a. a. O. §. 79 u. 87), 63 *prysen* : *wisen* ( $i = a$ ), 77 *aine sprach* : *ach* (= *auch*), 129 *erleucht* : *verflucht*, 131 *gepott* : *mit rott*. Die zwei ersten Fälle und der vierte beruhen auf Sorglosigkeit des Schreibers, die sich auch sonst in Schreibfehlern zeigt (18 *fröndt*, 34 *ir*, 41 *so*, 78 *nem ich*, 75 *klement*, 127 *baide*<sup>1)</sup>). Sie lassen sich leicht beheben, ebenso der letzte und drittletzte (wo zwei andere Handschriften Abhilfe gewähren<sup>2)</sup>), desgleichen der vorletzte, der einer nicht ganz sicheren Stelle angehört<sup>3)</sup>. Somit bleibt nur der dritte Reim; dieser ist allerdings eine Incidenz gegen Koberstein's allgemeinen Satz: „Von einer Berührung des  $\hat{a}$  und  $\hat{o}$  findet sich keine Spur im Reim: ebensowenig darf man einen Übergang des  $o$  in  $a$  annehmen“ (I, S. 20). Unser Gedicht erscheint demnach Koberstein „wenn auch nicht geradezu unecht, doch in einer Überarbeitung auf uns gekommen, welche in Versmaß und Reimbindung zu sehr von den in den übrigen Stücken beobachteten Regeln abweicht, als daß man mit Sicherheit von den darin vorkommenden Formen auf Suchenwirt's Sprachgebrauch schließen könnte“ (I, S. 3).

Diese Behauptung geht, wenigstens was die Reime betrifft, sicherlich zu weit; aber auch bezüglich des Versmaßes<sup>4)</sup>. Fehlende Senkung stört in 89, 91, 115, 131; in 38, 70, 149 und 150 vermißt man die Senkung vor der letzten Hebung. Öfter begegnet zweisilbiger Auftakt; im Innern der Verse wäre zweisilbige Senkung nur zu beanstanden in 5, 33, 82, 116, 117, 139 und 146. — Dieses kann nicht den Stein des Anstoßes gebildet haben (denn Ähnliches kommt in A auch vor), vielmehr wird er in den Versen mit vier Hebungen und klingendem Schlusse (17, 18, 23, 24, 29, 30, 45, 46, 51, 52, 73, 74, 97, 98, 147, 148), sowie in den klingend reimenden Versen von drei und vier Hebungen (27, 28, 41 und 42) zu suchen sein. Nach dem Standpunkte, den Koberstein zu Anfang seiner Untersuchungen einnahm, ist sein Verdict begreiflich; später dachte er auch über klingend reimende Verse milder (vgl. S. 225).

<sup>1)</sup> V. 52 schreibt P *Tzwil frauen*,  $h^3$  hat aber *zün*; nach seinem Text erscheint V. 37 der Reim unterbrochen, aber  $h^3$  hat *erzaigten Da : pla*.

<sup>2)</sup> Diese haben:

77 *Nu nenn dich mir end ich Dar nach*,  
131 *Das er in mein (nim) gep(b)otte stat*,  
132 *Ich drinck billichen vor mit rat*.

<sup>3)</sup> Auch der Anfang bis V. 15 ist hie und da unklar und verderbt.

<sup>4)</sup> Der stumpf schließende V. 136 mit fünf Hebungen entspricht, sobald man die vom Schreiber zugesetzten Anfangsworte: *Sic sprach* wegläßt.

Wir haben an Beispielen, wie *h*<sup>1</sup> oder Nr. 3 in *m*<sup>4</sup>, gesehen, was sich die Schreiber dieser Zeit zuweilen erlaubten; ihre Thätigkeit konnte mit Recht eine Überarbeitung genannt werden; bei *h*<sup>3</sup> scheint mir aber dieser Ausdruck etwas zu stark, wobei nicht geleugnet werden soll, daß der Schreiber sich seiner Vorlage gegenüber gewiß allerlei Freiheiten gestattet haben wird. Den Vorgang Koberstein's aber, das Gedicht für unecht zu erklären, dem Suchenwirt die Autorschaft abzusprechen, halte ich für ungerechtfertigt. Gerade solche Stoffe, in solcher Einkleidung liebte Suchenwirt, auch die stilistischen Wendungen stechen nicht von denen seiner anderen Gedichte ab. Daß sich Suchenwirt als Autor nennt, halte ich nicht für ausschlaggebend, wenn uns das Gedicht in *h*<sup>3</sup> allein überliefert worden wäre: denn es gibt Fälle, wo Gedichte, deren Urheber mit aller Bestimmtheit feststehen, mittelst einiger angehängter Verse einem anderen Dichter beigelegt wurden. Aber in dieser Lage sind wir nicht. Unser Gedicht findet sich ja auch in *m*<sup>4</sup> und *m*<sup>5</sup> (vgl. S. 451 f.); auch hier nennt sich Suchenwirt als Dichter, und damit ist seine Autorschaft wohl gerettet.

Das im Allgemeinen über *m*<sup>4</sup> und *m*<sup>5</sup> Gesagte hat auch von der Nr. 1 dieser beiden Handschriften, dem Krieg der Liebe und Schöne, Geltung. Die beiden Recensionen dieses Gedichtes zeigen eine durchgreifende Übereinstimmung, wie aus nachfolgenden Stellen überzeugend erhellt: 2 *die f(v)err(e) zu*, 4 *mag nicht*, 5 *müt*,

6: *We(a)nn es der (weysen) maister mund*,

7: *Durch(t) süchet (habent) uber all*,

9 *und fehlt. gearn*, 10 *ich dan dar under faren*, 12 *nymmer Die gelaß*, 13 *hertz sich sent*,

17: *kin in ain awe(ow) zu ainē prunnen*,

19 *menigfalt*, 20 *so fehlt*,

21: *Vnd clang (Da) ü(v)ber herten flins*,

22 *edlen*, 23 *er fehlt* und 24 *alle*,

25: *Die lüchten auß ir plüenden gruf(t)*,

26 *da fehlt*, 27 *gesprentzet*,

28: *Der p(b)lūmen Dolden glentzet*;

für die Verse 29—31 von *h*<sup>3</sup> folgen fünf Verse:

(29) *fr(o)ölich gen der(n) sunnen p(b)rehen*,

(30) *Als a(i)m<sup>1</sup>) kain laid nie wār beschehen*,

(31) *Vnd erschucket Den irn (erkuktē gen ir) glast*,

<sup>1</sup>) *am* = *im*, vgl. Weinhold, Alemann. Gramm. §. 415, S. 455; hieher gehört auch das Possessivpronomen *ar* = *ir* in *m*<sup>5</sup> 71.

(32) *wann (was) des tawes ü(v)berlast,*

(33) *So sere menge(n) nider zwang,*

dann weiter mit V. 32 von h<sup>3</sup>; 33 kam, 34 in, 36 plümen liecht Die durch, 37 sie fehlt, 38 gel rot grö(e)n prun und; die Verse 39 und 40 fehlen; 41 plan si, 42 sie fehlt, 44 la(ü)nkten, 47 die sungen, 47 plü-(u)enden werden tal, 49 mit ain, 52 zwo, 53 gar besunder, 55 wes. 56 barg, 57 ich ließ mich nicht (nich), 57 vnd stund vnder ainer, 59 lügt in zu gar, 63 ie. hoch gepriset,

64: *Des mich mein sinn Da wei(i)sset,*

71 dar ob gesch., 73 gar fehlt, 74 recht als si zwen, 75 ch(k)omen,

76: *So rich was ir gewand<sup>1)</sup>,*

80: *Ich sag(e) Dir auch Den namen mein,*

83 die fehlt, 84 nun wol,

86: *D. lieb spr. z. d. schön hinw.* (ganz sinnlose Umstellung),

87 welch(u) vnder uns pas<sup>2)</sup>, 88 prunnen frey(y), 89 sprach die lieb, 90 trenck ich mich, 91 nain sprach, 96 von erst, 97 tantzen stechen und, 98 pf. singen, 100 nimpt auch, 101 nun ach, 102 des soll ich, 105 gar klainen,

107: *Weder weil noch k. fr.,*

108 was tr(e)we, 109 ein fehlt, 110 da ch(k)an ich. und fehlt, 114 p(b)illichen mit, 115 allda, 116 vil fehlt, diser, 117 witze fehlt, 118 räu(o)berin, 119 rast (dadurch Reimstörung), 123 lieb die,

126: *Das si ain ander<sup>3)</sup> nicht sind wild,*

127 baiden,

128: *Das Da hie uor f. w.,*

130: *Das sich menger in mir vertücht,*

131: *Das er in mein (mim) gep(b)otte stat,*

132 billichen. rat, 133 gedingen, 134 ch(k)am,

135: *Die ward entpfangen und hiess äie fein<sub>2</sub>(mynn):*

nun folgen die eingeschobenen Verse:

(136) *Die nam (m<sup>5</sup> mam?) ir Disputieren ein (yn),*

(137) *Van in paiden ou gewerr (m<sup>5</sup> ougener, Schreibfehler),*

(138) *Welchu pas zü preisen (ze briessent)<sup>4)</sup> wer;*

<sup>1)</sup> Hat nur drei Hebungen; dergleichen begegnet in beiden Handschriften öfter, so in m<sup>4</sup> V. 6 u. 7, in m<sup>5</sup> 79:

*Sag mir den namen dein.*

<sup>2)</sup> m<sup>4</sup> hat *geadlot*; vgl. a. a. O. §. 372, S. 380.

<sup>3)</sup> m<sup>4</sup> hat *an ainder*, dies muß nicht Schreibfehler sein: *a* für *ei*, *ai* kommt ebenso wie *ai* für *a* auch im schwäbischen Dialect vor; vgl. Weinhold a. a. O. §. 87 und 94.

<sup>4)</sup> Über solche flectierte Infinitive vgl. a. a. O. §. 371.

darauf 136: *Die vein (minn) die sprach begert ir mein,*  
137 *krieg hie*, 138 fehlt: zweite Lücke; 139 *si p(b)utten paid*, 142  
*da gewon*, 147 nicht fehlt.

149: *und cha(ko)men au(o)ch da nit h. w.*,

152: *Vnd auch dasselbig w. pr.*,

153 *si en*, 154 *hertz lieb hab*, 156 und fehlt.

160: *Also rett petter s(sch)uchenwirt.*

Aus denselben Gründen, die ich schon bei anderer Gelegenheit vorgebracht (vgl. S. 454 und 459) ist die Annahme, daß beide Fassungen von der Hand desselben Schreibers herrühren, ausgeschlossen, die, daß beide Schreiber von einander unabhängig aus einer und derselben Quelle geschöpft, sehr unwahrscheinlich. Man geht nicht fehl, wenn man  $m^5$  nicht nur als Quelle von Nr. 2, sondern auch von Nr. 1 in  $m^4$  betrachtet. Daß zwischen beiden Handschriften Abweichungen sich zeigen, ist nicht auffällig; sie sind weniger zahlreich als im *Widertail*, aber etwas belangreicher. Das erklärt sich aus zweien Gründen. Schon früher wurde bemerkt, daß Nr. 2 in  $m^4$  nicht diesen argen Eindruck der Flüchtigkeit mache wie Nr. 3 dieser Handschrift. Im *Krieg der Liebe und Schöne* zeigt sich noch eine größere Sorgfalt als in Nr. 2, so daß der Schreiber von  $m^4$  ein vollkommenes Gegenstück zum 10. Schreiber von A bildet. — Der gut lesbaren Schrift in  $m^5$  wurde bereits gedacht, der *Krieg der Liebe und Schöne* aber ist von V. 37 an elend geschrieben und minder genau. Man sieht dies aus Schreibfehlern, von denen ich nur anführe: 25 *grüf*, 37 *da: blau*, 49 *quart: erhört*, 84 *mir*, 127 *verspradt*, 156 *gefrawet*. Ganz fehlen sie auch nicht in  $m^4$ ; 1 *cluge*, 21 *herzen*, 51 *zwieng*, 120 *unueruorren* und 145 *die für der* fallen auf. Im Übrigen hat der Schreiber von  $m^4$  manche Gebrechen seiner Vorlage glücklich gebessert. Daß in  $m^4$  die Verse 11–16 zu Anfang verstümmelt sind, trifft nicht den Schreiber; das untere Eck von fol. 68 ist nämlich weggerissen.

Gegen einander gewogen, scheint  $m^4$  den Vorzug vor  $m^5$  zu verdienen: im Ganzen sind sie wohl gleichwerthig. Die Quelle von  $m^5$  ist unbekannt,  $h^3$  kann es nicht gewesen sein schon wegen der nicht unbedeutenden Textverschiedenheiten; überdies ist  $h^3$  erst 1479 geschrieben worden,  $m^4$  aber 1464 und  $m^5$  1454. An Brauchbarkeit kommen sich alle drei Handschriften ziemlich gleich; P benützte nur  $h^3$ , eine neue Ausgabe wird die Gruppe  $m^4m^5$  nicht übergehen dürfen, sie liefert an ungefähr 25 Stellen,  $m^4$  und  $m^5$  an je zweien Verbesserungen zu  $h^3$ .

Zu den guten Handschriften gehören  $m^4$ ,  $m^5$  und  $h^3$  nicht, sie weisen metrische und sprachliche Ausartungen und Sinnlosigkeiten genug auf. Ihr Werth aber liegt darin, daß durch sie ein Gedicht, ein sicheres Eigenthum Suchenwirt's, welches in A leider fehlt, uns erhalten wurde.

XIX—XXI. k†. p†. r†.

Auch kpr bilden wie  $h^3m^4m^5$  insoferne eine Gruppe, als sie uns ebenfalls ein Gedicht Suchenwirt's überliefern, das in der Reihenfolge seiner Gedichte in A nicht vorkommt: *das Würfelspiel*. Daß Suchenwirt ein Gedicht unter dieser Überschrift dichtete, war schon aus dem Inhaltsverzeichnisse von N bekannt, daß es noch existiere, erfuhr man erst 1829. Damals berichtete Graff, Diutiska, 3. Bd., S. 267 ff. „über altdeutsche Denkmäler in Kloster-Neuburg bei Wien, in Melk, St. Florian, Kremsmünster und Linz“, S. 277 erwähnte er unter den handschriftlichen Schätzen Kremsmünsters „ein Gedicht vom Würfelspiel, von Suchenwirt aus dem 15. Jahrhunderte“. Auf mein Ansuchen wurde mir der Codex Nr. 69, welcher *das Würfelspiel*<sup>1)</sup> enthält, in wahrhaft liberaler Weise nach Wien zur häuslichen Benützung geschickt.

Äußerlich ist diese Papierhandschrift mit ihren dicken überzogenen Holzdeckeln und eisernen Schließen sehr unansehnlich; sie besteht aus 173 Blättern in Quart. Auf der Innenseite des Vorderdeckels ist ein Pergamentstreifen aufgeklebt mit der Inschrift: *Iste liber est Sancti Agapiti martyris in Kremsmünster, quem nobis dedit honorabilis presbyter Johannes Seld De lewbs ...*; bei dem letzten Worte ist offenbar an Loiben in Niederösterreich zwischen Dürrenstein und Stein zu denken. Der genannte Priester hat nicht nur diese, sondern auch mehrere andere Handschriften dem Kloster Kremsmünster in den Jahren 1440 und 1441 übergeben<sup>2)</sup>. — Die Schlußworte des

<sup>1)</sup> Das Gedicht im Liedersaal, 3. Band, S. 231 f., mit dem Anfange:

*Mich helt ains tages dar zu bracht*

*Der würfel das ich was verdacht*

und am Schluß:

*Vnd an den würfel beliben*

*Durch sine valschen mizzetat*

*Du er begat mit valschem rat,*

(im Ganzen 82 Verse) ist von dem Suchenwirt's verschieden, wenn es auch dieselbe Tendenz hat, die Schädlichkeit des Würfels darzustellen.

<sup>2)</sup> Vgl. über Seld und die üblichen Todtenverbrüderungen P. Hugo Schmid. *Catalogus codicum manuscriptorum in bibliotheca monasterii Cremifanensis ord. S. Benedicti asservatorum*. Tomi I. fasc. I. (1877) pag. 24.

Pergamentstreifens .... *et continet collectionem tabularum de equationibus motuum Solis et lune compilatam ex tabuljs alphonsij regis hispanie* charakterisieren den Inhalt der Handschrift; dieselbe handelt hauptsächlich zum größten Theile von astronomischen und astrologischen Dingen.

Die Handschrift ist an mehreren Stellen, namentlich nach dem Suchenwirt'schen Gedichte stark schadhaft. Dasselbe beginnt fol. 167<sup>a</sup> oben ohne Überschrift und reicht bis 170<sup>a</sup>. Die Schrift ist ziemlich deutlich, weist in die erste Hälfte des 15. Jahrhunderts und gemahnt an die Züge in w, doch dürfte letztere Handschrift älter sein. Es wurde ausschließlich schwarze Tinte verwendet; auf jeder Seite steht nur eine Columnne, die Verse (durchschnittlich 28 auf jeder Seite) sind abgesetzt und beginnen meist mit großen Buchstaben. Die zwei ersten Verse wurden mehr nach rechts geschrieben, um Raum für eine größere Initiale zu reservieren, die übrigens nicht nachgetragen wurde. Als Abkürzungszeichen gebraucht der Schreiber <sup>^</sup>, <sup>'</sup> und <sup>~</sup>, letzteres ist zuweilen unnöthig gesetzt, dagegen fehlen häufig die i-Punkte; zur Vocalbezeichnung verwendet er ganz vereinzelt <sup>o</sup>, sonst <sup>u</sup> und <sup>i</sup>, gewöhnlich aber <sup>.</sup>. Fast regelmäßig finden sich diese Punkte über y, hingegen werden Halbdiphthonge damit nur selten angedeutet: 20 *er let* (= *â* = *ae*), 59 *ich tumber*, 81 *gât* (= *â*) und 163 *der zehen pôt*, Svarabhakti nie. Diese werden vielmehr durch *e* und *i* gegeben; metrisch nicht gerechnet ist sie in 58 *czaren*, 129 *czorñ* und dem öfter vorkommenden *durich*; metrischen Werth hat sie in 85 *werichstat* und 155 *werich*.

Das Lob der Sorgfalt kann man dem Schreiber von k nicht ertheilen. Es kommen Schreibfehler im Innern der Verse und in den Reimen vor, so 35 *set* (die Prager Handschrift p hat *schneidt*), 41 *se* (p *sein*), 52 und 128 *nymt* (p *nymbt*), 52 *weil* (p *weib*), 57 *fer* (p *ser*), 85 *ewicht* (p *entwicht*: Antritt von unechtem t nach lingualem Auslaut, vgl. Weinhold, Alemann. Gramm. §. 178), 87 *daz dem* (p *czu dem*) und 109 *tugenschaften* (p *tugentlichen*); 1 *ampt* : *schampt*, 19 *verslahen* : *v'smachen*, 29 *vart* : *span* (p *spart*), 61 *enwicht* : *nit* (p *nicht*), 69 *prawtet* (p *praittet*) : *laitet*, 125 *v'nuft* : *czuchunft*, 143 *frawn* : *getrawen*; 25 *prnefet* (p. *prëwet*) : *vernewet*, 39: *Er sicz Den tag vnd Die nacht* : *wag* (p hingegen: *Er sitzt die nacht bis an den tag*), 91 *hat* : *stet* (p *statt*), 109 *vor* : *spar* (p *spor*), 113 *ir habet* : *waldet* (p *halten* : *walten*), 121 *schulln* : *schulln* (p *füllen* : *süllen*); in V. 128 fehlt auch, in 71 *spil*, 121 *der*. Neben stumpfschließenden Versen mit drei Hebungen, wie Vers



3: *Daz phligt nicht chlug' sinn*

4: *Dez pin ich warden ynn*

89: *Noch ains Daz müt mich ser*

finden sich überladene Verse, z. B.

37: *Dez nachtz so hat oft ein' guten müt*

62: *Man geit yem Daz gelt hin wid' nit*

64: *wann er mit ainem füezz stet auf I' pankch;*

V. 151 mit vier Hebungen:

*Mit fumf augen<sup>1)</sup> czu den stunden*

reimt auf V. 152 mit nur drein Hebungen:

*Spott er Der fumf wunden u. s. w.*

Die Verse 19 und 20 von p sind in k umgestellt (20 geht 19 voraus), desgleichen 101 und 102. beidemale, wie ich glaube, nicht zum Vortheile des Sinnes. Nach V. 49:

*ffleust er Dann Daz ist ein spot*

fehlt ein Vers. p hat darnach:

*So schilt er dann vnd swert by gott;*

nach 117: *Frauen priest' ritterschaft*

weist die Unterbrechung des Reimes auf den Ausfall eines Verses hin; p. hat als V. 118:

*Den krencket er Lobes crafft.*

Nach V. 144 folgen die zwei nicht reimenden Verse:

*Mit tauz ez Die Driualtichait*

*Der vier ewangelisten;*

vor dem ersten hat p als V. 145:

*Er verlaugent als man saitt,*

vor dem zweiten als V. 147:

*Das merckt ir edeln cristen.*

Auf den ersten Eindruck hin ist man leicht geneigt, den häufigen Mangel des Umlautes durch die Leichtfertigkeit des Schreibers zu erklären. Aber dieser schreibt nicht nur 1 *snodes*, 33 *phlag*, 74 *mocht*, 122 *vppichait*, 175 *schant*, sondern auch 17 und 21 *ober*, 100, 124 und 160 *sunt*, 119 und 122 *sunden* und stets *wurfel*. Wir haben es also hier mit einer Eigenthümlichkeit der Sprache des Schreibers zu thun (vgl. S. 331), diese aber hat unverkennbar alle Merkmale des österreichisch-bairischen Dialectes. Ich erwähne (um nicht bereits Gesagtes zu wiederholen) nur den Einschub des lingualen Nasals in das Suffix: *heiling* (Wein-

<sup>1)</sup> *augen* fehlt in p.

hold, Bair. Gramm. §. 168), den Aus- und Abfall von *d* in 127 *arñ* (p *orden*) und 160 *fröm* (p *främd*, a. a. O. §. 148 u. 149), sowie die Vertretung von *ü* durch *i* in 180 *chinnd* (p *künd*, a. a. O. §. 19).

Die Papierhandschrift p, deren bereits im Vorstehenden öfter gedacht wurde, hat die Signatur I. G. 8 (früher 325) und ist Eigenthum des Böhmisches Museums in Prag, dessen Verwaltungsausschuß die Güte hatte, mir die Handschrift zur Benützung nach Wien an die k. k. Universitätsbibliothek zu übersenden. — Sie war ohne Zweifel einmal eine der schönsten Handschriften; die starken Deckel sind mit rothem feingepreßtem Leder überzogen und waren an den Ecken und in der Mitte mit schön gearbeiteten Messingbuckeln versehen, von denen bereits vier fehlen, desgleichen eine der Lederschließen, während die andere verstümmelt ist. Die auf den Deckeln eingepreßten Worte lauten „ave maria“, auf den Messingbeschlägen des Vorderdeckels zum Einklappen der Schließen „*avet mariat gracia*“, auf jenen des rückwärtigen Deckels, mit welchen die Schließen befestigt waren „*vns*“, auf den Eckbeschlägen „*mariat gracia plena, a*“. Der Rücken ist etwas schadhaft; er trägt oben ein Schild mit den Worten „Versus germanici Scripti“; darunter ein kleineres mit der Zahl 271 und darunter ein Zettelchen mit der jetzigen Signatur.

Der Codex enthält zu Anfang fünf ungezählte Blätter in Folio, denen 353 gezählte folgen; die Blattzahlen von 1—60 scheinen mir in neuerer Zeit mit schwarzer Tinte aufgefrischt worden zu sein. Die Überschriften sind mit rother Tinte geschrieben, der Anfangsbuchstabe des ersten Verses ist roth und bedeutend größer als die der anderen, welche mit einem rothen Striche durchzogen sind. Während in der kleineren zweiten Hälfte der Handschrift nur die Strophen abgesetzt sind, sind die Gedichte der ersten Hälfte in einer Columnne so geschrieben, daß mit jedem Vers eine neue Zeile beginnt; deren sind auf einer Seite ungefähr 30—34. Der beschriebene Raum ist mit vier auf einander senkrecht stehenden Linien eingesäumt, so daß nach allen vier Richtungen breite Ränder frei bleiben.

Die Schrift verräth nur eine Hand und weist uns in die zweite Hälfte des 15. Jahrhunderts. Die *i*-Punkte — ich habe hier und im Folgenden vor Allem Suchenwirt's Gedicht im Auge, das fol. 113<sup>b</sup> unten mit der Überschrift: *Was übels ainem yeglichem uß Spil chom* beginnt und fol. 116<sup>b</sup> endet — fehlen häufig. Abkürzungszeichen finden sich nicht, außer einem wagrechten Striche, um die Verdoppelung des *m* oder *n* anzuzeigen. Die zur Bezeichnung des Umlautes

üblichen Punkte " oder ' werden auch über *w* häufig gesetzt, wenn sie als *u* gelesen werden sollen, z. B. V. 27 *heict*. Doch kommen die Punkte statt auf *w* auch auf das diesem vorausgehende *e* zu stehen, so 25 *prêvet*, 56 *rêvst*. Um *uo*, *ue* auszudrücken, wird das Zeichen " angewendet oder ~, welches manchmal einem Kreise ähnlich ist, wie denn Dr. Karl Haltaus, welcher diese Handschrift unter dem Titel „Liederbuch der Clara Hätzlerin“ (= dem achten Bande der Bibliothek der gesammten deutschen Nationalliteratur von der ältesten bis auf die neuere Zeit) im Jahre 1840 veröffentlicht hat, immer dafür einen kleinen Kreis setzt; *s* steht viel häufiger als in *k* dort, wo wir es jetzt schreiben, *ss* auch für *zz*, so 98 *essens*, 102 *yaset*; *z* (in *k* noch öfter als hier nach mhd. Weise an rechter Stelle) für *s* (namentlich im Worte *zu*) und *z*; *zz* ist nicht beliebt, dafür wie auch für *z* (64 *fûß*, 184 *laßt*) und *ss* (94 *mißewend*) kommt besonders häufig *ß* vor. In- und auslautend hat die Handschrift immer *tz* (*k cz*), nur anlautend einigemal *cz*, so 67 *czucht*; *k* und *ck* begegnet viel öfter als in *k*, so 10 *kan*, 16 *kunst*, 63 *kranck*, 120 *ëppikait* u. s. w. Unterscheidungszeichen finden sich nicht, der Gebrauch der Majuskel innerhalb des Verses ist nicht häufig.

Zu obiger Altersbestimmung der Schrift stimmen die an dem unteren Rande des letztgezählten Blattes (353<sup>b</sup>) von derselben Hand angebrachten Worte: *Anno Dm Augspurg 1c<sup>o</sup> LXXI*, darunter: *Clara Hätzlerin*. Wir haben es also mit einem Autograph der Hätzlerin zu thun, das sie 1471 zu Augsburg beendete, wahrscheinlich für Jörg Roggenburg daselbst. Es steht nämlich auf der Innenseite des Vorderdeckels: *Item daz büch ist H...<sup>1)</sup> Roggenburg | zû Augspurg wer ez hab der lass jms wider werden*, darüber *Ŕ*, noch höher: *Jhus 1470 Christus*. Auf dem leeren ungezählten Blatte vor dem rückwärtigen Deckel steht oben: *Jhus Maria 1470 Christus*, tiefer: *Item dacz päch jst Jörg Roggenburg wer eß hab der laß Ims wyder werden Anno Dom M<sup>o</sup>CCCC<sup>o</sup>LXX Jar*, daruntes *Ŕ*, was sicherlich der Namenszug Roggenburgs ist, dessen Wappen auf der Innenseite des rückwärtigen Deckels unter dem Namen *ROGENBURG* in primitivster Federzeichnung angebracht ist. Daß die Hätzlerin die Handschrift 1471 beendet, Roggenburg aber an drei Stellen sie im Jahre 1470 schon als sein Eigenthum erklärt, ist insoferne vereinbar, als sie von ihm den Auftrag

<sup>1)</sup> Die punktierte Stelle ist nicht mit Sicherheit zu lesen; beide Zeilen sind, hie und da sogar mehrere Mal, mit Tinte durchstrichen. — Die Hätzlerin hält Haltaus für eine Nonne zu Augsburg (S. IX); einen Beweis für diese Annahme bringt er nicht.

zur Abfassung 1470 erhalten haben mag, damit aber erst 1471 fertig ward.

Jedenfalls ist die Schrift jünger als in der Handschrift von Kremsmünster, welche auch ältere Sprachformen und zwar österreichisch-bairischen Charakters aufweist, während der Prager Codex im schwäbischen Dialect geschrieben ist. Im Gedichte kommt immer *vff* (meist mit zwei *f*) vor; 184 *uß*, V. 50 *by*, hingegen 165 *bey*, nie *durich*, sondern stets *durch*; im Innern der Verse *nít*, mit Ausnahme des V. 35, wo wie auch im Reime V. 62, 67, 86 *nicht* begegnet. In den Verbindungen *sl*, *sm*, *sn* herrscht im Gegensatze zu *k* der breite Laut *sch*, hingegen werden die Formen des Verbums *sollen* nie mit *sch* geschrieben. Während in *k* die Bezeichnung des Umlautes sehr häufig unterbleibt, wird er hier regelmäßig durch zwei Punkte angedeutet; diese finden sich auffallender Weise auch über mhd. *ë* öfter, so 29 *mainswërn*, 50 *swërt*, wie sich auch über mhd. *â* häufig ein Zeichen zeigt, das zuweilen wie das über *u* (= *uo*, *ue*: 30 *wårhait*), meist aber so aussieht <sup>u</sup> oder so <sup>v</sup> (60 *hân*, 179 *wårhait*). Haltaus macht ein *v* = *v* daraus<sup>1)</sup>, was allerdings dem schwäbischen Dialect entspräche, welcher *au* = *â* setzt; mir scheint aber wahrscheinlicher, daß dadurch eine Verschiebung des *â* nach *ô*, ein Mittellaut *û* angedeutet werden soll (vgl. Weinhold, Alemann. Gramm. §. 91).

Im Ganzen ist diese Recension für die Textkritik ein bedeutender Gewinn; denn wenn auch die Handschrift *k* ihres Alters und Dialectes wegen dem Texte zu Grunde gelegt werden mag, so kann dies doch nur geschehen unter sorgfältiger Beachtung der Prager Recension, welche die Lücken von *k* ausfüllt und an Stelle von deren Fehlern fast immer das Richtige bietet. Nur an einigen Stellen zeigt diese sauber und deutlich geschriebene Handschrift Textverderbniß. Ungenaue Reime sind: 3 *synne* : *ynnen*, 11 *erhangen* : *lange* (*k* *erhang* : *lang*), 55 *verliußt* (*k* *v'leust*) : *reißt*, 75 *tât* : *latt*, 165 *hölt* (*k* *held*) : *erwelt*, 179 *verpirgt* (*k* *v'pirt*) : *Suechenwirt*. — In V. 5 fehlt *vil*, 15 *auch*, 54 *der*, 88 *so*; die Verse 89 u. 90, 93 u. 94 haben drei Hebungen mit stumpfem Schluß, desgleichen V. 105, mit dem der stumpf schließende V. 106 mit vier Hebungen durch Reim gebunden ist.

<sup>1)</sup> Sonst sind die Unterschiede zwischen *p* und dem Abdruck unseres Gedichtes bei Haltaus nicht zahlreich: V. 4 fehlt ganz bei Haltaus (es ist auch in den rückwärts angehängten Bemerkungen S. 365 darüber nichts gesagt); V. 18 hat *p lerent* (Haltaus *lernet*), 29 *mainswërn* (der Druck *mainswëre*), 35 *nicht* (Haltaus *nít*), 126 *zukunft* (das Buch *zukunft*), 162 *der der* (Haltaus *er der*, er schlägt vor *er der* zu *essen*, *k* hat wirklich *so*).

Eine ursächliche Beziehung zwischen k und p ist wohl nicht anzunehmen; die Entstehung von k ist spätestens 1441, die von p 1471 anzusetzen; p könnte aus k geflossen sein, aber es spricht außer der Zeit gar nichts für eine solche Annahme. Verwandtschaft aber herrscht zwischen p und r, einer Liederhandschrift, welche der Dichter Ludwig Bechstein bei einem Antiquar 1835 erworben hat. Ich habe die Handschrift nicht gesehen, besitze leider auch keine Abschrift des Suchenwirtischen Gedichtes, das dort Bl. 138<sup>b</sup> steht; wohl aber war Haltaus in der Lage, die Handschrift für die Ausgabe seines Liederbuches vergleichen zu können; er nennt sie eine „sehr nutzbare“, mit p „auffallend“ übereinstimmende Handschrift, welche aber etwas jünger als p und in der Orthographie verderbter sei. An bedeutenden Unterschieden zwischen p und r fehlt es nicht; als solche verzeichnet Haltaus S. XLVII f.: 16 *vil* fehlt, 17 *er fullt*, 19 *er lösts*, 20 *verschahen*, 21—24 fehlen, 25 *laster*, 44 *leydt*, 85 *entwuest*, 98 *nach esses woll er*, 102 *also*, 104 *obersten*, 110 *das statt der*, 113 *haltend: waltend*, 159 *verleugent acht*.

Von den 21 Handschriften, die bisher beschrieben und verglichen wurden, hat P in seiner Ausgabe der Gedichte Suchenwirts sechs verwendet; wo und inwieferne die übrigen 15 Handschriften für eine neue Ausgabe heranzuziehen sind, wurde in der vorstehenden Untersuchung bereits angegeben. Die Hälfte aller Handschriften (darunter die bedeutendsten), nämlich A, a, B, C (N), w, m<sup>2</sup>, g, k, m<sup>1</sup> und m<sup>3</sup> gehört dem österreichisch-bairischen Sprachgebiete an; österreichisch-bairischer Dialect mit schwäbisch-alemannischen Anklängen zeigt sich in h<sup>3</sup> und s; alemannisch ist die Sprache in h<sup>1</sup>, h<sup>2</sup>, f und l; schwäbisch in m<sup>4</sup>, m<sup>5</sup>, p und r (?); mitteld. in d.

Die ältesten von allen sind A, l und g; sie gehören dem Ende des 14., A und g spätestens dem Anfange des 15. Jahrhunderts an; N datiert aus dem Jahre 1402, etwas jünger sind s und w; k wurde spätestens 1440 oder 1441 geschrieben, f 1445. Der zweiten Hälfte des 15. Jahrhunderts gehören neun Handschriften an: m<sup>5</sup> (1454), m<sup>4</sup> (1464), m<sup>1</sup> (1468), m<sup>2</sup> (1470), p (1471), h<sup>3</sup> (1479), h<sup>1</sup>, h<sup>2</sup> und r. Aus der ersten Hälfte des 16. Jahrhunderts stammt m<sup>3</sup>, aus der ersten Hälfte des 17. Jahrhunderts B und C, aus dem 18. Jahrhundert a und d.

A übertrifft alle anderen durch die Zahl der Gedichte; rechnet man das nur mit den letzten Versen in A erhaltene Gedicht auf Gumolf Lapp mit, zählt aber die beiden Recensionen auf Ulrich

von Walse nur als eine Nummer, so liefert A allein 45 Gedichte. Keine der übrigen Handschriften kommt auch nur entfernt dieser Zahl nahe; B bringt 21, C zehn, m<sup>3</sup> und m<sup>4</sup> je drei, w, d und m<sup>5</sup> je zwei, von den übrigen 13 Handschriften hat jede ein Gedicht von Suchenwirt. Den 45 Gedichten in A allein stehen somit 56 Gedichte gegenüber in den übrigen 20 Handschriften zusammen. Sämmtliche Handschriften enthalten demnach hundert und eine Suchenwirtsische Dichtung.

Der Widertail kommt allein fünfmal vor, die schöne Abenteuer und das Gedicht von fünf Fürsten treffen wir in je vier, die Rede auf Kreuspeck, die zehn Gebote, die sieben Freuden Mariens, das jüngste Gericht, den Krieg der Liebe und Schöne, endlich das Würfelspiel in je drein Handschriften, die Reden auf Gumolf Lapp, den König Ludwig von Ungarn, die Kaiserin von Baiern, auf Ellerbach Vater und Sohn (letzterer zweimal verherrlicht), auf die Edlen von Pfannberg, Pettau, Walse, Stadeck, Cilli, Lochen und Traun, auf die Herzoge Albrecht II. und Albrecht III. von Österreich (beide todt) und Heinrich von Kärnten, auf Albrecht von Nürnberg und den Teichner, die Gedichte von der Minne Schlaf, Albrechts Ritterschaft und der Fürsten Theilung, von zwein Päpsten und von hübscher Lag, vom umgekehrten Wagen, dem Kriege der Fürsten und Städte, von den Räthen des Aristoteles, endlich der „fremde“ Sinn, also zusammen 27 Dichtungen begegneten uns in je zwein Handschriften; nur einmal finden wir die Reden auf Haunfeld, Chappell, Herzog Albrecht II. von Österreich (noch am Leben) und Albrecht von Raubenstein, das Gedicht von der Minne, der Minne Gericht, den Brief, die Jagd, den Rath vom Ungelt, den Pfennig, die Verlegenheit und den Geiz, den getreuen Rat und die sieben Todstunden, den neuen Rath und Equivocum, das sind 16 Gedichte. Wir besitzen somit unter den die Zahl hundert übersteigenden Suchenwirtsichen Dichtungen der einundzwanzig Handschriften zweiundfünfzig verschiedene Gedichte Suchenwirt's.

Schon einmal (vgl. S. 466 f.) kam die Rede auf den Versuch, Suchenwirt ein Gedicht abzusprechen. Aber auch gegentheilige Bestrebungen können wir bemerken (vgl. S. 324 f. und 435 ff.); so sieht Dr. Anton Mayer S. 235 f. seiner Geschichte der geistigen Cultur in Niederösterreich von der ältesten Zeit bis in die Gegenwart, 1. Band, Wien 1878, in Suchenwirt den Autor des Gedichtes auf die Schlacht an der Leitha (1246); Gründe hiefür gibt der Verfasser nicht an, er bezieht sich bloß auf die Stelle:

*Den strît tiht ich iu gerne gar,  
wie dâ bestuont diu schar di schar  
und wie man kom übr di Leittâ  
und wiez di biderben tâten dâ  
und wie der und der wart erslagen;  
wan daz ichz dar umb wil verdagen  
ez ist getihtet ê vor mir,  
dâ von ich der niwe wol enbir*

im Frauentienst des Ulrich von Liechtenstein (S. 527, 3 der von Karajan mit Anmerkungen versehenen Ausgabe Lachmann's, Berlin 1841). Aber Mayer mag selbst in dieser Annahme sich nicht ganz sicher fühlen, denn er verweist auf Wackernagel, der in seiner Literaturgeschichte (2. Auflage, 1879, S. 285) das fragliche Gedicht dem Liechtenstein selbst zuschreibt: *vor* (in *ez ist getihtet ê vor mir*), sagt Wackernagel, bessert sich gleichsam von selbst in *von*. — Schwer in die Wagschale fällt der Umstand, daß die Schlacht an der Leitha als dichterischer Vorwurf dem Suchenwirt, wie eine Untersuchung seiner Dichtungen vom historischen Standpunkte ergibt, zeitlich viel zu ferne liegt.

Anders verhält es sich mit der in Laßberg's Liedersaal, 2. Band, S. 321—326 abgedruckten Ehrenrede auf einen verstorbenen Grafen Wernher von Hon(m)berg (194 Verse), von der Laßberg annimmt, daß sie von einem der edlen Burgmänner des dahingeschiedenen Grafen herrühre, während sie Koberstein in seinem Grundriß der Geschichte der deutschen Nationalliteratur, S. 308 des ersten Bandes (5. Auflage) „mit Zuversicht Suchenwirt zusprechen zu dürfen“ glaubt. Diese Annahme beruht offenbar auf der Ähnlichkeit dieses Gedichtes in Anlage und Durchführung (weniger im Stile) mit einzelnen Dichtungen Suchenwirt's; darnach könnte die Rede vielleicht von Suchenwirt sein. Auch über die Persönlichkeit des Grafen Wernher von H. gehen die Ansichten auseinander. Laßberg, Koberstein und Wackernagel (a. a. O. S. 288) sehen in ihm den um 1360 verstorbenen letzten Grafen dieses Stammes; von der Hagen (Minnesinger IV, S. 88—95) setzt das Gedicht in die erste Hälfte des 14. Jahrhunderts; für Bartsch (Deutsche Liederdichter des 12.—14. Jahrhunderts, Leipzig 1864, Nr. LXXXVI) ist der in dieser Ehrenrede Gefeierte identisch mit dem Dichter Wernher von Honberg, der am 21. März 1320 vor Genua sein Leben beschließt und den der Verfasser des Gedichtes von den sechs Farben (Müller, Sammlung deutscher Gedichte 3, XXIV) als Gewährsmann nennt. Vgl. Wackernagel a. a. O. S. 374 a und Dr.

G. von Wyss, Graf Wernher von Homberg in den Mittheilungen der antiquarischen Gesellschaft zu Zürich (1860) 13, 2, 1. — Der Gedanke der Autorschaft Suchenwirt's fand keine offenen Gegner, aber auch nicht ausgesprochene Anhänger. In der That läßt sich derselbe nicht mit gleicher Bestimmtheit wie die Annahme Mayer's ablehnen, aber faßt man alle in dieser Frage in Betracht kommenden Momente ins Auge, so findet man, daß sie doch nicht derart ausreichende Anhaltspunkte geben, um zu mehr als einem problematischen Urtheil zu kommen. Daraufhin aber das Gedicht in eine künftige Suchenwirtsausgabe aufzunehmen, halte ich nicht für angezeigt.

Es bleibt somit bei 52 Gedichten; von diesen besitzt A allein 45! Da aber zu Anfang von A einst auch die vier ersten Gedichte von B standen, so fehlen in A von allen Gedichten Suchenwirt's nur drei: von fünf Fürsten, das Würfelspiel und der Krieg der Liebe und der Schöne. Das erste hat 244 Verse, das zweite 184, das dritte in h<sup>3</sup> 160 Verse; alle drei Gedichte zählen somit 588 Verse. Da dem letzten Gedichte in A ursprünglich zwanzig unbeschriebene Seiten folgten, auf eine Seite aber in A 29—30 Verse gehen, so würden diese zehn leeren Blätter — ganz abgesehen davon, daß auch der größere Theil von S. 483 zur Verfügung stand, vollkommen für die Aufnahme der erwähnten drei Gedichte ausgereicht haben. Da diese Gedichte zu jenen gehören, die gerade am häufigsten vorkommen — und zudem die beiden ersten in österreichischen Handschriften —, so ist wohl die Annahme gestattet, daß die zehn Blätter am Schlusse von A zur Aufnahme dieser drei Gedichte bestimmt waren, die aber aus einem uns unbekannten Grunde nicht mehr zu Stande kam. Wäre sie ausgeführt worden, dann hätten wir in A eine vollständige Sammlung der Gedichte Suchenwirt's! Ich meine Sammlung im wörtlichen Sinne: denn ohne Zweifel verdankt die Handschrift A ihre Entstehung einem Verehrer der Suchenwirtischen Muse, aber nicht in der Art, wie das Liederbuch der Clara Hätzlerin, das auf einen bestimmten Antrag hin von einer Person in einem Jahre geschrieben wurde. Bei A haben wir es vielmehr mit einer nach und nach anwachsenden Sammlung zu thun, daher die erweislich große Anzahl Schreiber, die sich daran betheiligten, daher die so sehr verschiedene Schreibweise und äußere Ausstattung der Gedichte (vgl. S. 209—220); von S. 1—28 inclusive steht jede Columne zwischen zweien von oben bis unten reichenden schwarzen Strichen; der 14. Schreiber faßt jede Seite seiner Abschrift von Herzog Albrechts Ritterschaft (bis S. 280)



mit vier aufeinander senkrechten Linien ein, daß nach allen Richtungen ein freier Raum bleibt. Ähnliches that nur noch der 18. Schreiber, von dem die Abschrift des umfangreichsten Gedichtes, der sieben Freuden Mariens, herrührt. Dieses Gedicht zeigt auch deutlich, wie die Sammlung entstand; nicht vielleicht so, daß wir uns den Codex schon gebunden denken, in welchen die einzelnen Schreiber die Gedichte eintragen, sondern er setzte sich allmählich aus einzelnen Heften zusammen. Gewöhnlich fiel die Leistung eines Schreibers mit dem Ende eines solchen Heftes (einer oder mehrerer Lagen) zusammen; blieb aber gegen das Ende des Heftes etwas unbeschrieben, so benützte in der Regel der nächste Schreiber den freien Raum. Aber nicht immer. So sah sich der 18. Schreiber das Format der bisherigen Hefte an, arbeitete zu Hause an seiner Abschrift, unbekümmert darum, daß vor derselben über anderthalb Seiten unbeschrieben blieben; er achtete nicht der Gewohnheit der anderen Schreiber, jedem Gedichte eine Überschrift zu geben, ja er trug sie nicht einmal auf dem freien Raume vor seinem Hefte ein, — und doch ist er von allen Schreibern einer der sorgfältigsten. Auch sein Nachfolger begann seine Arbeit mit dem jüngsten Gericht, ohne Rücksicht, daß in dem Hefte seines Vorgängers nahezu zwei Seiten unbeschrieben waren. Lieferte doch der 4. Schreiber noch einmal eine Abschrift der Rede auf Ulrich von Walse, trotzdem von dem 3. Schreiber 20 Seiten vorher bereits dieselbe geschrieben stand. Und doch haben beide Recensionen <sup>1)</sup> dieselbe Anzahl Verse, behandeln den Stoff in gleicher Ordnung, kurz es ist, von einzelnen Abweichungen im Ausdrucke abgesehen, dem Inhalte und der Form nach zwischen beiden kein wesentlicher Unterschied.

A war, wie sich bisher ergab, ausschließlich zur Aufnahme Suchenwirtscher Dichtungen bestimmt; es war somit gerechtfertigt, A die Suchenwirt-Handschrift κατ' ἐξοχὴν zu nennen (vgl. S. 230); die Handschriften a, h<sup>1</sup>, h<sup>2</sup>, m<sup>1</sup>, w, m<sup>2</sup> und l lassen sich mit größerer oder geringerer Sicherheit darauf zurückführen. A zunächst durch hohes Alter, reichen Inhalt und Güte der Überlieferung steht N; in ihr standen 50 Gedichte Suchenwirt's; davon sind uns glücklicherweise in B und C, welche aus der nun leider ganz verschollenen Handschrift unmittelbar schöpften, 31 erhalten.

---

<sup>1)</sup> P hat die zweite Fassung in seiner Ausgabe zu Grunde gelegt und von der ersten mehrere Lesarten abgedruckt; S. 157 seiner Ausgabe lautet es aber ganz umgekehrt. B stimmt mit der ersten Recension in A.

Andere Handschriften, wie s, g (?), m<sup>3</sup> und m<sup>4</sup> (für die schöne Abenteuer), M 42 (d), f mit m<sup>5</sup> und m<sup>4</sup>, k, vielleicht auch p und r weisen auf N zurück, während h<sup>3</sup> und m<sup>5</sup> (Krieg der Liebe und Schöne) mit m<sup>4</sup> eine selbständige Stellung einnehmen. Daß die aus N stammenden Handschriften, z. B. B in der Rede auf Hans von Traun, im Texte öfter von A abweichen, ist, selbst wenn man von den Schreibern ganz abieht, nicht besonders auffällig. Zeigt sich nicht in A sogar Ähnliches? Man vergleiche doch die beiden Fassungen der Rede auf Walse! — Gerade in den Ehrenreden mögen am frühesten, vielleicht selbst zur Zeit Suchenwirt's schon, hie und da Änderungen vorgenommen worden sein. Solche Reden entstanden aus einem bestimmten Anlaß; wurden sie bei einer späteren Gelegenheit wieder benützt, so konnte ja von Seite der Angehörigen des Gefeierten vielleicht gewünscht werden, daß diese oder jene That in der Rede etwas mehr in den Vordergrund trete u. s. w.

Ich erinnere an die zweite Rede auf den jungen Ellerbach und Albrecht II. von Österreich.

Behufs Anordnung und Nummerierung der 52 Gedichte Suchenwirt's stehen drei Wege offen. Es können die Gedichte nach den Haupthandschriften, in denen sie vorkommen und wie dem Texte besonders zu Grunde gelegt werden, geordnet werden. Darnach kämen die fünf ersten Gedichte aus B, die ja einmal auch zu Anfang von A standen, zuerst, dann die Gedichte von A, dann das von fünf Fürsten nach g, der Krieg der Liebe und Schöne nach m<sup>4</sup>m<sup>5</sup> und endlich das Würfelspiel nach kpr. Dieser Vorgang erscheint als zu äußerlich.

Oder es könnten die Gedichte nach der Zeit ihrer Entstehung aufeinander folgen. So berechtigt eine solche Anordnung auch wäre, es steht als Hinderniß der Ausführung der Umstand im Wege, daß nicht bei allen Gedichten sichere Anhaltspunkte für die Zeit ihrer Abfassung vorhanden sind, bei einigen dieselbe nur vermuthet, bei anderen gar nichts über die Zeit ihrer Entstehung gesagt werden kann.

Es empfiehlt sich somit der dritte Weg, die Gedichte nach ihrem Inhalt zu gruppieren, in jeder Gruppe aber die einzelnen Gedichte, so viel dies möglich, nach der Zeit ihres Entstehens aufeinander folgen zu lassen. Ähnliches hat schon P versucht, aber nicht genau durchgeführt (denn sonst hätte wenigstens dem Gedichte von fünf Fürsten das von zwein Päpsten, vom umkehrten Wagen und der Krieg der Fürsten und Städte folgen müssen;

der Krieg der Liebe und Schöne wäre den anderen allegorischen Gedichten eingereiht worden).

Nach dieser Anordnung sind in der nachfolgenden Tabelle die dem Lobe (oder der Geißelung) einzelner Personen gewidmeten Gedichte an den Anfang gesetzt (24) und ihnen diejenigen, welche Geschichtliches ohne allegorische Einkleidung bieten, angereiht (10), worauf die allegorischen (9), didaktischen (2) und religiösen Dichtungen (4) und zum Schlusse die possenhaften Gedichte (mit Ausnahme der Rede auf Gumolf Lapp) und die Reimkünsteleien folgen (3).

Von der in A eingehaltenen Anordnung der Gedichte weicht diese Reihenfolge nur zweimal ab; einmal, indem die Rede auf Ulrich von Pfannberg, welche in A zwischen beiden Reden auf den jungen Ellerbach steht, vor die erste Rede auf diesen gesetzt wurde, damit der Rede auf den lebenden Ellerbach sogleich die auf den todten folge, dann indem die Rede auf Hans von Traun der vom Teichner vorgestellt wurde, obwohl sie ihr in A folgt. Da aber beide so ziemlich um dieselbe Zeit gedichtet worden sind, glaubte ich das thun zu können, zumal es vom praktischen Werthe ist: es entsprechen dann die Nummern 1—24 der nachfolgenden Tabelle genau den in B befindlichen Gedichten, nur daß diese Handschrift zweimal eine andere Aufeinanderfolge des Gedichtes hat.

Die Zählung von Friess und P ist beigefügt und angegeben, wie oft und in welchen Handschriften ein Gedicht vorkommt. In den Nummern 22—37 und 39—52 nennt sich der Dichter mit Namen.

Nummerierung Neue	Nach Fries	Überschriften der Gedichte	In welchen Handschriften kommt das Gedicht vor?	Wie oft in Gansen?	Anmerkungen
1	I	Lobrede auf Moriz von Haunfeld	B	1 mal	Verfaßt nach seinem Tode
2	II	Von Herrn Hansen von Chappell	B	1 "	Schon todt (gest. 1357)
3	III	Von Herzog Albrecht von Österreich	B	1 "	Albrecht lebt noch
4	IV	Von Herrn Albrecht von Raustenstein	B	1 "	Schon todt (gest. 1354)
5	V	Von Herrn Gamolf Lappen von Ern- wicht	B, A (unvollständig)	2 "	Kein Anhaltspunkt
6	I	Von König Ludwig von Ungerland	A, B	2 "	Der König lebt noch
7	II	Von der Kaiserin von Baiern	A, B	2 "	Schon todt (gest. 1356)
8	XI	Von Graf Ulrich von Pfannberg	A, B	2 "	Schon todt (gest. 1355)
9	IX	Erste Rede auf den jungen Ellerbach	A, B (unvollständig)	2 "	Lebt noch
10	X	Zweite Rede auf den jungen Ellerbach	A (lückenhaft), B	2 "	Bereits todt (gest. 1357)
11	XII	Von Herrn Herdegen von Pettau	A, B	2 "	Bereits todt (gest. 1357 oder 1358)
12	XIII	Von Herrn Ulrich von Walse	A (doppelt), B	2 "	Schon todt (die letzte im Ged. angeführte Thatsache fällt in das Jahr 1363)
13	III	Von Herzog Albrecht von Österreich	A (lückenhaft), B	2 "	Schon todt (gest. 1358)
14	XIV	Von Herrn Friedrich von Kreuspeck	A, B (unvollständig), s	3 "	Schon todt (die Erzählung reicht bis 1352; vgl. die Reihenfolge des Ged. in B)
15	VII	Von Burggraf Albrecht von Nürnberg	A (lückenhaft), B	2 "	Schon todt (gest. 1361)
16	VI	Von Herzog Heinrich von Kärnten	A, B	2 "	Schon todt (gest. 1335, vgl. die Reihenfolge dieser Rede in B)

Nummerierung Neue	Überschriften der Gedichte	In welchen Handschriften kommt das Gedicht vor?	Wiedert Ganze	Anmerkungen.
17	XV Von Herrn Leutold von Stadelk	A, B	2mal	Schon todt (gest. 1366 oder 1367)
18	VIII Von Herrn Ellerbach dem Alten	A, B	2 "	Schon todt (gest. 1369)
19	XVI Von Graf Ulrich von Cilli	A, B	2 "	Schon todt (gest. 1368)
20	XVII Von Herrn Friedrich von Lochen	A (lückenhaft), B	2 "	Schon todt (die Erzählung seiner Thaten reicht im Ged. bis 1349)
21	XVIII Von Herrn Hansen von Traun	A, B	2 "	Schon todt (die erzählten Thaten reichen bis 1370)
22	XIX Vom Teichner	A, C	2 "	Schon todt (gest. um 1377)
23	IV Von Herzog Albrechts Ritterschaft	A, C	2 "	Das Jahr 1377 wird ausdrücklich genannt
24	V Von Herzog Albrecht III. von Österreich	A, C	2 "	Schon todt (gest. 1395)
25	XXI Der Brief	A	1 "	Der Folge nach um 1361—1365
26	XXVII Der Rath vom Ungelt	A	1 "	Dem Inhalte nach zwischen 1365—1386
27	XXXIII Der getreue Rath	A	1 "	Der Folge nach zwischen 1370—1377
28	XXXIV Der Fürsten Theilung	A, C	2 "	Um 1377
29	XXXV Von zwein Päpsten	A, C	2 "	Nach dem Inhalte 1378
30	XXII Der neue Rathgeber	A	1 "	Nach der Folge 1378—1385
31	XXXVI Der umgekehrte Wagen	A, C	2 "	Nach dem Inhalte um 1385
32	XX Von fünf Fürsten	C, m <sup>g</sup> , g, d	4 "	Das J. 1386 wird ausdrücklich genannt
33	XXXVII Krieg der Fürsten und Reichstädte	A, C	2 "	Das J. 1387 wird ausdrücklich genannt
34	XXXVIII Die Rätthe des Aristoteles	A, h <sup>1</sup>	2mal	Das J. 1394 wird ausdrücklich genannt
35	XXXIII Rede von der Münze	A	1 "	Nach der Folge 1366

36	XXIV	Die Minne vor Gericht	A	1 n	Nach der Folge 1356
37	XXV	Die schöne Abenteurer	A, m <sup>2</sup> , m <sup>4</sup> , d	4 n	Nach der Folge um 1361
38	XXVI	Die Jagd	A	1 n	Nach der Folge um 1361
39	XXXVIII	Der Widertheil	A, m <sup>4</sup> , m <sup>5</sup> , f, i	5 n	Nach der Folge um 1369
40	XXIX	Der Pfennig	A	1 n	Nach der Folge um 1370, dem In- halte nach nicht nach 1378
41	XXX	Der Minne Schlaf	A, a	2 n	Nach der Folge um 1370
42	XXXI	Die Verlegenheit	A	1 n	Nach der Folge um 1370
43	XLVI	Der Krieg der Liebe und der Schöne	h <sup>3</sup> , m <sup>4</sup> , m <sup>5</sup>	3 n	Der Stimmung und Ausdrucksweise nach besonders nach dem Schlusse zu urtheilen, um dieselbe Zeit wie die nächst vorausgehenden
44	XXXII	Der Geiz	A	1 n	Der Folgenachzwischen 1370—1377
45 <sup>1)</sup>	—	Das Würfelspiel	k, p, r	3 n	Im reifen Alter abgefaßt
46 <sup>2)</sup>	XXXIX	Die zehn Gebote	A, w, m <sup>2</sup>	3 n	Der Folgenachzwischen 1370—1377
47	XL	Die sieben Todsünden	A	1 n	Der Folge nach um 1377
48	XLI	Die sieben Freuden Mariens	A, w, m <sup>2</sup>	3 n	Der Folge nach 1377 oder 1378
49	XLII	Das jüngste Gericht	A, h <sup>2</sup> , m <sup>1</sup>	3 n	Der Folge nach 1377 oder 1378
50	XLV	Rede von hübscher Lug	A (unvollständig), C	2 n	Der Folge nach um 1356
51	XLIII	Der fremde Sinn	A, C	2 n	Der Folge nach um 1380; sein Bart ist bereits ergraut
52	XLIV	Equivocum	A	1 n	Der Folge nach um 1380; V. 10 sagt er, er habe nur noch kurze Zeit zu leben

<sup>1)</sup> Nach Bartsch, Beiträge zur Quellenkunde der altdutschen Literatur, S. 374, und Schmeller's Katalog der deutschen Handschriften I. Theil, S. 78, enthält cod. germ. monac. Nr. 444, fol. 1, ein Bruchstück von Suchenwirt's Würfelspiel.

<sup>2)</sup> Nach Bartsch, Beiträge zur Quellenkunde der altdutschen Literatur, S. 371, enthält auch die Handschrift 2848 der Wiener Hofbibliothek die zehn Gebote und zwar unter Teichner's Namen.

## 2. Textergänzungen.

## Zur zweiten Rede auf Ellerbach den Jungen.

A hat nach V. 36 dieses Gedichtes eine Lücke von 52 Versen, die ich nach B unverändert folgen lasse.

B, S. 460, linke Spalte.  
 und rangk nach Gottes hulden  
 ich muz von waren schulden  
 urchund geben seiner tat  
 die er in Frawen dienste hat  
 5 mit Ritterschafft uollendet  
 der Manheit ungeblendet  
 füer er uon erst durch preys bejag  
 fur Landaw da czu felde lag  
 der chaiser Ludweig genant  
 10 und wolte nemen reiche phant  
 dem Edlen Herzog Heinrich  
 S. 460, rechte Spalte.  
 mit streites ernst chrefflichleich  
 den Ritters Orden do enphie,  
 der hochgetewrt nu merket wie  
 15 es wartuerslicht das nicht geschach  
 der streit des maniger sich v'sach  
 darnach der Edel was bereit  
 mit Chunig Johan gan unu'zait  
 gen Frankreich do mang hund't lag  
 20 Ze tod erslagen auf ein tag  
 für tod belaid er auf dem wal  
 uon wunden was sein leben smal  
 daz man in sunder chreffte uand  
 daz leben waz des todes phant  
 25 die pheyl man aus im sneiden müst  
 Ach tod waz du czu laide tüst

der hochgetewrten Ritterschafft  
 an leib und auch an lebens chraft  
 Maria Muetter und maid  
 30 in deinem dinst was er bereit  
 drey stund in Preußen landen  
 da man gar sund' schanden  
 der uerte zwo czu schaden czoch  
 den haiden daz si chlagent noch  
 35 Er tet nach Christenleicher ee  
 mit wer dem ungelauben wé  
 daz manig' wart des lebens par  
 er nam der haidenschafft war  
 mit wernden henden als im zam  
 40 In Holland für der Lobesam  
 mit manigem Ritter auserwelt  
 uor Utrecht nacht er als ein helt  
 uncz er uier wunden do enphie  
 wann es im Ritterleichen gie  
 45 daz man im hohen preises jach  
 in Brabant man den werden sach  
 uor Lüttich do der neinde schar  
 nam schanden uñ schaden war  
 ainer floch der ander uiel  
 50 in ern glut sein hercze wiel  
 daz es uon schanden nie erlasch  
 der ueinde schaden er do drasch

## Zur Rede auf Friedrich von Lochen.

Nach Vers 52 dieses Gedichtes fehlen in A 52 Verse, die ich nach B unverändert wiedergebe.

B, S. 483, rechte Spalte.  
 gen Lubigk czu d' guten Stat  
 die auch mit den Holczen hat  
 zu chriegē chrefflichleich gemaint  
 mit der Stat er sich uersaint  
 5 uñ rüst die schef mit frischer  
 kost  
 westen, norden, Suden, Ost  
 die wind im wurdn wol bekant  
 er für hin in Holczen lant

in den Rosengarten  
 10 der neind si nicht sparten  
 in wurdn uest gewuñen an  
 nu merkt was ein pid' man  
 durch wird uñ er geleidn mag  
 daz im uncz an den drittē tag  
 15 nie haubn ab dem hawbt cham  
 zu slaffen im gar ubel czam  
 die gegent wart gewonnen  
 uir hund' dörffer uerprunnen

- Lewt un güt was gar u'lorn  
 20 die weil was uō d' Holczē czorn  
 der Chünig in Denenmarch v'triben  
 die Chünigin was chawm beliben  
 auf einer uest erpawen  
 mit allen Landes vrawen  
 25 gesāmet auf der fluchte spor  
 da lagē auch die neinde uor  
 mit starken heeres chrefften  
 die Chunigin mit potscheften  
 entbot dem Held uil gūte  
 30 ob er uon gūter mūter  
 ye bechomen were  
 daz er aus großer swere  
 in hulf un rette si zehant  
 der chunig auch zu im pottē sant  
 35 man solt sein selbs peiten  
 die Chünigin an den czeiten
- sant aber ander poten dar  
 daz man recht oder ewen war  
 rett man si nicht si wer v'lorn  
 40 von lande stiez der wolgeporn  
 mit achczehē koken wolgeladen  
 und sigilt auf der ueinde schadē  
 der chünigin un dā frawē zu trost  
 di wurdē uō dē besazz erlost  
 45 die Holczē czogē her gegen im  
 S. 484, linke Spalte.  
 daz cham in da czu ungewin  
 waz einer suecht daz uand er  
 si lagen gegen einander  
 bis an den czehenden morgē frū  
 50 di Heer do griffē baide czū  
 do hūb sich ein uil grozz' streit  
 der werte biz auf Vesperzeit

FRANZ KRATOCHWIL.

## ZU WOLFRAM.

### I. Die Zeit seines Thüringer Aufenthalts.

Die bei Wolfram so häufigen Reime wie *stuont: funt, stuonden: gebunden* werden von Lachmann dadurch zu reinen Reimen gemacht, daß er *fuont* und *gebuonden* schreibt. Die gleiche Anschauung vertritt Weinhold: er meint, es sei *u* vor Liquida in Wolframs Dialekt zu *uo* geworden (Bair. Gr. §. 114, mhd. Gramm.<sup>2</sup> S. 353). Es ist mir jedoch nicht bekannt, daß heutige Mundarten diese Auffassung bestätigten; ein *stuont* (hora), ein *gebuonden*, *gefuonden* ist mir nirgends begegnet. Aber noch aus einem andern Umstand geht hervor, daß die Reimbindung Wolfram nicht durch seine Mundart an die Hand gegeben wurde. Dieselbe liegt nämlich in folgenden Stellen des Parzival vor: 180, 7; 181, 11; 185, 25; 218, 17; 237, 13; 242, 17; 282, 1; 288, 25; 326, 13; 352, 29; 379, 29; 385, 13; 398, 21; 405, 15; 417, 9; 437, 21; 446, 1; 456, 25; 461, 3; 468, 21; 471, 15; 489, 25; 490, 23; 493, 17; 516, 7; 560, 25; 565, 5; 568, 19; 581, 27; 589, 29; 595, 25; 648, 15; 741, 11; 752, 21; 798, 7. Mit andern Worten: in den drei ersten Büchern des Parz. mit ihren 5352 Versen kein einziges Beispiel; auf die 19458 Verse der folgenden Bücher 35 Belege, also auf je 555 Verse einer. Wären diese Reime Wolfram von Haus aus geläufig



gewesen, so wäre diese merkwürdige Vertheilung ein unbegreiflicher Zufall. Es bleibt nur die Annahme, daß irgend ein fremder, während der Abfassung des Parzival sich geltend machender Einfluß Wolfram auf diese Reime geführt hat. Und was liegt näher, als die Ursache in Wolframs Aufenthalt in Thüringen zu suchen, wo derartige Bindungen durchaus gebräuchlich waren? Die drei ersten Bücher des Parzival wären somit vor, die späteren nach dem Thüringer Aufenthalt gedichtet.

Was man sonst noch in Wolframs Sprache auf thüringischen Einfluß zurückführen möchte, steht damit nicht im Widerspruch. Ich glaube allerdings mit Kinzel (Ztschr. f. d. Gymnasialw. 1877, 587), daß die = *der* für Wolfram anzuerkennen ist, aber keines der mir einigermaßen sicher erscheinenden Beispiele fällt in die drei ersten Bücher (in Bezug auf P. 139, 16 kann ich Kinzel nicht beistimmen). Zweifel erregt das Verbum *trecken*, das schon P. 62, 29 steht. Seine heutige Verbreitung ist mir unbekannt. Lexer weist seinen Gebrauch bei Meister Eckart nach, der es doch schwerlich aus Wolfram entlehnt hat.

## II. Zum Titurel.

Im Titurel fehlen derartige Reime von *uo : u*. Daraus läßt sich natürlich beim geringen Umfang derselben nicht schließen, daß er vor den Thüringer Aufenthalt fällt. Andererseits ist es kaum mehr nöthig, noch weitere Beweise dafür beizubringen, daß der Titurel nicht vor dem Parzival geschrieben ist. Ich will aber doch noch einen kleinen Nachtrag geben zu Stosch's Bemerkungen Ztschr. f. d. A. 32, 471. Er weist darauf hin, daß der Baruc, der im Parzival des Namens entbehrt, im Titurel Akherin genannt wird nach Bat. d'Aliscans v. 1653. Das gleiche Verhältniß liegt aber auch vor bei Ekhunat. Er wird im Parzival dreimal erwähnt: 178, 19; 413, 15; 503, 16, jedesmal ohne irgendwelche nähere Bezeichnung. Dagegen im Titurel hat Wolfram eine Heimat für ihn gefunden, die er ihm bei seiner bekannten Neigung für Namengebung gewiß auch im Parz. beigelegt hätte, wenn dieser dem Titurel nachgefolgt wäre: Tit. 42, 1 *Ehhunates swester, den man nant uz der starken Berbesten*. Und zwar stammt auch dieser Name, wie schon Bartsch bemerkt hat, aus der Quelle des Willehalm, bat. d'Aliscenus v. 5404.

## III. Zu den Liedern.

1. Das Lied, das Lachmann in der Einleitung S. XII mittheilt und aus metrischen Gründen ohne Weiteres Wolfram abspricht, hat seitdem allgemein, so viel ich sehe, unter Acht und Bann gelegen.

Ich möchte aber doch darauf hinweisen, daß Lachmanns Verwerfungs-urtheil auf sehr schwachen Füßen steht. Er nimmt Anstoß an dem Reimwort *du maht*, das im Reime sonst nicht wiederkehre bei Wolfram. Das ist der Irrthum, der in Lachmanns metrischen Ansichten eine so große Rolle spielt: daß er etwas mit Bewußtsein gemieden glaubt, das bei der Beschaffenheit des Sprachmaterials sich dem Dichter gar nicht oder nicht leicht darbot. Auch in nhd. Versen würde man lange nach Versen suchen können, die mit *du magst* schließen, wenn auch die Reime darauf nicht so selten wären. So steht denn auch bei Hartmann *du maht* niemals im Reime, wie schon das mhd. Wb. bemerkt. Ich füge hinzu, daß es auch in Minnesangs Frühling am Versschluß „gemieden wird“, d. h. nicht vorkommt. Es wäre also bei jedem andern Dichter die gleiche Rarität wie bei Wolfram.

Das Hauptverbrechen des Liedes ist aber der Versschluß *spriche ab ich* v. 18. Den hartnäckigsten Verehrer von Lachmanns Versregeln dürfte der Nachweis stützig machen, daß auch Goethe und Schiller die nach Lachmann verpönten Versausgänge „gemieden“ haben (Litbl. 1881, 426). Was insbesondere den vorliegenden Fall betrifft, so begegnet das Wörtchen *ich* bei Wolfram überhaupt nur 10mal im Versausgang, wenn Moldaenke (der Ausgang des stumpf reimenden Verses bei W.) und San Marte (Reimregister zu Wolfram) nichts übersehen haben (P. 238, 8; 272, 19; 342, 27; 369, 17; 440, 19; 554, 18; 747, 29; 749, 26. W. 67, 22; 224, 17). Da müßte es schon ein ganz besonderer Zufall sein, wenn darunter sich ein Ausgang *ab ich* befände, dessen Entsprechung wir auch in nhd. Versen wieder lange vergeblich suchen würden. Daß das Fehlen dieses Ausgangs mit Lachmanns Regel nichts zu thun hat, geht schon aus dem Umstande hervor, daß auch *über ich* nicht vorkommt, das nach Lachmann zulässig wäre.

Im Übrigen ist das Lied zwar nicht besonders originell, aber ein anderer Grund, es Wolfram abzusprechen, liegt nicht vor. Zu Wolframs Weise stimmt der Reim *maht : bräht* v. 22, das starke Enjambement v. 23, das Fehlen des Artikels bei *bant* v. 23, das Band der Sorge und das Hinken der Freude v. 23. Unsinnig ist allerdings v. 17, aber auch ein Anderer würde nicht so geschrieben haben. Vermuthlich ist zu lesen: *wer sol mich nu mieten*, vgl. die bei Lexer unter *mieten* verzeichneten Beispiele.

2. In 3, 25—26 ist Lachmanns wie Pauls Änderung (Beitr. 1, 202) unnöthig, wenn man so schreibt:

*sus der tac erschein:*

*weindiu ougen, silezer frowen kaus.*

Das von mir zu En. 5260 belegte Fehlen des Verbs zeigt sich zwar meist dann, wenn der Satz aus Subject und Prädikat gebildet ist; aber auch eingliedrige Sätze ohne Verbum kommen vor: vgl. P. 44, 20; 681, 29.

3. Betreffs des Liedes 9, 3 theile ich Pauls Ansicht (Beitr. 1, 203), daß die drei ersten Strophen Wolfram zugehören. Wenn Müller (Ztschr. f. d. Alt. 25, 50) gegen die Echtheit geltend macht, daß die Strophen im Abhängigkeitsverhältniß zu 7, 11—40 stünden, so könnte man ziemlich ebenso gut behaupten, daß das Lied 6, 10 ff. von dem Lied 4, 8 ff. abhängig sei; vgl. 4, 28 mit 6, 40; 5, 14 mit 7, 6. Überhaupt ist es ein Irrthum Müllers, daß Wolfram sich nicht selbst wiederhole, vgl. z. B. P. 101, 9 mit Tit. 81, 2, P. 387, 2 mit T. 583, 8. Aus den metrischen Dufteleien Müllers wird wohl schwerlich Jemand einen Grund gegen die Echtheit der Strophen entnehmen.

GIESSEN.

O. BEHAGHEL.

## FRAGMENTE AUS DER WELTCHRONIK RUDOLFS VON EMS.

Die nachfolgenden Fragmente aus der Weltchronik Rudolfs von Ems sind auf einem Pergamentstreifen, der dem Einbände eines Quartanten diente, im steiermärkischen Landesarchive in Graz erhalten und wurden mir durch die Freundlichkeit des Herrn Landesarchiv-directors Regierungsrath Dr. J. von Zahn zur Veröffentlichung überlassen. Der Streifen ist 36 Ctm. lang und 7 Ctm. breit und gehörte zwei Blättern der Handschrift an. Doch ist der zweite Theil schmaler als der erste, da von jenem ein Stück abgeschnitten ist. Die Schrift ist nur hie und da etwas verblaßt und unleserlich, im Ganzen deutlich und sauber. Nach dem Charakter der Schrift wäre der Codex dem 13. Jahrhunderte zuzuweisen.

Aus dem Vorliegenden zu schließen, enthielt jede Seite drei Reihen Verszeilen, doch war der Text mannigfach von größeren und kleineren bunten Bildern unterbrochen.

Auf der zweiten Seite ist das initiale *D* in der Bemerkung *Daz ander kvnige buch hat hie ane* farbenreich und kunstvoll behandelt, jedoch nur in seiner unteren Hälfte erhalten. Auf der dritten Seite, die ganze Breite entlang, ist die Überreichung der Krone und des Armgeschmeides durch den Amalekiter an David (2 Sam. 1, 10)

ebildet. Auf der vierten endlich sind unten Reste eines Bildes, st Köpfe darstellend. Wahrscheinlich war in demselben die Salg Davids (2 Sam. 2, 4) behandelt.

do dranc an der selben zit  
iv groze heidenschaft  
lit ir werlichen kraft  
in v̄f Savlen da er streit  
nd mit wlicher manheit  
i im siner s̄ne dri  
ie manliche im striten bi  
mminadab vnd Jonathas  
elchisve der dritte was  
ie mit so frevelichen siten

lit leidem wider kere  
flohe er im was gach  
chw̄tzen iagten im do nach  
on den ward er vaste wunt  
nd von den schv̄tzen vngesunt  
v was savl gescheiden  
lit fliehen von den heiden  
f monte Gelboe hin dan  
nd mit im sin man  
b mit namen als ich ez las

lahen er sp̄ch ich t̄v̄n sin niht  
daz ich den gotes gewihten man  
rife also frevelich an  
daz er von mir lege tot.  
do twanc des iamers not  
avlen daz er da f̄vr sich  
ties sin swert vnd einen stich  
lit d̄v̄hen durch sich selben treib  
daz swert gie durch in er beleib  
ot von sin selbes hant alda  
daz tet sin geselle och iesa.

durch ir manlich manheit  
lingen si mit ir maht  
on Jabes Galaat die naht

Gem Bersam der veste hin<sup>2)</sup>  
dar komen si vnd stigen in  
Vnd namen da die toten  
Ane h̄obt vnd vschroten  
Die si f̄v̄rten an der zit  
von dannen vnd si begrvben sit  
In Jabes Galaat mit klage  
lebten si sibene tage.

Wan ez bedencke gotes r̄v̄ch  
Hie ist daz erste k̄vnige b̄v̄ch  
Ffollesprochen vollegeseit  
Mit vngelogener warheit.

Daz ander  
k̄vnige  
b̄v̄ch hat  
hie ane

<sup>3)</sup> Wer bistv wie bistv genant  
Daz dir diz ist so reht erkant  
Er sp̄ch von geschicht ich kam  
Do d' strit ein ende nam  
v̄f monte Gelbo da sahe ich sach  
Do div groze flv̄ht geschach  
Saulen v̄f dem schilte sin  
Ligen d' leit vil grozen pin  
Von des todes vngemach  
Do er gen im do nahen sach

<sup>4)</sup> e v̄nwandelbere.  
e ob got wolde  
dannen solde  
oder war got wolde.  
r varn solde  
gote wart im do<sup>5)</sup> geseit  
ḡtlicher warheit

<sup>1)</sup> Vgl. Schütze, Die historischen Bücher des alten Testaments etc. I. Hamburg 1779. S. 236 f.

<sup>2)</sup> Die ganze Zeile verschmiert, *festen* bei Schütze.

<sup>3)</sup> Schütze a. a. O. II. Hamburg 1781. S. 112.

<sup>4)</sup> Schütze a. a. O. S. 115 f.

<sup>5)</sup> Ein Loch.

Er solde varn in Juda  
 In ebron do kerte sa<sup>6)</sup>  
 D' Menthafte degen dar  
 vnd fôrte mit im sine schar  
 Beidiv kint wib und man  
 Ffûrt er allez mit im dan  
 vnd lie des niht beliben  
 Er fûre mit sinen wiben

BIELITZ in Oest.-Schlesien.

In ebron vnd beleib alda  
 Sin geslechte von Jvda  
 kam mit grozer maht da hin  
 zv im v<sup>7)</sup>nd wiht in  
 ze kvnige vber al div diet  
 Die sins geslechtes namen v̄z schiet.

KARL REISSENBERGER

### JAPPESSTIFT

(König Tirol ed. Leitzmann 9, 5 und 43, 4).

Kinzel in seiner Recension von Leitzmanns Ausgabe (Ztschr. f. d. Philol. 22, 242—244) vermuthet in *jappe*, indem er die Übersetzung des mhd. Wb. und Lexers „Fußangel“ mit Recht ablehnt, einen Pflanzennamen. Ohne Zweifel jedoch wird damit eine Schlangenart bezeichnet. An beiden Stellen ist von dem Gift der Vipper die Rede, und es ist eine geläufige Vorstellung des Mittelalters, daß der Schwanz, bezw. der Stachel (*stift*) der Schlangen Gift enthalte (z. B. bei Megenberg S. 260, 23, MSH. 2, 174<sup>a</sup>). Dies paßt auch gut zu dem Bilde in Strophe 43, denn der Schlangenzagel gilt als ein Zeichen der Falschheit, vgl. die von Lexer unter *slangenzagel* angeführten Stellen: Renner V. 14126, Teichner Laßb. L. S. 3, 383, 14; ferner MSH. 2, 174<sup>a</sup> und 2, 367<sup>a</sup>. — Eine Schlangenspecies *Jappes* (9, 5) oder *Jappe* (43, 4) habe ich nicht finden können. Ähnlich lautet *ipnappe* bei Megenberg S. 272, 3, entstellt aus *hypnale*. Aber am nächsten kommt *jaspis*, Nebenform von *aspis*, welch letzteres auch von Wolfram im Parzival 481, 8 erwähnt wird. Da nun Str. 42 des Tirol sicher aus jener Partie des Parzival geschöpft ist (Leitzmann S. 4), so wird man auch in *jappes*, bezw. *jaspes* eine Reminiscenz an *aspis* des Parzival annehmen dürfen.

PFORZHEIM.

G. EHRLSMANN.

<sup>6)</sup> Über diese, die vorhergehende Zeile und das darüber befindliche Spatium ist ein großer Buchstabe, der aber halb abgeschnitten ist, gedruckt.

<sup>7)</sup> Ein Loch.

BEMERKUNGEN ZUM DEUTSCHEN WÖRTER-  
BUCHE.Bd. VII, Lief. 10 (*Pflasterung* bis *Platz*).

(Schluß.)

Piez (vorquellende Weiberbrust) ist wohl absichtlich übergangen, weil im Wb. 2, 7—8 unter Biez (Bietz) erledigt. Zu den Angaben a. a. O. habe ich einmal hinzuzufügen, daß mir das Wort in der märkischen Volkssprache sehr wenig, im Mitteldeutschen aber (Halle und ganz Thüringen) häufig begegnet ist, dann aber, daß ich es durchweg mit anlautendem p gehört habe, so weit nicht die ober-sächsische Verwechslung zwischen P und B jede Sicherheit über den Anlaut vernichtete. Mit diesem Worte hängt nicht zusammen das in Zieglers Gesammelten Novellen vorkommende und deutlich erklärte Piezloch; s. dort I, 137: *In der grünen Decke, in dem Netze, das auf dem grundlosen Moder aufliegt, ist zuweilen hier und da eine Masche gerissen, nur ist ein solches einen halben bis zwei Fuß im Durchmesser großes Loch gar nicht zu bemerken, weil das überhängende Gras und Schilf es bedecken . . . . Nach wenigen Monaten wälzen sich die Wogen über das Fenn, und schon im nächsten Frühjahr weiß der Jäger nicht mehr genau anzugeben, wo das Loch, das in der Landessprache Piezloch heißt, sich befand, in welchem sein Freund versank.* Ebenda 138: *Im Volke ist, wenn Jemand unter dem Verdachte, daß er erschlagen worden, verschwindet, gleich feststehend, daß der Mörder die Leiche in ein Piezloch gesteckt habe.* Eine haltbare Ableitung dieses Piez weiß ich nicht zu geben. Der Ausdruck scheint übrigens auf die Mittelmark oder gar das Havelland beschränkt zu sein, wenigstens habe ich ihn in der Uckermark nicht gefunden, obgleich dort die von Ziegler beschriebenen Fenne und die Löcher in ihnen so gut wie in der Mittelmark vorkommen.

Pik als Bergspitze ist wohl mit Recht dem Fremdwörterbuche überlassen; erwähnt sei, daß im 17. Jhdt. dafür auch die Pique vorkommt bei Erasmus Franciscus, Ost- und Westindischer Lust- und Staatsgarten, Vorbericht 116\* (1668): *Unsere Leute, so die Neue Welt besuchen, geben die Canarische Pique für den höchsten Berg aus, den man bißhero in der gantzen Welt gesehen.*

Pikant wird erst aus dem Briefwechsel zwischen Schiller und Goethe beigebracht, während es nach Weigand bereits im 17. Jhdt.

aufgenommen ist. Für solche, welche etwa Weigands bloßer Behauptung nicht glauben, verweise ich auf Joh. Christoph Nehring, *Manuale Juridico-Politicum* 675 (1694), wo piquant durch stachelhaft, stechend, stichelnd erläutert wird. Die gleiche Erklärung gibt Sperander 472<sup>b</sup> (1728) und führt dabei das Wort auch zur Bezeichnung des sinnlichen Geschmacks an: *ein piquanter Wein heist, der einen scharfen auf die Zunge fallenden Geschmack hat*. Daß Pikanterie, wie Lexer aus Heynatz anführt, von Personen mit Handwerksburschengeschmack im Sinne von Feindschaft, oft auch von Stichelei gebraucht wird, ist bekannt; diese Bedeutung scheint früher noch allgemeiner gewesen zu sein, da Sperander a. a. O. 473<sup>a</sup> es ebenso durch Groll, Anstechung, Beschimpfung erklärt. In der Berliner Volkssprache verwandelt sich das Wort in Pinkaterie, eine Form, deren häufige und zwar ernsthafte Verwendung in den ange deuteten Kreisen ich bezeugen kann.

Piketspiel wird nur aus Stieler (1691) belegt, doch haben wir den substant. Inf. piketspielen schon aus dem Jahre 1625 bei Londorp 2, 1207<sup>a</sup>: *seine Landsleuth haben ihn drey Wochen in Parisß auffgehalten, da er die Zeit mit Pickhetspielen zugebracht*; ebenso 1, 1559<sup>a</sup>.

Pilger. Zum Begriffe des Pilgers gehört die mancherlei Noth und Beschwerde, die er auf seinem Wege erduldet. Vgl. Geibel, Spätherbstbl. 9:

*Laß den schwergeprüften Pilger (Odysseus)*

*Nicht am Ziel noch untergehn.*

Noch deutlicher spricht dies F. L. Jahn, *Ges. Werke* 2, 403 (Neue Runenblätter, aus dem Jahre 1828) bei der Erklärung des Wortes pilgern aus: *Pilgern ist mit selbstaufgelegter Beschwerde, Mühe, Anstrengung und Entbehrung verbunden; gewählt als eine heilige Arbeit, um drückende Gefühle loszuwerden, Leiden zu vergessen und das sturmhecegte Lebensgewoge in einen Ruhhafen zu retten*. Von Zusammensetzungen mit Pilger ist etwa ein Schock gegeben; ich füge einige hinzu, die wohl ebenso berechtigt zur Aufnahme sind wie das verzeichnete Pilgerbillet. Pilgerbahn kommt sicher in geistlicher Dichtung mehrfach vor, so in der 15. Strophe von Gerh. Terstegens *Liede* Kommt Kinder, laßt uns gehen; doch finde ich in dem mir vorliegenden Abdruck des geistlichen Blumengärtleins (Stuttgart 1884) S. 331 die Lesart Liebesbahn statt Pilgerbahn. Pilgerbrot nennt in leicht verständlicher Anwendung der Stuttgarter Prälat Gerok eine Sammlung seiner Predigten. Pilgerflor bei Goethe 11, 1, 322 Hempel (*Maskensüge* zum 18. December 1818):

*Treuer Genius der Zeiten*

*Leicht gehüllt in Pilgerflor.*

Pilgerherberge findet sich neuerdings nicht selten in Beschreibungen von Reisen ins Morgenland, so wiederholt bei Ninck, Auf biblischen Pfaden. Pilgerleben ist seit Klopstock belegt, zum Theil durch wenig hervortretende Beispiele; man vermißt neben dem aus Hölty gegebenen Belege den bekannteren aus dem Liede Üb immer Treu' und Redlichkeit Z. 5 fg.:

*Dann kannst du wie auf grünen Aun*

*Durchs Pilgerleben gehn.*

Ferner aus demselben Dichter:

*Die Freude winkt auf allen Wegen,*

*Die durch dies Pilgerleben gehn* (Wer wollte sich mit Grillen plagen Z. 5 fg.).

Neben der Form Pilgerleute (zwei Belege aus dem 16. Jahrhundert) war auch die andere Pilgersleute (vgl. Pilgersmann) zu verzeichnen:

*Ein Fahrzeug dort im Meere hält,*

*Darauf ist mir ein Platz bestellt*

*Nebst andern wackern Pilgersleuten.* Tieck, Kaiser

Octavianus 119.

Pilgerort: *Constantin und Helena hatten das verfallene Jerusalem zu der Bedeutung des heiligsten Pilgerortes* [üblicherer Ausdruck: Wallfahrtsort] *der Christenheit erhoben.* Gregorovius Athenais 161. Pilgerpfad bei G. Terstegen a. a. O. 328:

*Es soll uns nicht gereuen*

*Der schmale Pilgerpfad.*

Pilgerschritt bei Goethe 11, 1, 256 Hempel (Theaterreden aus dem Jahre 1821):

*Entsagung heiligt Kriegs- und Pilgerschritt;*

*Sie treibts, zu leiden, weil der Höchste litt.*

Pilgerstätte: *Der Weg zu den großen Pilgerstätten hat noch immer durch die Wüste geführt.* Fontane, Wanderungen 3, 45. Pilgerstecken ist zwar seltener als Pilgerstab, findet sich jedoch mehrfach, z. B. Dingelstedt, Am Grabe Chamissos (1838), abgedruckt in Echtermeyers Auswahl<sup>95</sup> 694:

*Nun schläfst du in der fremden Erde schon,*

*Und die den Wandernden nicht konnte wiegen,*

*Brut ihm ein Grab mit Lorbeer und mit Mohn,*

*Drauf soll gekreuzt sein Pilgerstecken liegen*



*Und unser Banner, das dem Sngerheer  
Vorau er trug.*

Vgl. auch Vilmar Schulreden über Fragen der Zeit\* 297: *mit dem Hirtenstabe weiden und am Pilgerstecken wandeln*. Pilgerthum bei Goethe 28, 383 Hempel (1817): *Obgleich ein jeder Künstler, der sich zum Plastischen bestimmt fühlt, sich diese Wallfahrt nach London [zu den Elginschen Marmoren] zuschwren und mit Gefahr des Pilger- und Mrtyrthums ausführen muß*. Pilgertracht bei Goethe 11, 1, 316: *Genius in Pilgertracht* (Bemerkung und Erklärung zum Maskenzuge vom 18. Dec. 1818). Vgl. auch Scherer, Gesch. d. deutschen Litt.<sup>1</sup> 219: *In späteren Jahren lauert ihr Hadlaub in Pilgertracht des Morgens auf*. Sicher würden sich für dies gewöhnliche Wort viele bessere Belege finden lassen, wenn es auch wie im DWb. bei Adelung, Campe, Heinsius, Heyse und Sanders übergangen wird. Pilgerziel hat Gregorovius Athenais 157: *Hellas war das gelobte Land und Athen das Pilgerziel der Heiden*. Zu Pilgrim wird mit Recht bemerkt, daß es als alterthümlich edel gilt und besonders in gehobener Rede Verwendung findet. Dazu wäre ergänzend zu fügen, daß Pilgrim mit seinen Zusammensetzungen in der Sprache der Erbauung und des geistlichen Liedes sehr beliebt ist. Einer Häufung von Belegen bedarf es nicht. Es sei nur bemerkt, daß der erst nach einer Anführung bei Jung-Stilling aus Fr. A. Lampe gegebene Beleg für Pilgrimstand den Anfang eines in vielen evangelischen Gesangbchern stehenden Liedes des im Jahre 1729 gestorbenen Lampe bildet. Bekanntter noch als diese Stelle ist die in Gedanken und Wortlaut mit der genannten fast ganz übereinstimmende aus B. Schmolkes Liede Himmelan geht unsre Bahn:

*Hier ist unser Pilgrimstand.*

*Droben unser Vaterland,*

Wurde das Pilgrimsjahr verzeichnet, so konnte auch der Pilgrimstag Erwähnung finden:

*Ein Pilger muß sich schicken,*

*Sich dulden und sich bcken*

*Den kurzen Pilgrimstag, G. Terstegen a. a. O. 329.*

Pilgrimsvter oder Pilgervter ist die ehemals von evangelischen Nordamerikanern mit Stolz gebrauchte Bezeichnung ihrer unter Jacob I. zuerst nach Holland gefchteten und seit 1620 in Massachusetts gelandeten puritanischen Vorfahren. Pilgrimszeit bei Uz 1, 224:

*Von Misgunst, Unruh, Mh und Streit,*

*Den Plagen unsrer Pilgrimszeit,*

*Flieh ich dir freudig zu (Ode an die Weisheit).*

Pille wird nicht selten als Arznei neben dem klangverwandten Pulver genannt, z. B. Immermann, Epigonen 558 Recl.: *Wir (Ärzte) werden uns der antiken Richtung wieder näher anschließen. Lange genug haben wir mit Pulvern und Pillen die Natur zu zwingen gewöhnt oder den lebendigen Leib an das Kreuz des Systems geschlagen, in Zukunft werden wir mehr beobachten.* Neben Pillendreher war auch Pillendrehseiler aufzuführen; das entsprechende Pillen drehseilen bringt ja Lexer selbst wie schon W. Grimm 2, 1351 aus Günther, ebenso hat es Liscow 450: *Du man ohne Vernunft ganze Völker regieren, Länder erobern, Schlachten gewinnen, Seelen bekehren, Rechtshändel entscheiden, Pillen drehseilen, Recepte verschreiben und ein Weltweiser sein kann: so möchte ich wohl wissen, warum es nicht erlaubt sein sollte, ohne Vernunft ein Buch zu schreiben?* Pillenheld als höhnische Bezeichnung des ungeschickten Arztes in Neukirchs Sammlung 6, 242 (1709):

*Du armer tod, so wirst du coujoniert!*

*Gelt! solche pillen-helden*

*Die können dir den Abschied melden,*

*Der dich von uns in ferne grentzen führt.*

Pillenschachtel als ein im Apothekerverkehr sehr gewöhnliches Wort sollte nicht fehlen. Wer noch einen Beleg für dasselbe begehrt, sei verwiesen auf Annette von Droste-Hülshoff 1, 229:

*Wie Abendroth zog ins Gemach*

*Ein frischer Jugendodem*

*Und überhauchte nach und nach*

*Der Pillenschachteln Brodem.*

Endlich möge noch der Pillenstaub erwähnt werden, den der Apotheker nöthig hat, um die in die Schachtel gethanen Pillen am Zusammenkleben zu hindern.

Pilot. Daß das Wort im 17. Jhdt. aufgenommen sei, ist wohl auf die Gewähr Weigands behauptet. Am Schlusse des 16. Jhdts. finden wir es bei Ägidius Albertinus Übers. von Guevaras GÜld. Sendschr. 1, 62\* (1598): *Die jenige haben Gott höchlich zu dancken die er nicht gibt unter die Händt eines hoffertigen Hauptmanns, eines frechen Piloten, einis ungeschickten Rechtsgelehrten, eines einfeltigen Medici vnd eines unerfahrenen Richters;* vorher steht es bei Mathesius Sarepta (1562): *darnach sich die Piloten im wilden Meere zu richten haben.* Für Pilot in der Bedeutung Leitfisch steht gelegentlich auch Pilotenfisch (naucratus ductor) bei J. J. Engel, Fürstenspiegel<sup>9</sup> 242 (1802): *die Matrosen, die bei Benennung dieser dirigirenden Fische im Kreise ihrer gewohnten Begriffe blieben, haben sie Pilotenfische genannt; man*

*könnte sie sonst, mit gutem Fug und Recht, auch Ministerfische nennen.* Pilotieren, freilich ein sehr entbehrliches Wort, findet sich bei H. P. Sturz<sup>2</sup> 2, 301: *Da fuhr ich herum auf dem Sündenmeer, ohne Ruder und Kompaß, und wäre sicherlich untergegangen im Strudel der Verzweiflung, hätte mich der ehrwürdige Herr nicht in den Hafen der Gnade pilotirt.* Pilotenschaft steht bei J. G. Müller, Herr Thomas 2, 380 in einer vom Verfasser selbst als veraltete Phrase bezeichneten Wendung: *Unter der Pilotenschaft ihrer Compassion.*

Pilz. Entsprechend der ungewöhnlichen von Lexer angeführten Nebenform die Pilze hat Herder auch den (von Lexer aus Zacharia beigebrachten) Plural die Pilzen, z. B. 7, 304 Suph. (Funfzehn Provinzialblätter): *alle Pilzen auf einem Miste.* Pilz nennt man auch eine luftige Baulichkeit im Freien, die hauptsächlich aus einem starken Mittelposten und einem von dessen oberem Ende nach allen Seiten schräg oder rundlich wie ein Zeltdach oder ein Pilz sich herabsenkenden, doch noch etwa auf Mannshöhe vom Boden fernbleibenden Dache besteht. Kleinere Pilze der Art errichtet man auf vorspringender Waldhöhe, um den Genuß einer schönen Aussicht zu vermehren; größere Pilze bekommen einen gedielten Boden, auch wohl Bänke rundum, und das Ganze dient als Tanzplatz bei Waldfesten. Einen Pilz der ersten Gattung hat Jahn 2, 973 (Brief aus dem Jahre 1840) im Auge: *Ihr Franzosen seid schnell fertig geworden [mit dem Staatsgebäude oder der Verfassung], habt auf hohen Sieddichum eine schlanken Pilz gestellt mit wohlklingendem Schellengeläute, wo die Luft nach der Windrose durchstreicht.* Von sprichwörtlichen Wendungen mit Pilz führt Lexer nur aufschießen wie ein Pilz an und verweist für andere auf Wanders Sprichwörterlexikon. Das wird nicht nach Jedermanns Meinung sein, da die üblichen Wendungen doch auch in das allgemeine Wörterbuch gehören; man will wohl eine Begründung einer sprachlichen Erscheinung gern anderswo suchen, nicht aber den Sprachstoff selbst. Die Wendung in die Pilze gehen (belegt DWb. 2, 514 unter Bülz) bedeutet, wie schon Campe angibt, nicht bloß verloren gehen, sondern auch zu einem Liebesabenteuer oder Stelldichein gehen. Diese zweite Bedeutung finde ich, und zwar in der Fassung nach Pilzen gehen, zuerst bei Londorp 2, 771<sup>b</sup> (aus dem Jahre 1619): *Eben dieser Priester ist auch bald darauf mit der fürnemslen Klosterjungfrawen in den Wald nach Piltzen gegangen,* und ebenda 772<sup>b</sup>: *es were ja leider darzu kommen, daß soviele Nonnenklöster so viel Hurenhäuser weren, da gehet dann der Pfaff mit der Abtissin, wie oben erwehnt, in Wald nach Piltzen.* In Kinds Ge-

dict: Der Gang in die Pilze wird mit der Wendung gespielt, indem die ränkevolle Geliebte den arglosen Liebhaber zuerst zu einem Stelldichein verlockt mit den Worten:

*Doch werd ich abends nach Pilzen ausgehen  
Zur güldenen Aue,*

dann ihn aber schimpflich behandelt und der Verhöhnung aussetzt, so daß er nach dem Erlebten dergleichen Gänge zu meiden beschließt:

*Drum einmal in die Pilze gegangen  
Und — hol mich! nicht wieder.*

Auch der Pilz als Mauerschwamm verdiente Erwähnung; vgl. Annette v. Droste Hülshoff 2, 246:

*in diese öden pilzbewachsenen Mauern.*

Von Zusammensetzungen bringt Lexer nur Pilzengericht und Pilzgeschlecht, die wenigstens nicht die zwei üblichsten sind; häufiger ist sicherlich Pilzsammler (auch ein die Pilze behandelndes Buch nennt sich der kleine Pilzsammler), noch häufiger das Adj. pilzartig, theils im allgemeinen Sinne, theils mit Beziehung auf das schnelle Wachsen der Pilze. Vgl. Humboldt Ansichten der Natur 274 (Ausg. v. 1871: *Sie [eine Pflanze auf Sumatra] riecht pilzartig thierisch nach Rindfleisch*; Strack, Süd und Ost 263 (1885): *die Stadt Hermupolis hat sich pilzartig geschwind und doch mit sichtbarer Solidität entwickelt*).

Pimpeln ist schon, wie L. mit Recht bemerkt, ein Frequentativum, doch wird dieser Begriff gelegentlich noch durch Wiederholung verstärkt; vgl. Edelmann, Lebensbeschr. 96: *darüber erhob sich dann ein continuierliches Pimpeln und Pimpeln der Madame bey dem Herrn Lerchen, daß er mich doch zu einem eingezogenen Leben ermahnen möchte*. Das nicht verzeichnete Pimplich(g)keit ist wenigstens in Norddeutschland ungleich üblicher als das aus Heine beigebrachte Pimperlichkeit. Ein Beispiel für jenes in E. M. Arndts Erinnerungen bei Schwab und Klüpfel, Deutsche Prosa<sup>2</sup> 2, 87: *Der Vater, noch jung und kräftig, fühlte mit unserer Pimperlichkeit kein weichliches Mitleid*. Für Pimpelhaus sagt man, um das Weibische des Pimpelns noch mehr hervorzuheben, auch Pimpelhanne und Pimpelhenne, zur Bezeichnung des pimpelnden Mädchens Pimpelliese. Gedruckte Belege dafür vermag ich nicht zu geben, nur daß ich die Pimpelliese auch bei Frischbier angeführt finde.

Pink pink! ist natürlich auch die Bezeichnung für den Ton des Feueranschlagens: *Pink, pink! der Zunder glimmt, die Glut wird aufgeblasen* Stoppe, Parnaß i. Sättl. 269. Pink und pank ahmt den

Schlag der Schmiedehammer nach; vgl. Annette v. Droste-Hülshoff 1, 231 (Die Schmiede):

*Und draußen geht es Pink und Pank,  
Man hört die Flammen pfeifen,  
Es keucht der Balg aus hohler Flank'  
Und bildet Aschenstreifen.*

Pinkel für Harn scheint in Oberschlesien wenig üblich zu sein; sonst könnte nicht in Groß-Strelitzer Judenfamilien die kosende und keineswegs spöttische Bezeichnung für Pinkus, Pinkel lauten (vgl. Vattel, Muttel, Hetel [Hedwig], Ketel [Käthe]). Ferner redet man ebenda von gepinkeltem Kleiderstoff, indem man gepunkteten meint. Über die von Frau H. Davidis in ihrem Kochbuch<sup>18</sup> 561 beschriebene, von Lexer nicht erwähnte Pinkelwurst vergl. Sanders Wb. 2, 551<sup>19</sup>. Die hier genannten Ausdrücke würden im Brandenburgischen anstößig oder unmöglich sein, da dort Pinkel und pinkeln ausschließlich Harn und harnen bedeuten. Daß der Harn in der alten Heilkunde und Zauberweisheit vielfache Verwendung fand, lehren zahlreiche Arzneibücher. Einen besonderen hier zu erwähnenden Aberglauben verhöhnt Chr. Weise, Überfl. Gedanken. 9. Dutzend Nr. 7, Str. 4:

*Die Leute mögen nun  
Durch unsern Trauring Pinckeln,  
So wollen wir doch ruhn,  
Und alle die Quacksalberey  
Soll uns bei unsrer Löffeley  
Doch keinen Schaden thun.*

Bei Pinscher wäre eine Hindeutung darauf erwünscht, daß das Wort im übertragenen Sinne etwas verhältnißmäßig Kleines oder Geringartiges ausdrückt. Vgl. Tenorpinscher bei Sanders im Ergänzungswörterbuch. Der berittene Soldat nennt in mitleidigem Selbstgefühl die auf strengen Märschen ermüdeten Fußsoldaten arme Pinscher, da sie zu aller Bewegung auf die eigenen Beine angewiesen sind. Beim Kartenspiel heißen die geringen Karten gegenüber den hohen oder Trümpfen die kleinen Pinscher. Pinschern, das Lexer übergeht, führt Frischbier in der Bedeutung jagen an. Ich habe das Wort häufig gehört, doch ohne Beziehung auf die Jagd, lediglich als herabsetzendes Kraftwort für herumlaufen oder auch als Fußsoldat marschieren: *Ich bin durch halb Frankreich gepinschert und habe nicht viel Schönes gesehen; er muß einmal überall*

*herumpinschern* u. dgl. Heine braucht bekanntlich in den Hebräischen Melodien vom Alltagsjuden das entsprechende allgemeine kötern:

*Hund mit hündischen Gedanken*

*Kötert er die ganze Woche*

*Durch des Lebens Koth und Kehrlicht.*

Pinselführer. Ein eilfertiges und achtloses Malen, besonders aber die auffällige Buntheit eines Gemäldes bezeichnet man mit der Wendung: *Hier hat der Maler (alle) seine Pinsel ausgewischt*; vgl. auch Castellis Gedicht Der Stieglitz:

*So hat der liebe Gott*

*Mit Farb den Stieglitz aufgefrischt,*

*An ihm die Pinsel ausgewischt.*

Pinselführer in der unter 4 gegebenen Bedeutung wird gelegentlich von Förstern und mehr noch in der Kraftsprache städtischer Jäger auch auf den Menschen angewendet. Pinselführung im übertragenen Sinne wird aus Bürger, Knigge, Klopstock belegt; ein etwas früheres Beispiel bietet Ch. D. v. Böhlau, Poet. Jugendfrüchte 390 (in einem Gedichte des Jahres 1730):

*So sitzt du zu Haus und schmierest ein Gedicht*

*Und willst des Abends dich nicht vor der [so!] Thüre trauen,*

*Um dich zur bloßen Lust einmal herum zu hauen.*

*Ist dies nicht Pinselführung?*

Auf Zusammensetzungen mit Pinselführer ist Lexer nicht gerade ängstlich bedacht gewesen. So hat er das heute so häufig gebrauchte Wort Pinselführung nicht aufgenommen, obwohl er es auf Sp. 1862 in der dort gegebenen Erklärung selber gebraucht. Neben Pinselführer und Pinselführerstock hätte sonst auch der Pinselführerstock genannt werden können; s. Forster, Ansichten vom Niederrh. 3, 83 (Anhang): *er malte in einem halbdunkeln Zimmer mit sehr langen Pinselführerstöcken, weit von der Staffelei, und daher wirkten seine Gemälde erst in einer gewissen Entfernung*. Ebenda 3, 67 auch Pinselführerspitze: *der Zauber, der in Correggios Pinselführerspitze entzückt*.

Pionier sollte nicht fehlen, zumal da das Wort über seinen engeren Begriff hinausgewachsen und zur Bezeichnung eines Bahnbrechers oder Pfadweisers überhaupt geworden ist. Das auch von Weigand übergangene Wort findet sich schon bei Nehring (1694) und darnach bei Sperander (1728) mit der Erklärung Schantzgraber. Spielhagen nennt bekanntlich eine seiner früheren Erzählungen Pioniere des Westens; Pioniere der Bildung, des Deutschthums u. dgl. sind uns heute geläufige Ausdrücke; vgl. auch

Ziegler, Novellen 1, 90: *Wo ich immer gekonnt, habe ich mich auf Reisen an diese Pioniere der Cultur [die Handlungsreisenden] angeschlossen.*

Pipi wird übergangen, sowohl als Lockruf für Vögel (Goethe 1, 169 Hempel) wie als die der norddeutschen Kinderstube angehörende, jedoch in Schlesien weniger übliche und in Oberschlesien zum Theil nicht einmal bekannte Bezeichnung für Harn. Diese letztere Bedeutung hat das Wort (häufig in der Verbindung Pipi machen) im Norden Deutschlands so überwiegend und fast ausschließlich, daß hier der in Goethes Gedichten 1, 14 erwähnte Prinz Pipi über die Absicht des Dichters hinaus komisch wirkt. Da man nun in Norddeutschland die ganz kleinen Kinder abrichtet, für den Fall des angedeuteten Bedürfnisses zu rufen: Pipi, Pipi! so ist es auch für ein ernsthaftes und der Jagd auf Zweideutigkeiten abholdes brandenburgisches oder pommersches Gemüth befremdlich und störend. in der zuerst genannten Stelle Goethes zu lesen:

*Aber der Blick auch, der Ton,*

*Wenn sie ruft: Pipi! Pipi!*

*Zöge den Adler Jupiters vom Thron.*

Man durfte die Aufnahme des Wortes Pipi um so eher erwarten, als Jac. Grimm das entsprechende Aa der Kindersprache nicht bloß verzeichnet, sondern ziemlich ausführlich erörtert hat.

Pips (die bekannte Hühnerkrankheit) findet sich auch in der Nebenform Pnips bei Valentin Apelles (Apel) in der deutschen aus dem Jahre 1580 herrührenden Bearbeitung eines Terenzischen Stückes, herausg. v. Fr. Straumer in der Beigabe zum Progr. des Gymn. zu Chemnitz vom J. 1888, S. 30<sup>\*</sup>:

*darzu weyß sie ein sundere weyse*

*den sichen hen-n den pnips zu reysen.*

Die hier gebrauchte Wendung (seit Adelung in den Wbb.) hätte verzeichnet werden sollen, zumal da sie in weiten Strichen Norddeutschlands auch übertragen gebraucht wird und so viel bedeutet wie Jemandem in empfindlicher Weise seine Fehler oder Unarten abgewöhnen.

Pirat wird aus der Zimmerschen Chronik belegt; vgl. auch Niclas v. Wyle 307 (1470): *der andern schiffung vnd parthie hauptman, namlich der pirraten; ebd.: von den birraten zu all-n orten bekriegt und angegriffen.* Damit will ich für Lexer nichts Neues sagen, der ja in den Nachträgen zu seinem mhd. Handwörterbuch selber aus Heinrich von Neustadts Apollonius (um 1300) den (allerdings erst aus dem

handschriftlichen beratten von Strobl hergestellten) Plur. piräten bringt. Von den leicht zusammenzubringenden Zusammensetzungen sei hier nur die Piratenflagge erwähnt und aus Ziegler 3, 94 (Brief aus Florenz vom J. 1861) durch ein auch heute noch der Erinnerung werthes Beispiel belegt: *die Impertinenz Englands, die sie [die dreifarbigte Flagge Deutschlands 1848] als Piratenflagge behandeln wollte, steht noch aufrecht da.*

Pirr gebraucht Kopisch (Des kleinen Volkes Überfahrt) als Naturlaut vom Getrippel vieler kleinen Füße:

*Tück, tück! fiels in den Krug hinab,*

*Wie jeder seinen Heller gab.*

*Pirr! trippelts heran*

*Und stapft zum Kahn.*

Übrigens finde ich hier Kopisch nicht gerade glücklich; denn pirr! würde (etwa in Stellvertretung von burr!) besser das Aufsteigen eines Fluges Lerchen oder eines Volkes Rebhühner andeuten.

Pissen wird nach Kehrein als weidmännische Bezeichnung des Tones der Haselhühner angegeben; vgl. dazu Harsdörffer, Frauenz. Gesprächsp. 1, Schutzschrift S. 13: *es rissen und pissen die Vögel.*

Pistazie. Über die Einführung des Baumes in Frankreich meldet Sebiz, Vom Feldbau 273 (1580): *Der Pistacienbaum ist inn vnseren Landen gar seltsam gewesen, eh das er durch die zween Ehrwürdigen Herren, den Herrn Cardinal von Bellay [† 1560] und Herrn Renato Bischof von Mans [bis 1546] beyde gebrüder .. zum aller ersten inn vnser Franckreich ist gebracht, vund in disen Landen nit allein sein Name, welcher vns gantz vnbekant gewesen; sondern auch die pflanzung, die gestalt als eines fremden gewächß, dessen wir vns hoch verwundern, vñ so hoch vnd inn grossen ehren halten, aber doch von seinem herkommen gar wenig wissen, vns ist bekant gemacht worden.*

Pistolet als Goldmünze findet sich vor Bürster schon bald nach 1610 bei Londorp 2, 116\*: *die Pfälzische Bawren allein seynd nun ein lange Zeit hero in Kriegssachen abgerichtet worden vnd erwarten ewer doppel Pistolletten mit verlangen.* Daß die Bezeichnung nicht erst im 17. Jahrhundert in Deutschland aufgekommen ist, sehen wir aus Fischart, Gegenbadstub (1568, Kurz 3, 368): *mit jhren Pistolet-Kronen.*

Pitsch(e)naß kommt neben dem von Lexer verzeichneten platschnaß wie im Preußischen (s. Frischbier) auch in der Berliner Haussprache vor; noch nachdrücklicher und malender ist das dort ebenfalls übliche pitsche-patsche-pladdernaß.



Pitschel führt F. L. Jahn 1. 448 (Denkniisse 42) als ein Gubener Biermaß an: *In Guben an der Neiße in der Niederlausitz war sonst Pitschel ein gewöhnliches Biermaß.* Das Wort ist mir unbekannt; Jahns Zusammenstellung desselben mit dem englischen pitcher (Krug) erscheint als verfehlt, eher ist wohl, schon wegen der Gegend, an das slav. píć = trinken zu denken.

Pitzeln (= schnitzeln) bes. in der Zusammensetzung verpitzeln (s. Weinhold, Beiträge 70<sup>b</sup>) ist nicht aufgenommen. Verpitzelung in Rätfels Übersetzung von Cureus 2, 24 (1585): *in solcher vielfeltigen zertheilung und verpitzelung der Fürstenthümer.* Das bei Weinhold a. a. O. aufgeführte Pitzel (abgeschnitzeltes Stück) das in Schlesien neben dem dort noch gewöhnlicheren Brinkel auch in der Verkleinerungsform Pitzerle vorkommt, lautet im brandenb. Niederdeutsch Pritzel und dementsprechend auch das Zeitwort verpritzeln.

Plackerei. Der aus Liliencron's histor. Volksliedern gegebene Beleg gehört nicht in das Jahr 1572, wie in Folge eines Druck- oder Schreibfehlers angegeben wird, sondern in das Jahr 1512.

Plageteuffel (aus Hederich 1729) steht schon bei Londorp 2, 86<sup>b</sup>: *haben auch newlich in obgedachte Länder die schändlichen verruhigen Plageteuffel die Jesuiten geschickt, die den Weg bereiten sollen.*

Plaid fehlt, während es doch sicher heute weiteren Kreisen geläufig ist als das aufgenommene stets gelehrt klingende Plagiat. Geibel gebraucht Plaid unbedenklich auch in der Dichtung, freilich wo er uns nach Schottland führt; so Gedichte u. Gedenkbl.<sup>6</sup> 59:

*Schön Ellen lehnt auf des Feldstücks Rand  
Vom bunten Plaid umflossen.*

und ebd. 52: *Und da kams in Geschwadern gezogen*

*Mit gewürfeltem Plaid und mit Federn vom Aar,  
Und Englands Banner flogen.*

Plagge wird von Lexer als männlich bezeichnet; ich kenne es mit Adelung, Campe, Heinsius, Heyse, Sanders nur als weiblich, meistens aber steht das Wort in der Mehrzahl, so daß das Geschlecht nicht erkennbar ist. Ausführlich über den Plaggendünger spricht Schwerz, prakt. Ackerbau 1, 140 ff., der auch folgende nicht bei Lexer stehenden Zusammensetzungen bietet: Plaggendung, Plaggermist, Plaggeneinstreuung, Plaggenstreu, Plaggenlager, Plaggenschicht.

Plakat ist vor Stieler nachzuweisen aus Erasmus Franciscus, West- und Ostindischer Lust- und Staatsgarten 3, 1631<sup>a</sup> (1668): *Hie-*

*benebenst werden öffentliche Placaten angeschlagen; ebd. 1632<sup>a</sup>: alle durch das kaiserliche Placat citirte grosse Herren. Plakatenpresse* gebraucht Bismarck am 21. März 1849 als Abgeordneter der zweiten Kammer: *Wenn das Feuer der Berliner Straßenpolitik durch den Wind der Plakatenpresse und der Klubs angefacht wurde, so gab es Auftritte, die zu den schmachvollsten in der preußischen Geschichte gehören.*

Plan als Kampfplatz wird mit mancherlei, auch wenig bedeutsamen Beispielen belegt, doch vergebens sucht man die bekannten Zeilen aus Luthers Hauptliede:

*Er ist bei uns wohl auf dem Plan*

*Mit seinem Geist und Gaben.*

Auch durfte man wohl erwarten, aus E. M. Arndts immer noch frischem Liede vom Feldmarschall die Verse zu finden:

*Bei Leipzig auf dem Plane, o herrliche Schlacht!*

*Da brach er den Franzosen das Glück und die Macht.*

Im Anschluß an Weinhold wird besonders hervorgehoben, daß Plan im Schlesiſchen auch eine Ackerstrecke bedeute. Dieser Sprachgebrauch wird wohl in der Volkssprache ziemlich verbreitet gewesen sein, wenigstens ist er mir aus meiner ukermärkischen Heimat als ganz gewöhnlich bekannt. Die Bezeichnung Plan stößt dort mit der nach dem Westen Deutschlands hin häufigeren Kamp zusammen, so daß nach Lage und Beschaffenheit der Ackerbreiten kein Unterschied zwischen dem Kamp und dem Plan zu finden ist; indessen wird der Ackerbesitz Jemandes durchweg als Plan mit dem vorangesetzten Namen des Eigenthümers bezeichnet, also etwa Eberts Plan, wogegen das dem Dorfschulzen für seine Mühewaltung überlassene Ackerstück dort nd. stets Schultenkamp heißt, nie Schultenplan. Schwerz, Prkt. Ackerbau 1, 344, 346, 347, 348 bezeichnet die zur Überrieselung bestimmten Wiesenflächen als *Rasenstücke oder Plane*. Auffallend ist das Fehlen von Plankammer, das man freilich, zu geschweigen der früheren Wörterbücher, auch bei Campe, Heinsius, Heyse, Sanders nicht findet. Nach Müllers Verdeutschwörterbuch der Kriegssprache 279 (1814) ist das Wort zuerst in Sachsen aufgekommen: *Topographisches Bureau ist Plankammer, eine in Dresden gebräuchliche Benennung dieses Bureaus*. In Berlin gehört die Plankammer zum Nebenetat des Großen Generalstabes. Die in dieser Abtheilung mit der Landesaufnahme und anderen Vermessungsarbeiten beschäftigten Officiere geben einen Theil ihrer Karten für den Verkauf heraus, so daß es wenigstens früher einen Verlag der Plankammer gab. Planwagen wird durch Albrechts Buch

über die Leipziger Mundart gestützt. Das Wort ist doch in ganz Norddeutschland üblich, wenn es auch gelegentlich noch durch Beschreibung verdeutlicht wird, wie Spielhagen, *Angela* 216: *Der Wagen, der ein mit einer Plane bedeckter und zwei tüchtigen Gäulen bespannter Karren war*; dann ebd. 264 heißt es einfach: *der Planwagen war davongefahren*. Fontane, *Wanderungen* 4, 166 traut die Kenntniß des Wortes jedem seiner Leser zu: *Krippen lehnen sich an die Wand, ein Planwagen steht zur Seite, darauf ein Spitz die Wache hält*.

Pläne für Ebene oder Fläche hätte durch die Bemerkung gekennzeichnet werden sollen, daß es zu denjenigen Fremdwörtern gehöre, welche, in der edleren Sprache absterbend, jetzt nur noch oder wenigstens vorzugsweise in den niederen Kreisen der Bevölkerung üblich sind (vgl. *retour*, *Parasol*, *Bouteille* u. a.).

Der Planet ist genau entsprechend seiner Grundbedeutung, auch ein Sinnbild der Unbeständigkeit, vgl. v. L. in *Neukirchs Sammlung* 2, 111 (Leipzig 1697):

*Wundre dich nicht, daß die liebe meistens unbeständig ist;*

*Venus die hat eine stelle beyn planeten ihr erkiest.*

Zu den Beispielen, welche den ehemals mächtigen Wahn der Sterndeuterei veranschaulichen, wäre des Gegensatzes halber der Spruch aus *Neukirchs Sammlung* 6, 315 (1709) zu setzen:

*Christen führet kein planete,*

*Gott allein ist ihr prophete* [Überschrift: *Christen kann man keine Nativität stellen*].

Die Verse sind wohl nur eine Abänderung aus Logau, Zugabe zum zweiten Tausend, Nr. 195:

*Christen dörrffen nicht Planeten,*

*Ihre Wercke sind Propheten,*

*Jetzt zu Segen, jetzt zu Nöthen.*

Statt Thümmels wortreicher Umschreibung für Erde (*der frostige Planet, den wir bewohnen*) wird später in geschmückter Rede das kürzere unser Planet gebraucht, so bei Wieland 37, 136 *Enthanasia*, zweites Gespräch), ferner bei Humboldt, *Ans. d. Natur* 1, 7, 42, 132, 185, 186 u. ö.). Planetarisch wird nur aus Humboldts *Kosmos* und aus Börne belegt, kommt jedoch schon früh im 17. Jhd. vor, z. B. 1622 bei Jac. Böhme, *Sign. rerum* 38 (Ausg. v. 1682): *darumb ist die Sonne das Centrum in dem planetarischen Rade* [in dem Kreise, den die Planeten in ihrer Bahn um die Sonne beschreiben] *und in allen wachsenden und lebendigen Dingen*. Aus Humboldt wäre besonders die Verbindung planetarisches Licht zu bemerken;

vgl. außer der von Kehrein angeführten Stelle Kosmos 1, 8 auch Ans. d. Nat. 13: *selbst die scheitelrechten Gestirne des Adlers und des Schlangenträgers leuchten mit zitterndem, minder planetarischem Lichte*; ebd. 175: *wenn aus der duftigen Himmelsbläue das hohe Sternbild des Schiffes und das gesenkt untergehende Kreuz ihr mildes planetarisches Licht ausgossen*; ebd. 3, 420: *die Planeten haben im ganzen eine schwache Scintillation, weil sie von reflectiertem Sonnenlichte leuchten und ihr planetarisches Licht aus Scheiben emaniert*. Das erst aus Aler (1728) belegt planetisch bietet Jac. Böhme, Signat. rerum 30: *wie das planetische Rad sein Instehen hat, also ist auch die Geburth jedes Dings*; desgl. steht das Wort Aurora im Aufgang 7, 44 (in der Ausg. v. 1780) und sonst bei Böhme.

Planieren. Daß das Wort vor Stieler vorkommen muß, weiß Lexer selber, da er das Hauptwort Planierer aus den Jahren 1429 und 1445 belegt. Für das Zeitwort wäre anstatt auf Stieler schon auf Sim. Roth (1572) M 7\* zu verweisen: *Planirn Eben vnd hál machen. Item die Bülcher waschen, schlagen und einpressen, das sie geleytiget werden, das nennen die Buchbinder Planirn*. Laur. Müller Übers. von Cureus C iij\* (1585): *wie die Buchbinder ihr Papier planiren*. Duez, Nomenclator 163 (1662): *laver planieren*.

Plänkeln ist allerdings weitaus üblicher als plänkern, das nur durch eine Stelle aus Musäus belegt wird; doch findet sich letzteres auch sonst, namentlich bei Schriftstellern norddeutscher Sprachfärbung; vgl. Jahn, 2, 371: *die Franzosen kamen bis zu dem Engpaß von Rothenstein, wo sie mit den Preußen plänkerten*; K. W. Krüger in seinem Wörterbuch zu Xenophons Anabasis übersetzt ἀποβολῆσθαι durch plänkern, desgleichen ἀποβολίσις Plänkergefecht. Rost im deutsch-griech. Wörterbuch hat plänkeln oder plänkern, Plänkeln oder Plänkerei. Plänklergefecht im eigentlichen und im übertragenden Sinne ist wohl häufig genug, um Aufnahme im Wb. zu verdienen; vgl. Hettner, D. Litt.<sup>2</sup> 3, 1, 371: *die ersten Plänklergefechte gegen Gottscheds unbedingte Oberherrschaft gingen von derselben Frau Neuberin aus, welche u. s. w.*

Planket (nicht aufgenommen) wird bei Schottel 285 ohne nähere Erklärung verzeichnet, doch wohl im Sinne von Blankett (planchette). Duez, Nomenclator 61 (1663) hat: *die planschett, das fischbein*.

Plapperdipapp ist der Ton der Windmühle (Plappermühle) bei Kopisch, Ges. Wke. 2, 245:

*Am Arendsee eine Windmühle stund,  
Die ging da plapperdipapp.*

Plapperdeutsch gebraucht Jahn 2, 604 fg.: *Rechnet man zur Vollkommenheit einer Sprache, wenn sie viel Fremdes hat und immerfort welschen kann, so muß die Rede des schabigen Betteljuden über Luther und Klopstock, über Schiller und Goethe stehen, und wir müssen alle noch in die polnische Judenschule, um Plapperdeutsch zu lernen.* Derselbe 1, 237 hat auch Plappermäuligkeit: *Fremde Sprachen sind für den, der sie nur aus Liebhaberei und Plappermäuligkeit treibt, ein heimliches Gift* (Volksthum). Plapperwerk steht in der Cabinetsordre an Wöllner vom 7. Januar 1798: *ich weiß, daß sie [die Religion] Sache des Herzens, des Gefühls und der eigenen Überzeugung sein und bleiben muß und nicht durch einen methodischen Zwang zu einem gedankenlosen Plapperwerk herabgewürdigt werden darf, wenn sie Tugend und Rechtschaffenheit unter den Menschen befördern soll.*

Zu Pläntern vgl. auch Plänterschlag bei Berlepsch, Alpen 476: *Durch diesen improvisierten Natur-Plänterschlag weiter vorzudringen ist unmöglich.* B. meint eine durch Lawinensturz gelichtete Waldstraße im Hochgebirge.

Pläsir wird erst aus Goethes Mitschuldigen, pläsierlich nur aus Albrecht, Leipziger Mundart belegt, doch steht das Hauptwort bei G. Arnold, Kirchen- und Ketzerhistorien 1, 236<sup>b</sup> der Ausg. v. 1740: *alle weltlichen plaisiren*; ferner niederdeutsch schon 1593 bei Herzog Julius von Braunschweig 239: *guden Plesier maken*. Auch Pläsir gehört zu den vorhin bei Pläne bezeichneten ehemals edleren, jetzt heruntergekommenen Fremdwörtern. Gh. Terstegen gebraucht es noch in ernster, frommer Dichtung, Geistl. Blumengärtl.<sup>7</sup> 326:

*Die Welt mag traurig leben,  
Wir, die uns ganz ergeben  
Dem Vater zum Pläsir,  
Wie selig leben wir!*

und ebd. 380: *Solch kränkeln ist mir schlecht Pläsir.* Pläsierlich finden wir Döbel, Jägerpractica 4, 103<sup>b</sup> (1754): *Mit den Klitzsch-Angeln zu angeln ist auch plaisirlich*, und früher bei Erasmus Franciscus 1, 427<sup>b</sup>, 496<sup>a</sup>, 506<sup>b</sup> (1668). Den Gegensatz des älteren und neueren Sprachgebrauches in dem Worte Pläsir bringt Immermann gut zur Anschauung, wenn er im Münchhausen 4, 117 fg. (Berl. Ausg. v. 1858) dem alten Hofschulzen, wo dieser ernst und nachdrucksvoll redet, dieses Wort in den Mund legt, während es doch für den Leser schon etwas fremdartig klingt: *Wie ein ordentlicher Mensch dem lieben Gott nicht um jede Bagatelle Molestien macht, ... also soll der König nicht angeschrien werden um jeden Groschen, der mangelt, sondern in*

ler rechten echten Not allein, und zu allen übrigen Tagen soll man nur sein Herze erfreuen und erquicken an dem Könige; denn er ist das Abbild Gottes auf Erden. Zum Pläsir ist uns hauptsächlich der König gesetzt und nicht zum Hans in allen Ecken. In dem uns heute geläufigen Sinne steht das Wort in K. A. Mayers Gedicht Spatz und Spätzin, mitgetheilt bei Bernd, Deutsche Lyrik<sup>2</sup> 350 (1886):

*Spricht der Spatz: ich will dich hier*

*Mit zwei Worten kurz berichten:*

*Für den Spatz ist das Pläsir,*

*Für die Spätzin sind die Pflichten.*

Plesirlichkeit und plesirlich bei Nehring a. a. O. 676 (1694). Wenn Pläsirvergnügen mit Berufung auf Kehrein als nassauisch und das sprichwörtliche *Jedes Thierchen hat sein Pläsierchen* unter Hinweis auf Albrecht als sächsisch angegeben werden, so kann ich das nicht widerlegen, muß jedoch bemerken, daß ich beide Wendungen seit meiner Knabenzeit in der Uckermark und zwar von Leuten gehört habe, die keinerlei sprachliche Einwirkung aus Nassau oder Obersachsen erfahren hatten. Pläsieren hat die Nebenform plesinieren nicht bloß im späten mhd., sondern auch noch 1565 bei Mathesius, Psalm 130, Bl. xiiij<sup>a</sup>: *das die andern nicht drüber in der faust lachen vn solches bey menniglich ausplesiniren vnd verunglimpffen helfen*. Man sieht zugleich, daß hier ausplesiniren nicht in dem sonst üblichen lobenden Sinne des Wortes, sondern im herabsetzenden gebraucht wird.

Platonisch. Im scharfen Gegensatze dazu, daß das Wort vorzugsweise den Begriff des Unsinnlichen, rein Geistigen enthält, steht H. Müller, Übers. von Cureus 2, 36 (1585); [Widertäufer] *begaben sich hernach in Mehren, allda haben sie vnderschleiff krieget vnd eine sonderliche Platonische Policey voller vnsaubrigkeit vnd unreinigkeit auffgerichtet*. Gemeint ist hier wohl die von Cureus mit der von Plato vorgeschlagenen Weibergemeinschaft der höheren Stände zusammengebrachte praktische, schon von Münster her bekannte Vielweiberei der Widertäufer, schwerlich die Ausartung der platonischen Knabenliebe. *Platonische Philosophie* finde ich zuerst bei Hedio, Übers. von Bapt. Platina 53<sup>a</sup> (1546), doch wird die Verbindung sicher früher vorkommen. Platonischer Wohlklang, H. P. Sturz<sup>2</sup> 1, 161 (1768): [In Italien] *ward ihr [der Angelika Kaufmann] empfänglicher Geist, unter Kunstwerken und in der guten Gesellschaft, ganz zum platonischen Wohlklang gestimmt*. Platonisieren im allgemeinen Sinne steht bei Herder 1, 41 Suph. (1764): *Die Machtsätze Johannes erklärt*

man aus der Bedeutung der Platonisirenden Christen; mit Beziehung auf die platonische Liebe bei Wieland 9, 125 (Aspasia):

*Wenn ihr je bei Mondenlicht im Grünen*

*Platonisieren wollt, platonisiert allein!*

ebd. 36: *Zu den Zeiten der Gnostiker und der Platonisierenden ersten Christen*; ebd. 38: *Welch ein Jude kann diese Platonisierende Erklärung ausstehen?* Platonist steht ebenfalls bei Herder 3, 115 Suph. im allgemeinen Sinne von Platoniker, d. h. Anhänger der Lehre Plato's: *solche feine Metaphysik über die Natur der Götter gehört in den Kreis der späteren Platonisten und Pythagoräer und in das heilige Murren ihrer Geheimnisse*; Wieland wieder nennt den Kambabus mit Beziehung auf seine Entsagung in der Liebe den *armen Platonisten* (10, 274); vgl. auch 9, 93 (Musarion 3): *die Schwärmerei der Platonisten*.

Plätschern gebraucht Jean Paul Quintus Fixlein 61 Hempel mit Übertragung auf den Ton: *damit er durch ein plätscherndes Murki den Kirchensprengel tanzend die Treppe niederführte*. Zu dem Belege aus Harsdörffer für das unumgelauteete plätschern füge man einen zweiten aus demselben Schriftsteller, abgedr. in den Mathemat. Erquickst. 3, 351 (1653): *der platschrende bach*. Platschig wird erst aus Weinhold und Hegel beigebracht, doch haben wir ein entsprechendes platschecht schon bei Sebiz Feldbau 754: *die Wölffen macht ihren kath mitten in den weg, ist darzu weich und platschecht*.

Platte. Eine besondere und wenn auch selbst bei Sanders nicht verzeichnete, so doch wohl in ganz Deutschland vorkommende Verwendung erfährt das Wort zur Bezeichnung der zur Aussaat geschnittenen Kartoffel; vgl. Schwerz, Prakt. Ackerbau 2, 447: *Man pflanzt ganze, halbe, viertel, einäugige Würfel, Platten (Kartoffelköpfe), ausgebohrte Augen, Schaben*.

Plätte (Wasserfahrzeug mit plattem Boden) ist ein in Norddeutschland weniger bekannter, in Österreich dagegen um so häufigerer Ausdruck, der auch schon fröh seinen Weg nach Schlesien gefunden hat. Die Plätte wird öfters gleichbedeutend mit Fähre gebraucht. Vgl. in der Schles. Ztg. vom 20. Juni 1887 (Abendbl.) den aus der Wiener Presse entnommenen Bericht über ein kurz vorher auf der Donau vorgekommenes Unglück: *Bei der Donau angelangt, bestiegen etwa 150 Wallfahrer die bereitstehende Plätte, um über die Donau zu setzen. Kaum hatte die Fähre das Ufer verlassen, ... verlor das Fahrzeug in Folge der heftigen Bewegung (Orkan) das Gleichgewicht und kippte um. Es haben sich 280—300 Menschen auf der Plätte befunden*.

Pötl, Rund um den Stephansthurm 136 (Reclams Universalbibl. 2411 und 2412) scheint unter der Platte nicht gerade die Fähre zu verstehen: *Andere Pilger, welche den edlen Sport des Angelns treiben, sitzen reihenweise auf Flößen und leeren Platten.* Man vgl. auch das bei Sanders Ergänzungsb. 389<sup>c</sup> verzeichnete absichtlich unterscheidende Wort Überfuhr-Platte. Die übergangenen und auch sehr entbehrlichen Zusammensetzungen Plattenabsonderung, Plattenart, Plattenbildung und Plattenbasalt seien hier genannt, weil sie bei Goethe vorkommen; s. Goethes Werke 33, 417, 436, 437. Plattenabdruck steht ebenfalls bei Goethe 23, 63 Hempel (Dichtung und Wahrheit, Buch 18) und das nur aus Dannenberg-Frantz belegte plattenförmig bei Goethe 33, 448 (1824). Neben Plattenhengst kommt auch Plattenpriester vor; vgl. Luther, Ref.-hist. Schr. 1, 215: *So St. Petrus Spruch, da er zu allen Christen sagt: Ihr seid ein königlich Priesterthum, kann den Vorstand geben, daß er leiblich beschorne und geschmierte Priester bedeute, daß also alle Christen, zu denen es saget ist Mann, Weib, Kind, Jung und Alt Platten und Oepriester sind: warumb sollt niht auch jemand dem Spruch St. Pauli ein solche Nusen stellen kunnten [so]? Plattform steht früher als bei Eggers (1756) in Duez, Nomenclator 237 (1663): *Une platte forme une platform, una piatta forma, plana forma*; desgleichen Platformer bei Schotelius 532. Im Sinne von Hochfläche belegt es Lexer aus Oken; vgl. darum Kant bei Engel, Philos. f. d. Welt 2, 163 (1777): *Die Länder in diesem Striche sind das, was Büache Plattsform nennt, nemlich hohe und mehrentheils wagerecht gestellte Ebenen, in denen die daselbst befindlichen Gebürge nirgend einen weitgestreckten Abhang haben, indem ihr Fuß unter horizontal-liegendem Lande vergraben ist.**

Plattheit. Von den Belegen gehen drei in das 18. Jahrhundert zurück; der älteste ist der Wielandische (Bunkliade aus dem Jahrgange 1778 des deutschen Merkur), sofern der angeführte Satz nicht erst 1798 in der Gesamtausgabe seine jetzige Fassung erhalten hat. Da nun Wieland das Wort Plattheit im geistigen Sinne auch im Jahre 1782 (Hor. Epist. 1, S. 69) hat, Adelung aber (1777) dasselbe noch nicht verzeichnet, so werden wir es einstweilen auf Wieland zurückführen müssen. Unter Plattkammer wird auf Kammer im fünften Bande des Wb. verwiesen, wo Hildebrand Sp. 111 darauf aufmerksam macht, daß es in herrschaftlichen, fürstlichen Haushalten eine besondere Plattkammer gebe, wo Wäsche geplättet werde. Solche Plattkammer (denn außerhalb Leipzigs, bez. Obersachsens spricht man das Wort mit dem Umlaut) kommt doch auch in durch-



aus unfürstlichen Haushaltungen, z. B. in geräumigen ländlichen Pfarrhäusern vor, oft freilich muß auch der Flur zur Aushilfe dienen; vgl. Fontane, Wanderungen 4, 235: *Der Pfarrstube war in eine große Plättkammer umgewandelt worden.* Plattkopf im übertragenen Sinne als Gegensatz zu Spitzkopf gebraucht Seume mit Vorliebe: man vergleiche außer den drei von Lexer beigebrachten Stellen noch Werke 2, 158: *Demut und die mit ihr verwandte Geduld sind Eseltugenden, die die Spitzköpfe den Plattköpfen gar zu gern einprägen*; 2, 212: *Zeitvertreiber sind die Erfindung der Spitzköpfe für die Plattköpfe.* Plattköpfig wird nur aus Oken belegt. Hier denkt man, auch wenn man kein Verehrer Heines ist und dessen häufige Anführung im Wörterbuche nicht billigt, doch sogleich an die bekannten Verse aus dem Buche der Lieder:

*In Lappland sind schmutzige Leute,*

*Plattköpfig, breitmäulig und klein.*

Plattnasig, das übergangen wird, steht bei Bode, Tristram Schandy 2, 61: *Stellen Sie sich eine kleine quappelichte platnasige Figur von einem Doctor Slop vor.* Plattnasicht findet sich schon bei Schottel 347<sup>a</sup>. Plattschnur (im Gegensatz zur rundgeflochtenen Schnur) ist heute ein bei Schneidern, Schneiderinnen und Posamentierern gewöhnliches Wort, das aber in den Wörterbüchern vor Sanders nicht vorkommt. Sanders bietet auch die entsprechende Plattlitze. Plattstein als Stellvertreter des gewöhnlich eisernen Plättbolzens haben wir bei Jean Paul, Quintus Fixlein 60, Hempel (Werke Bd. 3): *Sie konnte vor Vergnügen den Plättstein nicht in die Plätte schütteln.*

Platz fehlt als Übersetzung des lat. locus = Stelle in einem Buche; vgl. Belustigungen des Verstandes und Witzes 1, S. 23 (1741): *Daß diese gelehrten Helden an der Poesie und Bereitsamkeit einen Geschmack finden sollten, weil sie große Plätze aus den alten Dichtern und Rednern auswändig können, das wäre falsch geschlossen.* Daß diese Übersetzung von locus wenig Anklang gefunden hat und eigentlich nur noch in dem Worte Gemeinplatz (früher auch mit Gemeinort wechselnd) fortlebt, ist bekannt. Übrigens braucht der Gemeinplatz nicht unmittelbar aus dem Lateinischen herzurühren, sondern kann aus dem Holländischen entnommen sein, da in L. Meijers Woordenschat<sup>7</sup> 452 (Amsterd. 1698, wann zuerst erschienen?) für loci communes ghemeene plaatsen gegeben wird. Oder ist umgekehrt der holländische Ausdruck nur die Übersetzung eines noch älteren, nur bisher nicht nachgewiesenen deutschen? Zu Platze wird nur in der Wendung zu Platze legen = erlegen, niederstrecken vor-

geführt; doch sind mir aus norddeutscher (vielleicht auch weiter verbreiteter) Umgangssprache die Verbindungen etwas zu Platze bringen oder womit zu Platze kommen geläufig in dem Sinne des lat. in medio proponere, also zu Markte bringen, öffentlich mittheilen. Vgl. Wb. 4, 1, 90 (unter fräuleinen) den nd. Beleg aus Fr. Reuter.

GROSS-STRELITZ.

A. GOMBERT.

Berichtigung zu S. 259: Der Ausdruck: Pflichtstunden in der S. 259 angegebenen Bedeutung findet sich schon 1868 in der amtlichen Instruction für die Lehrer an höheren Schulen der Provinz Brandenburg §. 4: *Die Zahl der Pflichtstunden beträgt u. s. w.*

Gbt.

## LITTERATUR.

**A History of English Sounds from the earliest period with full word-lists.**

By Henry Sweet, M. A. Balliol Coll., Oxford; Hon. Ph. D. Heidelberg. Oxford, Clarendon Press 1888. XVI u. 409 S. 8°. 14 sh.

Als der junge englische Gelehrte Henry Sweet in den Transactions der Londoner Philological Society für 1873—74 einen Aufsatz von 163 Seiten unter dem Titel „The History of English Sounds“ erscheinen ließ, ahnte er wohl kaum den Erfolg, den das unscheinbare Schriftchen haben sollte, das auch noch für die English Dialect Society ausgegeben und außerdem bald in einer Sonderausgabe rapid ausverkauft wurde.

In Deutschland verdanken wir u. A. der Anregung, eine Anzeige des Buches zu schreiben, dem schwerwiegenden Aufsatz ten Brinks „Zum englischen Vocalismus“ im 19. Bande der Zs. f. deutsches Alt. und deutsche Litt. 1876 (1875).

Seither hat die englische Philologie manchen Schritt weiter gethan, und immer noch spielte das Büchlein eine wichtige Rolle auch in der lebenden Forschung; doch auch Sweet selbst war indessen nicht nur mit, sondern auch vielfach bahnbrechend vorangegangen, und dieser gewaltige Fortschritt in unserer Erkenntniß der englischen Sprachgeschichte tritt uns deutlich aus einem Vergleiche des nun vorliegenden neuen Werkes mit seinem ersten Entwurfe entgegen.

Die „historische Grammatik der englischen Sprache“, und zwar zunächst Laut- und Flexionslehre, hatte seit der vor mehr als einem Vierteljahrhundert erschienenen hist. Gramm. d. engl. Spr. von C. Friedr. Koch keine wissenschaftlich befriedigende Gesamtdarstellung gefunden; das Bedürfniß nach einer solchen mußte ein um so größeres sein, als einerseits den Germanisten, denen das Altenglische (Angelsächsische) ein mit jedem Jahre bedeutsameres Arbeitsfeld wurde, der weitere Verlauf desselben von zunehmender Wichtigkeit wurde, und andererseits die zahllosen sogenannten „Neuphilologen“ einer wirklich wissenschaftlichen Aufhellung des Neuenglischen dringend bedurften.

Das Altenglische oder Angelsächsische wurde zuerst im Jahre 1882 durch Sievers epochemachende Angelsächsische Grammatik in helleres Licht gerückt; wohl waren in Zeitschriften, besonders in Paul-Braunes Beiträgen, eine Reihe grundlegender Untersuchungen namentlich von Paul und Sievers selbst niedergelegt worden, die eine Menge Fragen der vergleichend-germanischen Grammatik in wesentlich neuem Lichte erscheinen ließen. Die Verwerthung dieses vielfach zerstreuten Materiales aber zu einer zusammenhängenden Darstellung des Angelsächsischen war ein nicht hoch genug anzuschlagendes Verdienst Sievers', was man aus den Wirkungen auf die Arbeiten der Folgezeit ersehen konnte. Von dem Standpunkte der neuen Erkenntniß des Altenglischen mußten die Ausblicke auf die darauf folgenden Perioden der englischen Sprachentwicklung zwar auch wesentlich neue sein, doch war für diese das Dunkel noch lange nicht gelichtet, und die Dinge lagen hier deshalb meist sehr im Argen, weil viele Forscher den mannigfach räthselhaften graphischen Erscheinungen kritiklos gegenüberstanden, anstatt festen Gesetzen lautlicher Entwicklung einerseits und graphischen Traditionen andererseits nachzuspüren. So entstand vielfach die Anschauung, die Zwischenstufen zwischen Altenglisch und Neuenglisch, das Mittelenglische, seien ein buntes Chaos, aus dem alles Mögliche werden konnte, so entstand u. A. Stratmanns Mittelenglische Grammatik, so noch in jüngster Zeit die einschlägigen Partien in dem unglücklichen Buche „Encyklopädie und Methodologie der englischen Philologie“ von G. Körting.

Daß das Mittelenglische kein Chaos von sprachlichen Zufällen und Willkürlichkeiten ist, zeigte außer einigen feinen Einzelerbeiten im Zusammenhange einer Gesamtdarstellung der Sprache des größten mittelenglischen Dichters ten Brink in seinem grundlegenden Werke über Chaucers Sprache und Verskunst, 1884.

Mit Sievers einerseits und ten Brink andererseits waren Ausgangs- und Mittelpunkte geboten, an die die Einzelforschung sich zielbewußt und erfolgreich anschließen konnte, und die letzten Jahre haben auch auf dem Gebiete des Mittelenglischen ganz andere, dauernde Ergebnisse gebracht als vordem; namentlich sei hier Lorenz Morsbachs trotz der mindestens anfechtbaren Grundanschauung lehrreiches Büchlein: „Über den Ursprung der neuenglischen Schriftsprache“ 1888 genannt.

Wenn nun weitgehende methodische Einzelsarbeit auf dem Gebiete des Mittelenglischen und den verschiedenen Stufen des Neuenglischen das dringendste Erforderniß für die Zukunft ist, so war eine Zusammenfassung der lautlichen Entwicklungsreihen nach großen Gesichtspunkten, und die Darstellung dieser selbst nicht weniger ein Bedürfniß. Eine solche wird uns in der vorliegenden neuen Bearbeitung der „History of English Sounds“ geboten, einer „histor. Gramm. d. engl. Spr. erster Theil“, die Lautlehre umfassend, aus der begreiflicherweise eine Fülle werthvoller Streiflichter auch auf flexivische Erscheinungen fallen muß.

Die erste Auflage von 1873—74 ist dem neuen Werke gegenüber ein kühner Entwurf, der nun nur mehr historisches Interesse hat; das neue Werk ist ein abgeschlossenes Lehrbuch, das sowohl dem Germanisten und Studierenden der englischen Philologie, als auch dem Schulmann, sofern er Lehrer des Englischen ist, unentbehrlich sein wird.

Der Plan des Werkes ist ein äußerst glücklicher, indem der Darstellung der einzelnen englischen Sprachperioden einige Capitel sprachgeschichtlicher Principienlehre vorangeschickt werden, die Sweet's, Sievers', Paul's u. A. Forschungen in der bei Sweet bekannten klaren und einfachen Ausdrucksweise auch Anfängern und Fernerstehenden näher bringen werden. Es umfaßt diese Einleitung folgende Abschnitte: 1. Phonetics; 2. Sound-Change, und zwar Internal-Isolative, Internal-Combinative, Acoustic Changes, External Changes, General Principles; 3. Origin of Speech-Sounds; 4. Origin of Dialects; 5. Sound Representation. Es ist von diesen einleitenden Capiteln ein weit und tiefgreifender Einfluß auf die sprachgeschichtlichen Studien zu erwarten, und wenn vielleicht auch Manche jetzt glauben werden, sie hätten all das längst vorher schon gewußt, so wird es wenigstens erfreulich sein, daß man in künftigen einschlägigen Arbeiten diese Principien verworther finden wird, die vorher in der Regel nicht verwalteten.

Nebenbei bemerkt wird es Vielen willkommen sein, hier in Kürze und doch mit nöthiger Vollständigkeit Sweet's phonetisches System und sein Organic Alphabet, das im Verlaufe des Buches beständig zur Transcription verwendet wird, dargestellt zu finden.

Den Inhalt der eigentlichen History of English Sounds mögen die Überschriften der einzelnen Abschnitte veranschaulichen.

Arian Sounds. Germanic Sounds, kurze, klare Übersicht auf Grund der neuesten grammatischen Forschungen. Runes. Old English Sounds, hierin die Sievers'schen metrischen Untersuchungen mitverwerthet. Scandinavian Sounds, sehr werthvoll, doch leider nur vier Seiten; der Einfluß des Skandinavischen auf das Englische und zwar namentlich das Mittenglische ist ja bekanntlich noch eines der peinlichsten Probleme, deren Lösung immer dringlicher wird. (In gleicher Weise gilt dies vom niederdeutschen Einflusse, beziehungsweise Einflüssen, die Sweet nicht besonders heransieht, deren Bedeutung aber namentlich durch Skeat und ten Brink eindringlichst nahegelegt wurde. Am besten sind wir bekanntlich mit den romanischen Lehnwörtern daran, die im englischen Sprachkörper am leichtesten als fremde An- und Einwüchse erkannt wurden und deren Durchforschung von Seite hervorragender Romanisten schon deshalb nicht versäumt wurde, weil die rührige romanische Sprachwissenschaft ihrer nicht entzathen konnte. Sweet geht nur nebenbei auf die romanischen Laute im Englischen ein, und zwar bei Besprechung der mittenglischen Orthographie. Soviel läßt sich freilich für das Englische daraus nicht gewinnen, wie umgekehrt aus dem Englischen für das Französische, doch wären einige wenige Seiten nach den trefflichen Arbeiten von ten Brink, Sturmfels, Behrens ebenso leicht einer nächsten Auflage einzufügen, als sie unentbehrlich sind. Die bunten Doppelformen, in denen französische Lehnwörter je nach Stamm- oder Endungsbetontheit im Französischen ins Englische treten, spiegeln sich im Mittel- und Neuenglischen zwar mehr in der Orthographie, die sich auch auf Einheimisches übertrug, als in der Aussprache wieder, doch erscheint mir ein zusammenhängendes französisch-lautgeschichtliches Capitel vor dem orthographischen wünschenswerth, zumal da ja Sweet gerade die seltene Gabe besitzt, scheinbar Verwickeltes in treffender Kürze klarzulegen. Fälle, wie z. B.

*revenge* von den endungsbetonten Formen des Verbs gegenüber dem frz. *revanche* können gewissermaßen als feste Werthe übernommen werden, nicht so z. B. die Resultate von frz. *q* vor und nach dem Tone u. A. m.) Middle English Sounds. Hier, sowie bei den Old Engl. Sounds als Einleitung: Dialects und Texts, Orthography, Metre and Stress, Quantity. Beachtenswerth ist die Periodisierung: 1050—1150 Old Transition, —1300 Early Middle English, 1300—Late Middle Engl., 1450—1500 Middle Transition. Dabei scheidet Sweet jene Gruppe von Denkmälern, für die ich kürzlich (in der Einleitung zu meiner Ausgabe der Winteneys-Version der Regula S. Benedicti) den Ausdruck „Neuenglisch“ zu vindicieren versuchte, treffend ab: „such texts do not represent any actual language“. Bei den Modern English Sounds tritt begreiflicherweise das dialectische Moment zurück, und auch eine Übersicht der Denkmäler macht der Aufzählung der Phonetic Authorities, der Orthographisten, Orthoepisten und Grammatiker von Palgrave bis Sheridan (nach Ellis' großem Werke On Early English Pronunciation) Platz. Das Modern English, was wir auf deutsch meist „Neuenglisch“ nennen, periodisiert Sweet folgendermaßen: 1500—1600 First Modern English, 1600—1700 Second Mod. Engl., 1700—1800 Third Mod. Engl., 1800—1850 Early Living English, 1850—1900 Late Liv. Engl.

Schon bei der Besprechung der Middle English Sounds wurden die nordenglischen Dialecte zu Gunsten der süd- und mittelländischen zurückgesetzt; bei Sweet, der praktisch und klar ein Ziel vor Augen hat, handelt es sich zunächst darum, das was wir heute englische Schriftsprache oder besser Gemeinsprache nennen, geschichtlich in seinen Hauptzügen zu begründen, und so stehen für das Mittelenglische die südenglischen und mittelländischen Quellen; soweit sie für die Bildung der *norm* in Betracht kommen, im Vordergrund. Es ist keineswegs versucht, die altenglischen Laute durch alle litterarisch bezeugten Dialecte gleichmäßig zu verfolgen oder, was in diesem Falle gleichbedeutend wäre, Parallelgrammatiken der einzelnen Dialecte zu liefern. Für das Modern English treten naturgemäß die nordenglischen Dialecte gänzlich zurück, und ihr litterarischer Repräsentant, das sogenannte „Schottische“, wird überhaupt nicht weiter berücksichtigt. Nicht als Tadel, sondern nur als Wunsch für eine nächste Auflage des Buches, das doch bestimmt ist, in Aller Händen zu sein, sei dem Verfasser nahegelegt, ein Capitel über das „Schottische“ anhangsweise beizufügen. Das bahnbrechende, doch leider immer noch einzig dastehende Werk über die schottischen Dialecte, Murray's Dialect of the Southern Counties of Scotland ist lange vergriffen und so selten, daß die Wenigsten Gelegenheit haben, sich über die richtige Sachlage bezüglich des Schottischen zu belehren, über das die abenteuerlichsten Ansichten noch nicht ausgestorben sind. Wenn nun aber auch das Nordenglische zur Zeit, wo es sich „Schottisch“ anstatt „Englis“ nannte, viel mehr vom Südenglischen beeinflusst wurde wie vorher, so sind dennoch eine Reihe namentlich orthographischer Sonderentwickelungen zu wichtig, um von einer History of English Sounds ausgeschlossen zu werden; beispielsweise sei nur auf Eigennamen wie Laing, Dalziel, Mackenzie u. A. hingewiesen.

Living English Sounds, nur wenige Seiten, weil in dem Vorhergehenden eine Menge vorweggenommen, doch trefflich; beachtenswerth dabei

u. A. die Andeutungen über *level-stress*, und unter Quantity der quantitative Ausgleich zweier Silben, wie in *better*.

Es folgen nun: First Word-List (Old-Middle-Modern) und Second-Word-List (Living-Old). Erstere Liste enthält 2143 (gegen 1751 der ersten Auflage) Wörter, nach den altenglischen Vocalen angeordnet, in altenglischer, bez. skandinavischer Form mit ihren mittelenglischen und neuenglischen Entsprechungen, die neuenglischen in moderner Orthographie und daneben in phonetischer Transcription. Hiebei sind die Ansätze nicht etwa — was bei der ersten Auflage für das Mittelenglische mit Recht beanstandet wurde — bloß theoretisch construiert, sondern reichlich für alle Perioden mit Belegen versehen. Man kann da wieder sehen, was Sweet seit der ersten Auflage gearbeitet haben muß. Die Anlage ist außerordentlich praktisch, wie Jeder aus dem Gebrauche, der durch den Index to first Word-List wesentlich erleichtert wird, ersehen wird. Mit einem Blicke sind die lautlichen und graphischen Entsprechungen klar zu übersehen, und die vierte Columnne, die phonetische Transcription des Modernenglischen, wird sich nicht nur für sprachgeschichtliche Zwecke, sondern auch allen denen, die sich über die moderne Aussprache belehren wollen, nützlich erweisen. Mit unbarmherziger Consequenz werden nämlich die Wörter dargestellt, wie sie wirklich lauten, und so enthält diese Liste thatsächlich das beste und erste phonetische Pronouncing dictionary, soweit es sich um „the majority of the words of Old English or Scandinavian origin still in common use“ handelt. Ebenso dankenswerth ist die Second Word-List, die, den umgekehrten Weg einschlagend, die neuenglischen Wörter voranstellend, drei Columnnen enthält: die phonetische Transcription, die moderne Orthographie und die altenglische Entsprechung (das Mittelenglische und die Belege brauchten hier nicht wiederholt zu werden). Die Anordnung geschieht hier nach den Vocalen der lebenden Aussprache.

Zum Schlusse finden sich Tables über I. Sound Change, II. Form of Letters, III. English Vowels (Alt-, Mittel-, Neuenglisch), ebenso übersichtlich IV. Old-English Dialects, V. Middle-English Dialects (doch nur Südlich, Ostmittelländisch, Kentisch, Chaucer, dem Altenglischen gegenübergestellt, entsprechend der oben angedeuteten Behandlungsweise im Texte), VI. Modern English Vowels. — Contractions.

Dies der Inhalt des in seiner Behandlungsweise durchaus originellen Werkes. Es ist echt englisch, nicht nur in der energisch und praktisch auf die Hauptsache losgehenden Methode, sondern auch in der etwas anfechtbaren Kühnheit, nicht viel links noch rechts zu sehen, sondern aus dem Ganzen selbständig zu gestalten. Die hauptsächlichsten Leistungen Anderer, besonders aber Derer, die ihm congenial erschienen, hat Sweet verwerthet, wie er ja auch zum Schlusse der Vorrede seine bescheidene Dankbarkeit gegenüber fremder Forschung in die schöne Huldigung ausklingen läßt: „If I had to dedicate this book, it would receive on its title-page the four names of Bell, Ellis, Paul, and Sievers.“ Ja, man wird sich oft fragen müssen, ob man da und dort einen Paul'schen oder Sweet'schen Gedanken wieder zu erkennen hat. Im Einzelnen aber wird man gewiß Manches vermissen, was anderswo schon gesagt worden ist. Freilich dürfte Niemand es Sweet verargen, wenn er über die zahllosen deutschen Einzelarbeiten

abermals wie in seiner Vorrede zu den *Oldest English Texts* in Unmuth ausgebrochen wäre, denn die Art, wie dieselben in die Öffentlichkeit dringen oder vielmehr häufig lange verborgen bleiben, ist eine unsägliche Misère. Am ehesten sollten die Docenten an deutschen Universitäten doch in der Lage sein, über wirklich Erschienenes oder im Erscheinen begriffenes orientiert zu sein. Doch wie es damit steht, dürfte bekannt sein. Wie viele Specialarbeiten müssen, nahe der Vollendung, aufgegeben werden, weil plötzlich das gleiche Thema anderswo bearbeitet erscheint! Wie viel verlorene Arbeit und Verdruß wäre alljährlich da zu ersparen, wo doch das Arbeitsfeld noch genügend Raum für alle hat! Wenn dies an deutschen Universitäten der Fall ist, wie mag es dann Dr. Sweet in Bath damit ergehen! So darf man sich nicht wundern, wenn er endlich auf diese Einzelheiten verzichtete und entschlossen seinen eigenen Weg ging. Freilich, was Sweet ten Brink verdankt, wird nicht gesagt, und wo er dessen Arbeiten nicht verwerthet, ist es für sein Buch gewiß nicht von Vortheil.

Sweet ist durch und durch Engländer und mit Bewußtsein; aus seiner Eigenart heraus wollte er seine *History of English Sounds* darstellen, und wer sich der daraus erwachsenden Vortheile erfreut, muß sich eben auch damit zufrieden geben. Er hat einmal bei Besprechung von Joh. Storm's englischer Philologie (in den *Gött. Gel. Anz.* 1881, St. 44, p. 1407) diesen Gelehrten folgendermaßen charakterisiert: „Storm's Geist ist vor Allem praktisch und conservativ; auch darin ist er echt englisch, daß er sich öfter scheut, seine eigenen Principien vollständig durchzuführen.“ Es ist merkwürdig, wie diese Charakteristik auf Sweet selbst anzuwenden ist, vor Allem eine Scheu, alle Consequenzen seiner Aufstellungen selbst zu ziehen.

Wir Deutsche, die wir leicht in den umgekehrten Fehler verfallen, Theorien und Systeme aufzustellen, ehe uns die Beobachtung der Thatfachen die volle Berechtigung dazu gibt, werden in Sweet's Buch die zusammenhängende Darstellung mancher Lautgesetze vermissen, mit denen Sweet an verschiedenen Stellen operierte, ohne ihren Umfang fest abzugrenzen. So wäre es beispielsweise von Interesse, über die Frage der Vocaldehnung und Vocalverkürzung Sweet's Ansicht im Zusammenhange zu hören. W. Fick's Aufsatz: *Vocalverkürzung in englischen Wörtern germanischen Ursprungs* (*Engl. Studien* VIII, 502—510), Ferd. Brück's Dissertation „*Die Consonantendoppelung in den mittelenglischen Comparativen und Superlativen*“ (Bonn 1886) haben werthvolle Zusammenstellungen ergeben; die Hauptschwierigkeit liegt hierbei freilich in der Chronologisierung der Lautgesetze.

Oder die wichtige Erscheinung, die Sweet *group-lengthening* nennt, namentlich die Längungen und späteren Kürzungen vor *nd*, *ng*. Sweet berührt diese Punkte an verschiedenen Stellen verstreut, ohne daß man ein klares Bild darüber gewinnt, welche Vocale vor *nd* und *ng* gelängt wurden, welche gekürzt wurden, und in welche Zeit die einzelnen Erscheinungen zu setzen sind. In §. 694 erklärt er *ō* in *lōng*, *hōnd*, *cōmb* entstanden aus *group-lengthened* Angl. *ā*; warum haben wir aber heute *hand*, *land*, *sand*, *lamb* u. s. w. gegenüber *strong*, *long*, *wrong*, *comb*? Die lebend-englische Lautform, die einzige über die wir mit völliger Sicherheit urtheilen können, bietet, als die Resultierende der verschiedensten Kräfte, meist den sichersten Ausgangspunkt

besonders in Fällen wie der vorliegende, in denen heute der Unterschied zwischen *a* und *o* weit größer ist als zu einer Zeit, wo *a* noch *a* lautete. Der im Wesentlichen durchgeführte Gegensatz von *land* : *long* u. s. w. dürfte doch wohl auf alte Quantitätsunterschiede zurückgehen, indem die *a*-Formen die Kürze, die *o*-Formen die Länge widerspiegeln; warum wir dementsprechend aber z. B. *lamb* auf kurze oder verkürzte Vocalform zurückzuführen haben, ergibt sich aus der Analogie der dem Verkürzungsgesetze unterworfenen Composita (Deminutiva) wie *lambkin*, *lambswool* u. a., wogegen *comb* zugleich als Verb dem Einfluß etwaiger Compositionen widerstehen konnte und *womb* auch kaum viel componiert erscheinen dürfte. Aus dem Verkürzungsgesetze in Compositis erklärt sich ebenso *hang* (*hangman* u. a.) statt *hong*; nicht hierher gehört trotz dem Anscheine seines Zusammenhanges mit *band* das Wort *bond*, *bondman* u. a. m., denn dies ist etymologisch davon zu scheiden.

Für die Frage, wie lange die Lautgruppe *-end* lang war, könnte das Verbum AE *lænan*, NE *lend* vielleicht einen brauchbaren Wink geben. ten Brink (Chaucers Sprache und Vok. §. 50) erwähnt bei Besprechung AE schw. Verba mit *æ* im Stammvocal, deren Prät. und Particip. neben seltenerem *e* ein *a* zeigen, „nur *mente*, *lente*, weil in der ersten Hälfte der ME Periode *mende*, *lende* mit langem oder doch schwebendem *e* galt.“ Aus diesem *lende*, *lende* muß sich mit Nothwendigkeit ergeben, daß NE *lend* nicht nach Analogie der Präterita *spēnte*, *wēnte*, *bēnte*, *sēnte* oder des Particip. *ēnt* sich zu seinem *lēnte* einen Infinitiv *lēnde* bilden konnte, wenn nicht auch noch nach der ersten Hälfte der ME Periode die Infinitive *spende*, *wende*, *bende*, *sende*, *ende* dem Inf. *lēne* auf halbem Wege entgegengekommen wären, d. h. also langes *e* bewahrt hätten. Nur nach langem betonten Vocal wird nämlich die Lautverbindung *-nd* unfest, d. h. wechselt in Folge flexivischer Einflüsse (*s* des Genitivs, des Plurals, der 3. Sing. Präs. bei Verben u. ähnl.) mit *n*, wie schon früh ME in *spene* für *spende*, Owl a. Night. 1549, u. a. m. und in NE *tine*, *woodbine*, *line* : *lime*, *lawn* und *hind*, *round* (Verb, neben *roun*), *sound*, *astound gown*(*d*) u. a. m. Unbetontes *and* oder Composita wie *handkerchief*, *brannew* zählen natürlich nicht mit. Es konnte also ein *lēne* nur an Formen wie *wēnde*, *bēnde*, *ēnde* sich anschließen; es würde demnach nicht, wie früher meist behauptet wurde, *lend* sein *d* und damit seine Kürze seinem Prät. und Particip. *lent* verdanken, welches nach *bent*, *went* u. a. den Infinitiv mit einem gewaltigen Sprunge von *lēne* zu *lēnde* gemacht haben mußte, sondern umgekehrt der Inf. *lēn*(*d*)*e*, nachdem er einmal sich *bēnde*, *wēnde* u. a. angeschlossen, mit weit weniger Schwierigkeit sein *lēnt* zu *lēnt* angeglichen haben. Wenn dies richtig ist, und da sich *lend* neben dem älteren *lēne* erst recht spät festzusetzen scheint — nach Stratmann und K. Oliphant, The New English, erst im Promptorium Parvulorum um 1440 — würde die ganze Lautgruppe *-end* noch um diese Zeit als *-ēnd* anzusetzen sein, während man sich meist mit dem Hinweis auf einige Doppelschreibungen (*eende*) bei Wiclif begnügte.

Ich muß gestehen, daß mir die Fragen nach dem Umfang und den Zeiten der Längungen und späteren Verkürzungen vor Consonantenverbindungen, über die ich noch manche Vermuthungen und Zweifel vorbringen könnte, die aber besser diese Anzeige nicht belasten, noch sehr der syste-



matischen Untersuchung bedürfen. Wie weit Sweet selbst darüber zu festen Ergebnissen gelangt ist, läßt sich aus seinem Buche aus den genannten Gründen durchaus nicht erkennen. Es liegt mir auch ferne, ihm daraus einen Vorwurf zu machen, denn sein Buch enthält so massenhafte Anregungen und kurze Hinweise, die zur Einzelarbeit anreizen, daß man dafür allein dankbar sein muß. Welche Streiflichter fallen nicht auf die Flexionslehre! So sei nur beispielsweise darauf hingewiesen, daß Sweet's feine Functionstheorie der stimmlosen und stimmhaften Consonanten als starke und schwache Formen eine Reihe von flexivischen Erscheinungen naturgemäß erklärt; so haben wir auch im Obigen die *t* in *lent*, *went* u. a. aufzufassen. Vgl. Sweet §. 45, 754.

Auf weitere Einzelheiten einzugehen, gestattet der Raum hier nicht, und es ist auch hier nicht nöthig. Mit freudiger Dankbarkeit sei das Buch dem Sprachforscher und Schulmanne empfohlen, nicht weniger den Studenten, denen allen es hoffentlich gar viel des „tedious toil and groping after light“ das der berühmte Verfasser daran gewendet, ersparen wird.

FREIBURG i. Br., Januar 1889.

A. SCHRÖER.

Elias Steinmeyer, Über einige Epitheta der mhd. Poesie. Rede beim Antritt des Proreectorats. Erlangen 1889. 20 S. 4.

Eine trotz ihres geringen Umfangs sehr lehrreiche und anregende Abhandlung. St. zeigt, daß manche Adjective in der mhd. Dichtung zu gewissen Zeiten vornehmlich im Reime vorkommen. Sie gehören somit nicht dem lebendigen Sprachschatz des betreffenden Dichters an, sondern sind entweder im Veralten oder erst im Aufkommen begriffen. Die erstere Classe führt zur Erörterung der sogenannten unhöfischen Wörter, die St. im Ganzen wie Bötticher beurtheilt (Germ. XXI, 277). Von Vertretern der zweiten Classe behandelt St. hauptsächlich die Adjectiva *klar*, *kluoc*, *wert*, *gehiure*. Er macht es wahrscheinlich, daß sie aus dem Md. in den oberdeutschen Sprachschatz eingedrungen, und daß insbesondere Wolfram den Vermittler gespielt.

Warum wird Veldekes Dichtung immer wieder als *Eneit* citiert, während sie doch *Eneide* hieß (vgl. v. 13510 und meine Einl. S. 88)?

GIESSEN, den 31. December 1889.

O. BEHAGHEL.

### Mittheilung.

Die Fortführung von Bartsch's Bibliographie durch Dr. Gustav Ehrismann wird im ersten Hefte des nächsten Jahrgangs ihren Anfang nehmen.